Baltische Monatsschrift

0902
.142

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Robert Weiß.

XXXIX. Band.

Reval, 1892.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: Alexander Stieda. Leipzig: Rud. Hartmann.

Digitized by Google

Дозволено цензурою. — Ревель, 23-го Ноября 1892 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Digitized by Google

Inhalt.

A. Abhandlungen und Aufsätze.

	Seite
Aus den Tagebüchern des Grafen P. A. Walujew	1
Der Prinz von Homburg und seine Beziehungen zu Kurland. Von A. Seraphim 18	106
Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders. Herausgegeben von L. von Schroeder 32 89 146 214	285
Der Arzneischatz der Aerzte Rigas vor 300 Jahren. Von Dr. J. Lemcke	41
Zum neuen Jahr. Von N. C.	58
Dr. Nicolai Bülow, 40 Jahre in Rußland. Von G. v. Hansen	60
Livländische Correspondenz	64
Theodor Storm. Von E. S.	75
Rückblick auf die 60er Jahre	121
K. E. v. Baers 100jähriger Geburtstag. Von B. v. S.	123
Die Brederlosche Gemäldesammlung in Riga. Von W. Neumann	129
Zur Erinnerung an K. E. v. Baer. Von Prof. Dragendorff	161
Die Poesie im Recht. Von Prof. C. Erdmann	185
Die Infectionskrankheiten und ihre Heilung. Von Prof. C. Dehio	199
Hermann Marsow. Von G. v. Hansen	236
Alexander Graf Keyserling. Ein Gedenkblatt von Prof. E. Russow	249
Die holsteinischen Truppen bei der Thronbesteigung Katharinas II. Von Dr. Bienemann	273
Eine Bekanntschaft mit Hans Bülow. Von O. Eblis	302
Karl v. Ditmar. Ein Nachruf von L. v. Schrenck	312
Die Fürstin Natalie Borissowna Dolgoruki. Von Prof. Enselmann	315
Luthers Stellung zu den Juden. Von Fr. Lezius	336
Aus einem Kirchenbuche des Pastorats Pernigel. Von S.	356
Streifzüge durch die neueste deutsche Erkenntnißtheorie, Psychologie und Logik. Von M. v. Stern 363	673
Mittheilungen aus der indischen Poesie. Von v. Glasenapp	375
Zum 50jährigen Jubiläum der ehstländischen lit. Gesellschaft. Von Bgn.	405
Die genealogischen Handbücher des baltischen Adels	407
Bismarck und Oesterreich bis 1866. Von G. Rathlef 411	478
Görgeis Waffenstreckung bei Vilagos. Von H. D.	482

500988

Digitized by Google

Seite

Das Spiel. Von Prof. Erdmann 445
Herzog Wilhelms Exil und Ende. Von E. Seraphim 513
Feldmarschall Graf Münnich. Von Prof. Engelmann 545
Russische Dichter und Schriftsteller in Livland. Von F. Waldmann . 572 609
Kunstwerke im alten Livland. Von C. Mettig 586
Der griechische Minus. Von Prof. Hörschelmann 593
Aus dem Gebiete des baltischen Privatrechts und Civilprocesses. Von S. . . 645
Ewige Personen. Von Prof. Erdmann 661

B. Besprochene Bücher.

40 Lieder von einem Deutschen. Von H. D 71
Wittschewsky, Die Zoll- und Handelspolitik Rußlands. Von Tr. 126
A. und E. Seraphim, Aus Kurlands herzoglicher Zeit. Von Bgn. 176
A. Bergengrün, Aufzeichnungen des Rathssecretärs Joh. Schmidt. Von F. Bienemann 181
Neumann, Das mittelalterliche Riga. Von Bgn. 244
Mertens, Rußlands Bedeutung für den Weltgetreidemarkt. Von B. v. S. . 247
Hilty, Glück. Von B. v. S. 346
Rottbeck, Das drittälteste Erbebuch Revals. Von St. 400
Verhandlungen der dritten ord. Generalsynode der evangelischen Landeskirche Preußens. Von Bgn. 455
v. Hirschheydt, Giulio Monti. Von G. v. Glasenapp 459
J. Kupffer, Faustcommentar. Von G. v. Glasenapp 626
A. v. Oettingen, Hippels Lebensläufe 682

Digitized by Google

Aus den Tagebüchern des Grafen P. A. Walujew.

Der am 27. Januar 1889 verstorbene ehemalige Minister des Inneren und der Reichsdomänen, sowie Präsident des Ministercomités, Staatssecretär Graf Peter Alexandrowitsch Walujew hat bekanntlich mehr als ein Decennium hindurch in amtlicher Stellung in den baltischen Provinzen gelebt. Auf besonderen Wunsch Kaiser Nikolaus' wurde Walujew, der vorher Beamter der kaiserlichen Kanzlei gewesen war und über zwei Jahre lang unter dem Statthalter Fürsten Paskiewitsch in Warschau gearbeitet hatte, im Jahre 1845 dem baltischen Generalgouverneur, General Golowin, attachirt, in der Hoffnung, daß der junge Beamte durch seine Fähigkeiten wie durch seine Zuverlässigkeit überaus nützlich sein werde. Wie sich diese Hoffnung erfüllte, ist u. A. gelegentlich des Heinganges Walujews in der „Balt. Monatsschrift" und an anderen Stellen angedeutet worden. Eigene Aufzeichnungen Walujews über diese Periode seiner staatlichen Wirksamkeit sind im vorigen Jahre erst bekannt geworden.

Unmittelbar nach dem Tode Walujews wurde mit Sicherheit gemeldet, daß der Staatsmann, der während der Regierung Kaiser Alexanders II. so großen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ausgeübt, wichtige Memoiren hinterlassen habe, deren Veröffentlichung indessen für eine spätere Zeit vorbehalten sei. Außerdem war schon früher bekannt geworden, daß Walujew Aufzeichnungen über die Erlebnisse des Tages jahrelang für sich geführt hatte, von denen es hieß, daß sie gleichfalls für längere Zeit der Oeffentlichkeit vorenthalten werden würden. Nun aber bereitete uns die in Petersburg erscheinende historische Monatsschrift „Russkaja Starina" (1891 April bis November), herausgegeben von M. Sjemewski, eine Ueberraschung, indem sie Tagebuchblätter des Grafen Walujew veröffentlichte. „Zu Beginn der achtziger Jahre" — so bemerkt die Redaction der genannten Zeitschrift —

Digitized by Google

„übergab uns der verstorbene Graf P. A. Walujew in Abschriften Auszüge aus seinen während der Jahre 1847—60 geführten Tagebüchern. Wie die Leser weiter ersehen werden, war Graf Walujew schon 1847 mit seinem Tagebuche unzufrieden. In den letzten Jahren hat der Graf einen bedeutenden Theil seines früheren Tagebuchs der Vernichtung preisgegeben. Wir haben Gelegenheit gehabt, die Originalhandschrift desselben zu sehen, welche in Bänden nicht sehr großen Quartformats bestand. Ausgerissen und verbrannt hatte Graf Walujew nicht nur die den Eingang bildenden Blätter (1845—46), sondern auch viele Bogen aus dem gesammten übrigen ersten Theile des Tagebuchs, d. i. bis 1861."

Das Tagebuch Walujews beginnt mit folgender Aufzeichnung: „Steinsee (Kurland, 15 Werst von Kalkuhnen), 20. Juni 1847. Mehr als sechs Monate sind seit der Zeit vergangen, wo die vorhergehenden Zeilen niedergeschrieben wurden. Es hat sich nichts der Aufzeichnung Werthes ereignet. Ueber mich selbst kann ich nur bemerken, daß diese sechs Monate für mich ziemlich monoton waren. Aber ich machte die Erfahrung, daß solche einförmig verlaufende Tage bedeutend wohlthätiger wirken, als viele andere von mir durchlebte, Dank Demjenigen, dessen Gnade mir eine Reihe heiterer und ruhiger Tage nach langwieriger und schwerer Krankheit sandte und der mir beschieden hat, ein halbes Jahr ohne neues Unglück und neuen Kummer zu verleben.

Riga, 1. November 1847. In der von mir unternommenen livländischen, zeitgenössischen Chronik eine neue Lücke, und zwar eine Lücke von einem Jahre! Meine früheren Aufzeichnungen aufs Neue lesend, halte ich es für meine Pflicht, allem Nachfolgenden einige entschuldigende Erklärungen vorauszuschicken. Ich bekenne, daß nicht nur in dem von mir Niedergeschriebenen, sondern auch in meinen Gedanken nicht die entsprechende Folgerichtigkeit wahrzunehmen ist. Vieles ist oberflächlich, vieles einseitig beurtheilt worden, bei vielen Dingen finde ich gewisse überflüssige Vorbehalte, gleichsam als ob dieselben durch stille Vorwürfe des Verstandes über die Unreife oder nicht ausreichende Motivirung meiner Ansichten erzwungen worden. Die Verschiedenartigkeit der Umstände und der Ereignisse spiegelt sich allzu sehr in den von mir ausgesprochenen Ansichten wieder. Obgleich ich mich einigermaßen rechtfertigen kann, erstens damit, daß ich die Dinge mehr betrachtet habe en homme, occupé d'affaires personelles wie en homme, occupé d'affaires publiques, dann aber damit, daß die Dinge zusammenhanglos oder flüchtig vorübergingen, immerhin aber hätte von Zeit zu Zeit etwas kühlerer Verstand bei der Beurtheilung augenblicklicher Eindrücke vorwalten müssen. So war z. B. gegen Ende des Jahres 1845 keine solche Wichtigkeit den Persönlichkeiten Opotschinins und des Grafen

Digitized by Google

Tolstoi beizulegen; zu Anfang 1846 war nicht Hrn. G—n nachzusprechen, daß die Deutschen zu Grunde gingen, und gegen Schluß desselben Jahres war die Angelegenheit betr. die Kirchenconvente nicht für eine wichtige zu halten."

Wir bemerken hiezu, daß der Flügeladjutant Obrist Opotschinin im Jahre 1845 zur Veranstaltung von Untersuchungen gegen die „Verbreiter lügnerischer Gerüchte" nach Livland abcommandirt wurde, während Graf Dmitri Nikolajewitsch Tolstoi (ein Vetter des nachmaligen Ministers des Inneren) als Beamter zu besonderen Aufträgen beim Generalgouverneur Golowin angestellt war. Tolstoi, der im März 1884 im Alter von 78 Jahren starb, hat bekanntlich ein s. Z. vom „Russki Archiv" veröffentlichtes Tagebuch über seinen Aufenthalt in Riga hinterlassen, in welchem auch wiederholt Opotschinins Erwähnung geschieht, dessen Ansichten als „unrichtig" und, wie es scheint, „gewissenlos" bezeichnet werden. Opotschinin sei von der Ansicht ausgegangen, keinerlei Rechte zu verletzen, aber erforderlichenfalls dann und wann zu außergesetzlichen Maßnahmen zu greifen. So sei er u. A. dafür gewesen, die über ganz Livland zerstreuten Uebergetretenen auf den Kronsgütern anzusiedeln. Im Januar 1846 wurde Opotschinin seiner livländischen Mission entbunden.

5. November. Die italienischen Componisten schöpfen ihre Töne aus einem Meere von Gefühlen, aber um eine deutsche Oper zu verstehen, dazu reicht Gehör und Herz nicht aus, geistige Arbeit ist dazu erforderlich. Mir scheint es immer, daß die deutschen Lyriker künstlich und absichtlich überlegen, um eine Stimmung so zum Ausdrucke zu bringen, daß man sie nicht so bald erkennt. Sie schreiben ihre Opern für Wenige. Das ist nicht zu rechtfertigen. Symphonien, Quartette ꝛc. schreibt, wie ihr wollt und für wen ihr wollt, das Theater aber ist für die Massen und nicht für Wenige geschaffen. Daher muß auch die lyrische Musik für die Massen und nicht ausschließlich für Kenner des Generalbasses geschrieben werden.

7. November. Etwas bereits Erfundenes zu erfinden, ist eine recht überflüssige Arbeit, indessen scheinen die Slavophilen hierzu einigermaßen geeignet zu sein.

9. November. Unlängst fanden in Palermo lärmvolle Unordnungen während einer Theatervorstellung statt. Das Publicum äußerte seine Unzufriedenheit über den Director, weil dieser für die ersten Fächer ungeeignete Kräfte engagirt hatte. Die Direction führte bei der Obrigkeit Beschwerde und überreichte zugleich ein von der Polizei beglaubigtes Verzeichniß der Unruhestifter. Luogotenente duca di Majo sah das Verzeichniß durch, fügte seinen eigenen Namen denen der Unruhestifter hinzu und veranlaßte die Direction, für bessere Auswahl der Schauspielertruppe Sorge zu tragen. Eine sehr interessante Unterscheidung zwischen nicht politischen und politischen Unruhen.

Digitized by Google

10. November. Geburtstag des alten Fölkerſahm[1]. Schnell eilt die Zeit dahin und ſchnell verändern ſich oder, beſſer geſagt, werden die Dinge verändert. Für ihn haben ſeit dem 10. November vorigen Jahres alle Bedingungen des äußeren Lebens ſich geändert. Für mich können drei zehnte November als Ueberſchriften über verſchiedene Momente des Lebens dienen. Im Jahre 1845 war ich noch ein Neuling in dieſem Lande, reiſte in religiöſen Angelegenheiten umher und namentlich zum 10 November konnte ich mich nur knapp aus der Dörptſchen Gegend herausreißen. Eine ziemlich merkwürdige und andauernde Epiſode in meinem Leben war noch im erſten Stadium der Entwickelung. Im Jahre 1846 war dieſe Epiſode abgeſchloſſen und im November, eifrigen Antheil an der Förderung officieller Nichtigkeiten nehmend, überwand ich mit Mühe den Beginn der Krankheit, welche mich ſpäter auf längere Zeit überwältigen ſollte. Im Jahre 1847 iſt eine gewiſſe Ruhe in meinen dienſtlichen und geſellſchaftlichen Beziehungen eingetreten. . .

Geſtern ſah ich Madame Schröder-Devrient im „Romeo“[2]. Von ihrem Geſange iſt gar nicht zu reden, auch ihr Spiel iſt ausgezeichnet.

11. November Ich ſpeiſte beim Civilgouverneur (v. Eſſen) Außer mir waren (Hamilkar) Fölkerſahm, Landrichter Ungern, A. Krüdener, der Polizeimeiſter, der Procureur und Vegeſack zugegen. Essen pousse jusqu'à bonhomie ses soins à faire les honneurs de chez lui. Nach dem Diner war bei ihm irgend eine Comitéſitzung angeſetzt. Als ich mit einer Cigarre im Munde mich entfernte, war es mir ergötzlich, den Gliedern des Comités, welche ſich in Uniformfracks und ohne Cigarren eingefunden hatten, zu begegnen. Ihre Geſichter, namentlich diejenigen Cubes und des Domänenhofspräſidenten Lilienfeld, ſchienen auszudrücken. „Warum hat er mich nicht zu ſich eingeladen?“

29. November. Großes Diner beim Civilgouverneur. Alle Autoritäten, ſogar die geiſtlichen, vertreten durch den Biſchof und den Generalſuperintendenten, waren anweſend. Landrath Samſon erzählte bei Tiſch, daß Napoleon die Worte armistice und amnistie ſtets verwechſelt habe.

[1] Geheimrath Georg von Fölkerſahm, früher Kanzleidirector des Generalgouverneurs, war lange Jahre Gouverneur von Livland und wurde 1847 durch den damaligen eſtländiſchen Ritterſchaftshauptmann Magnus v Eſſen erſetzt Walujew war ein Großneffe Fölkerſahms zu deſſen Beſuch er ſchon zu Anfang der dreißiger Jahre wiederholt in Begleitung ſeiner Mutter nach Riga gekommen war.

[2] Wilhelmine Schröder-Devrient führte, wie Moritz Rudolphs „Rigaer Theater- und Tonkünſtler-Lexikon“ (p. 219) mittheilt, in der Zeit vom 1 November bis zum 17 December 1847 an elf Abenden auf dem Rigaer Theater mehrere ihrer hauptſächlichſten Glanzrollen vor, darunter auch die in der Bellinſchen Oper „Montecchi Capuletti“.

Ich bemerkte, daß das ja ziemlich verſtändlich ſei: toute amnistie n'est qu'un armistice.

Ich beendete geſtern Morgen das Memoire über die Beſchlüſſe des livländiſchen Landtags und überſandte es heute Vormittag dem Generalgouverneur.

Frau v. Manderſtjerna[1] iſt heute Nacht faſt plötzlich geſtorben. Ich bin aufrichtig betrübt. Heute beſuchte ich den General, nachdem ich erfahren hatte, daß Andere bei ihm geweſen waren. Er weint ſo heftig, daß er auch Andere zum Weinen zwingt. Der Kummer der Töchter zeigt ſich ruhiger. Die Fähigkeit zu trauern wie diejenige zu lieben iſt, je nach den individuellen Eigenthümlichkeiten bei allen nicht in gleicher Weiſe entwickelt, aber faſt in Jedem von uns entſpricht das Maß der Intenſität eines dieſer Gefühle dem Maße der Intenſität des anderen. wer inſtändiger zu lieben verſteht, der leidet mehr durch Leid. Wie aufrichtig auch die Theilnahme ſein möge, die eine Privatperſon an einer Familientrauer nimmt, ſo bleibt doch die Condolenzviſite eine Entwürdigung der Reinheit der Trauer. Indeſſen ſtattete ich doch eine ſolche Viſite ab, und es wird mir wohl beſchieden ſein, noch oft die Condolenz in ſolcher Form zum Ausdruck zu bringen. Sich dieſer Formalität zu enthalten, hieße beleidigen. Nichtsdeſtoweniger berührt mich das Zuſammentreffen mit anderen Beſuchen im Trauerhauſe ſehr peinlich. Jeder giebt ſeinem Geſichte einen gewiſſen unnatürlichen, gemachten oder um die Wahrheit zu ſagen — einen ſcheinheiligen Ausdruck. Die ſich auf der Treppe Begegnenden erinnern an die römiſchen Auguren. Sie heucheln ſogar noch mehr als die Auguren, weil ſie in der Unterhaltung das verbergen, was ſie thatſächlich denken.

30. November. Aber es möchte Jemand ſagen: Du haſt den Glauben, und ich habe die Werke, zeige mir deinen Glauben mit deinen Werken, ſo will ich auch meinen Glauben dir zeigen mit meinen Werken (Jac. 2, 18). Es iſt ſchade, daß man zugleich mit Citaten aus den vier Evangelien uns ſo ſelten an das in anderen Schriften des Neuen Teſtaments Geſagte erinnert.

2. December. Die Denkſchrift des Landraths Samſon, die er, anonym, zur Bekämpfung der vom Landtage gefaßten Beſchlüſſe eingereicht hat, geleſen. Es iſt manches Intereſſante darin, aber nicht viel. Das Memoire iſt nicht nur ſehr boshaft, ſondern ſogar avec emportement geſchrieben. Bemerkenswerth iſt, daß Samſon einige Beſchlüſſe des Landtags angreift, die er ſelbſt beantragt hat.

3. December. Geſtern Generalgouverneurs-Diner bei Wöhrmann. Nicht überflüſſiger Weiſe erwähne ich hier ſo oft der Diners. Das iſt ein rein rigaſcher Zug. Das geſellſchaftliche Leben beginnt hier mit dem Imbiß und

[1] Gemahlin des Commandanten von Riga, General Carl Friedrich v Manderſtjerna († 1862).

endet mit dem Kartentiſch. There is conviviality, no sociability. Das weibliche Element überſchreitet ſelten die Schwelle des Hauſes. . . .

4. December. Vor fünf Tagen begann ich die Ueberſetzung des vom livländiſchen Landtage ausgearbeiteten Entwurfs zur Bauerverordnung[1], aber die Sache geht langſam vorwärts Chanykow arbeitet an einem allerunterthänigſten Bericht über die Bauerverordnungen des livländiſchen und des eſtländiſchen Landtags. Ich habe mit ihm hierüber geſprochen. Er verſteht die Sache nicht. Er iſt gewohnt, alles raſch abzumachen, aber ſolche Fragen laſſen ſich nicht ſo raſch erledigen. In ſeinem Kopfe herrſcht entſchieden ein Wirrwarr.

1848.

Petersburg, 16. März. Die Ereigniſſe drängen ſich ſo raſch, daß alle Vermuthungen, Erwartungen und Berechnungen auf die Zukunft völlig zurückbleiben. Vorgeſtern um 7 Uhr Morgens brachte Graf Wilhorſky die erſte Nachricht von der berliner Kataſtrophe. In den höheren Kreiſen ſind alle in großer Erregung. Unſere Pſeudo-Staatsmänner wiſſen nicht, was ſie machen ſollen. Andere erſinnen wahnſinnige Maßregeln. So empfiehlt z. B. D. P. Buturlin die Schließung ſämmtlicher Univerſitäten und Gymnaſien. In der Stadt werden bereits ungezählte Albernheiten über die Grenzmarken des Reiches verbreitet. Geſtern behauptete man, daß in Tiflis und Warſchau ein Aufſtand ausgebrochen ſei und daß man in irgend einem Club in Riga aus Möbeln Barrikaden errichtet habe. Fürſt Suworow[2] iſt auf Befehl des Kaiſers plötzlich abgereiſt. Auch ich habe mich mit der Rückkehr nach Riga zu beeilen.

Was die Vorgänge in Europa betrifft, ſo können die oberſten Würdenträger, wie es ſcheint, noch nicht zur Beſinnung kommen vor Verwunderung über die Ohnmacht der Autoritäten in den weſtlichen Ländern und angeſichts der täglich ſich darbietenden Beweiſe für die Fehlerhaftigkeit ihrer Vermuthungen. Von den Würdenträgern und Politikern ſind die Einen in lautloſem Schrecken, die Anderen ſinnen in ihrer Erbitterung nur darüber, wie man Alles unterdrücken könne, was ihrer zu gedenken wagt, ohne ihnen zu ſchmeicheln. . . . Que deviendront les honnêtes gens! ſagte die Fürſtin Warſchawſki. Il faut écraser ces scélérats! rief Graf Neſſelrode aus, ſein ewig finſter ausſehendes Geſicht noch mehr zuſammenziehend.

---

[1] Das eigenhändige Original dieſer Ueberſetzung hat Walujew kurze Zeit vor ſeinem Tode der Bibliothek der Codificationsabtheilung des Reichsraths dargebracht.

[2] Fürſt Suworow, mit der zeitweiligen Verwaltung des Gouvernements Koſtroma betraut, erhielt am 1 Januar 1848 die Weiſung, nach Petersburg zurückzukehren, und zugleich die Ernennung zum ſtellv. Generalgouverneur von Liv-, Eſt- und Kurland. In Riga traf er zum erſten Mal am 18. März 1848 ein.

Riga, 24 März. Geſtern Abend gegen 6 Uhr verſammelten ſich gegen 10,000 Perſonen vor dem Schloß Die hieſige Liedertafel begrüßte den Fürſten Suworow mit einem Fackelzuge, dem Vortrage von Liedern und einer Rede, welche Namens des Vereins einer der Vorſteher desſelben, Advocat Bienemann, der gleichzeitig mit dem Fürſten Suworow in Göttingen ſtudirt hat, hielt.

Petersburg, 14. December. Auf der Reiſe hierher äußerte Fürſt Suworow, er würde ſich in Stücke hauen laſſen, um ſeine Anſicht über die baltiſchen Provinzen zu vertheidigen, daß aber ſein Kopf nicht mit gutem Rath in der Stunde dienen würde, wo gute Rathſchläge nothwendig ſein würden. Jetzt frohlockt er. Alle (in den höchſten Kreiſen Petersburgs) haben ſich in demſelben Geiſte über die baltiſchen Angelegenheiten geäußert wie er. Mit größtem Eifer erklärte die Großfürſtin Helene Pawlowna: «Il n'y a rien d'aussi peu monarchique que le despotisme; l'Empereur est démocrate sans s'en douter.» Solche Phraſen und der glänzende Empfang haben auf den Fürſten Suworow ſtark gewirkt. Er befindet ſich bereits nicht mehr auf der Erde und ſchwebt bereits höher als im ſiebenten Himmel. Dieſe Verflüchtigung iſt ſehr bedauernswerth Der Sieg iſt in den Händen des Fürſten, aber er iſt im Stande, ihn ſich entreißen zu laſſen, wenn er ſich nicht vor zu verfrühten Siegesrufen und übermäßiger Selbſtzufriedenheit in Acht nimmt, die ſtets mit unvernünftigen Erwartungen und Forderungen vermiſcht ſind. Der Miniſter des Inneren l'a comblé de prévenances, aber der Fürſt hat zur Antwort ihm gegenüber von jenen «misérables» geſprochen, welche die Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen Beiden hervorgerufen habe.

16. December. Der ſiebente Himmel neigt ſich zur Erde Großfürſt Michael Pawlowitſch beſchränkte ſich darauf, als Suworow ſich ihm vorſtellte, ihm einen Vorwurf über das Tragen des ſpaniſchen Annunciata-Ordens zu machen, von dem der Fürſt unter den gegenwärtigen Verhältniſſen ſagt, daß er ihn en l'honneur de la maison d'Este trage, obgleich er ihn von Karl Albert, son cousin de Carignan, erhalten hat.

Uebrigens gehen die Dinge bisher gut, d. h. ſie gehen gar nicht. Ich verlaſſe das Haus nicht und überſetze den Beſchluß des Landtags in Sachen Buddenbrocks[1]. Was der leichtfüßige Tornauw[2] treibt, weiß ich nicht.

[1] G. v. Buddenbrock hatte eine heftige Anklage gegen den livländiſchen Landtag von 1847 und deſſen Vorſchläge unmittelbar an den Kaiſer gebracht und darin ausgeführt, die Ritterſchaft habe nur unlautere egoiſtiſche Zwecke verfolgen das Wohl des Bauernſtandes nicht berückſichtigen, ja es geradezu zerſtören wollen Auf Allerhöchſten Befehl trat der Landtag im Herbſt 1848 zuſammen, um ſich hierauf zu erklären Er wies die Anklage mit Entrüſtung zurück, Suworow trat energiſch auf ſeine Seite und überzeugte die Staatsregierung von der Grundloſigkeit der Beſchwerde

[2] Baron Tornauw war Director der Kanzlei des Generalgouverneurs vom Auguſt 1848 bis zum December 1851.

Fürſt Tſchernyſchew und Graf Bludow ſind, wie man hört, mit dem einleitenden Theil des allerunterthänigſten Berichts des Generalgouverneurs unzufrieden. Anfangs glaubte ich, daß ihm die Dogmatik nicht gefallen habe et il y aurait eu du vrai, car l'introduction est positivement doctrinaire. Allein meiner Anſicht nach haben dies die Umſtände gefordert. Indeſſen ſtellte es ſich heraus, daß dieſe Herren damit unzufrieden ſind, daß der Bericht n'est pas assez antithèse avec le compte rendu Golovine &c. Der Fürſt bekundet es augenſcheinlich ebenfalls, daß er vor dem Kaiſer in dem Rapport ſeines Vorgängers einen Theil als wahr anerkannt hat und daß er über Letzteren nicht à outrance hergefallen iſt. En verité je ne savais pas qu'il s'agissait de faire un parolı à rebours sur Golovine. J'ai pensé, qu'il fallait seulement déplier la carte.

22. December. Ich mache alltäglich die Erfahrung, daß Fürſt Suworow wie immer, ſo auch diesmal ſich wieder allzu ſehr über das Gebiet der Klugheit und Ueberlegung hinausgewagt hat. Er wurde ſehr gut empfangen als Generaladjutant, aber als Generalgouverneur iſt nicht wahrzunehmen, daß er ſich großer Bedeutung erfreut. Die Adreſſe der Ritterſchaft iſt ſogar unbeantwortet geblieben. . . . Der Fürſt ſagte in dieſen Tagen. Je regrette plus que jamais que je ne fasse mon ancien service d'aide de camp général auprès des princes étrangers. Kann man ſo boshaft ſich ſelbſt beurtheilen oder verurtheilen!

1849.

2. Februar. Fürſt Suworow hat wieder einmal einen kleinen Mißerfolg erlitten. Es wurde von mir ein Plan für Durchführung nothwendig erſcheinender hydrotechniſcher Arbeiten in Riga ausgearbeitet, auf privatem Wege von mir (durch Cube) dem Börſencomite übergeben und gleichzeitig dem Generalgouverneur vorgelegt. Das Börſencomité kleidete mein Project in die Form eines officiellen Geſuchs und übergab letzteres dem Generalgouverneur. Dieſer ſeinerſeits, welcher das Project billigte, hatte ſich ſchon vorher auf halbamtlichem Wege zu den Miniſtern der Finanzen und der Wegecommunicationen in Beziehung geſetzt. Jetzt ſtellt es ſich heraus, qu'ils n'ont pas mordu à l'hameçon. Es iſt kein Geld da, und offenbar wird die Sache bis zum nächſten Jahre verſchoben

Petersburg, 15. März. Noch vor ſeiner Ankunft in Petersburg hatte Fürſt Suworow ſeinen Kanzleidirector beauftragt, eine beſondere Denkſchrift über verſchiedene Gegenactionen und über die übelwollende Richtung des Miniſteriums des Inneren (Perowſki) abzufaſſen. Die Denkſchrift wurde ausgearbeitet, aber in nicht ganz gelungener Weiſe. Hier laſen ſie zunächſt

Graf Bludow und Graf A. G. Stroganow und dann ſelbſt der Großfürſt Thronfolger. Geſtern ſchickte Se. kaiſerliche Hoheit nach dem Fürſten Suworow, und auf Befehl des Kaiſers ſagte ihm der Thronfolger, es ſei Sr. Majeſtät gefällig, daß dieſe Denkſchrift ihm unmittelbar übergeben werde und daß Fürſt Suworow als Generalgouverneur hierzu verpflichtet ſei.

In dieſem entſcheidenden Augenblick und der Regel folgend: è meglio tardi che mai, hegten wir einige Zweifel darüber, ob die Denkſchrift in ihrer vorliegenden Geſtalt befriedigend ſei. Der Fürſt ſandte Tornauw mit allen pièces justificatives und mit der Denkſchrift ſelbſt zu mir, welche ich bisher nicht geleſen hatte. Geſtern Abend ſahen wir dieſe Arbeit raſch durch und ſuchten ſie nach Möglichkeit zu verbeſſern. Einige Sätze wurden geſtrichen ꝛc. Morgen wird Alles, wo gehörig, vorgeſtellt werden Ich bin im Allgemeinen unzufrieden mit dieſer Arbeit und durchaus nicht von irgend welchen günſtigen Folgen derſelben überzeugt. Aber es war keine Zeit mehr, die Sache zu überlegen, ſie aber gründlich umzuarbeiten, erſt recht nicht.

30. März. Die Denkſchrift iſt überreicht worden. Das Ergebniß iſt folgendes: Fürſt Tſchernyſchew iſt beauftragt worden, den Fürſten Suworow, gegen welchen der Kaiſer ſelbſt in der Abſchiedsaudienz ſehr liebenswürdig war, davon zu überzeugen, daß friedliches Zuſammenleben Zänkereien vorzuziehen ſei. Suworow, davon überzeugt, daß der Kaiſer die Dinge anders anſieht, als der mißliche Staatsrath Tornauw, vergißt in einem Moment alles früher von Seiner Durchlaucht über die unverſöhnliche Feindſchaft mit dem Miniſterium des Inneren, über die Unmöglichkeit, den Dienſt gemeinſam fortzuſetzen ꝛc., Gedachte und Geſagte. Er fährt zum Miniſter, und nach einigen Minuten ſind ſie wieder wie früher die beſten Freunde, auf „Du“ u. ſ. w. Political men of old England, take a lesson at this!

Inzwiſchen iſt Tornauw abgereiſt, die Kanzlei in chaotiſchem Zuſtande zurücklaſſend.

8. April. Perowſki (Miniſter des Inneren) iſt in den Grafenſtand erhoben worden Das beweiſt, daß er ſehr fern davon iſt, in Ungnade zu fallen. Dazu alſo haben alle ſchriftlichen und mündlichen Sturmböcke und Wurfgeſchoſſe geführt, welche Suworow und ſeine hauptſächlichſten Mitkämpfer gegen ihn losgelaſſen haben. Der Fürſt bemüht ſich nun, mit allen Kräften ſowohl Anderen als ſich ſelbſt zu beweiſen, daß er nicht eine Naſe, ſondern einen Erfolg davongetragen hat. Er ſagte mir vor einigen Tagen, daß er Tornauw für durchaus geeignet halte und mit ihm ſehr zufrieden ſei, weil er, Fürſt Suworow, lui était supérieur! Ein recht naives Bekenntniß eigener Mittelmäßigkeit. Wenn jeder mit einem Dutzendverſtand ausgeſtattete Chef ſich einen noch mittelmäßigeren Gehilfen ausſucht, als er ſelbſt iſt, ſo würde ſich die Frage der Wahl eines Gehilfen ſehr vereinfachen.

Riga, 23. April Ich halte mich bei Seite und miſche mich ſo wenig als möglich in alles das, was im Schloſſe des Generalgouverneurs getrieben wird. Ich falle zuletzt wieder in jene Rolle conſtitutioneller Oppoſition zurück, welche ich 1847 ſpielte. In der That iſt es unmöglich, ſich mit der Verwaltung des Fürſten Suworow zu identificiren, ebenſo wenig wie dies mit der Verwaltung des Generalgouverneurs Golowin geſchehen konnte. Man kann erſtere nicht ernſt nehmen, die andere konnte man nicht für achtungswerth genug halten, um ſich nicht von ihr möglichſt zu entfernen.

6. December. Fürſt Suworow fährt fort, unglaubliche vierſeitige Schreiben an den Biſchof zu richten — der Biſchof antwortet, und dann überläßt ſich der Fürſt zuweilen einer halb kindiſchen, halb bezirksmäßigen Wuth, deren Erſcheinungen mindeſtens eben ſo bedauerlich wie ärgerlich ſind. Nach Empfang eines ſolchen Antwortſchreibens Sr. Eminenz **la moutarde est montée au nez du cousin des Este et des Carignan.** Mit mir zuſammen die Kirche verlaſſend, bleibt er in einem Zimmer ſtehen, welches an das Local des Domänenhofs grenzt, und beehrt den Biſchof, ſo daß alle dort verſammelten Beamten es hören können, eine Stunde lang mit verſchiedenen Epitheta, an deſſen obſcure Herkunft und ſeinen eigenen Fürſtenmantel erinnernd. Dann beauftragt er mich, Sr. Eminenz in einer anderen Sache zu ſchreiben, und als dieſe Antwort innerhalb zwei Tagen die gewünſchte Wirkung erzielt, d. h. der Biſchof auf dieſelbe nicht zu antworten für paſſend erachtete, da verſöhnte ſich der Fürſtenmantel mit dem Panhagion. Beide weinten zuſammen, und der Fürſt ſchreibt mir, «**qu'il était enchanté d'avoir fait la paix avec l'évêque, parcequ'il aimait cet excellent homme**».

1855[1].

Mitau, 29. April. Seit dem Jan. 1850 habe ich die Aufzeichnung der flüchtigen Bemerkungen über die hieſigen Angelegenheiten eingeſtellt. Nach fünf Jahren des Schweigens wiederum zur Feder greifend, beginne ich mit der Frage: hat ſich bei uns im Laufe dieſer fünf Jahre ſo viel ereignet, worüber es wünſchenswerth wäre, in der Folge einen genauen zeitgenöſſiſchen Bericht zu haben? Freilich hat ſich manches ereignet, aber mehr außerhalb des baltiſchen Landes als in demſelben. Hier haben ſich die ſieberhaften Inconſequenzen des Fürſten Suworow fortgeſetzt, der Krieg mit dem Miniſterium des Inneren, die Aufbauſchung kleiner Localfragen und die Nichtbeachtung der wichtigſten. Gegenwärtig ſteht das Miniſterium auf dem zweiten Plan, der Biſchof oder Erzbiſchof auf einem noch viel ferneren, die

[1] In der Zwiſchenzeit, 1853 war Walujew nach ſeiner Ernennung zum Gouverneur von Kurland aus Riga nach Mitau übergeſiedelt.

Raskolniken ſind faſt vom Horizont verſchwunden, die Bauerſachen findet man ſelbſt unter dem Horizont nicht. Auf dem erſten Plan ſtehen Militärfragen, leicht beſchienen oder beſchattet von der Citadellſonne oder den Citadellwolken. Dem Fürſten will es nicht glücken General Sivers[1] mit dem Gewicht eines faſt ſiebzigjährigen Alters und ſein Stabschef mit der Lebhaftigkeit der Jugend ſind dem Fürſten auf den Kopf geſetzt Er befindet ſich in fortwährendem Kampf mit dem nicht wegzuleugnenden Factum ſeiner Unterordnung. Ihn unterſtützen und hetzen, ihm ſouffliren und klatſchen alles wieder die Herren Iwanow und Kloſchkow. Je nach den Inſtrumenten die Arbeit, je nach dem Künſtler die Inſtrumente.

9. Mai. Heute ſah ich den Generaladjutanten Grafen Pahlen. Er fährt nach Dresden, um dort die Karlsbader Cur zu brauchen. Bis Karlsbad ſelbſt reiſt er nicht, weil er öſterreichiſchen Boden nicht betreten will.

Geſtern war der Geburtstag des Generals Todleben, der aus Mitau gebürtig iſt Dies wurde hier bekannt, und es wurde ihm zu Ehren im Club ein Subſcriptionsdiner veranſtaltet. Nach dem Mahle wurde von allen Anweſenden, auch von mir, ein Glückwunſchſchreiben an ihn unterzeichnet und dasſelbe nach Sewaſtopol abgefertigt.

26 Mai. Ich habe keine Luſt zu ſchreiben. Ich leide an Sewaſtopol. Fieberhaft denke ich Abends an die am folgenden Tage eintreffende Poſt. Fieberhaft erwarte ich Morgens die Ueberbringung der Zeitungen. Ich gehe dem, der ſie in mein Cabinet bringt, entgegen. Ich ſuche ſie im Vorübergehen zu erhalten, in meinem Ankleidezimmer, um ſie ohne Gegenwart von Zeugen zu durchfliegen, damit diejenigen, welche gewöhnlich um dieſe Zeit in meinem Cabinet verweilen, das nicht bemerken und mich nicht daran hindern, ſo zu ſagen allein eine Nachricht aus dem Lande zu empfangen, wohin ſich meine Gedanken beſtändig richten, wo ſie zur Hälfte weilen. Ich reiße die „Neue Preußiſche Zeitung" auf, wo ich die neueſten telegraphiſchen Nachrichten finden kann. Mit Heißhunger durchfliege ich die verhängnißvolle Seite. Nichts! Wenn aber etwas, ſo jedenfalls nichts Erfreuliches! So vergeht ein Tag nach dem anderen. Wirkliches Leben lebe ich eine halbe Minute am Tage. Die übrige Zeit hindurch erwarte ich dieſe halbe Minute oder denke über ſie nach. Für alles Andere, außer für das Gebet, iſt mein Herz gefühllos geworden.

---

[1] Im Februar 1851, als mit einer Anzahl anderer Provinzen auch Livland in Kriegszuſtand erklärt wurde, ernannte Kaiſer Nikolaus den Fürſten Suworow zum Commandeur ſämmtlicher in Livland ſtationirten Truppen, während der General der Cavallerie v. Sivers das baltiſche Corps commandirte. Sivers fungirte bis Anfang 1856, ihm folgte Fürſt Suworow, der bis zum 17 December 1856, dem Tage der Auflöſung des baltiſchen Corps, commandirte.

Vor drei Tagen war ich in Riga, wohin ich zu einer Sitzung eines besonderen Comités berufen worden war, welches über die Frage der Lieferung von Fuhren für den Fall außerordentlicher Truppenbewegungen zu berathen hatte. Es präsidirte Fürst Suworow. An den Berathungen nahmen ferner Theil: Graf Heyden, der livländische Gouverneur, Landrath v. Lilienfeld, der Domänenhofschef v. Lilienfeld, Massonius und noch Jemand.

9. Juni Gestern um 3 Uhr Morgens wurde ich geweckt, um ein Couvert von einem Feldjäger entgegenzunehmen. Das Couvert enthielt eine Uebersicht über die Rekruten nach der gegenwärtigen Aushebung. Mit diesem Papier reist der Feldjäger in einigen Gouvernements und weckt überall die Gouverneure oder deren Kanzleidirectoren auf. Warum werden solche rein formale Mittheilungen nicht einfach durch die Post übermittelt? Wozu verschwendet man Geld, ermüdet einen Menschen, überjagt die Pferde auf dem Wege nicht allein ohne Noth und Nutzen, sondern sogar ohne jeglichen verständigen Grund.

15. Juni. Am vorigen Sonntag traf hier die Nachricht von der Abwehr des Sturmes ein, den die Verbündeten am Jahrestage der Schlacht von Waterloo (6./18.) unternommen hatten. Die erste tröstliche Nachricht nach langem Warten und nach so vielen traurigen Meldungen.

Gestern waren Graf Heyden und Fürst Suworow hier. Ersterer überbrachte mir ein Memoire über die Maßregeln betr. Stellung von Fuhren ꝛc. für den Fall, daß der Feind in Westkurland landen sollte. General Sivers ist krank und schwach und alt. Graf Heyden commandirt. F. ist seine rechte Hand. Ein junger Commandeur, seine Hand ist noch jünger.

Fürst Suworow ist noch immer der frühere Fürst Suworow Gestern war er übrigens bei Stimmung. Er theilte mir einen Brief des Generaladjutanten Lieven[1] mit, aus dem zu ersehen ist, wie der Fürst sich unter der Hand lebhaft darum bemüht, daß er wieder ein unabhängiges Commando in Livland erhält, und daß für den Fall des Rücktritts des Generals Sivers Lieven versprochen habe, mit dem Fürsten Dolgorukow über diese Sache zu sprechen.

Lieven spricht von Anapa: je crois, que gén Chomutow s'est trop pressé de l'évacuer, aber er fügt keinerlei Erklärung hinzu. Vom Krimkriege spricht er: Gortchakow va être renforcé par Luders et alors j'espère, qu'il pourra se soutenir. Alles dies ist so schlaff, unbestimmt, kleinmüthig. Weiter spricht Lieven melodramatisch: «Cela ne suffit pas; il faut chasser l'ennemi, qui ose fouler le sol sacré de

[1] Der spätere baltische Generalgouverneur Baron Wilhelm Lieven.

notre patrie. Pour cela il faut de nouveaux efforts, et on s'y prépare.» Ah! l'on s'y prépare. A la bonne heure. Il y a tantôt 9 mois que cela dure.

25. Auguſt. Die Affaire vom 4. d. M. und die Depeſche des Fürſten Gortſchakow. „Unſere Befeſtigungswerke leiden" zeigen, comment on s'y préparait.

Der Miniſter des Inneren, Bibikow, iſt entlaſſen, am 20. d. M., d. i. am Tage nach dem Ablauf der ſechsmonatlichen Trauer um den verſtorbenen Kaiſer. Zu ſeinem Nachfolger ſoll Lanskoi beſtimmt ſein. Ueber dieſe Wahl ſage ich gar nichts. Ich habe Lanskoi nur in den Jahren gekannt, wo ich Perſonen noch nicht zu beurtheilen verſtand. Doch erinnere ich mich, daß er jetzt nahe an 70 Jahre alt ſein muß.

30. Auguſt. Heute kam die telegraphiſche Nachricht, daß wir Sewaſtopol nach mörderiſchem Bombardement und nach Abwehr einiger Angriffe verlaſſen haben. Nur aus der Kornilow-Baſtion konnte man den Feind nicht heraushauen. Und ſo iſt das geſchehen, was um des Ruhmes Rußlands willen nicht hätte geſchehen ſollen. Das Blut Kornilows, Iſtomins, Nachimows und tauſend und abertauſend Anderer hat Sewaſtopol nicht gerettet. Wird alles dieſes Blut vergeblich vergoſſen ſein?

2. September. Heute las ich im „Invaliden" den Tagesbefehl an die ruſſiſchen Truppen anläßlich des Falles von Sewaſtopol. Dieſer Befehl hat mich faſt eben ſo betrübt wie der Anlaß zum Erlaß des Befehles ſelbſt. Wenn man nichts Beſſeres zuſammenzuſtellen verſtand, wenn man das Vorliegende für genügend und gelungen hält, ſo bleibt uns nicht mehr viele Hoffnung. Kalt, ſchlaff, leer, grau wie ein Wintertag in Petersburg, ohne Sonne, aber dafür bei Kronsbeleuchtung.

4. September. Die Reiſe des Kaiſers nach Warſchau und von dort hierher iſt aufgegeben. Der Kaiſer reiſt nach Nikolajew. Darüber iſt heute geheime Nachricht eingelaufen.

6. September. Heute überſandte mir Suworow einen Brief Lievens vom 29. Auguſt. Seine Briefe ſind immer kläglich. Der heutige iſt von gleicher Farbe. Er ſpricht auf drei Seiten von Thee, Kaffee, Equipagen ꝛc., die für den Fall der Ankunft in Riga für die kaiſerliche Suite nothwendig ſind, und fährt dann fort. «J'en viens à Sebastopol, comment aurai-je la force de vous en parler» Dann folgt eine Reihe von Befürchtungen für den Fall möglicher Actionen des Feindes, eines Angriffes auf Odeſſa, Perekop etc. Dann zum Schluß: «Si le bon Dieu nous protège un mois, nous sommes sauvés. Nicht verzweifeln. Gott iſt mit uns!" Das ſind die Leute, die uns leiten und regieren.

21. September. Auf jedem Schritt und Tritt neuer Anlaß zu

Betrübniß und faſt zur Verzweiflung. Alle Briefe aus Petersburg unausſprechlich jämmerlich. Ueberall zeigt ſich die wechſelſeitige Anſtrengung de se donner de coeur à grand renfort de bras Tout ce monde se bat les flancs, pour avoir du courage. En attendant tout va le long de la vieille ornière. Meyendorff äußert in einem Briefe vom 15. September ganz kaltblütig, on va abandonner la Severnaja, und tröſtet ſich damit, daß, nach den Worten des aus der Krim zurückgekehrten Grote, «l'homme le plus interessant qui a tout vu et su depuis un an», wir nur noch ungefähr 70,000 Mann bei Sewaſtopol ſtehen haben. Das iſt alſo der Reſt jener Hunderttauſende, die wir im Laufe eines Jahres nach der Krim geſandt haben, um dort einzeln zu ſterben. Das iſt folglich das Reſultat der hyperweiſen Lieven & Co., welche ſchreiben: Il faut chasser l'ennemi, qui ose fouler le sol sacré &c !

19. October. Ein ganzer Monat iſt verfloſſen. Ich habe nichts niedergeſchrieben, weil nichts aufzuzeichnen war. Immer das alte Lied. Jetzt ſpricht man davon, daß Kleinmichel[1] entfernt iſt. Das iſt wenigſtens ein innerer Sieg. Möge er der Anfang des Endes ſein.

21. October Geſtern kehrte Rudnicki aus Wolhynien zurück. Aus ſeinen Mittheilungen iſt zu erſehen, daß die dortigen Warſchauer Polen durch die HH. Bibikow & Co. nicht umgewandelt worden ſind. Alle ihre Sympathien gehören den Franzoſen, über deren Erfolge ſie ſich freuen. Als Rudnicki beim Mittagsmahl bei Branicki unſerer Kanonenböte erwähnte, wurde er durch die Frage unterbrochen: „Wie, unſere? Sie wollten wohl ſagen, die ruſſiſchen?“

Unſere Zeitungen ſind alle ſchwach. Der „Invalide“ und die „Petersb. Wjedomoſti“ leben faſt nur von Prikaſen, Reſcripten und dem Abdruck von Artikeln des „Morſkoi Sbornik“. Geſtern erſchien in der akademiſchen Zeitung außerdem ein neues Gedicht von der Gräfin Roſtoptſchin: „Drei Königinnen“. Unglaublich und unſagbar ſchwach und fade, die Phantaſien einer Köchin, aber nicht einer Gräfin.

22. October. Unſer officielles Formenweſen gleicht jener bekannten Art von surprises-attrapes, welche aus einer Menge von Schächtelchen beſteht, von denen eins in das andere hineingeſteckt iſt. Oeffnet man das eine Schächtelchen, zeigt ſich ein anderes, öffnet man dieſes ein drittes, dann ein viertes, fünftes und endlich ein immer kleineres und kleineres. Endlich iſt das letzte da und in ihm — nichts.

Die Regierung hat, wie es ſcheint, nicht gemerkt, daß ſie es verſtanden hat, uns ſogar alle Hoffnungen abzugewöhnen. Alle Ruſſen be-

[1] Graf Kleinmichel, einer der vertrauteſten Diener Kaiſer Nikolaus', war Oberdirigirender der öffentlichen Arbeiten.

kennen, daß bei uns alles beſſer ſein könnte. Aber Niemand glaubt, daß dieſes Beſſere wirklich in Erfüllung gehen könnte. Gewartet und gewartet, und ebenſo alle Hoffnung mit einem Mal wieder aufgegeben haben ſie alle, ſowohl die Chefs, wie ihre verſchiedenartig uniformirte Kriegerſchaft und das geſammte rechtgläubige Volk. Wenn jetzt irgend jemand ſagt, daß die gegenwärtige Lection für uns nicht ohne Nutzen bleiben werde, ſo erwidert die Mehrheit, daß der Nutzen, wie früher, kaum einen Groſchen werth ſein werde. Generaladjutant Graf Pahlen hat vor Kurzem daran erinnert, daß man auch im Jahre 1812 Großes erwartet, aber nichts erreicht habe. So denken und äußern ſich ruſſiſche Deutſche und ſelbſt Vollbutruſſen. Was mögen die Polen denken? Ich hörte von Rudnicki, daß einige von ihnen, «les plus intelligents et les plus raisonnables», wünſchen, unſer ſüdliches Küſtengebiet möge von den Engländern und Franzoſen erobert werden, nicht etwa, weil dies den gewöhnlichen Anſichten der Polen über dieſe Dinge ſchmeicheln würde, ſondern deshalb, weil „in anderen Händen dieſes Land ein anderes werden würde". Schmeichelhaft. Es gab eine Zeit, wo unſere ſlaviſchen Brüder im Südweſten von uns Nutzen und Hilfe erwarteten. Jetzt haben ſie ſich ſchon von dem Gedanken einer nur möglichen Anreihung ihrer Zukunft an die unſrige entwöhnt.

14. November Vorgeſtern wurde in Riga die ſilberne Hochzeit des Fürſten und der Fürſtin Suworow gefeiert. In dieſem Anlaß wurde dem Fürſten viel Dankbarkeit, Ergebenheit und Aufmerkſamkeit erwieſen. Die Stadt Riga ließ die Armen ſpeiſen, die Börſenkaufmannſchaft die Truppen. Die engliſchen Gäſte brachten 1000 Rubel zum Beſten der Armen dar, der Theaterdirector ſtellte dem Fürſten zu demſelben Zwecke die Einnahme der am Vorabende ſtattgehabten Vorſtellung zur Verfügung. Die fremdſtädtiſchen ruſſiſchen Kaufleute überreichten dem Fürſten eine vergoldete Schüſſel mit ſeinem Wappen, die örtliche ruſſiſche Kaufmannſchaft eine ſilberne Vaſe, die ihm am nächſten ſtehenden Militär- und Civilchargen (auch die vor einiger Zeit in ſolchem Dienſt geweſen, Brevern, Mengden und ich) ein ſilbernes Schreibzeug ꝛc. Die Fürſtin erhielt einen von den rigaſchen Damen geſtickten Teppich. Viele Gratulationen, u. A. dankten der evangeliſch-lutheriſche Superintendent und der Bürgermeiſter „für das Beſchirmen"[1]. Das charakteriſirt nicht allein die Verwaltung des Fürſten in gutem Sinne, ſondern auch die nicht guten Beziehungen zur höheren Regierung. Abends war die ganze Stadt illuminirt. — Ein merkwürdiges Geſchenk wurde von Heinr. Stahl dargebracht: ein ſilbernes Hirſchgeweih. — Ich ſah mir bei

[1] Erwähnt ſei noch daß wortführender Bürgermeiſter Schwartz und Superintendent Dr Poelchau dem fürſtlichen Jubelpaar eine zur Erinnerung an dieſe Feier geprägte Medaille überreichten

dieſer Gelegenheit wieder einmal die rigaſche Welt an. Alles iſt beim Alten. Was neu iſt, iſt nicht beneidenswerth.

17. November. Man ſprach viel und ſpricht angeblich noch jetzt von der Ernennung des Fürſten Suworow zum Miniſter des Inneren. Rudnicki theilte mir ein Geſpräch mit, das er mit dem Fürſten gehabt; aus demſelben iſt erſichtlich, daß der Fürſt ſelbſt dieſe Ernennung erwartet. O Rußland! Dieſes Geſpräch iſt an und für ſich ſo bemerkenswerth für die Charakteriſtik des Fürſten, daß ich den Brief, in welchem hiervon die Rede iſt, aufbewahrt habe.

25. November. Die Langeweile iſt überwältigend. Poſt folgt auf Poſt, ein Tag folgt dem anderen, aber Tage und Poſten ſind = 0. Was die Tage anlangt, ſo liegt ſelbſtverſtändlich an mir die Schuld, weil ich ſie wenigſtens zu nützlicher Arbeit verwenden könnte. Aber die angeſtrengte und vergebliche Erwartung entkräftet. Es geht nichts vor. Neue Hoffnungen werden nicht rege gemacht, die früheren verwirklichen ſich nicht, unter der Hand erfährt man nichts, hier iſt alles nichtig und farblos.

1. Dec. In dieſen Tagen überſandte mir der Fürſt durch Gerngroß[1] einen Entwurf zu ſeinem allerunterthänigſten Bericht. Es iſt dies weniger ein Bericht, als eine Philippika gegen das Miniſterium des Inneren und den Finanzminiſter bei lobender Erwähnung des baltiſchen Landes. Auf meine Einwendungen folgte eine Erwiderung von Gerngroß und ein Brief des Fürſten. Gegen Ende des Berichts ſpricht ſich Fürſt Suworow perſönlich über mich aus; er ſagt, durch meine Namhaftmachung halte er es für ſeine Pflicht, mich zu einer entſprechenden höheren Auszeichnung vorzuſchlagen. Ich bat ihn, von dieſem Compliment Abſtand zu nehmen. Man könnte aus demſelben leicht folgern, als ob meine Anſichten mit denen Seiner Durchlaucht übereinſtimmten. Das wäre nicht wünſchenswerth.

6. December. In jeder Woche haben die Gouverneure, darunter auch ich, Rapporte an den Kaiſer zu ſenden über die Perſonen, welche aus dem Auslande eingetroffen ſind und über die ausgegebenen ausländiſchen Päſſe. Warum beſchränkt man ſich nicht auf die Daten, welche der III. Abtheilung der Eigenen Kanzlei zugehen Geziemt es ſich (in dieſer Form), dieſe Controle zu führen. Wie viel andere Papiere, wie viel überflüſſige müſſen die Gouverneure unterſchreiben!

9. December. Geſtern überſandte mir Fürſt Wjäſemſki ein Exemplar eines Tagesbefehls und Rundſchreibens, welche auf Anordnung des Großfürſten-Generaladmirals allen einzelnen Chefs und Verwaltungen, von denen Rapporte über das laufende Jahr erwartet werden, überſandt worden ſind.

[1] v. Gerngroß war von 1851 1859 Kanzleidirector des Generalgouverneurs Fürſten Suworow.

In dem Tagesbefehl sind auch verschiedene Sätze aus meinen „Gedanken“[1] über die bei uns eingerissene allgemeine officielle Lüge und über deren Manifestation in den Jahresberichten ꝛc. citirt. Wenn es gestattet ist, abgesondert vom Ganzen, an sich selbst zu denken, so kann ich sagen, daß mir keine höhere Belohnung hätte zu Theil werden können.

Fürst Suworow verbrachte zwei Tage in Mitau. Gestern vor der Abreise sprach er mit mir allein über seine persönlichen Angelegenheiten und declarirte seinen Wunsch, Minister des Inneren zu werden — nicht auf lange Zeit, weil er sich hiezu nicht für befähigt halte, sondern auf so lange, um das Ministerium zu säubern. Mich scheint er zu seinem Gehilfen berufen zu wollen, denn er fragte mich, in welchem Ministerium ich überhaupt dienen möchte; dann spielte er auf die Bittschriften-Commission an, dann auf die erste Abtheilung der Eigenen Kanzlei Sr. Majestät und endlich machte er eine Anspielung auf das Amt eines Gehilfen des Ministers des Inneren. Ich antwortete natürlich so, als ob ich den wahren Sinn seiner Worte nicht verstanden hätte.

[1] In der zweiten Hälfte des Jahres 1855 hatte Waluzew eine sehr bemerkenswerthe Denkschrift „Gedanken eines Russen“ niedergeschrieben, welche eine Betrachtung über die damaligen schwierigen Verhältnisse in Rußland enthielt. Dieses Manuscript wurde in der höheren petersburger Gesellschaft viel verbreitet und hat nicht wenig dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise auf den Verfasser, der wenige Jahre später zu einer höheren Stellung nach Petersburg berufen wurde zu lenken. Zum ersten Abdruck ist die Denkschrift im Maiheft der „Russkaja Starina“, 1891 gelangt. Einige dieser Gedanken mögen hier ihren Platz finden.

VIII. Ist sie redlich und liegt christliche Wahrheit in der Richtung, die neuerdings den Glaubenssachen gegeben worden ist in der Maßregel der Wiedervereinigung der Sectirer (раскольники) und in der Stellung zu den übrigen christlichen Confessionen? Haben denn die evangelischen Grundsätze der Duldsamkeit die göttliche Kraft, welche aus ihnen hervorquillt verloren? Ist denn Toleranz gleichbedeutend mit Unglauben? Und ist es uns etwa gestattet, das religiöse Bekenntniß als politische Waffe anzusehen und uns desselben eigenmächtig zur Erreichung politischer Zwecke zu bedienen oder auch nur danach zu streben? Die Chroniken der christlichen Welt bezeugen, daß in solchen Fällen die Weisheit der Weisen zu Schanden wird und der Verstand der Verständigen dahinnährt ꝛc.

IX. Ueberall herrscht bei uns das Bestreben vor, mit Gewalt Gutes zu stiften. Ueberall finden wir eine Nichtachtung und ein Mißvollen gegenüber Ideen, die ohne besonderen Befehl auftauchen. Ueberall eine Bevormundung Minderjähriger. Ueberall ein Zuwiderlaufen der Bestrebungen der Regierung und des Volkes, der Beamten und der Privaten statt des Hervorhebens ihrer natürlichen und unzerreißbaren Bande. In den Gesetzen herrscht eine Nichtachtung jedes Einzelnen im Besonderen und der menschlichen Persönlichkeit im Allgemeinen ꝛc.

Der Prinz von Homburg und seine Beziehungen zu Kurland.

„Der Prinz von Homburg“ Nach archival. u. a. Quellen von Dr. J. Jungfer Berlin. Brachvogel 1890. VIII. 147 S.[1]

Seit jenen Tagen, da unter dem frischen Eindrucke des siebenjährigen Krieges Lessings „Minna von Barnhelm“ erschien, hat der Staat der Hohenzollern in der deutschen Dichtung keine solche Verherrlichung gefunden, wie in dem Schauspiele „Der Prinz von Homburg“, welches der unglückliche Heinrich von Kleist kurz vor dem tragischen Abschlusse seines Lebens beendete. Der echt patriotische Gehalt der Dichtung, der Gegensatz zwischen dem Ernst und der Würde militärischer Zucht einerseits und dem echt menschlichen Empfinden andererseits, das Alles verleiht dem Schauspiele seinen Zauber voll liebenswürdiger Frische[2], so daß dasselbe trotz den Strömungen unserer Zeit auch der Bühne nicht fremd geworden ist. Daher kommt es, daß die Gestalt des Prinzen von Homburg in dem Bewußtsein der gebildeten Kreise des deutschen Volkes zumeist so fortlebt, wie ihn Kleist gezeichnet hat: ein feuriger Jüngling, tapfer auf dem Felde der Ehre, ein ungestümer Kriegsmann, aber dabei von zartem Empfinden, voll Liebe und Hingebung. Gerade dieses letztere Moment tritt aber in Kleists

[1] Eine meist zustimmende Anzeige des Jungferschen Buches in der deutschen Literaturzeitung 1891. Nr 1 (3. Januar), von R Brode

[2] Siehe die schönen Ausführungen Wilh Scherers in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“. 3. Aufl. S 692

Dichtung in eigenthümlicher Weise hervor, an einigen Stellen vielleicht schon in einem Grade, der gewiß noch echt menschlich ist, aber doch vielleicht dem Maßstabe nicht mehr ganz entspricht, den unser heutiges Bewußtsein an heldenhaftes Denken und Handeln legt. Wer erinnert sich nicht, wie der zum Tode Verurtheilte sich mit aller Kraft an das Leben anklammert, wie er es selbst zur Kurfürstin von Brandenburg unumwunden ausspricht:

Seit ich mein Grab sah, will ich Nichts, als *leben*,
Und frage nicht mehr, ob es rühmlich sei!

Gewiß söhnt uns das spätere Verhalten des Prinzen mit diesen Scenen aus, aber sie sind doch für den Charakter, welchen der Dichter zeichnen will, von maßgebender Bedeutung.

Etwa die oben erwähnten Züge hat das Bild, welches wir uns in der Regel machen, wenn wir an den „Prinzen von Homburg" denken, obwohl es schon lange kein Geheimniß mehr ist, daß dieses Bild den geschichtlichen Thatsachen nicht entspricht.

Wenn nun die neueste Biographie des Prinzen von Homburg uns den lebendigen Beweis liefert, wie weitgehend diese Verschiedenheit von Wahrheit und Dichtung ist, so sind nicht zum Wenigsten die Beziehungen des Prinzen zu Kurland dazu geeignet, uns die derb realistische Gestalt des *historischen* Prinzen Friedrich von Hessen-Homburg greifbar vor Augen zu rücken. In diesem letzteren tritt uns statt eines gefühlvollen Jünglings eine kräftige Soldatennatur entgegen, dabei ein sparsamer Wirth und guter Hausvater, welcher seinen erlaubten Vortheil nicht vergißt. Drehen sich doch z. B. die Beziehungen des Prinzen zum Herzog Jacob, seinem Schwiegervater, zum großen Theile um Fragen des materiellen Besitzes. Sonst, möchte man sagen, liegt in dem äußeren Lebenslaufe unseres Prinzen etwas Typisches. Wie so viele Söhne fürstlicher Familien in die Dienste größerer Staaten traten, um dort volle Lebensbethätigung, Ruhm und Ansehen zu erlangen, wie etwa Eugen von Savoyen, Carl von Lothringen, Ludwig von Baden in kaiserliche Dienste traten und sich dort ihren geschichtlichen Namen erwarben, so hat auch unser Prinz zuerst schwedische Dienste genommen, bis ihn die Verhältnisse zu *dem* Staate in nahe Beziehungen brachten, welcher sich eben damals anschickte, in die Erfüllung seiner großen, weltgeschichtlichen Aufgaben einzutreten.

Suchen wir nun in kurzen Strichen an der Hand der *neuesten Biographie* des Prinzen uns dessen äußeren Lebensgang zu vergegenwärtigen, wobei wir *auf Grund hiesiger* Quellen bei den Beziehungen, in welche er zu Kurland getreten ist, eingehender verweilen wollen. Die Hoffnung, daß die hier zu Gebote stehenden Quellen eine reiche Ausbeute für die Biographie des Prinzen ergeben würden, ging nur bis zu

einem gewissen Grade in Erfüllung, das Wenige ist in die Darstellung herangezogen worden[1].

* * *

Prinz Friedrich von Hessen-Homburg ist während der Wirren des 30jährigen Krieges, welcher auch sein Heimathländchen vielfach in Mitleidenschaft zog, am 30 Mai 1633 als jüngster Sohn des Landgrafen Friedrich I., des Stifters der Linie Homburg, geboren worden. Seine Mutter, Margaretha Elisabeth, aus dem gräflichen Hause Leiningen-Westerburg, leitete nach dem frühen Tode ihres Gatten (1638) die Erziehung der Kinder und fand an dem Landgrafen Georg II von Darmstadt, einem Neffen ihres Gemahls, einen verwandtschaftlichen Freund und Berather. Am Hofe dieses Fürsten wurde nun Prinz Friedrich gleichzeitig mit dessen Söhnen, mehrere Jahre hindurch erzogen in all den „Studiis und Exercitien", welche man für junge Fürstensöhne für angebracht hielt. Später kehrte er dann wieder zu seiner Mutter zurück, und hier wäre beinahe in seiner Entwickelung eine entscheidende Wendung eingetreten Als nämlich im Jahre 1648 französische Truppen unter Turenne nach Homburg kamen, war der 15jährige Knabe gleich bereit, den Vorschlag des französischen Feldherrn anzunehmen, der ihm versprach, ihn auf seine Kosten ausbilden zu lassen und ihm dann ein Regiment anzuvertrauen. Die besonnene Landgräfin verweigerte indessen ihre Einwilligung zu diesem Plane. Nachdem Prinz Friedrich dann noch die Akademie in Genf besucht hatte, ging er auf Reisen, die ihn nach Frankreich und Italien führten, und kehrte erst 1653 nach Deutschland heim. Bei den geringen Mitteln seiner Familie und entsprechend der allgemeinen Richtung der Zeit beschloß der Prinz, sich dem Kriegshandwerk zu widmen, und trat in fremde Dienste. Die Zeitumstände waren diesem Vorhaben günstig. Karl Gustav von Schweden begann im Jahre 1655 jenen Krieg gegen Polen, der für die Geschichte Brandenburgs von so entscheidender Bedeutung wurde, denn bekanntlich erlangte und behauptete der große Kurfürst während desselben die Souveränität in Preußen. Wem aber die Geschichte unserer Heimath nicht fremd ist, der weiß ferner, daß auch Herzog Jacob von Kurland, der Schwager Friedrich Wilhelms von Brandenburg, eben durch diesen Krieg auf das Schwerste geschädigt wurde, daß die Schweden i. J. 1658 sogar das Schloß zu Mitau überfielen und bald darauf den Herzog in die Gefangenschaft fortschleppten, aus welcher ihn erst der Friede zu Oliva befreite. Prinz Friedrich von Homburg war trotz anfänglicher Bedenken seiner Mutter in die Dienste Karl Gustavs getreten und nahm

[1] Vielfach bot das Archiv der kurl. Ritterschaft einschlägiges Material.

als Oberst eines Dragonerregiments an dem polnischen Feldzuge Theil. Wir finden ihn bei mehreren Gelegenheiten kriegerisch thätig; bei der Belagerung Danzigs durch die Schweden wird er in Folge eines Sturzes vom Pferde schwer beschädigt, man zweifelt an seinem Aufkommen, aber seine kräftige Natur überwindet den Unfall. Bald darauf verläßt er diesen Kriegsschauplatz, als die Dänen, welche sich den Feinden Schwedens angeschlossen hatten, im Jahre 1657 in das schwedische Gebiet an der Weser einfielen und Karl Gustav diesem neuen Feinde entgegen längs der Ostseeküste an die Elbe zog, Schleswig und Jütland eroberte und durch seinen trefflichen Feldherrn Wrangel die tapfer vertheidigte Festung Friederica einnahm. Unter dem Commando dieses Mannes finden wir auch den Prinzen von Homburg wieder. Um seine Erfolge ganz auszunutzen, beschloß Karl Gustav die dänischen Inseln selbst zu erobern. In kühnem Zuge, bei dem sich das Eis des kleinen Belts unter dem Tritte der Soldaten bog, führte er seine Truppen nach Fünen und von dort über den großen Belt nach Seeland, wo er alsbald zur Belagerung Kopenhagens schritt. Bei derselben zeichnete sich der Prinz von Homburg vortheilhaft aus und gerieth mehrfach in Lebensgefahr. Einem dänischen Obristlieutenant, der die Muskete auf ihn anlegt, ruft er die drastischen Worte zu: „Schieß, du Hund!“ Der Mann giebt Feuer, und man hält den Prinzen, der sich auf den Sattelknopf niederbückt, schon für todt, doch ein glücklicher Zufall hat ihn gerettet. Die Schärpe hat das tödtliche Geschoß aufgehalten. Weniger glücklich erging es ihm, als die Schweden von der Seeseite, wo die Festungswerke besonders schwach waren, Kopenhagen anzugreifen unternahmen. Dem Landgrafen, der sich besonders exponirte, wurde das rechte Bein von einer 6pfündigen Kanonenkugel abgeschossen, so daß das Pferd „durch und durch geschossen“ wurde, und auf seinem fürstlichen Reiter verendete. „Ihr Schenkel,“ erzählt des Prinzen Kammerdiener Packsen in seinen Aufzeichnungen, „war abgeschossen, er hing aber noch an der großen Sehne; ließen sich ein Messer geben, schnitten den Schenkel selber ab, und hatten sich so sehr verblutet, daß auch ein Arjudant gerennet kam, und brachte ein Glas mit Schlagwasser, sie damit anzustreichen. Nahmen Sie dem Arjudant das Glas aus der Hand und setzten es an den Mund und trunken es aus; darauf wurden sie wieder ganz frisch. Wurden Se D. in einen Schlitten gelegt, daß sie unter den Stücken hinwegkämen, brachten sie ihn nach ihrem Quartier.“ Als Belohnung für seine Tapferkeit ernannte der König den schwer darniederliegenden Prinzen zum Generalmajor der Cavallerie und versprach ihm eine jährliche Pension von 2000 Reichsthalern bis an sein Lebensende. Wir werden bald sehen, wie wenig diese Versprechungen gehalten wurden

Da der Prinz durch seine Verwundung an kriegerischer Thätigkeit

zunächst verhindert war, so wollte er nach Holland reisen, um dort Genesung zu finden. Aber das Schiff, mit dem der Prinz reiste, litt Havarie und dabei verlor derselbe die Schatulle mit seinem Gelde und allen Nachweisen über seine schwedischen Dienste. In Folge dieses Unfalles gab er seine holländische Reise auf und begab sich nach Hause, um sich dauernd zu erholen. Dabei stellte sich auf der Reise in der Wunde der kalte Brand ein, doch überwand der Prinz auch dieses Mal das gefährliche Leiden. Seit dieser Zeit trug er aber ein silbernes Bein und behielt in Folge dessen bei seinen Zeitgenossen dauernd den Beinamen des „Prinzen mit dem silbernen Bein". — Kaum genesen, erhielt der Prinz die Nachricht vom Tode Karl Gustavs von Schweden und daß die vormundschaftliche Regierung des Königreiches ihn aus der schwedischen Armee entlassen und ihm die zugesicherte Pension entzogen habe. Bei den sich hieran knüpfenden Verhandlungen hatte Friedrich von Homburg den oben erwähnten Verlust aller seiner Documente bitter zu beklagen.

Prinz Friedrich, der seine Gesundheit der Krone Schweden zum Opfer gebracht hatte und gänzlich mittellos dastand, wäre durch diesen schnöden Undank, mit dem ihm gelohnt wurde, schwer geschädigt worden, wenn er nicht noch kurz vorher eine Ehe eingegangen wäre, die ihn zum Gemahl einer der reichsten Damen Schwedens machte. Er heirathete nämlich die 58 Jahre alte Gräfin Margaretha Brahe, die schon zwei Mal und zwar mit Bengt Oxenstjerna, dann mit Johann Oxenstjerna, dem Sohn des großen Staatsmannes, verehelicht gewesen war. Wir können nicht annehmen, daß unser Prinz zu der 30 Jahre älteren Frau, mag sie noch so liebenswürdig gewesen sein, sich hingezogen gefühlt hätte, wenn nicht ihre großen Reichthümer ihm die Aussicht gewährten, sich eine unabhängige Zukunft zu gestalten. Es ist der derbe realistische Zug der Zeit, der uns auch in dieser Handlungsweise so überraschend entgegentritt. Zunächst freilich brachte diese Heirath unseren Prinzen in peinliche persönliche Verwickelungen. Der Graf Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg, ein 66jähriger Wittwer mit zahlreichen Kindern, hatte sich ebenfalls um die reiche Gräfin Brahe beworben, ja sogar schon, durch das Entgegenkommen derselben verleitet, eine Gesandtschaft nach Stockholm geschickt, um sich officiell ihr Jawort zu erbitten. Durch seinen Mißerfolg auf das Schwerste gereizt, ließ er im Jahre 1661 eine Schmähschrift gegen die Gräfin Brahe erscheinen, von welcher unser Prinz meinte, „sie sei nur von einem Saubirten zu vermuthen" gewesen, sie sei eine „verfluchte Lügenschrift" u. s. w. Auch eine Gegenschrift unter dem Titel: „der beantwortete zwar ungenannte aber überaus schandlose und unverschämte nassau-dillenburgische Pasquillant" ließ er erscheinen, um zu beweisen, daß

die Gräfin Brahe keineswegs durch ein Eheversprechen dem Grafen von Nassau gegenüber gebunden gewesen wäre. Mit dem Vermögen seiner Gemahlin kaufte der Prinz sich jetzt mehrere Güter, so das Amt Weferlingen im Halberstädtischen und Neustadt an der Dosse in Brandenburg. Die Ehe mit der Gräfin Brahe wurde im Jahre 1669 durch den Tod derselben gelöst, und der Prinz blieb auch in der Folge ein wohlsituirter Mann, da seine Gattin ihn zu ihrem Universalerben eingesetzt hatte, unter Anderem auch aus dem Grunde, weil er sie „so herzlich liebe und ehre und mit allen Treuen meine" und sich ihrer stets „getreulich angenommen habe". Während aller dieser Jahre finden wir den Prinzen auf seinen Gütern eifrig beschäftigt, und der tapfere Kriegsmann tritt uns nun als ein sorgsamer Administrator entgegen, der stets das Praktische findet und mit scharfem Blicke erkennt, was Noth thut.

Seine besondere Fürsorge wandte er dem Amte Neustadt zu, wo er eine Eisenhütte, eine Glashütte und manche andere nützliche Unternehmungen ins Leben rief, den Grund zu der jetzigen Stadtkirche legte und im Jahre 1664 dem aufblühenden Orte vom Großen Kurfürsten die Stadtgerechtigkeit erwirkte. Manches von dem, was unser Prinz in Neustadt geschaffen, prosperirt, wie Theodor Fontane erzählt[1], noch bis zu dieser Stunde.

* * *

Die Erwerbungen, welche der Prinz im Brandenburgischen gemacht hatte, waren die erste Veranlassung, daß er in die Dienste des Mannes trat, der mit Recht als der Begründer der Größe Preußens verehrt wird. Bevor er jedoch in die Armee des Großen Kurfürsten eintrat, ging er seine zweite Ehe ein; und gerade die Art und Weise, wie Friedrich Wilhelm bei dieser Gelegenheit das Interesse des Prinzen von Homburg wahrnahm, ist für den großen Mann und sein Verhalten zu seiner Schwester Louise Charlotte und deren Gemahl, dem Herzoge Jacob von Kurland, so charakteristisch, daß genauere Mittheilungen über diese Eheschließung wohl gerechtfertigt erscheinen, um so mehr, als sie auch geeignet sind, uns das Bild des geschichtlichen Prinzen von Homburg lebendiger zu vergegenwärtigen.

Bereits kurz nach dem Tode seiner ersten Gattin (am 15. August 1669) muß im Prinzen von Homburg der Wunsch rege geworden sein, sich wieder zu verheirathen. Wenn seine Wahl auf die Prinzessin Louise Elisabeth von Kurland fiel, so ist hierbei wohl anzunehmen, daß die Landgräfin Hedwig Sophie von Hessen-Kassel, eine Schwester der Herzogin Louise Charlotte, welche auf den Prinzen von Homburg großen Einfluß besaß, ihre

[1] Wanderungen durch die Mark Brandenburg III Die Grafschaft Ruppin. 4 Aufl. S. 360 367.

Hand mit im Spiele gehabt habe. Andererseits mag dem Großen Kurfürsten selbst daran gelegen haben, eine Verbindung zu fördern, welche auch ihn mit dem wohlgeschätzten Kriegsmanne in nähere Beziehungen zu bringen versprach.

Schon im October 1669 sind die Verhandlungen im Gange; der Landgraf schreibt an seine zukünftige Schwiegermutter, ihm habe ein Herr von Ziegenhain viel über die kurländische Fürstenfamilie erzählt, „wir haben fast den ganzen Abend zusammen geplaudert von Kurland, und hat er mir, wann die Wahrheit sagen darf, so viel Gutes von den hohen Meriten der allerliebsten Prinzesse gesaget, daß nun noch impatienter bin, bis die genade hab von E. Ld. einige Schreiben und Befehl zu erhalten“[1] Vergegenwärtigen wir uns nun in kurzen Zügen, wie der Lebensgang der jungen kurländischen Fürstentochter sich bisher gestaltet hatte.

Prinzessin Louise Elisabeth von Kurland ist am 12. August 1646 gegen 6 Uhr Abends auf dem Schlosse zu Mitau geboren worden[2]. Ihr Vater, Herzog Jacob von Kurland[3], war eine groß angelegte Persönlichkeit, für deren volle Entfaltung die kleinen kurländischen Verhältnisse nicht die rechte Möglichkeit boten. Seine Gemahlin, Louise Charlotte, erscheint demjenigen, der sich das Sein und Walten dieser edlen Fürstin etwa nach ihren Briefen veranschaulicht, in einem selten liebenswürdigen Lichte. Eine liebevolle Gattin, theilt sie die oft schweren Sorgen ihres Gemahls und bleibt ihren Kindern allezeit eine liebevolle Mutter. „So ein gnedige Frau Mutter ist in der wehld nicht zu finden, als E. Ld. sind,“ lesen wir in einem Briefe der Prinzessin Louise Elisabeth. Nach dem zu urtheilen, was wir über die Erziehung der Söhne Herzog Jacobs wissen, wird auch die der Prinzessin eine sorgfältige gewesen sein, zumal wir annehmen dürfen, daß die Herzogin bei der Erziehung ihrer ältesten Tochter dieselben Grundsätze befolgt hat, wie sie später bei der ihrer jüngsten, Marie Amalie, der späteren Landgräfin von Kassel, zur Anwendung gelangten. „Meine Marigen habe ich erzogen als ein hauskindt, das Von Aller Fines und arglist Nichtes Weis,“ so schreibt die Herzogin an den Landgrafen Karl von Hessen-Kassel im Jahre 1669[4]. Ein devoter Verseschmied bezeichnet die Prinzessin Louise Elisabeth bei ihrem Scheiden aus Kurland als:

[1] Friedrich v Homburg an Louise Charlotte, d. d Homburg, d. 6 Oct 1669.

[2] Herzog Jacob an Amalie Elisabeth Landgräfin zu Hessen Kassel, d. d Mytow d. 30. August 1647. Copie des im kgl. Staatsarchiv zu Marburg befindlichen Originals in meinem Besitze

[3] Prinzessin Louise Elisabeth an Herzogin Louise Charlotte von Kurland, d. d. Berlin, d. 9. October 1670.

[4] Louise Charlotte, von Kurland an Karl von Hessen-Kassel, d. d Mitau, d. 5. October 1669 Copie des im Staatsarchiv zu Marburg befindlichen Originals in meinem Besitz.

„Ein Zierde dieser Zeit, ein Spiegel aller Tugend,
Womit Sie angeschmückt von Anfang Ihrer Jugend[1].

Wird man mit Recht ein solches Zeugniß nur zum kleinen Theil gelten lassen wollen, so ist uns der Briefwechsel Louise Elisabeths während ihrer Kinderzeit eine um so reinere, wenn auch nur spärlich fließende Quelle für die Erkenntniß ihres Gemüthslebens Der liebenswürdige Zug, der uns in der Familie des Herzog Jacob so stark entgegentritt, das Familiengefühl, das liebevolle Zusammenhalten der Geschwister, wir finden das Alles auch bei der Prinzessin Louise Elisabeth wieder. In eifrigem Briefwechsel steht sie mit ihren Brüdern, wenn diese in der Ferne weilen, und den ältesten, Friedrich Casimir, den späteren Herzog von Kurland, scheint sie besonders geliebt zu haben. Als der Prinz seine große Bildungsreise nach Deutschland angetreten hat, da giebt es stets Etwas aus Kurland zu berichten und zu senden. „Ew. Ld.," schreibt die 14jährige Schwester, „werde ich schon mein Chonterfee schicken, aber E L. Müssen mich ihrß auch wieder schücken. ich wollte wünschen, das ich das Glück mocht haben, E. L. hier zu sen, err lieben versehen sich das nicht ein stunde Vorbeiget, das ich an E. L. lieben gedenk. ich wolt wünschen, das ich mocht so glücklich sein, das E. lieben so oft an mich gedachten, wie ich an E. L " Als der Bruder schwer erkrankt, da betheuert sie ihm nach seiner Genesung: „ich wins mich den thag nimmer zu erleben, das E. L sollen sterben, so werde ich gewis auch nicht gerne mich länger wünschen zu leben, dan ich bilde mich ein, das ich noch die liebste Schwester bei E L. were seyn, wie zu fohren, wann ich das nicht versichert wehr, so wirdt ich mich recht sehr grehmen." Als der brieffaule Bruder ihr nicht antwortet, da meint sie, früher habe sie sich rühmen können, daß „ich einen lieben Bruder hab gehabt, nuh ist es leider ganz aus[2]." Mehr wissen wir über die Erziehung der Prinzessin im Einzelnen nichts zu sagen, als daß sie in den Lehren der reformirten Kirche erzogen wurde. Zwar hing das fürstliche Haus der Kettler seit den Tagen, da der livländische Ordensstaat zusammenbrach, streng der Lehre Luthers an, aber es gelang der Herzogin Louise Charlotte, welche gleich ihrem berühmten Bruder und ihrer Schwester, der Landgräfin Hedwig Sophie von Kassel, eine hocheifrige Reformirte war, bei der Erziehung ihrer Kinder mehrfach den Standpunkt ihrer Kirche zur Geltung zu bringen. Nicht allein ein so nachgiebiger Mann, wie der Superintendent Daniel Hafftstein, sondern sogar

[1] „Glückwunschung zu der bevorstehenden Reise ꝛc." von Joh. Herre. Mitau. Gedruckt bei Michael Karnall. In einem Sammelbande des kurländischen Provinzial-Museums.

[2] Briefe Louise Elisabeths an Friedrich Casimir vom 6. Juli 1661, 15. März 1666 und mehrere ohne Datum.

der streng lutherische Superintendent Paul Einhorn[1] unterließen bei der Taufe der fürstlichen Kinder den damals von der lutherischen Kirche besonders betonten Exorcismus und machten der Landesfürstin noch andere Concessionen. Ihre Töchter erzog die Herzogin Louise Charlotte reformirt, entsprechend den Bestimmungen der Ehepacten, welche am 13. Juli 1645 festgestellt worden waren. Diese besagten nämlich, daß „Kinder beiderlei Geschlechts bis ins 7. Jahr von Ihrer Lbd., als der Frau Mutter, in der Furcht des Herrn erzogen werden," Töchter „auch *nach der Zeit* nicht minder der freyen Mütterlichen education vorbehalten bleiben" sollten, während die Söhne nach diesem Lebensjahre den „Verfassungen und Reverſalen" gemäß in der evangelischen, d. h. lutherischen Religion zu unterweisen seien. Neuerdings ist nun gezeigt worden, daß auch der Prinz Alexander von Kurland in Folge des Einflusses seiner Mutter zur reformirten Kirche übertrat und der Herzog Ferdinand bei dem Adel seines Landes ebenfalls in den Verdacht gerieth, seine Confession gewechselt zu haben[2].

Das äußere Leben der Prinzessin Louise Elisabeth war durch die Verhältnisse der Politik nicht unberührt geblieben. 12 Jahre alt, war sie gleich den übrigen Geschwistern in die schwedische Gefangenschaft weggeführt worden, und auch in der Folgezeit brachte es die bedrohte Lage des kleinen Herzogthums mit sich, daß die fürstlichen Kinder zeitweilig in Deutschland, besonders in der Residenzstadt des großen Oheims, ihren Aufenthalt nehmen mußten[3].

Nach dem oben Gesagten versteht man es, daß, als die Frage einer Ehe der Prinzessin mit dem Prinzen von Homburg in Erwägung gezogen wurde, die Frage der Religion selbstverständlich nicht übergangen werden konnte. In den Verhandlungen, welche der Heirath vorausgingen, spielt sie dann auch eine hervorragende Rolle Prinz Friedrich war schon im Frühjahr (wohl Anfang März) 1690 nach Berlin gekommen, um mit dem Großen Kurfürsten, welcher die Ehe vermittelte, die Ehepacten persönlich im Einzelnen zu besprechen.

Allerdings stand der Prinz *innerlich* der reformirten Kirche damals bereits näher, als der lutherischen, in deren Lehren er erzogen war, aber *äußere* Gründe hielten ihn zunächst von einem offenkundigen Glaubens-

---

[1] Ein altes Verzeichniß der fürstl. Kinder nebst Angaben ihrer Geburts- und Taufstage ꝛc im kurl. Ritt.-Archiv

[2] Hierüber siehe die Mittheilungen in der Denkschrift zur Gedächtnißfeier des 150jährigen Bestehens des reformirten Gotteshauses in Mitau. S. 5—13 (Victor Felskos Verlag).

[3] Herzog Jacob an Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, d. d. 8. Nov. 1665. Berlin. Staatsarchiv. Orig.-Rep. 9 Nr 7, S. 5. Copie in meinem Besitze.

wechsel zurück. „Was die Religion betrifft," schreibt der Große Kurfürst an seine Schwester, „da kann ich E. Ld. woll versichern, das er gutte inclination zu Unserer Religion hatt, Wegen seiner Brüder halber muß er es Sich noch nicht merken laßen, er bittet, das in der Heirath Verschreibung solches ausgelaßen Werden möge, erbeudt Sich aber dafür einen revers Unter Seiner handt Undt Siegell zu geben, Welchen man anstellen mogte, so Wie man will, Welches dann auf eines außkumbt."

Wegen der Errichtung der Ehepacten solle der Herzog eine zuverlässige Persönlichkeit aus Kurland absenden, doch würde der Abschluß derselben am besten in Kassel erfolgen, „weill Unsere Schwester des Landtgraffen gans mächtig ist"[2]. Die Landgräfin Hedwig Sophie von Kassel that denn auch Alles, um den Prinzen geneigt zu machen, in die Ehepacten Bestimmungen aufzunehmen, welche der Confession der kurländischen Prinzessin Genüge leisten sollten. Die Wünsche des herzoglichen Paares in Kurland gingen dahin, daß die Prinzessin in der Ausübung ihres Glaubens unbeschränkt sein, etwa der Ehe entstammende Töchter aber reformirt erzogen werden sollten. Während dieser Verhandlungen ist Hedwig Sophie voll der besten Aussichten, nur bedauert sie, daß der Prinz seinen Glauben nicht wechseln wolle. „Den Revers," schreibt sie an ihren Bruder, den Großen Kurfürsten[3], „werde ich setzen unterschreiben zu lassen, dann J. L. sich ganz nicht weigern; ich glaube aber, es werde doch gut sein, daß in den Ehepakten der Freiheit der Religion auch gedacht werde, sonst möcht' es Gedanken bei den Brüdern verursachen; doch daß es ein wenig gelind aufgesetzt werde, damit sie nicht Bedenken haben dürfen, es zu unterschreiben. Ich habe gehofft, E. L und Dero Gemahlin würden den Landgraf bekehrt haben, da J. L. bei E. L waren; nur Gott weiß die Stunde, wann er die Seinigen berufen will, der wird auch die Stunde ersehen, wann er diese Seele in seinen Weinberg berufen wird." Im Juni weiß der Große Kurfürst nach Kurland schon zu melden, daß es mit dem Reverse keine Schwierigkeiten haben werde. In der That wurden diese Schwierigkeiten auch bald gelöst. Als der Prinz im Hochsommer auf seinem Gute Weferlingen schwer erkrankte, faßte er den Entschluß, sich auch äußerlich mit der reformirten Kirche zu vereinigen. „E. L Sohn," schreibt der Große Kurfürst an seine Schwester, „der Landgraff, ist Unserer Religion geworden, Wie er dan schon Vom Hofprediger Von Kassel das nachtmall auf Unsere ahrdt empfangen hat[4]."

[1] Friedrich Wilhelm an Louise Charlotte d. d. 4 März 1670.

[2] Bei Jungfer, l. c Beilage Nr. 5 (d. d. Kassel d. 14. April 1670).

[3] Friedrich Wilhelm an Louise Charlotte d. d. Potsdam, d. 6. Sept. 1670. d. d. Cölln a. d. Spree, d. 13. Juni 1670.

War somit eine wichtige Frage gelöst, so blieb noch eine andere, peinlichere zu erledigen. Die Verhandlungen über die Ehepacten und im Besondere über die materiellen Verpflichtungen, welche die fürstlichen Gatten gegen einander übernehmen sollten, zogen sich in die Länge. Besonders scheint man in Mitau Schwierigkeiten gemacht zu haben. Inzwischen war die fürstliche Braut auf dringende Aufforderung des Großen Kurfürsten und ihres zukünftigen Gatten, welcher ja die Prinzessin noch gar nicht kannte, am 19. Mai in Begleitung eines Herrn von Bistramb von Mitau aufgebrochen, am 21. Juni (1. Juli) um 9 Uhr Abends in Berlin angelangt, wo sie an Stelle des abwesenden Kurfürsten von den beiden älteren Söhnen desselben empfangen wurde. Der Bräutigam der Prinzessin war damals nicht in Berlin, erst am 13. Juli (a. St.) traf er in der brandenburgischen Residenz ein und hatte noch an demselben Abend eine zweistündige Unterredung mit seiner Braut. „Sie gefehldt ihm gar woll, er ist ein überauß lieber Herr," so schreibt Bistramb an die Herzogin Louise Charlotte und dieser Mittheilung läßt er einige Wochen später folgende Versicherung folgen. „Auch kann ich E. Hochfürstl. Durchl. Unbericht nicht lassen, wie hertzlich die beyde hochfürstl. Personen sich lieben. Gott verbünde ihrer Hertzen; ihr Durchl. die Prinzeßin hatt auffs neuw ein pahr kostbahre ohrgehenge von Sr Durchl. dem landtgraven bekommen." Diesem Geschenke folgen noch manche andere, ein Armband mit Diamanten, ja sogar „ein Carosz mit 6 pferden". Die Hochzeit wurde auf Mitte August festgesetzt, da man aller Schwierigkeiten bald Herr zu werden hoffte. Als sich diese Hoffnung zerschlug, wurde die Hochzeit verschoben, bis des Landgrafen Rath Geismar, der mit der Schnellpost nach Kurland reiste, heimgekehrt sein würde und alle „Difficultäten" beseitigt wären[1]. Man kann sich vorstellen, in eine wie peinliche Lage die Prinzessin kommen mußte, als die Verhandlungen dermaßen in Stockung geriethen, daß sich schließlich ihr Ende gar nicht absehen ließ. In erregten Worten geht Louise Elisabeth ihre Mutter an[2], sie möge auf Herzog Jacob einwirken, daß er die billigen Anforderungen des Prinzen von Homburg erfülle. „Auf sohn weis, wan der fürst nichtens sol mitkrigen, wuhns ich mich lieber bey E. L., es wehr besser Als das ich soldte Ungelücklich bey im sein und immer vorwurf haben; hette ich gewust, das es mich so solt gen, nicht 10 pferd hetten mich sollen aus Churlandt Ziegen; ich hab' mich eingebild, es wehr Alles richtig, das ein jede Kind wüste, was es haben sol, Aber nu gelt es so. wan ich nicht selber schande darVon hett, ich kem mitt E. L. Hofmeisterin wieder zurück, dan Von liebe Allein kann

[1] Bistramb an Herzogin Louise Charlotte. d. d. Berlin d. 19. Sept 1670 und mehrere Briefe ohne Datum.

[2] Louise Elisabeth an Herzogin Louise Charlotte d. d. Cölln, d. 9. Oct. 1670.

man nicht eßen Pasiance Herr Vater helt das E. L. ſollen ſagen und mich nicht Ungelücklich machen. Vielleicht wil Herr Vater es gern, Gott wird es aber Andehr machen Und Vor mich ſorgen, dem ſtell ich Alles heim, ich glaub, das nicht ein Ungelückliger Menſch Unter dehr ſonnen kann ſein, Als ich und Gott habt mich doch Alle Zeit geholfen. E. L. Vergeben mich, das ich mein meinung ſo frey ſchreib, Aber was das Hertz Voll iſt, geit der munlt ibehr, dan wan ein wurm gethretten wird, ſo kriempt er ſich, Vielmehr ein mens, das ſein Verſtand habt " — Sie bittet dringend, im Punkte des Geldes keine Schwierigkeiten zu machen, ſie meint, der Prinz von Homburg ſei nur ein deutſcher Fürſt, und die haben nicht Viel zum Beißen. Sie bittet ihre Mutter um Ueberſendung ihrer Perlen und um Geld, da ſie deſſen ſehr bedürfe „Weis nicht, wie ich es mitt das gehldt werde machen, dann ich nichtes kann geleied krigen, in ein firzehn tag ſohl die HoZeitt ſein; wie ich noch aus Berlin komme, das weiß Gott." Der Prinz ſchreibe ihr gelegentlich, ſie werde der Mutter die Briefe ſchicken, „aber Unterweillen bringt er ſolche poſſen, das E. L. würden lachen". Mochte ſo der Prinz ſeiner Braut in ſeinen Briefen liebenswürdig entgegentreten, mochte er es, wie oben erzählt, an Aufmerkſamkeiten ihr gegenüber nicht fehlen laſſen, ſo war er doch keineswegs geſonnen, die Ehe zu ſchließen, ehe er genau wußte, was er in materieller Hinſicht zu erwarten hatte. Vielleicht gehen wir nicht irre in der Annahme, daß in den zwei von einander nicht unerheblich abweichenden Entwürfen zu Ehepacten, die ſich erhalten haben, jener Widerſtreit der Intereſſen des Herzogs von Kurland und ſeines Schwiegerſohnes ſeinen deutlichen Ausdruck findet. In dem einen derſelben, welchen, wie wir ſehen werden, der neueſte Biograph des Prinzen von Homburg mit Unrecht als die abgeſchloſſenen Ehepacten anſieht und veröffentlicht, ſind die Leiſtungen des Landgrafen an ſeine zukünftige Gemahlin geringer bemeſſen, die Verpflichtungen des Herzogs ſeiner Tochter und deren Gemahl gegenüber dagegen viel größere, als in dem anderen Projecte, welches ſich abſchriftlich in der dorpater Univerſitätsbibliothek erhalten hat. Haben wir in dem letzteren die Formulirung der Vorſchläge des Herzogs zu ſehen, ſo dürfte das erſtere uns dagegen zeigen, wie ſich dieſelben im Laufe der durch Geismar in Mitau geführten Verhandlungen allmählich veränderten und den Wünſchen des Landgrafen ſich näherten; freilich nicht in dem Maße, daß die Differenzen der beiden contrahirenden Theile ſich gänzlich löſten, denn, wie die ſpäteren Mittheilungen zeigen werden, wurden Verhandlungen über erſt abzuſchließende Ehepacten noch nach der Hochzeit der Prinzeſſin Louiſe Eliſabeth zwiſchen Berlin und Mitau gepflogen. Daß wir es in dieſen beiden Entwürfen eben nur mit ſolchen zu thun haben, dürfte ſich auch daraus ergeben, daß die beiden Actenſtücke nicht datirt ſind, was bei einer

rechtskräftig vollzogenen Urkunde kaum der Fall gewesen sein wird. Suchen wir uns nun den wesentlichsten Inhalt dieser Actenstücke zu vergegenwärtigen, die, wenn auch nur Entwürfe, zum großen Theile gewiß den schließlich vereinbarten Ehepacten entsprochen haben dürften. Das beiderseitige Heirathsgut wurde auf je 20,000 Rthl. festgesetzt. Dazu sollte der Prinz von Homburg seine Gattin „nebst Ueberreichung eines rühmlichen Kleinodes oder anderer fürstl. Praesents mit 4000 Gulden — — — bemorgengaben, sowie zum täglichen Handpfennig und Spielgelde, auch Ihrer selbsteigen Kleidung jährlich auf 3 Termin 2000 Gulden zeit seines Lebens auszahlen" Abweichend davon erscheint in dem einen Projecte statt der letztgenannten Summe die von nur 1000 Gulden. Ferner sollte der Prinz „eine Hofmeisterin, drei adelige Jungfern, Kammer- und andere Mägde nach Nothdurft, einen Junker, 2 Pagen und zwei Lakaien mit Besoldung, Kleidung und andern Zubehör zu versorgen und zu unterhalten" haben. Minder greifbar waren die Aussichten, welche nach diesen beiden Entwürfen Herzog Jacob seinem Schwiegersohne machte. Er übernahm „seine Tochter mit fürstl. Geschmück, Kleidern, Kleinodien, Silbergeschirr und allen anderen — —" zu versehen. „Ferner wollen wir, Jacobus ꝛc., Unsere Tochter über obberührte Ehegelder noch mit einer Summa von 60000 Rthl. dergestalt versehen haben, daß, sobald wir entweder aus Polen, Schweden oder anderen Oertern unsere Schulden werden mächtig werden können, dieselbe an gewiße Oerter, es sei Städt oder Ambter auf interesse geleget werden sollen, damit Se. L. der Landgraf Friedrich die Zinse jährlich daraus habe und so lange Er lebet, zu Seinem und Seiner Gemahlin Nutzen und Frommen anwenden möge, das Kapital aber an selbigen Ort unverrückt verbleibe. Sollten Wir aber die Gelder nach Erlegung der Ehegelder nicht mächtig werden können, alsdann Wollen Wir gedachte summa mit 5 pro cento verzinsen und jährlich zustellen." In dem den Ansprüchen des Landgrafen mehr gerecht werdenden Projecte erscheinen zwar statt der 60,000 Rthl. 70,000, aber es scheint sich bei den Differenzen zwischen Herzog Jacob und seinem Schwiegersohne weniger um die Größe der Summe, als vielmehr um die große Unsicherheit derselben gehandelt zu haben. Die Anwartschaft auf Gelder, welche dem Herzoge aus Polen und Schweden (wohl als Kriegsentschädigung von den Kriegsjahren 1655—1660 her) zustanden, oder welche er „an anderen Oertern", etwa in Holland, Dänemark, Spanien, Portugal, Frankreich, für fortgenommene Schiffe zu fordern hatte, war in der That eine so problematische, daß man sich nicht wundern kann, wenn der Prinz von Homburg mit so unsicheren Factoren nicht rechnen wollte Noch im Sommer des folgenden Jahres (1671) richtete der Große Kurfürst, der sich dem Prinzen gegenüber dazu für verpflichtet erachtete, ein geharnischtes Schreiben an seine Schwester in

Mitau[1]. „Ob ich zwahr bedencken getragen, mehr zu schreiben, weill ich aber sehe, das ohn E. Ldn. Undt Dero H. Seiten so Ungereimbte Dinge in die ehepacten gebracht, so hab ich mich nicht enthalten können, noch für diesses mahl dieselben zu erinnern Und zu gemüthe zu führen, ob man mitt eelichen Leuten solchergestaldt handelten Und gleichsam in April schicken, Wie man den Landtgraffen thut, in die eoerschreibung (Eheverschreibung), da man Ihn mitt die gelder baldt nach Schweden, baldt nach Engellandt auff Ungewiße forderungen weisset, dieses mag der Gebrauch in Churlandt zwischen den Bauern sein, aber in Deutschland Unter den fürstlichen personen ist es nicht herkommen, noch erheret. Werden darumb bitten Undt ermahnen Ew. Ld. itzo Undt für alle mahl, dieselben Wollen sich nebbenst dero H. begreiffen und hierin thun, was recht Undt billigkeitt mitt sich führet Undt solche ungewiße anweisungen in gewiße anweisungen verendern, damit ich sehen möge, das meine Wolgemeinten erinnerungen so zu Ihrer beiderseits häussere Wolfahrt Undt ehre gerichtet, nicht vergeblich gewesen sey, Ich zweiffele nicht, da noch in Ew. Ld. beiderseits einige ehre und generositet sey, dieselben werden hierin Sich eines andern bedencken Undt hierin dergestaldt verfahren, Wie es Unter Fürsten Herkommens Undt Ihnen beiderseits zu keiner blame und Verkleinerung gereichen möge." Es ist das eine offene Sprache, und sie scheint auch nicht ohne Erfolg geblieben zu sein. Leider besitzen wir nicht das schließlich ratificirte Abkommen. Auf die aus demselben sich ergebenden Zahlungsverbindlichkeiten werden wir noch mehrfach zurückzukommen Gelegenheit haben. A. Seraphim.

(Schluß folgt.)

[1] Friedrich Wilhelm an Louise Charlotte von Kurland, d. d. Potsdam, den 16. Juni 1671.

Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders

(1810 –1840)

nebſt einer Biographie und Charakteriſtik des Verfaſſers, herausgegeben von

L. v. Schroeder

Es iſt bald ein Luſtrum her, ſeit der ehemalige Bibliothekar der dorpater Univerſität Emil Anders, fern von der Stätte ſeiner langjährigen Wirkſamkeit als hochbetagter Greis ſeine Augen für immer geſchloſſen. Mit ihm wurde einer der beſten und edelſten Männer, die in baltiſchen Landen gelebt und gewirkt, einer der treueſten Söhne Dorpats zu Grabe getragen, der mit dem Leben und Treiben der Muſenſtadt am Embachſtrand ſeit dem Beginn des Jahrhunderts bis in unſere Tage hinein ſo vertraut war, wie kaum ein Anderer, und der dieſe Stadt und das ganze baltiſche Land heiß und innig liebte mit der ganzen Kraft ſeines liebereichen Herzens, ein Mann, der durch pflichtgetreue Erfüllung ſeiner beruflichen Arbeit, durch Reinheit des Charakters und Adel der Geſinnung Anderen ein leuchtendes Vorbild geweſen, der während ſeines langen Lebens unter uns ſo viel Liebe und Freundſchaft genoſſen, wie nur Wenige, und der dieſe Liebe und Freundſchaft auch wie nur Wenige verdiente.

Als er ſtarb, haben die Zeitungen unſeres Landes ſeiner in ehrenvollen Worten des Nachrufs gedacht, und manches Blatt der Erinnerung ward auf dem Grabe des hochverdienten Mannes niedergelegt. Aber ſeine ſeltene Perſönlichkeit ebenſowohl, wie ſeine großen Verdienſte um eines der wichtigſten Inſtitute unſerer Landesuniverſität mußten es als eine faſt ſelbſtverſtändliche Forderung der Pietät erſcheinen laſſen, daß ſolche Erinnerungsblätter geſammelt an einer Stätte niedergelegt würden, wo ſie als bleibendes Denkmal deſſen, was dieſer Mann einſt geweſen, vor der Gefahr geſichert ſind, als

loſe Blätter von dem Winde verſtreut zu werden und der Vergeſſenheit anheimzufallen. Das ſprechend ähnliche, ſchöne Bild des Verſtorbenen, vom Maler Bogatzky in Petersburg gemalt, das uns den Greis im reichen Schmuck des ſchneeweißen Haares und Bartes zeigt, iſt an der Stätte ſeiner langjährigen Arbeit, in der dorpater Univerſitätsbibliothek, zu dauerndem Gedächtniß aufgeſtellt Kein anderer Ort aber dürfte wohl ſo dazu angethan ſein, das Bild ſeines Lebens aufzunehmen, kein Organ ſo ſehr dazu berufen, das Andenken eines der beſten Söhne baltiſcher Lande zu erneuern, als die „Baltiſche Monatsſchrift".

Zu ſolcher Erneuerung des Andenkens an Emil Anders liegt aber jetzt noch ein beſonderer und zwar ein ſehr erfreulicher Anlaß vor.

Anders hat in den letzten Jahren ſeines langen Lebens auf wiederholte Bitte und Anregung von Seiten ſeiner Freunde und Verwandten die Erinnerungen ſeines Lebens aufzuzeichnen begonnen, und das umfangreiche Manuſcript dieſer Erinnerungen iſt zuſammt den übrigen hinterlaſſenen Papieren des hochverehrten väterlichen Freundes dem Schreiber dieſer Zeilen von den Söhnen des Verſtorbenen behufs literariſcher Verwerthung anvertraut worden. Außer den erwähnten Aufzeichnungen der letzten Jahre finden ſich unter dieſen Papieren: 1) eine größere Anzahl zum Theil ſehr ſchöner Gedichte und wohlgelungener metriſcher Ueberſetzungen aus fremden Sprachen, insbeſondere aus dem Ruſſiſchen und Franzöſiſchen; 2) die Schilderung einer im Jahre 1822 ausgeführten Reiſe nach St. Petersburg; 3) ſechs wohlausgearbeitete, inhaltreiche Vorträge, von denen die erſten drei Schiller, Jean Paul und Shakeſpeare behandeln, während die letzten drei der geſchichtlichen Johanna von Orleans gewidmet ſind.

Die Erinnerungen ſeines Lebens aufzuzeichnen hat Anders leider etwas zu ſpät unternommen. Der 80jährige Greis war nicht mehr im Stande, den reichen Schatz, der in ſeinem Gedächtniß ruhte, in ganzer Fülle ſchriftlich zu fixiren. Er begann naturgemäß mit der Schilderung ſeiner Kindheit und Jugendjahre, kam aber nur bis in die erſte Zeit ſeiner amtlichen Wirkſamkeit an der dorpater Univerſitätsbibliothek; überhandnehmende Schwäche des Alters und der ſchließlich eintretende Tod verhinderten ihn daran, weiter fortzufahren. Es iſt nur ein Bruchſtück dieſes langen und reichen Lebens, das uns die „Erinnerungen" vorführen. Ferner war dem Verſtorbenen nicht mehr möglich, das vorliegende Manuſcript in eine druckfertige Form zu bringen; er hat die Feder mitten in der Arbeit niedergelegt. So iſt dem Schreiber dieſer Zeilen die Thätigkeit eines Redacteurs der Andersſchen Erinnerungen zugefallen. Manches war da zu feilen und zu glätten, Manches mußte ausgeſchieden, Manches anders geordnet werden, als es von Anders' Hand geſchrieben vorlag; aber die Arbeit war keine

unfruchtbare, ſie war lohnend und genußreich, und der Schreiber dieſer Zeilen bekennt gern, daß es ihm, ganz abgeſehen von der Pietätsempfindung, die ihn dazu trieb, eine wirkliche Freude geweſen iſt, dieſe Arbeit auszuführen; denn es ſind anſprechende, höchſt intereſſante Schilderungen aus dem alten Dorpat, in den erſten Decennien dieſes Jahrhunderts (etwa 1810 bis 1840); manche längſt dahin gegangene Perſönlichkeit erſcheint in lebendigen, charakteriſtiſchen Zügen vor unſeren Augen, manche Sitte, manche Einrichtung der alten Zeit taucht vor uns auf. Dieſe Bilder aus dem alten Dorpat ſind mit warmer Liebe entworfen, mit feinem Sinn, mit der richtigen Empfindung für das, was damals gut war, aber durchaus ohne Ueberſchätzung der „guten alten Zeit". Die Schilderung enthält gar manche culturhiſtoriſch und namentlich localhiſtoriſch intereſſante Mittheilung, und — last not least — ein goldener Humor durchzieht und würzt das Ganze.

Hier ſteht der „alte Anders" in derjenigen Eigenſchaft vor uns, die ſtets beſonders an ihm hervortrat und nicht wenig zu der großen Beliebtheit beigetragen, deren er ſich während ſeines ganzen Lebens erfreut hat: als liebenswürdiger Erzähler, vor Allem Erzähler aus der „alten Zeit".

Ein hervorragender Zug in Anders' Charakter war ſeine treue Liebe und Anhänglichkeit an die baltiſche Heimath und ſpeciell an ſeine Vaterſtadt Dorpat, mit welcher er ganz verwachſen war. Hier an dem Orte ſeiner Kindheits- und Jugenderinnerungen, ſeiner Mannesjahre und Amtswirkſamkeit intereſſirte ihn Alles und Jedes. Es iſt dem Schreiber dieſer Zeilen eine unvergeßliche und rührende Erinnerung, wie der alte, faſt achtzigjährige Mann bei ſeinem letzten Beſuche in Dorpat, im Auguſt des Jahres 1884, alle Straßen und Plätze der Stadt aufſuchte, um überall das Alte wieder zu begrüßen, das Neugewordene in Augenſchein zu nehmen. „Hier intereſſirt mich jede Veränderung, jedes neue Haus — äußerte er — und von jedem Hauſe, von jedem Platze könnte ich Euch Geſchichten erzählen."

Mit der Vergangenheit Dorpats und ſpeciell der Univerſität, mit der Geſchichte unſerer localen Geſellſchaft aufs Nächſte vertraut, unerſchöpflich reich an Perſonalkenntniß, mit einem treuen Gedächtniß auch für das kleinſte Detail ausgeſtattet, war er für die Jüngeren geradezu eine lebendige Chronik der Stadt und der Univerſität. Dabei hatte er in hervorragendem Grade die Gabe, in charakteriſtiſchen Zügen das Bild vergangener Zuſtände und einſt hier lebender Perſönlichkeiten vorzuführen, und verſtand es, ſolche Schilderungen durch Hervorhebung manches heiteren, launigen Zuges in liebenswürdiger Weiſe zu würzen. Aber ſo gern er auch von der Vergangenheit ſprach und erzählte — er hing nicht an ihr mit irgend welchen ſentimentalen Empfindungen. Er freute ſich des Fortſchritts und nahm bei dem Rückblick in die Vergangenheit gern die Gelegenheit wahr, die glücklichen

Beſſerungen der ſpäteren Zeit hervorzuheben. Nie, auch im höchſten Alter nicht, klagte er über die entſchwundene gute alte Zeit Als echter Idealiſt blieb er friſch und begeiſterungsfähig für alles Gute, was die neue Zeit mit ſich brachte und freute ſich deſſen mit vollem Verſtändniß.

Alle dieſe Eigenſchaften von Anders treten in den „Erinnerungen" mehr oder weniger deutlich hervor und können nicht verfehlen, dieſelben zu einer überaus anziehenden Lectüre zu machen, vor Allem für einen Jeden, der, in baltiſchen Landen erwachſen, ein ſpecielles Intereſſe für Dorpat und für die Univerſität hat. Allerdings wird Derjenige, der die humoriſtiſchen Geſchichten aus alter Zeit noch aus Anders' eigenem Munde zu hören das Glück hatte, den charakteriſtiſchen Vortrag des Erzählers, ſein Mienenſpiel und ſeine Geſten vermiſſen. Anders verſtand es in hohem Grade, die Stimme, den Dialekt, die Eigenart des Sprechens der vorgeführten Perſönlichkeiten nachzuahmen, und dies Talent trug nicht wenig dazu bei, ſeine Geſchichten lebendig und anziehend zu machen. Das iſt mit dem liebenswürdigen Erzähler unwiderbringlich in's Grab geſunken. Aber auch ohne das werden die „Erinnerungen" unfraglich allgemein intereſſiren und feſſeln.

Eine ganz andere Seite von Anders' Perſönlichkeit tritt uns in ſeinen hinterlaſſenen Gedichten entgegen, von denen wir eine kleine Auswahl mit den nothwendigen Erläuterungen den Erinnerungen als gewiß nicht unwillkommene Ergänzung folgen laſſen wollen. Hier zeigt ſich Anders als eine tief empfindende poetiſche Natur, mit der Gabe, ſeiner Empfindung den entſprechenden Ausdruck in Worten zu verleihen, und durchaus die poetiſche Form beherrſchend. Insbeſondere eine größere Anzahl Sonette dürfen als wirklich ſchöne Gedichte bezeichnet werden, die der Veröffentlichung durchaus werth ſind. Mit dieſen poetiſchen Schöpfungen war Anders ungemein zurückhaltend. Die wenigſten ſeiner Freunde haben dieſelben gekannt, und ſelbſt ſeinen Kindern hat er bei Lebzeiten nicht Alles mitgetheilt. Es hing dies mit einem ſtark ausgeprägten Zuge ſeines Charakters zuſammen, ſeiner außerordentlich großen Beſcheidenheit, die ich nicht anſtehe eine übergroße zu nennen, wenn ſie auch gewiß nicht wenig dazu beigetragen hat, ihn in dem Kreiſe der Freunde, mit denen er lebte, ſo ungewöhnlich beliebt zu machen. Er dachte nicht groß von ſeinen Gaben, ſeiner Befähigung für wiſſenſchaftliche oder dichteriſche Production. Sein Ideal, das er ſchon als Jüngling, ja als Knabe, mit leidenſchaftlichem Enthuſiasmus erfaßte, dem er mit der ganzen Energie ſeines Weſens während ſeines langen Lebens zuſtrebte, es war dasſelbe, das wir auch als Ideal der großen Blüthezeit unſerer Literatur bezeichnen müſſen, in welche Anders' Kindheit und Jugendzeit noch hinein fällt: das Ideal einer möglichſt umfaſſenden Ausbildung der geſammten Perſönlichkeit nach Maßgabe ihrer Kräfte, einer wahrhaft humanen Bildung,

die Wiſſenſchaft und Kunſt, ſo weit dies irgend erreichbar, allſeitig zu erfaſſen ſtrebt[1].

Wie klar dieſes Bildungsideal ihm ſchon in jungen Jahren vor den Augen ſtand, mit welcher Begeiſterung er ſich demſelben weihte, dafür legt ein ſchönes Zeugniß ab die Beſchreibung der Reiſe nach St. Petersburg im J. 1822. Als Anders dieſe Reiſe machte, war er ein junger Mann von 16 Jahren. Die bald darauf entworfene Schilderung derſelben offenbart eine geiſtige Reife, die auf dieſer Altersſtufe durchaus überraſchend und ungewöhnlich genannt werden muß; ſie lehrt uns ferner die feine Beobachtungsgabe des jungen Mannes kennen, zeigt ihn in hohem Grade vertraut mit der Kunſt des ſchriftlichen Ausdrucks, die in jener Zeit noch ſehr gepflegt wurde, und wirkt überaus erwärmend durch den an vielen Stellen deutlich hervortretenden Enthuſiasmus für das oben bezeichnete Ideal. Aus der Schilderung dieſer Reiſe muß Jedermann den Eindruck gewinnen, daß er hier eine geiſtig bedeutende Perſönlichkeit vor ſich hat, zumal wenn man in Betracht zieht, daß es ein Jüngling iſt, der ſo beobachtet und ſowohl inhaltlich als auch formell ſo vorzüglich ſchildert. Auch dieſe Arbeit gedenken wir ganz oder theilweiſe ſpäterhin den Leſern dieſer Zeitſchrift vorzulegen.

Wieder von einer anderen Seite lernen wir Anders durch die Vorträge über Schiller, Jean Paul und Shakeſpeare kennen, die bei Gelegenheit der Säcularfeier dieſer Dichter in den Jahren 1859, 1863 und 1864 gehalten wurden. In dieſen Vorträgen, die er im reifſten Mannesalter ausgearbeitet, tritt uns Anders als feiner Kenner der Literatur, als verſtändnißvoller Verehrer der großen Dichter entgegen; und der Umſtand, daß er es war, dem man drei Mal an ſo bedeutſamen Tagen die Feſtrede übertrug, legt deutlich Zeugniß dafür ab, daß er in dem literariſchen Leben der Stadt Dorpat eine leitende Stellung einnahm. Alle drei Vorträge ſind im Locale der Reſſource vor einer größeren Verſammlung Gleichgeſinnter gehalten, und mancher ältere Dorpatenſer erinnert ſich noch heute gern jener intereſſanten Stunden. Die drei Vorträge „über die geſchichtliche Johanna von Orleans", von gründlichen Studien zeugend, wurden im Jahre 1868 im dorpater Handwerkerverein gehalten.

Anders' Leben war keineswegs durch bedeutende Ereigniſſe und Erlebniſſe ausgezeichnet; es ſpann ſich daſſelbe in ſeltener Ruhe und Stetigkeit ab in dem gleichen Kreiſe der amtlichen Arbeit, des geſelligen und des Familienlebens, aber innerhalb dieſes Kreiſes war es ein ungewöhnlich reiches, ein ſchönes und fruchtbares Leben.

Emil Alexander Lorenz Anders wurde den 18. Mai

[1] Im deutlichen Gegenſatz zu der heute durchaus vorherrſchenden ſpecialiſtiſchen Fachbildung.

d. J. 1806 in Dorpat geboren, als Sohn des damaligen Kreisschulinspectors, nachmaligen Bibliothekssecretärs Carl Samuel Anders. Er besuchte zuerst die Kreisschule, dann das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog i. J. 1823 die Universität daselbst, um sich, dem Wunsche seines Vaters entsprechend, dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Während der bis zum Jahre 1826 dauernden Studienzeit beschäftigte er sich aber hauptsächlich mit altklassischer Philologie, Literatur und Kunstgeschichte, „das Land der Griechen mit der Seele suchend". Nichtsdestoweniger absolvirte er das juristische Studium als Candidat. Schon am 1 Mai d. J 1826, nach kaum vollendetem Triennium wurde Anders als stellvertretender Bibliothekar-Gehilfe bei der dorpater Universitätsbibliothek angestellt. Im Juni des Jahres 1835 erhielt er die Stellung des Bibliothekssecretärs und im December 1860 diejenige des Bibliothekars, welches Amt er bereits seit dem 21. Nov. 1842 neben den amtlichen Obliegenheiten des Bibliothekssecretärs verwaltet hatte. Er leitete die dorpater Universitätsbibliothek bis zum 13. Oct. 1871, an welchem Tage seine Emeritirung erfolgte. Anders lebte hierauf noch einige Jahre in Dorpat, um dann zuerst zu seiner ältesten Tochter, der Gräfin Magda von Stenbock, auf das Gut Kolk in Estland, später nach St. Petersburg überzusiedeln, wo er im Kreise seiner Kinder einen schönen Lebensabend verbrachte und am 13 April d. J. 1887 im fast vollendeten 81. Lebensjahre starb.

Die berufliche Arbeit seines langen Lebens hat Emil Anders, wie aus dem Vorstehenden zu ersehen, ausschließlich ein und demselben Institute gewidmet — einer Anstalt, die dazu bestimmt ist, dem heiligen Feuer der erkenntnißsuchenden Forschung beständig neue Nahrung zuzuführen, und die nicht wenig dazu beiträgt, Dorpat zum Mittelpunkt aller wissenschaftlichen Arbeit in baltischen Landen zu machen der Bibliothek unserer Universität. Des Amtes, das ihm hier geworden, hat er mit seltener Treue gewartet.

Will man Anders' Verdienst um die Universitätsbibliothek recht ermessen und würdigen, so muß man sich von Männern aus jener alten Zeit erzählen lassen, wie es vor ihm mit diesem Institute bestellt gewesen, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen gehabt. Als er – zunächst als Gehülfe seines Vaters, des damaligen Bibliothekssecretärs C. S. Anders — in jungen Jahren die Arbeit an der Bibliothek begann, war es mit dieser noch gar dürftig bestellt. Es existirte noch kein Katalog, die Bedienung war eine höchst mangelhafte, ja kaum vorhanden. Jedes Buch, das verlangt wurde, mußte Anders selbst aufsuchen, herbeiholen, aufschreiben und jedes zurückgebrachte wieder ausstreichen und auf's Repositorium zurücktragen - eine Arbeit, deren Beschwerlichkeit nur Wenige ganz zu ermessen vermögen. Dann begann die Arbeit der Katalogisirung. Von den noch vorhandenen alten

ſyſtematiſchen Katalogen iſt der juriſtiſche – ein mächtiger Foliobaud – von Anders nach eigenem Plane angelegt und durchweg von ſeiner Hand geſchrieben; die anderen Bände wurden unter Morgenſternus Leitung von verſchiedenen Perſonen geſchrieben, doch auch in ihnen begegnet man überall Anders' Handſchrift Von dem ſpäter unternommenen Zettelkataloge iſt der der ſog. Morgenſternſchen Bibliothek wiederum durchgängig von Anders ſelbſt geſchrieben. Raſtlos, unabläſſig arbeitete er zum Nutzen der Bibliothek; in ihrem Dienſte war er unermüdlich. Er that nicht nur, was die Pflicht gebot, er that weit mehr, denn ihm war die Bibliothek an's Herz gewachſen. Gegenüber den Beſuchern derſelben war er ſtets freundlich und dienſtbereit, aber auch ſehr beſtimmt und energiſch, wenn es galt, das Intereſſe des ihm anvertrauten Inſtituts zu wahren. Fünfundvierzig Jahre lang (1826 bis 1871) hat er demſelben gedient; ſtanden ihm auch ſpäter bei dieſer Arbeit ſehr tüchtige Kräfte zur Seite, ſo iſt es doch nicht zu viel, wenn man ſagt: durch ihn und unter ihm iſt die Bibliothek emporgewachſen und zu dem geworden, was ſie gegenwärtig darſtellt.

Aber die Laſt der Berufsarbeit war nicht im Stande, ihn daran zu hindern, ſeiner eigenen geiſtigen Weiterbildung zu leben. Mit ſtaunenswerther Arbeitskraft und Friſche, mit ſeltenem Eifer wußte er ſich eine ſo umfaſſende Bildung anzueignen, wie ſie nur ſelten gefunden wird. Von Hauſe aus Juriſt, hatte er ſich bald der klaſſiſchen Alterthumswiſſenſchaft zugewandt und bevorzugte weiterhin in langjähriger Arbeit die ſprachlichen, literariſchen, äſthetiſchen, hiſtoriſchen und geographiſchen Studien. Für das klaſſiſche Alterthum war und blieb er begeiſtert. Er hatte von der griechiſchen und römiſchen Literatur viel geleſen, unterrichtete mit Vorliebe auf dieſem Gebiete und vertrat bis in ſein höchſtes Alter jedem etwaigen Angriff gegenüber energiſch und aus vollſter Ueberzeugung die klaſſiſchen Studien als die Grundlage unſerer Bildung. Dabei beherrſchte er von den neueren Sprachen das Ruſſiſche, Engliſche, Franzöſiſche und Italieniſche, und zwar in gründlichſter Weiſe. Zum Studium der ruſſiſchen Sprache und Literatur wurde er als Student durch einige ruſſiſche Freunde und Altersgenoſſen, vor Allem den Dichter Jaſykow und deſſen Freund Tatarinow, angeregt, und bald ſchwärmte er für Puſchkin und die romantiſche Schule der Ruſſen; dies führte ihn dann auch zu weiteren umfaſſenderen Studien auf dem Gebiete der ruſſiſchen Literatur. Später lernte er das Engliſche kennen, und die Vertiefung in die engliſche Literatur nahm ihn viele Jahre ſo ſehr in Anſpruch, daß alles Andere dem gegenüber in den Hintergrund trat Für die deutſche klaſſiſche Literatur ſchwärmte er ſeit der Zeit, wo er als Knabe in einem Holzſtall im Hofe des elterlichen Hauſes über Schillers Jungfrau von Orleans Ströme von Thränen vergoſſen hatte. Zum Studium des

Franzöſiſchen war er früh durch den Vater angeregt worden, welcher mit der franzöſiſchen Sprache und Literatur ſehr vertraut war und ſich beſonders mit der franzöſiſchen Aufklärungsliteratur beſchäftigte. Das Italieniſche hatte er zuerſt als Vorbereitung zu einer Reiſe nach Italien erlernt und gleich mit der ihm eigenen Gründlichkeit betrieben.

Vermöge dieſer umfaſſenden Bildung und des lebendigen Intereſſes, mit welchem er alle neuen Erſcheinungen von Bedeutung erfaßte, gehörte er in literariſcher Hinſicht zu den anregendſten Perſönlichkeiten der Stadt Dorpat. Er las gern und oft vor, und es war ein Vergnügen, ihm zuzuhören; denn er las höchſt ausdrucksvoll, mit einer Kraft und Wärme der Begeiſterung, die unwillkürlich fortriß. Stets durch eine bedeutende Dichtung, die er vorlas, ſelbſt tief innerlich erfaßt und bewegt, theilte er ſeine Empfindung unwillkürlich auch dem Zuhörenden mit, und darin lag das eigentliche Geheimniß, das den Zauber ſeines Vorleſens ausmachte. Auch noch als Greis im ſchneeigen Haar hatte er ſich dieſe Kraft der Begeiſterung, die Andere mit fortriß, erhalten.

Ein Jahre lang dauernder Leſeabend und ein engliſches Kränzchen welchem namentlich auch eine Reihe von Profeſſoren angehörten, waren Mittelpunkte dieſer Intereſſen, und bei feſtlichen Gelegenheiten literäriſchen Charakters mußte Anders, wie wir ſchon geſehen haben, wiederholt den Redner machen, ſo wenig er es im Ganzen liebte, mit ſeiner Perſon an die Oeffentlichkeit zu treten.

Die große Beliebtheit, deren ſich Anders andauernd erfreute, war aber nicht blos in ſeiner umfaſſenden literariſchen und humanen Bildung, in ſeinem Vorlesertalent, ſeiner Unterhaltungsgabe begründet, ſondern ſie beruhte in nicht geringerem Grade auf der ſeltenen Reinheit ſeines Charakters, dem Adel ſeiner Geſinnung, der Treue und Zuverläſſigkeit ſeines Weſens, der Wärme und Unwandelbarkeit ſeiner freundſchaftlichen Empfindung. Sonſt überaus wohlwollend und tolerant, haßte er doch Eins. Kleinliche Geſinnung und engherzige Philiſterhaftigkeit. „Das denkt wie ein Seifenſieder," pflegte er in ſolchem Anlaß wohl zu ſagen. Seiner liebenswürdigen Beſcheidenheit iſt bereits früher gedacht worden. Dabei aber war er ein durchaus furchtloſer Mann, muthig und feſt auch Höhergeſtellten gegenüber und doch ohne jede Schroffheit und Härte — eine ſelten glückliche Miſchung des Weſens, die ihm durch manche Schwierigkeiten des Lebens hindurch half und ihn zu einem Vertrauensmanne ſelbſt derjenigen Vorgeſetzten machte, mit denen Andere nur ſchwer ſich abzufinden wußten.

Zu Anders' näherem Freundeskreiſe gehörten der bekannte hochverdiente Dr. med. Fachlmann, der allgemein beliebte und verehrte Profeſſor der Medicin Johann Erdmann, der nicht minder ausgezeichnete Profeſſor und

praktiſche Arzt Piers Walter, der Dr. med. Vogelſang, Anders' Vetter, der Dr. Fr. Brock, der Profeſſor der Geſchichte Carl Rathlef, der Gouvernements-Schuldirector Julius von Schroeder, der Profeſſor der Nationalökonomie Eberhard Friedländer, der nachmalige berliner Profeſſor Carl Reichart, der geiſtvolle Kunſtgelehrte Carl von Liphart, der ſpätere Profeſſor der Landwirthſchaft Carl von Hehn, der feingebildete Franzoſe Pezet de Corval, ein Emigrant von vornehmer Geburt, der liebenswürdige Alexander von Rennenkampff, der durch literariſche Intereſſen ausgezeichnete ehemalige Director des Veterinärinſtituts Jeſſen; der Kreisfiscal Ed. v. Rieckhoff, der Dr. med. Schönfeldt und der Beſitzer von Choudleigh, von Wilcken, — drei echte alte Burſchenſchafter aus Anders' Zeit; ferner der Profeſſor Ed. Oſenbrüggen, der Dichter Carl von Stern, der Naturforſcher und Dichter Alexander von Schrenck, der Dr. med. G. Bröcker u. A. m.

Schlicht und anſpruchslos war Anders' Lebensführung, aber die oben geſchilderten Charaktereigenſchaften und der gediegene geiſtige Inhalt, die anregende Fähigkeit ſeiner Perſon zogen viele Freunde in das beſcheidene Haus am Fuße des Techelferſchen Berges.

Anders lebte in glücklichſter Ehe mit ſeiner Frau Pauline, geb. Gräfin Stenbock, Tochter des Grafen Johann Diedrich Stenbock. Die Liebe zu ihr erfüllte ſein Leben, ſie hat ihn zu den ſchönſten ſeiner Gedichte begeiſtert. Als ſie ihm wenige Jahre vor ſeinem Tode entriſſen wurde, war er ganz gebrochen und konnte ſich von dem ſchweren Verluſte nie mehr erholen. An ſeinen Kindern erlebte er viel Freude. Die beiden Söhne leben gegenwärtig in angeſehener Stellung in St. Petersburg, beide Töchter ſind glücklich verheirathet. Das Verhältniß zwiſchen dem Vater und den Kindern war ein ungewöhnlich inniges, es hat wie milder wärmender Sonnenſchein die letzten Lebensjahre des Greiſes verſchönt. Er brachte dieſelben im Kreiſe ſeiner Kinder zu, und in dieſer Zeit ſchrieb er die „Erinnerungen".

Der Arzneischatz der Aerzte Rigas vor 300 Jahren.

Im Beginn dieſes Jahrhunderts war die Kenntniß der Bezeichnung und der Anwendung der Arzneimittel, ſelbſt bei dem gebildeten Publicum im Ganzen ſehr gering. Man kannte die Hoffmannstropfen und den Fliederthee, man brauchte Mebesſchen Bruſtthee gegen die gewöhnlichen Huſtenanfälle, das Wiener Tränkchen war ſehr beliebt, in ſehr ſchlechtem Ruf ſtand aber Calomel, das nach dem Beiſpiel der engliſchen Aerzte in ſo vielen Krankheiten, in großen Gaben verordnet, wackelnde und ausfallende Zähne, Speichelfluß und verdorbenes Zahnfleiſch als Nachwirkung hinterließ, Moſchus aber galt gleichſam als letzte Oelung und wie ein ſtillſchweigendes Bekenntniß von Seiten der Aerzte, daß nun mit dieſem Kranken nichts mehr zu machen ſei. Von Mineralwaſſern war faſt gar nicht die Rede, höchſtens wurde hier und da eine Kruke Selters geleert; dafür waren aber als Frühjahrscuren ſehr beliebt Molken und die ſo abſcheulich ſchmeckenden friſch ausgepreßten Pflanzenſäfte aus Löwenzahn, Schafgarbe, Cichorien ꝛc. Das hat ſich im Laufe der Jahrzehnte ſehr verändert. Zuerſt wurde das Chinin bekannt, ſchreckte aber noch ſehr vor ſeinem allgemeinen Gebrauch zurück durch ſeinen hohen Preis, doch dieſer ermäßigte ſich ſpäter, und nun wird es mehr gehandhabt von den Händen der Laien als von den Aerzten. Dann wurde das Morphium in den Gebrauch eingeführt, wurde aber erſt durch die Pravazſche Spritze zu ſubcutanen Injectionen in der größten Ausdehnung in das große Publicum eingeführt. Eben ſo allgemein bekannt wurden allmählich Jod und Jodkalium, Bromkalium, Bittermandelwaſſer, Chloroform und Chloralhydrat. Durch die Vergiftungsfälle mit Conin, Nicotin, Strychnin, Colchicin, Digitalin wurden dieſe Alkoloide den Laien bekannt. Populäre Schriften, Zeitungsartikel, die häufigen Anzeigen in den

Tagesblättern machten nicht nur die Namen der wirksamsten Arzneimittel der Laienwelt geläufig, sondern gaben ihr auch sehr vollständige Kenntniß von der Wirkungssphäre der einzelnen Mittel, so daß die allgemeine Benutzung dieser so kräftig wirkenden Substanzen noch viel weiter verbreitet wäre, als sie es jetzt ist, wenn nicht die strengen Medicinalgesetze über die Verabfolgung dieser Mittel der häufigen Anwendung derselben in Laienhand ein Hinderniß in den Weg legten. Und in der That, es ist nicht zu leugnen, daß namentlich Chinin und Morphium durch die oft unleugbar rasche Beruhigung und Besänftigung der Schmerzen und des Fiebers, wenigstens für einige, wenn auch kurze Zeit, die größte Zuneigung der Krankenwelt sich erworben haben und sich immerfort täglich erwerben, obgleich es jetzt Jedem bekannt ist, daß der anhaltende Gebrauch beider Mittel für die Dauer die schlimmsten Folgen mit sich führt. — Es liegt wohl ganz nahe, daß Kranke, die mit dankbarem Herzen der eben erfahrenen Hilfe durch Chinin oder Morphium sich erfreuen, sich nicht selten mit der Frage beschäftigen mögen, was wohl unsere Vorfahren zum Beispiel vor 300 Jahren in ähnlichen Leiden angewendet haben, wie sie ihre heftigen Schmerzen gestillt, wie sie das tobende Fieber gebändigt, wie sie überhaupt gegen die meisten Krankheiten vorgegangen sind, da mit wenig Ausnahmen fast alle Mittel der Neuzeit damals vollständig unbekannt waren. Durch ein günstiges Geschick sind wir in den Stand gesetzt, über diese Gegenstände recht ausführliche Kunde geben zu können. Es wurde nämlich im J 1866 bei der Durchsicht der medicinischen Abtheilung der rigaschen Stadtbibliothek unter Nr. 1008 ein dem Dispensatorium des Valerius Cordus angebundenes, reichhaltiges Manuscript des Michael Braverus cand med. & phil. ꝛc. aus dem Jahre 1649 von mir gefunden. In diesem Manuscript werden mitgetheilt alle Mittel, die Anno 1649 in der Winter-Revision der rigaschen Apotheken und auch im Jahre 1614, 1622, 1627 in ihnen gefunden oder auch allmählich hinzugekommen, oder auch ausgeschlossen worden waren. Eine Taxe für diese Mittel ist leider nicht beigefügt. Darauf folgt aber noch ein Catalogus aller sonstigen Arzneimittel, die in keinem Dispensatorium zu finden sind, deren Gebrauch aber in Riga ganz allgemein und deren Wirksamkeit vollständig bewährt und die stets in der Apotheke von David Mertini vorräthig gehalten werden.

Diese Mittel zerfallen in 8 Abschnitte: 1) Species und Pulver, 2) Latwergen, 3) Tränke und Strupe, 4) Morsellen, Trochisken, 5) Extracte, 6) destillirte Wasser, 7) Salben, 8) Pflaster. In jeder Abtheilung wird nun die genaue Zubereitung der einzelnen Recepte mitgetheilt, nach dem noch jetzt geltenden nürnberger Medicinalgewicht und nach Mensuren (Stof). Einem jedem Recept wird beigefügt, gegen welche Leiden das Mittel zu

gebrauchen ſei, oft auch, in welcher Gabe es zu geben. Zum Theil ſind dieſe Mittel componirt von damals in Riga lebenden Aerzten, Bavarus, Hövelius, Schröter, Middendorp, zum Theil ſind die Autoren nicht angeführt, und wir müſſen in dieſem Falle wohl annehmen, daß die Mittel, irgend wann und von Verſchiedenen zuſammengeſtellt und verbeſſert, durch ihre anhaltend prompte Wirkung bei dem kranken Publicum ſehr beliebt geworden ſind. Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir ausſprechen, daß die Exiſtenz dieſer bewährten Arzneien gegen gewiſſe Krankheiten auf ein ſehr häufiges Vorkommen dieſer Krankheiten ſchließen läßt, ſowie auch, daß das ſehr häufige Daſein beſtimmter Leiden Aerzte und Apotheker veranlaßte, auf Mittel zu ſinnen, die, in großer Menge vorräthig, dem kranken Publicum jeder Zeit zu Gebote ſtanden, entweder nach ärztlicher Verordnung, oder auch nach der einfachen Anfrage von Seiten der Kranken, z. B. nach dem Peſtmittel des Dr. Bavarus oder nach dem Fiebermittel des Dr. Hovelius. — In der Abtheilung Species und Pulver werden 47 Recepte mitgetheilt, in der über die Salben 27, in jener über Pflaſter 22, die Extracte enthalten 25 Recepte, die anderen Abtheilungen eine geringere Anzahl derſelben. Die meiſten Recepte ſind ganz ungewöhnlich complicirt und verlangen zu ihrer Herſtellung 8 bis 10 Tage, nur einige beſtehen aus 4 oder 5 Mitteln. Wir wollen ſpäterhin die Abſchrift eines der complicirteſten Mittel geben, mehr zu geben, würde der Raum nicht erlauben.

Wir müſſen hier eine kurze Schilderung der Apothekenverhältniſſe der damaligen Zeit einſchieben.

Die erſte Stadtapotheke wurde in Riga angelegt zwiſchen den Jahren 1410 und 1420, ein Stadtwundarzt beſoldet, der Marktplatz und einige Hauptſtraßen gepflaſtert, eine erſte Thurmuhr angelegt. Aus den Erbebüchern der Stadt Riga Anno 1384 bis 1579 (Riga 1868, Kymmel) erſehen wir, daß im Jahre 1524 der Apotheker Andres einen Garten bei der Jakobspforte beſaß und im Jahre 1534 iſt von demſelben Garten desſelben Apothekers die Rede. In den Jahren 1571 und 1575 wird eines Apotheker-Gartens bei der Neupforte gedacht. Aber ſchon 1537 iſt die Rede von einem Hauſe am Markte zwiſchen der Apotheke und Lambert Sterken's Haus. Dieſe Apotheke war vielleicht die große Apotheke und hat ſich entweder immer oder eine lange Reihe von Jahren hindurch am Markt befunden, denn im J. 1573 wird von einem Hauſe geſprochen, das an der Zollbude und an der Apotheke ſich befand, und die Zollbude war auch am Markte gelegen. — Wie die rigaſchen Apotheken im 16. Jahrhundert beſchaffen waren, können wir nicht wiſſen, in Deutſchland müſſen ſie aber um dieſelbe Zeit ſehr mangelhaft beſtellt geweſen ſein, ſo daß ſogar in einige proteſtantiſche Geſangbücher Klagen über dieſelben aufgenommen ſind. Bartholomäus

Ringewalt ließ nach der Melodie „Es iſt das Heil uns kommen her" die Gemeinde Gott anflehen:

Laß uns nit unterwegen,
Verſchaff getreue Prediger,
Die unſer fleißig pflegen.
Für Hunds Apteckern uns bewar,
Die gute Zähn ausbrechen,
Und von ihr alt verfälſchte War
Fein wiſſen ſich zu ſprechen,
Und führen doch vergiftet Kraut.
Sein Schälk und Buben in der Haut,
Die Land und Leut betriegen.
Du Herr aus Gnaden ſelber flick
Dein allerliebſt Gemeine.

Am Ende des 16. Jahrhunderts gab es in Riga weder eine Apothekerverordnung, noch eine Apothekertaxe. In einem Vertrage zwiſchen der Bürgerſchaft und dem Rath der Stadt Riga vom 23. Januar 1585 heißt es, „die Apotheker ſollen bei ihren alten Freiheiten bleiben und keine neuen Auflagen erhalten. Dafür ſollen ſie dankbar ſein und die Gemeinde nicht überſetzen". Daraus iſt zu ſchließen, daß um jene Zeit in Riga mehr als eine Apotheke vorhanden war, ferner, daß weder Apothekenverordnung, noch -Taxe beſtand. Dieſe beiden Dinge beſtanden aber um jene Zeit auch in Deutſchland nirgends, ſondern wurden erſt in den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts und in den erſten Jahren des 17. Jahrhunderts zuerſt in Augsburg und Nürnberg eingerichtet. In Riga aber beſtanden, ſo lange man zurückdenken konnte, 2 Apotheken, wie aus Streitſchriften zu erſehen iſt, die zwiſchen Gewürzkrämern und Apothekern in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Riga gewechſelt wurden. Von dieſen beiden Apotheken in Riga hieß die eine die große Apotheke und war im Beſitz der Familie Mertini, die andere hieß die kleine, deshalb weil ſie aus drei kleinen neben einander liegenden Häuſern beſtand, und war Anno 1614 im Beſitz des Lambert Goldenſtäd, nach deſſen Ableben Daniel Müller die Wittwe heirathete und mit ihr den Beſitz der Apotheke erhielt. Aus dem Jahre 1652 haben wir aber die Nachricht, daß damals drei Apotheken in Riga exiſtirten. — In Riga wurde die erſte Apotheker-Verordnung und -Taxe vom Rathe erlaſſen Anno 1600 oder 1610, und zwar nicht im Druck, ſondern in Handſchrift, und ein ſolches Exemplar habe ich in Händen gehabt, leider nur die Apotheker-Verordnung, nicht aber die Handſchrift der Taxe. Die Apotheker-Verordnung und -Taxe ſollten vorhanden ſein in jeder der beiden Apotheken und auf dem Rathhauſe. Die Taxe wurde aber geändert, wie es

der wechſelnde Preis mancher Arzneikörper verlangte. Erſt Anno 1685 erſchien in Riga die erſte gedruckte Apotheker-Verordnung und -Taxe. Was daher Michael Brauer Anno 1649 in ſeinen Manuſcripten giebt, iſt das in der Reviſion vorgefundene Material, die Arzneiformeln, die er im Catalogus angehängt hat, ſind ein Unicum und gelten nur für Riga.

Jetzt wollen wir zu den einzelnen Krankheiten übergehen und zuſehen, was die Aerzte aus ihrem Arzneiſchatz den Kranken gegen ihre Leiden bieten konnten, wir ſchöpfen dabei, wie geſagt, unſere Kunde aus einer rigaſchen Sammlung berühmter Arzneiformeln gegen die häufigſten Krankheiten, geſammelt vor 300 Jahren

Dasjenige, was den Kranken am meiſten beläſtigt, der Schmerz, den wünſcht er auch am eheſten zu beſeitigen oder wenigſtens zu mäßigen, und dafür hatte der Katalog eine Formel in Bereitſchaft. ſie beſtand in einer Miſchung von Opium, Safran, Ambra, dem Edelſtein Hyacinth, Corallen und einigen Nebendingen, und war gut in Delirien, in der Manie, bei Herzensangſt, reſtaurirte die Kräfte, iſt wirkſam in hitzigen Hirnaffectionen und ein Schlafmittel. Zugleich ſollten die Schläfen eingerieben werden mit Bilſen- und anderen Oelen, denen Opium zugefügt war. Hiermit war Genüge gethan dem Ausſpruch des Ariſtoteles in ſeiner Nikomachäiſchen Ethik: „Der Vernünftige ſtrebt nach Schmerzloſigkeit, nicht nach Genuß.“ Auffallend iſt überhaupt der häufige Gebrauch von Moſchus, Caſtoreum, Ambra und beſonders von Safran, während Opium ſehr ſelten gebraucht wird, und Mercur in allen inneren Recepten nicht ein Mal vorkommt, obgleich Calomel (Mercurius dulcis), Sublimat und rother Präcipitat bekannt waren und auch in dem Verzeichniß der Anno 1649 vorhandenen Mittel angeführt ſind. Im Allgemeinen liebt man es, wo es nur angeht, Zimmt, Nelken, Cardamom, Muskatnuß und -Blüthe anzubringen. — Das kalte Fieber, wie bekannt, tritt oft epidemiſch auf, bisweilen verlaufen die Anfälle leicht und weichen ſchnell den Mitteln, zu anderen Zeiten iſt die Krankheit ſehr hartnäckig. Im alten Riga vor 300 Jahren muß das Wechſelfieber oft und ſtark gehauſt haben, denn alle Bedingungen zu einem ſolchen Auftreten waren vorhanden. Die Straßen der Stadt, zum großen Theil ungepflaſtert, entbehrten wohl vollſtändig einer jeden Vereinigung, es fehlte ein Abfluß des unreinen Waſſers, dagegen wurden Abfälle und Unreinlichkeiten aller Art auf die Straße hinausgeworfen. Es wurde Alles in die Düna geſchüttet und gegoſſen. Giebt doch die erſte rigaſche Apotheken-Ordnung vom Jahre 1600 oder 1610 sub § 48 den ausdrücklichen Befehl, Alles, was in den Apotheken untüchtig und verlegen iſt, in ein ſonderbares Gefäß zu werfen und „ſo oft man abtritt, in den Dünaſtrom zu ſtürzen“. Eine etwas räthſelhafte Andeutung, die aber ahnen läßt, was

Alles in das Dünawasser hineinging, das nachher wieder getrunken wurde. Die Stadtgräben morastig und gefüllt mit stehendem, stinkendem Wasser, die Umgebung sumpfig, niedrig, wasserreich, enthielt alle Bedingungen für das Auftreten schlimmer Fieber. Auch finden wir im Catalogus ein Pulver gegen das Fieber, das beiläufig bemerkt, von einer selten einfachen Composition ist, es besteht aus Calmus, Enzianwurzel, Ingwer und langem Pfeffer, zu gleichen Theilen. Außerdem hatte Hovelius ein Pflaster componirt gegen das kalte Fieber, das vermuthlich auf Leber- und Milzgegend gelegt wurde, und das bestand aus Schießpulver, Kochsalz, Spinngewebe, Muskatnuß, Olibanum, Wermuthkraut, Büschelkraut, Nesseln und Raute, mit dickem Terpentin zu einem Pflaster geformt. Chinarinde war Anno 1649 in Riga unbekannt, selbst Anno 1685 kostete eine Drachme (Quint) Chinarinde, ob pulverisirt oder zerhackt, wird nicht gesagt, 6 Mark, die Mark rigaisch zu 9 Kopeken wäre das ein Preis von 54 Kop. für die Drachme, während jetzt (1885) eine Drachme (Quint) der besten Chinarinde pulverisirt 13 Kop. und zerhackt 10 Kop., und von einer geringeren Gattung die Drachme pulverisirt 8 Kop. und zerhackt 6 Kop. zu stehen kommt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Wechselfieber in Riga arg gehaust haben. Da unter solchen Umständen Leberleiden und Gelbsucht nicht selten eintraten, so gab es auch dafür im Katalog ein Mittel, das neben Curcuma, Regenwürmern, Kappern besonders Rhabarber enthielt. — Um 1670 lebten in Kurland nur 2 Aerzte, in Mitau der herzogliche Leibarzt Harder und in Goldingen der Doctor Schleppewellius; dieser behandelte die kalten Fieber mit Brechmitteln und Salmiak, wie der Doctor Rosinus Lentilius aus Baden-Durlach erzählt, der um jene Zeit drei Jahre lang in Kurland lebte, theils als Arzt, theils als Lehrer.

Anno 1698 erschien in Frankfurt am Main ein Buch von Kristian Franz Paullini unter dem Titel Flagellum salutis, das ist: Kurieuse Erzählung, wie mit *Schlägen* allerhand schwere Krankheiten oft, bald und wohl curirt werden. Hier steht nun S. 135: Von *Tertianfiebern*. Die kurländischen Bauern haben dreierlei Fiebercuren. Erstlich durch ein unverhoftes *Schrecken*, zweitens durch *Baden* oder *Badestuben*, welche sich von ihnen gehalten werden und gemeiniglich an Bächen und Strämen gebaut sind. Wenn sie nun das Fieber haben, gehen sie in die Badstuben und schwitzen, was sie können, laufen alsdann in vollem Dampf heraus, und zwar Sommerszeit in den nächsten Bach oder Fluß, worein sie sich bis an den Hals niedersetzen. Im Winter aber wälzen sie sich ganz nackt im Schnee herum, springen wieder in die heißen Badstuben und von dannen wieder heraus, wiederum hinein und abermals heraus. Und weil denn alle guten Dinge diesfalls bei ihnen drei sein müssen, werden sie auch gemeiniglich

aller Fieberplage quitt. Drittens durch Schläge, zumalen einige Herren ihre Knechte, so das Fieber haben, bis aufs Blut abprügeln, daß sie die schwere Ohnmacht darüber kriegen. So aber vergeht ihnen die Krankheit, daß sie weder zu Doctoren oder Barbiereren, noch anders wohin laufen dürfen. Conf addenda ad obser. 93 Dec. II Eph Cur. ann. III. Siehe Dec. II. ann. VI. S. 570. Rentilius erzählt die ganze Geschichte als eigene Erfahrung. und setzt noch hinzu. Ut non solum in re veneres verum et febrili constitutione sit flagrorum insignis usus. — Die Gentianawurzel (Enzian) galt nicht nur vor 300 Jahren in Riga als Specificum gegen Wechselfieber, sondern auch der französische Arzt Chifletius gab Anno 1653 ein Buch heraus unter dem Titel Pulvis febrifugus orbis Americani, in welchem er seine Ueberzeugung ausspricht: „Wir können China entbehren, haben andere Mittel, die eben so gut gegen Wechselfieber sind, namentlich Gentiana-Extract, eine Drachme in Suppe, drei Stunden vor dem Anfalle zu nehmen, zuweilen entsteht darnach Brechen oder Durchfall, jedoch mit Erleichterung. Chifletius hat sich selbst im Jahre 1615 von einer Tertiana befreit, indem er eine Drachme succus Gentiana in Wein eine Stunde vor dem Anfalle einnahm. - Gegen die Pest, die nicht unbekannt war, hatte Bavarus ein Pulver angegeben, das zugleich gegen alle Gifte und gegen die Folgen der schlechten Luft als Schweißmittel heilbringend sein sollte und das complicirt, neben vielen bitteren Dingen und armenischem Bolus, die Knochen des Hirschherzens, echte Perlen und 5 Edelsteine, und dann noch 3 Blättchen von echtem Gold und eben so viele von echtem Silber enthielt. — Es gab noch 2 andere Pulver zu demselben Zwecke, fast eben so zusammengesetzt, nur daß viel mehr echtes Gold in Blättchen zugefügt wurde, neben echten Perlen, Edelsteinen, Hirschherzen und Einhorn. Das war noch nicht genug, die Pest muß den Rigensern viel Angst verursacht haben. Noch ein Mittel gab es gegen dieselbe, noch mehr zusammengesetzt, mit demselben kostbaren Inhalt (Perlen, Hyazinth, Topas, Smaragd, Saphir, Gold) und mit Hinzufügung von Campher, Moschus und Ambra. Dafür war es aber auch ein Cordiale ersten Ranges und regte vorzüglich alle Lebensgeister an. Außerdem gab es noch eine Aqua Theriacalis Bezoardica, die von der vielfältigsten Composition und Präparation nicht nur eine vorzügliche Wirkung verhieß, sondern das ausgezeichnetste Präservativ sein sollte gegen Pest und alle Gifte. Man kann sich wundern, daß nach allen solchen Veranstaltungen und Verheißungen noch überhaupt Jemand an der Pest erkranken, geschweige denn sterben konnte. Der Preis dieser Mittel ist leider nicht genannt, sie müssen aber etwas ganz Bedeutendes gekostet haben.

Gegen Husten, Heiserkeit, Krankheiten der Luftröhre und Pleuritis

gab es mehrere Mittel in verschiedener Form, die alle aus sehr unschuldigen Kräutern, Süßholz, süßen Mandeln, G arabic und Tragacanth mit Zucker in verschiedenen Gestalten gebracht wurden. Zu einigen dieser Mittel kamen Fuchslungen, Iriswurzel, Süßholz. Aeußerlich gab es zu gleicher Zeit mehrere Salben, zusammengesetzt aus verschiedenen Oelen und den Fetten vom Dachs, der Gans, dem Hasen ꝛc — Gegen Blutspeien wurde ein Sirup gebraucht, der vorzüglich enthielt Rosen, Sandelholz, Sumach; dasselbe Mittel diente aber auch gegen allen Durchfall. Für Ruhr aber war ein sehr complicirter Strup in Anwendung, dessen wirksamste Bestandtheile Tormentilla, Potentilla, Pimpinella, Millefolium, Rhabarber, Camillen ꝛc. nebst Muskatnuß, Nelken gewesen sein werden. Wenigstens war kein Opium in dem Mittel, wie überhaupt der Gebrauch desselben ein außerordentlich sparsamer ist. Kleine Kinder, wenn sie an Leibschmerz und Luftauftreibung litten, konnten zwei Arten Pulver erhalten, ein gelbes und ein schwarzes Kinderpulver, deren vorzügliche Bestandtheile waren Paeonien-Wurzel, Süßholz und Safran, Anis, Fenchel, Veilchenwurzel. — Gebärende hatten ein Pulver zu nehmen aus Borax, Zimmt und Safran, und in der äußersten Noth ein anderes aus Myrrhen, Castoreum, Storax, Sabina, Zimmt, mit Rheinwein warm zu trinken, dasselbe Mittel konnte auch in den Leiden des Wochenbettes gereicht werden. Mutterkorn war natürlich einem jeden Landmann bekannt, man kannte aber nicht seine specifische Wirkung auf die weiblichen Genitalien. An Gonorrhöe Leidende muß es viele gegeben haben, sonst hätte man nicht in den Apotheken ein für sie passendes Pulver bereit gehalten Kranke dieser Art gingen vielleicht lieber sogleich in die Apotheke, als zum Arzt, da es wohl bekannt sein mußte, daß man die passende Arznei sogleich in der Apotheke erhalten könne. Uebel derselben Gattung, aber schlimmerer Art finden im Katalog kein Mittel, vermuthlich wiesen die Apotheker Patienten solcher Art sogleich an den Arzt. Das Pulver contra Gonorrhöam, wider den Schlier besteht aus Nux Moschata 1 Quint, Krebssteinen 1 Quint, Nux vomica. Aristolochia-Wurzel, Sabinablättern, von jedem 1 Loth, weißes Bernsteinpulver 2 Quent. gemischt.

Der oben genannte Doctor Rosinus Lentilius erzählt, daß zu seiner Zeit die Lues in Kurland ganz unbekannt war, nur einige Personen, die im Auslande gewesen waren, brachten die Krankheit in die Heimath. Wie sehr das besagte Leiden aber in anderen Ländern verbreitet war, erhellt aus der Nachricht, welche Albert Dürer im Jahre 1506 aus Venedig an die Seinigen schickte. „Jedermann," schreibt er, „leidet an den Franzosen, der ansteckenden Lustseuche, ich weiß nicht, was ich jetzt mehr fürchtete, viele Leute fressen sie ganz auf, daß sie daran sterben." (Johannes Jenssen,

Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters. 6. Band. 1888. S. 59.)

Laxantia gab es sehr viele und in allen Formen, der Hauptinhalt derselben bestand in Senna, Aloe, Rhabarber, Turpeth, Diagridium, Jalappen-Wurzel, Epula, Scammonium. Brechmittel sind aber gar nicht genannt. Ipecacuanha und Tartarus emeticus waren unbekannt, also mußten weißer Vitriol oder blauer Vitriol gegeben werden, die beide vorhanden waren. Die Cur gegen Gicht begann gewöhnlich mit einem Laxans, dann hatte man eine Aqua Arthritica, die in sehr umständlicher Bereitung besonders Pyrethrum, Aristolochia, Juniperus und Terpentin enthielt. Doctor Schröter hatte ein Emplastrum Arthriticum gefunden, das vorzüglich aus Tacamahaca, Bärenfett und Fuchsöl bestand. Wurmmittel müssen oft gefragt sein, aber vom Bandwurm ist nicht die Rede, man erhielt ein Pulvis ad lumbricos, bestehend aus Zitwersaat, Reinfarren, Wermuth, Enula, Diptam, Münze, Senna, Myrrha, Aloe für Kinder und Erwachsene, und es wird auch wirklich gut gewesen sein.

Epileptische muß es nicht selten gegeben haben, denn die Apotheke enthielt mehrere Mittel für diese Unglücklichen, da gab es eine Aqua Epileptica aus 28 verschiedenen Pflanzen, mit Wein bereitet, die Wirksamkeit müssen wir zuschreiben der Paeonie, der Convallaria majalis (Lilienconvallien) und der Eichenmispel. Paeonienwurzel wird noch jetzt gegen Fallsucht gegeben und nicht selten mit Nutzen, Convallaria aber ist und war ein altes russisches Volksmittel gegen die Krankheit; die Medicin hatte das Mittel lange vergessen, jetzt ist es als eines der besten Specifica für das Herz bekannt. Es gab eine Aqua hirundinum gegen die Epilepsie, bereitet mit Wein und Essig und denselben wirksamen Substanzen, Paeonie, Convallaria; es kamen aber noch dazu Castoreum und 40 Schwalben. Auch ein Pflaster diente demselben Zweck, es bestand vorzüglich aus Schwalbennestern, dasselbe Pflaster that auch viel, Verhärtungen und Scirrhi zu erweichen. Wo man sich Gonorrhöam holt, da erhält man auch leicht Pediculos und auch Morpions, und das muß in Riga vor 300 Jahren häufig der Fall gewesen sein, und man hat ein Mittel gegen diese Beschwerden in der Apotheke verlangt, und die Apotheke hatte auch den Cafum ins Auge gefaßt und hielt eine Salbe vorräthig, die in der That Alles enthielt, was auch noch jetzt gegen dasselbe Leiden gegeben wird, wenn nicht etwa der weiße Praecipitat Allem vorzuziehen ist. Die vorräthige Salbe bestand aus Mercur vivus, Staphys agria, weißer Nießwurzel, ungelöschtem Kalk, Salpeter, mit Lorbeeröl und Fett zu einer Salbe angefertigt. — Brustleidende, Phthisiker, an Abmagerung, Schwäche und heftigem Fieber Leidende kamen natürlich damals eben so häufig vor wie

jetzt, da gab es vorräthig in den Apotheken ein Pulvis Haly contra Tabem, beſtehend aus Mohn, Gurken, Melonen, Kürbisſaat, G. arabic. und Tragac., ſüßen Mandeln, Veilchen und Süßholzwurzel mit einigen Kräutern und Fuchslungen, dann mit Zucker zu einem Pulver gemacht. Außerdem hatte Doctor Hovelius angegeben ein Waſſer aus Kalbslungen, das aus 26 Theilen Bruſtkräutern und Samen, Roſinen, Feigen, armeniſchem Bolus und Gerſtenabkochung und Kalbslungen deſtillirt wurde und ſpeciell für Lungenkranke beſtimmt war. Für Strangurie und Harnbeſchwerden gab es ein ganz gutes Pulver, das Peterſilien, Wacholder, einige Gewürze und Muscatnuß enthielt; Blaſen- und Nierenſteine und Harngries müſſen häufig vorgekommen ſein, denn es beſtand dagegen ein Pulver, das vorzüglich Krebsſteine, Eierſchalen, Bernſtein, Myrrhen ꝛc. enthielt. Auch hatte Hovelius noch ein Waſſer gegen den Stein angegeben, das aus vielen Kräutern Samen, Wurzeln deſtillirt wurde. Es iſt auffallend, daß Salpeter, Salmiak, Pottaſche, ferner die Schwefel-, Salz- und Salpeterſäure, die damals Spiritus sulfuris, salis et nitri hießen, innerlich nicht benutzt werden.

Für äußere Schäden war an Salben und Pflaſtern kein Mangel, man liebte es, Fette vieler Thiere, recht viele Oele, Nihilum album, Tutia, Bleiglätte und Harze anzubringen, aber auch Grünſpan kam vor, z. B. im Unguentum Apostolorum, das vorzüglich gegen alle ſchlechten, unreinen Geſchwüre, Fiſteln von vielem Nutzen war Eine Salbe aus Rubia tinctorum, Alcannawurzel mit Bibergeil, ungeſalzener Butter gekocht, war vorzüglich gegen Fall, Stoß und Blutaustritt, und hieß Butyrum rubrum potabile. Gegen entzündete Augen finden wir eine ſehr gute Salbe, die beſonders Tutia, Nihilum album und Bleiglätte enthielt, ein paar Digeſtivſalben aus dickem Terpentin, Maſtix und anderen Harzen mit Eigelb werden ſehr wirkſam geweſen ſein. Eine erhitzte Haut fand eine gute Salbe aus Bolus, fettem Roſenöl und einigen friſchen Kräuterſäften. Gegen Verbrennungen hatte man eine Salbe aus Wachs, Terpentin, Bleiweiß, Bleiglätte, Minium, einigen Fetten, Oelen und Bolus alba. — Für die kranken Hufen der Pferde hatte man eine ſehr gute Salbe aus dickem Terpentin, Harz, Talg, Oel und Wachs. Für das Vieh überhaupt, wenn es mit ſchlimmen Symptomen befiel, war eine Theriaca communis bereitet, aus verſchiedenen bitteren und aromatiſchen Subſtanzen und Honig, ein Mittel, das bisweilen auch für Menſchen paßte. Aehnlich dem Unguentum Apostolorum war das Unguentum Aegyptiacum, das ſehr einfach aus Grünſpan, Eſſig und Honig beſtand, alle ſchlechten Geſchwüre reinigt, das wilde Fleiſch abbeizt, aber heftig ſchmerzt.

Man hatte ſchon vor 300 Jahren eine wohlriechende Seife, die freilich

den jetzigen Anſprüchen wenig genügen würde; ſie beſtand aus venetianiſcher Seife, zu welcher Sandelholz, ſüße Mandeln, Bleiweiß, Campher, etwas Citronen-, Nelken- und Majoranöl zugemiſcht wurden; ob ſich jetzt für eine ſolche Seife Käufer finden würden? Auch Rauchlichte oder Rauchkerzchen wurden verkauft, bereitet aus wohlriechenden Harzen, Wacholderbeeren, Blumen von Roſen, Lavendel, Majoran, Nelken mit Lindenkohle und dickem Terpentin und Tragacanth zu Rauchkerzen geformt. Und noch ein Mittel für den Wohlgeruch, zum Räuchern, oder auch in Säckchen (noduli) zu bewahren; es beſtand aus Labdanum Benzoe, Storax, Muskatblüthe, Nelken, Zimmt, flüſſigem Storax, Moſchus und hieß Massa Pomambrae.

Das Zahnpulver wurde angefertigt aus Kochſalz, Marmor, Bimſtein, weißen Korallen, Maſtix, Citronenſchalen, Veilchenwurzel, gebranntem Hirſchhorn und Moſchus und muß in der That ganz gut geweſen ſein, wenn es nur hübſch fein pulveriſirt war. Man erhielt auch in den Apotheken ein Tintenpulver, Pulvis Encausti, aus Galläpfeln 4 Pfd., grünem Vitriol 2 Pfd., G. arabic. 1/2 Pfd. und 8 Loth, grob gepulvert, das man dann ſelbſt mit Waſſer vermiſchen konnte. Es iſt die alte bekannte Vorſchrift, wenn aber Michael Braverus ſeine eigene Handſchrift mit der aus dieſem Pulver bereiteten Tinte geſchrieben hat, ſo iſt ſie wirklich ſehr gut, oder aufrichtiger, beſſer als die jetzigen mit aller Feinheit der Chemie bereiteten Tinten. — So haben wir denn den Bewohner der Stadt Riga vor 300 Jahren parfümirt und mit ſchönen weißen Zähnen. Sollte das Angeſicht nicht ganz rein und Finnen auf demſelben zu ſehen ſein, ſo leiſtet die Apotheke ſogleich Hilfe, indem ſie ein Waſſer anbietet, bereitet aus Schwefelblumen, Bleiweiß, Waſſer aus Roſen und aus Froſchlaich. Für das holde Antlitz der Jungfrauen aber iſt noch ein Cosmeticum reſervirt aus weißem Cremor tartari, Campher, Traganth, Roſenwaſſer, Bohnenblüthen und Salomonsſiegelkraut. Und ſollten die Augen erhitzt ſein, ſo iſt zu empfehlen ein Waſſer aus Waſſer von Roſen, Kornblumen, Fenchel mit Tutia und einem Minimum Campher und dem weißen Sief (Sief, arabiſch, bedeutet ein Pulver, das in die Augen geblaſen wird, hier vermuthlich Zincum sulfuricum). Oder beliebt man lieber eine Salbe, ſo bietet ſich auch dieſe dar aus Ingwer, Nelken, Kochſalz, Roſenhonig. Und damit die wohlgeſetzte Rede aus angenehmem Munde komme, ſo nimmt man, wenn hier etwas fehlen ſollte, Trochisci Moschardini, beſtehend aus Veilchenwurzel, Stärkemehl, Moſchus, Zucker, mit Traganth zu Plätzchen geformt, in der Apotheke brutal benannt Trochisci pro foetore oris et colli. Etwas Aehnliches, wie die jetzt beliebten Smoking Pastils for Ladies. Und ehe der elegante Herr oder das Fräulein die Wohnung verläßt, läßt ſie ſich auf Haar und Kleider damasceniſches Waſſer ſprengen, bereitet aus Veilchenwurzel,

Citronenſchalen, Roſen- und Lavendelblüthen, Storax und Nelken, im Marienbade mit Roſenwaſſer zugerichtet. Dasſelbe Waſſer pflegen auch die Barbiere ihren Kunden auf Haupt und Kleider zu ſpritzen. — Und da es noch Etwas giebt, to dream of, not to tell, wozu aber die Medicin Morsulos Consortantes bereitet hat, ſo ſind dieſe auch vorräthig zu haben und ſind vermuthlich viel begehrt worden, ſonſt hielte man ſie nicht vorräthig, und beſtehen aus Scincus marinus, rad. satyrion, Borax, aus dem Priapus Cervi, Zwiebel-, Paſtinak-, Neſſelſaat, Canthariden, aus langem, ſchwarzen und weißen Pfeffer, mit Zucker zu Morſellen gemacht, unter der Firma Datur Impotentibus ad rem veneream, ad vires suggerendas in animalibus.

Es muß auffallen, daß in keiner einzigen Salbe Schwefel enthalten iſt, ſo daß es eine Schwefelſalbe, eine Krätzſalbe nicht gab; ſollen wir daraus ſchließen, daß die Krätze damals in Riga ganz unbekannt oder ſelten anzutreffen war? Aber auch kein einziges Mittel zum inneren Gebrauch enthält Schwefel. — Der Tabak muß vor 300 Jahren doch häufiger in Riga als Schnupfpulver im Gebrauch geweſen ſein, als man erwarten ſollte, denn es findet ſich in der rigaſchen Sammlung bewährter Recepte ein Pulver unter dem Namen „Schnaub-Taback", das zuſammengeſetzt wurde aus Majoran, Betonica, Rosmarin, Lilienconvallienkraut, etwas Cubeben, Cardamom, Zimmt, Anis, weißer Nießwurz und Tabak in bedeutend überwiegender Menge; vermuthlich iſt hier das friſche getrocknete Tabakskraut gemeint. Eine andere Formel unter der Bezeichnung „Gemein Schnaub-Taback" lautet: Tobacae 6 Pfd, Anisi 1 Pfd., Ellebori albi 4 Loth, gemiſcht im Pulver.

Noch finden wir in der Receptſammlung eine Miſchung grob gehackter Pflanzentheile, unter der ſonderbaren Aufſchrift Pro sulphuratis, zuſammengeſetzt aus Blumen von Roſen, Kornblumen, Calendula, Zimmt, Nelken, Muskatblüthe, florentiniſcher Veilchenwurzel, Muskatnuß, Galgant, Anis, Fenchel, Coriander, Olibanum, Lorbeeren. Erſt die hinzugefügte Gebrauchsanweiſung beſagt, wozu dieſe Species beſtimmt waren. Die Anweiſung lautet ad rectificandum vinum Oenopolis usitata, die Miſchung diente alſo zur Rectificirung der Weine, das ſoll wohl heißen, ihnen Farbe und lieblichen Geruch und Geſchmack zu geben, denn das Schwefeln kann nicht gemeint ſein, da kein Schwefel zur Miſchung hinzugethan wird. — Die rigaſche Receptſammlung hielt 27 verſchiedene Pflaſter vorräthig, darunter eins, das auch Schwalbenneſter enthielt, ein Emplastrum Griseum, das aber nicht Mercur vivus in ſich aufnahm, ſondern durch Galmei die Farbe erhielt, dieſes wie das Melilothenpflaſter und die verſchiedenſten Harze half auch viel bei Verhärtungen der Leber, Milz und des Magens ꝛc. Andere

Pflaſter waren vorhanden gegen Verletzungen verſchiedener Art, ſchlechte, nicht heilen wollende Wunden und enthielten viele Harze mit Tutia, Galmei, Eiſenoxyd (Crocus Martis) und friſch gepreßte Pflanzenſäfte. Anderen ähnlichen wurden noch hinzugefügt Campher, Regenwürmer, weißer Vitriol; Leiſtenbrüche, Magenleiden, Knochenbrüche wurden mit ſehr complicirten, faſt alles Mögliche enthaltenden Pflaſtern behandelt. Das Bleypflaſter wurde damals ſchon faſt ebenſo bereitet, wie es jetzt geſchieht. Das Emplastrum divinum iſt auch jetzt noch in den Apotheken und enthielt auch damals Grünſpan neben vielen Harzen. Es wurde ein rothes Wachs vorräthig gehalten, durch Zinnober und Minium gefärbt, ein grünes Wachs erhielt die Farbe durch Grünſpan, ein Firniß wurde bereitet aus Bernſtein, Silberglätte, weißem Vitriol, G. arabic., Minium mit Lemöl gekocht — Im Allgemeinen fällt es auf, daß alle Formeln dieſes rigaſchen Arzneiſchatzes, mit ſehr wenigen Ausnahmen, eine ganz außerordentliche Fülle der allerverſchiedenſten Dinge enthalten. Es ſind in großer Maſſe eine Menge Pflanzen benutzt, die jetzt für ganz wirkungslos gelten. Die Apotheker haben eine Menge Zeit und Arbeit vergeudet, um die umſtändliche Darſtellungsweiſe, die bisweilen 10 Tage in Anſpruch nahm, genau auszuführen. Beſonders wurden ſehr viel Zucker, Honig und Weine verbraucht zu vielen Sirupen, Morſellen, Confectionen, Conſerven, Trochisken, die jetzt ſchon längſt nicht mehr im Gebrauch ſind. Im Ganzen macht die Receptſammlung den Eindruck, daß die Arbeit in der Apotheke viel anſtrengender war als jetzt, und daß eine coloſſale Quantität von Vegetabilien, Gewürzen, Wein, Weingeiſt, Honig und Zucker zu Schleckereien vergeudet wurde. In dieſem Getümmel unberechenbarer Vielgemiſche erſcheint wie ein weißer Rabe jene Mixtura simplex, von der oben ſchon die Rede war, und die von Hovelius ſo gern verordnet wird als sudoriscrum, und in suspectis venenosis qualitatibus, cor confestantibus, wir würden ſagen, bei Blutvergiftung. Dieſe Mixtura trägt ihren Namen mit Recht, denn ſie beſteht aus brenzlicher Weinſteinſäure, Schwefelſäure und campheriſchem Theriakwaſſer. Eben ſo muſterhaft ſind die Pilulae leniter purgantes, beſtehend aus Aloe rosata gran j, Resina Scammonii gran iij, Thus Mastix, Myrrha ana gran j, geformt zu 23 Pillen und koſten 2 Mark, was, wie wir berechnet haben, 18 Kop. ſein würde; jetzt, nach der letzten Taxe berechnet, würden ſie zu ſtehen kommen 48 Kopeken.

Thee, Kaffee und Cacao waren in den rigaſchen Apotheken Anno 1649 noch nicht zu haben, wohl aber werden dieſe drei Genußmittel in dem erſten gedruckten Verzeichniß vom Jahre 1685 angegeben mit Beifügung des Preiſes. Ueberhaupt fehlten vor 300 Jahren im Arzneiſchatz Mittel, die jetzt täglich im Gebrauch ſind, z. B. Aconit, Belladonna, Conium

Colchicum, Digitalis, Stramonium. Vorhanden aber waren Arnica, Hyoscyamus, Pulsatilla und Squilla, die übrigens den alten Römern ſchon bekannt war, ſpricht doch Apulejus, Arzt und Romanſchriftſteller, vom Meerzwiebeleſſig. Der weiße Praecipitat war in die Apotheke Rigas eingeführt als Mercurius Cosmeticus. Bleizucker und Goldſchwefel waren vorhanden, ſcheinen aber nicht in den Fällen gebraucht worden zu ſein, in denen ſie in jetziger Zeit allgemein angewendet werden. — Im Allgemeinen müſſen wir unſer Urtheil dahin abgeben, daß viele gute Mittel, die vor 300 Jahren bereits in den Apotheken Rigas ſich befanden, in den bewährten Arzneiformeln Rigas nicht anzutreffen ſind, obgleich ſie wohl dahin gehören müßten, und daß Aerzte der jetzigen Zeit, die mit den vor 300 Jahren bekannten Mitteln jetzt zu operiren gezwungen wären, ſich in vielen Fällen in arger Verlegenheit befinden würden. Was ſollten ſie wohl anfangen mit dem Menſchenfett und dem Menſchengehirn, mit dem calcinirten Menſchengehirn und mit der Menſchenhaut. Gegen welche Leiden könnten ſie die vielen präparirten Edelſteine benutzen, oder die echten Perlen, die vor 300 Jahren in den rigaſchen Apotheken als Arzneimittel vorräthig gehalten wurden Das getrocknete Blut, die Felle, die aufbewahrten Abfälle und die präparirten einzelnen Theile mehrerer Thiere würden von der jetzigen ärztlichen Generation nicht anzuwenden ſein. — Vor drei Jahrhunderten war aber in den Apotheken Rigas Etwas zu haben, was jetzt für keinen Preis in irgend einer Apotheke zu erlangen ſein wird. Wir meinen die Amulete, Amuleta, gegen Beherungen und Zaubereien. Hexen und Zauberer hatten damals eine große Macht, und die ängſtlichen Gemüther ſuchten ſich vor dem ſchädlichen Einfluß dieſer Unholde zu ſchützen, und ſie fanden die Mittel hierzu in den Amuleten, die gewöhnlich an einem Bande auf der Bruſt getragen wurden. Zu welchem Preiſe damals dieſe Schutzmittel gegen alle Fährlichkeiten in den Apotheken Rigas verkauft wurden, iſt leider nicht zu ermitteln. — Es bleibt auffallend, daß unter den vielen Recepten, die früher gegen die am häufigſten vorkommenden Uebel in den Apotheken Rigas vorräthig gehalten wurden, nicht eines ſich befindet, welches gegen die Lepra Hilfe ſchaffen ſoll, ja der Name dieſer Krankheit kommt gar nicht vor. Sie mag wohl damals in Riga und deſſen Umgebung gar nicht oder ſo ſelten erſchienen ſein, daß ſie ſich der Beobachtung ganz entzog, oder ſie galt für ein Leiden, welches, jeder ärztlichen Hilfe unzugänglich, in den vorräthigen Arzneiformeln auch keine Linderung finden konnte. — Daß aber Lepra und Elephantiaſis nicht unheilbar ſind, darüber iſt Dr. Kopp in ſeinen Denkwürdigkeiten 1839, 5 Bände, zu berathen, welcher erzählt, daß die Neger auf den Weſtindiſchen Inſeln ſich von Lepra und Skropheln durch den reichlichen Gebrauch des malagafarbigen Leberthranes curiren. Kopp ſelbſt aber heilte (5. Band,

Seite 394) einen jungen an Elephantiasis leidenden Mann durch Jod, Jodkali, Mercur und Schierling. Woraus zu ersehen, daß bei Lepra und Elephantiasis nicht ein jeder Versuch der Heilung aufzugeben ist. — Vor 300 Jahren wird das Sterblichkeitsverhältniß in Riga vermuthlich dasselbe gewesen sein, wie es im 17. Jahrhundert in London und Paris war, wo 42 Sterbefälle auf 1000 Einwohner kamen. Im 18. Jahrhundert betrug dieses Verhältniß in jenen beiden Städten 35 Todte auf 1000 Einwohner. Doch ist in Betreff der Stadt Riga ein Umstand zu berücksichtigen, der jetzt als eine bedeutende Ursache der vermehrten Morbidität und Mortalität angesehen wird. Wir meinen hier den Branntwein, der vor 300 Jahren in Riga gar nicht oder nur in sehr geringem Maße verbraucht worden zu sein scheint. Der Branntwein wurde im Jahre 1581 zuerst von den Engländern ihren in Holland kämpfenden Truppen in täglichen Rationen verabfolgt, sonst scheint er nur in den Apotheken vorräthig gewesen zu sein. Der Aeltermann der Krämercompagnie in Riga ermahnt gegen das Ende des 16. Jahrhunderts in einer an die Jungen dieser Compagnie gehaltenen Ansprache dieselben, nicht unzüchtige Häuser, Weinkeller und Bierstuben zu besuchen. Im Beginn des 17. Jahrhunderts wird eine ganz gleichlautende Ansprache an die Lehrlinge der Compagnie gehalten, vom Branntwein ist aber hierbei nicht die Rede, und doch hätte gerade vor ihm, als dem schädlichsten Getränk, am meisten gewarnt werden müssen. Um dieselbe Zeit und auch schon viel früher wird in Deutschland über das unmäßige Branntweintrinken geklagt. In einem Gedicht aus dem Jahre 1493 wird Klage erhoben über das durch Branntweintrinken angerichtete Weh. Die jungen reichen Kaufleute in den großen Städten tranken „gepranten Wein" oder „gepranten Wayn". Murner in seiner Narrenbeschwörung (196) tadelt, die an dem Sonntag den gebrannten Wein feil haben. Auch Luther klagte, daß sogar kleine Kinder starke Weine trinken, ja sogar destillirten oder gebrannten Wein, den man nüchtern trinkt. Luther erhob Klage, daß die Trunkenheit überall verbreitet sei, auch in den besten, höchsten Familien, daß die jungen Leute aus den feinsten Häusern vorzeitig Gesundheit, Leib und Leben verderben. Anno 1580 ertönten Klagen aus der Kurpfalz, das Volk sitze Tag und Nacht in den Branntweinhäusern, es herrsche im Allgemeinen eine unerhörte Zuchtlosigkeit und Verwilderung. — Und da nun schließlich die Aerzte auch vor 300 Jahren vom Ertrag ihrer Praxis leben sollten, so wäre es sehr wünschenswerth, zu wissen, welch ein Honorar sie gesetzlich für ihre Bemühungen beanspruchen konnten. Darüber fehlen leider die Angaben. Die erste rigasche Apothekerordnung aus dem Jahre 1600 und nur in Handschrift vorhanden, enthält in ihren 65 Paragraphen nicht eine einzige Andeutung über die Bezahlung der Aerzte. Der Rath in Nürnberg hatte

ſchon Anno 1582 feſtgeſetzt, daß der Arzt für den erſten Beſuch einen Florin zu erhalten habe, für eine folgende Viſite ¼ Florin. In anderen Städten Deutſchlands erfolgten ähnliche Beſtimmungen. Die rigaſche Apotheker-Ordnung vom Jahre 1685 und die vom Jahre 1740 beſtimmen nur, daß die Aerzte zu den privilegirten Creditoren zu rechnen ſind. In der Anno 1688 in Stockholm erlaſſenen Taxe für die Aerzte, ſchon Anno 1663 einmal erlaſſen und 1680 confirmirt, wird als Taxe für den erſten ärztlichen Beſuch feſtgeſetzt 1 Reichsthaler, die folgenden Viſiten ſind mit einem Carolin zu bezahlen. In dieſer ſchwediſchen Taxe befindet ſich die neue Beſtimmung, daß ein Beſuch des Arztes von 10 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens mit 2 Carolin zu bezahlen ſei. Dies mag hier angeführt ſein, weil in der jetzt zu erwartenden ruſſiſchen Taxe für die Aerzte eine ähnliche Beſtimmung ſtattfinden ſoll.

Dr. J. Lemble.

Die Ungekannten.

Aus dem Franzöſiſchen der Alice de Chambrier, überſetzt von F v D.

Man ſpricht von ihnen nicht, doch ſind's die größten Helden,
Die ſchweigend ihren Zweck und ihre Pflicht erfüllt;
Von denen uns kein Lied und keine Bücher melden,
Die ſagenlos vergehn, in dunkle Nacht gehüllt.

Sie wiſſen nichts von Furcht, ſind unentwegt im Kriege,
Die Fahne halten ſie auch ſterbend hoch empor;
Man kennt nicht ihre Zahl, doch leuchten ihre Siege
Hell wie ein Edelſtein, der ſich im Staub verlor.

Ihr Streiter wunderbar, ihr Kämpfer ſtill beſcheiden,
Wie groß iſt euer Sinn! — Doch wißt ihr's ſelber nicht.
Der Menſchheit opfert ihr, und opfert eure Freuden,
Ja, euer Leben hin der ernſten Herrin Pflicht.

Man ſingt des Künſtlers Ruhm, ſingt wilde Schreckensthaten,
Preiſt den Eroberer, der blut'ge Schlachten führt,
Doch höher preiſ' ich euch, demüthige Soldaten,
Die nie der Strahl des Ruhms, noch je die Kunſt berührt.

Es ſollte euer Grab auch einen Tempel tragen,
Der euch unſterblich macht und in die Zeiten ſchaut,
Wie einſt die Stadt Athen in ihren ſchönſten Tagen
„Dem unbekannten Gott" den Denkaltar gebaut.

Miscellen.

Zum neuen Jahre.

Beim Anbruch eines neuen Jahres pflegt ein Schwarm wunderlicher Gäste die civiliſirte Welt zu überfluthen. Einem Wolkenbruche nicht unähnlich, regnet es auf uns herab über Gerechte und Ungerechte — in Form von beſchriebenen, bedruckten, beprägten Billets und Viſitenkarten; ja, um das Maaß bis zur Neige zu füllen, hat die Neuzeit gar die zärtlichſten Wünſche, die aufrichtigſten Betheuerungen, die intimſten Aeußerungen der Zuneigung fix und fertig unter Blumen- und Amorettenſchmuck als Maſſenartikel auf den Markt geworfen, und eine haſtige, ſelbſtvergeſſene Menge greift gierig danach und erfüllt geſchäftig ihre geſellſchaftliche Neujahrspflicht — als hätte jeder Unterſchied zwiſchen uns Menſchen aufgehört und als hätte die Individualität ſchon längſt ihre Rechte verloren. In der That iſt man nicht individuell mehr, wenn man ſolcher Thorheit Geſchmack abgewinnt. Fühlt man ſich doch faſt in ſeiner Menſchenwürde verletzt, wenn man gezwungen iſt, gleichzeitig mit den Glückwünſchen ſeiner lieben Freunde die Phraſen ſeiner Kleider- oder Colonialwaarenlieferanten entgegenzunehmen, welche gleichfalls, bald „hochachtungsvoll", bald „ergebenſt", auf Anzeigen und Preiscouranten „Glück" wünſchend vor uns erſcheinen.

An dieſem ernſten, aber für die meiſten Menſchen nichtigen Zeitpunkt iſt es Sitte, daß auch die Zeitungen und Zeitſchriften ihren Leſern ein artiges Wörtlein ſagen — oder ihnen wenigſtens „Glück" wünſchen.

Die Redaction der „Balt. Monatsſchrift" iſt weit entfernt, dergleichen Conceſſionen zu machen. Sie gehört weder zu den „hochachtungsvollen" Gratulanten, noch vermag ſie — dieſes haben unſere einleitenden Worte bereits angedeutet - ſich mit einem Standpunkte zu befreunden, welcher

etwas Erſtrebenswerthes, ſo zu ſagen, in einer Verſtaatlichung der Individualität, des Menſchen eigenſten, unveräußerlichſten Rechtes, erblickt. Um einen ſimplen Allerwelts-Glückwunſch wird es unſeren Leſern um ſo weniger zu thun ſein, als ſie, gleich uns, keine Hazardſpieler ſind, welche einen Vortheil oder einen Zuſtand der Befriedigung mühelos wie in der Lotterie als gebratene Taube erhoffen und erſehnen. Mehr wird ihnen, wie uns, das Erworbene und Gewordene gefallen. Eben weil wir uns in dieſer Hinſicht mit unſeren Leſern eins wiſſen, ſtehen wir davon ab, Ihnen „Glück" zu wünſchen, nehmen aber den Ernſt des Momentes gern zum Anlaß, einen anderen Wunſch auszuſprechen; vervielfältigt erſcheint er zwar, doch iſt er drum nicht demokratiſch, wie die Neujahrskarte, ſchon deshalb nicht, weil er nur an unſere wenigen Freunde, nicht aber an die Adreſſe des vielköpfigen Ungeheuers gerichtet iſt, welches uns weder verſteht, noch verſtehen will

Was wir wünſchen, iſt bald geſagt.

Eine der wichtigſten Fragen, die an jeden denkenden Menſchen herantreten, ſobald das Stadium jugendlicher Illuſion hinter ihm liegt, iſt die, welche Stellung er einzunehmen hat gegenüber dieſer Welt voll räthſelhafter Gegenſätze, voll Zwieſpalt. Wie verhalten wir uns gegenüber dem naturnothwendigen Miſchzuſtande von Gut und Böſe, Schön und Häßlich, Arm und Reich ꝛc? Wie entrinnen wir den Gefahren des Egoismus, wie der Gefahr, uns durch das Elend, das allerwärts uns umgiebt, niederdrücken oder verbittern zu laſſen? Wir halten Umſchau nach einem Troſtmittel, greifen nach dieſem und jenem, aber weder der Genuß, noch die Askeſe, weder die Wiſſenſchaft, noch die Kunſt vermag uns dauernd Befriedigung zu gewähren. Bald in der Form des Leichtſinns, bald in derjenigen zehrenden Zweifels, düſterer Zerknirſchung, bald in der farbloſen Geſtalt des Indifferentismus begegnen uns die Früchte reſultatloſen Suchens, des Suchens — in weiter Ferne, wo doch das Geſuchte unbemerkt die ganze Zeit über am Wege lag . . . Verhältnißmäßig ſelten, aber bei uns zu Lande doch recht häufig, begegnen wir Menſchen, vor welchen wir eine gewiſſe Ehrfurcht empfinden, ein Hauch von Ruhe und Harmonie weht uns an und treibt uns in ihre Nähe. Wir hören ſie von herben Lebensſchickſalen betroffen, und doch finden wir ſie nicht verbittert, wir ſehen ſie Verleumdungen und Unbilden ausgeſetzt, und doch eifern ſie nicht in harten Worten. Seltſam milde muthet ihr Urtheil uns an, und doch können wir ihnen Entſchiedenheit und Feſtigkeit im Handeln nicht abſprechen, ja ſie erſcheinen uns gar kalt und empfindungslos gegenüber dem Ergehen Anderer, und doch ſpricht der freundliche Blick ihres Auges für das Gegentheil. Das ſind harmoniſche Naturen, das ſind Menſchen, welche von dem Mittelmaß durch jene

Vornehmheit ſich unterſcheiden, wie ſolche allein auf dem Boden einer chriſtlichen Weltanſchauung zu erblühen vermag; es iſt die Vornehmheit, welche „Alles ihr eigen nennt“, ohne weder hier noch dort mehr Gefahr zu laufen, von ihrer Souveränität einzubüßen, mit der ſie herabblickt auf irdiſchen Zwieſpalt, Elend, Haß und Neid. Nicht jene geſellſchaftliche Vornehmheit iſt es, welche dem Bürgerlichen nicht die Hand reichen will, wähnend, ſie vergebe ſich dadurch etwas, auch jene ſcheinbare nicht, wie ſie der Lieutenant und der blaſirte Weltmann erkünſteln, ſondern jene individuelle, wirkliche Vornehmheit iſt es, die wir hier meinen, wie ſolche aus reinem, feſtem, liebevollem Herzen erſprießt, wenn dieſes von dem einzigen Troſt, den wir beſitzen, willig ſich leiten läßt.

Bald wird es feierlich herabklingen von den Kirchthürmen, und die Summe von Rohheiten, Weltgeſchichte genannt, wird um eine Anzahl Einheiten gewachſen ſein. Den Vornehmen werden die 12 Schläge weder erſchrecken, noch ihn veranlaſſen Luftſchlöſſer zu bauen.

Daß ſolche Vornehmheit, welche nicht ſchmäht, nicht verdächtigt, nicht verleumdet, ſondern unerſchütterlich feſthaltend am Ideal und durch ihre Opferbereitſchaft, Gelaſſenheit und Ruhe ſchließlich ſelbſt den Minderwerthigen und den Neiding zwingt, vor ihr den Hut zu ziehen, daß ſolche Vornehmheit mit Gottes Hilfe uns Allen gelingen möge, durch feſten Willen und Pflege unſeres Familienlebens auf Kind und Kindeskind zu vererben das iſt unſer Neujahrswunſch. N. C.

Dr. Nikolai Bulow, 40 Jahre in Rußland.

Großfürſt Iwan III. von Moskowien, der Befreier Rußlands von dem Tatarenjoch, der Einiger des Reichs, der Zerſtörer der mächtigen Republik Nowgorod, der Erbe byzantiniſcher Formen in Kirche, Staats- und Gemeinweſen, beherrſchte ein Land, das noch aus tauſend Wunden ſeit Batuchans und Mamais wilden Heereszügen blutete, beherrſchte ein Volk, deſſen Charakter unter dem Tatarendruck ſchlimme Eigenſchaften angenommen hatte und unter gewaltiger Deſpotie ſich zu beugen gewohnt war. Vielſeitige Verhältniſſe zwangen dieſen Mann, ſich nach Weſten umzuſchauen, um Culturelemente ſeinem Lande zuzuführen. Jeder gebildete, talentvolle Abendländer wurde gern aufgenommen, ja oft gewaltſam in Moskau zurückgehalten, denn es war in jener Zeit leichter nach Rußland zu kommen, als es zu verlaſſen. Großfürſt Waſſili III., Iwans III. Sohn, folgte dem Beiſpiel des Vaters; auch er zog gern Fremde nach Rußland, insbeſondere deutſche Aerzte. Er begehrte ſogar vom Papſte Julius II. Männer, die ihm behilflich ſein ſollten, den in Unordnung gerathenen ruſſiſchen Kalender

einer gründlichen Umarbeitung und den Gottesdienſt und die Kirchenordnung einer Reinigung von Irrthümern zu unterziehen. Unſere im revalſchen Stadtarchiv befindliche Urkunde, die ſich auf dieſen Vorgang bezieht, führt hier, meines Erachtens, den einzigen Fall in der Geſchichte Rußlands an, daß ſich ein ruſſiſcher Herrſcher an den Papſt wendet, um in der griechiſch-ruſſiſchen Kirche eine neue Ordnung einzuführen und Irrthümer zu beſeitigen. Waſſili III. ſchickte in der erwähnten Veranlaſſung im J. 1508 eine Geſandtſchaft nach Rom. Julius II. ging aber auf ſein Verlangen nicht ein, ſondern forderte vorerſt von dem Zaren und von jedem ſeiner Unterthanen, alt und jung, einen Laſtken, d. i. Rauchwerk, beſonders das Fell der Schneewieſel.

Damals lebte am päpſtlichen Hofe ein ſehr gelehrter Mann aus Lübeck, Dr. Nikolai Bulow, der Verwandte gleichen Namens in Reval hatte. Ihm war eine vortreffliche Erziehung zu Theil geworden und er lag fleißig den Studien ob. Die Seinigen meinten, daß er wohl zu einem Biſchofe oder einem weltlichen Großen beſtimmt und zum Wohl und Nutzen ſeines Vaterlandes gediehen ſei. Die ruſſiſchen Geſandten in Rom wandten ſich nun an den gelehrten Bulow, machten ihm große Verſprechungen, wenn er mit ihnen nach Nowgorod wolle, um den Kalender zu berichtigen, da in der Zeitbeſtimmung des Oſterfeſtes große Verworrenheit herrſchte. Auch ſollte er die Kirchenordnung wieder ins rechte Geleiſe bringen und die Kirchenliturgie umgeſtalten. Die Geſandten ertheilten dem Bulow einen beſiegelten Brief, worin ihm im Namen des Großfürſten 10,000 Thaler zugeſagt wurden, wenn er ſein Werk zu Ende gebracht haben ſollte. Auch wollten ſie ihn auf ihre Koſten nach und aus Rußland führen, und wollten mit dem vom Großfürſten zu ertheilenden ſicheren, chriſtlichen Geleite ſowohl ihn als ſeine Begleiter zurück nach Rom ſchicken. Auf dieſe annehmbaren Verſprechungen hin zog Bulow mit den Geſandten nach Nowgorod, gefolgt von einem Buchdrucker nebſt Geſellen. Das ihm in Rom bewilligte jährliche Einkommen von 1500 Thl. war ihm auf Lebenszeit vom Papſte zugeſichert worden.

Als Bulow in Nowgorod nach dem Willen des Zaren Kalender und Kirchenordnung zurecht gebracht, gab man ihm das Verſprochene durch die zariſchen Commiſſare, denen er alsdann den in Rom beſiegelten Brief auf ihr Verlangen zurückgab, und fertigte ihn wieder nach Rom zurück. Bis zur Grenze begleiteten ihn ehrenvoll Bojaren und verabſchiedeten ſich alsdann. Aber man hatte an der Grenze andere Bojaren beſtellt, welche Bulow mit den Seinen wieder nach Moskau zum Großfürſten förderten. Hier zwang man ihn zu bleiben. Als Dolmetſcher aus dem Griechiſchen, Lateiniſchen und Deutſchen, als Aſtronom und Leibmedicus des Großfürſten nahm er ſodann 40 Jahre lang eine geachtete Stellung ein.

Nikolai Bulow ist zweifellos der in russischen Schriften häufig erwähnte Nikolai Ljujew, was wohl Lübecker bedeuten soll. Als er im Herbst 1533 von Moskau abwesend war und der Großfürst Wassili ernstlich erkrankte, berief man ihn zur Hilfe nach Moskau. Nach Karamsin sprach der Großfürst zu Ljujew: „Freund und Bruder, du bist freiwillig aus deinem Lande zu mir gekommen und hast gesehen, wie ich dich geliebt und belohnt habe; kannst du mich wieder herstellen?" Ljujew antwortete. „Herr, da ich deine Gnade und Huld gegen rechtschaffene Ausländer hörte, verließ ich Vater und Mutter, um dir zu dienen. Deine Wohlthaten vermag ich nicht zu zählen. Allein, Herr, einen Todten kann ich nicht erwecken, ich bin kein Gott." Und an demselben Tage, den 3. December 1533, starb der Großfürst.

Nikolai Bulows Bruder, der revalsche Bürger Heinrich Bulow, hatte sich in große Unkosten durch die vielen von Herrschern gesandten Briefe gesetzt, um seinen Bruder zu befreien. Seine Kinder schlagen die Summe auf 7000 Thaler an. Es schrieben zu seinen Gunsten der Kaiser Maximilian, der König von Dänemark, der Papst, die 72 Hansastädte, die Ordensmeister Walter von Plettenberg und Heinrich van Galen. Doch völlig vergebens waren dieser Potentaten Vermittelungen. Sie blieben alle vom Zaren unberücksichtigt. Der König von Dänemark hat sogar zwei Mal Gesandte nach Moskau geschickt. Das erste Mal seinen königlichen Rath Magister David, und das zweite Mal den Mag. Bartholomäus Werner. Nichts desto weniger zwang man Bulow, bis an sein Lebensende in Rußland zu bleiben. Es lebten später noch viele Russen, die von seinen Diensten und von dem durch ihn ihrem Lande gebrachten Nutzen zu erzählen wußten.

Im Jahre 1548 starb Nikolai Bulow in Moskau, ohne sich verheirathet zu haben, damit, wie seine revalschen Erben vermutheten, sein reicher Nachlaß ihnen zu gute käme. Seine Verwandten in Reval, so Heinrich Bulows Schwiegersohn, schickten den Schwager Jakob Stenwyck mit Briefen des Herrmeisters und des revalschen Rathes nach Moskau, der binnen Jahr und Tag nach dem kaiserlichen Rechte den Nachlaß heben sollte, den der Großfürst in seinen Schatz genommen hatte, nämlich Geld, Kleinode, Kleider, überhaupt Alles, was Bulow besaß. Der Großfürst gab ausweichende Antworten und erklärte zuletzt, daß Stenwyck sich aus dem Lande packen sollte, denn der Verstorbene hätte kein Testament hinterlassen und somit nicht bestimmt, daß sein Nachlaß an die Verwandten fallen solle. Das Capital muß aber ein bedeutendes gewesen sein. Dr Bulow hatte in den 40 Jahren vom Papste 60,000 Thaler und vom Großfürsten für seine ersten Dienste 10,000 Thaler erhalten, ohne die Kleinode, Kleider und Privatverdienste während seines 40jährigen Aufenthalts in Rußland. Heinrich

Bulow hat zur Erlangung des Nachlaſſes ſpäter noch 3000 Thaler verausgabt, im Ganzen alſo 10,000 Thaler.

Im Jahre 1553 begab ſich Jacob Stenwyck abermals nach Moskau, blieb ein rundes Jahr daſelbſt, ohne ein Reſultat zu erzielen. 1556 ſchickten Bulows Verwandte Stenwyck zum dritten Mal ab, wiederum mit Briefen vom Ordensmeiſter und vom revaler Rathe an den Großfürſten Iwan den Grauſen. Er erlangte auch dies Mal nichts.

Zwölf Briefe dieſes Stenwyck aus Rußland befinden ſich im revalſchen Stadtarchiv und ſind der ruſſiſchen Beziehungen wegen recht intereſſant. So verlangt z. B. Stenwyck Erſatz für die großen Verluſte der deutſchen Kaufleute in Nowgorod, als im Jahre 1541 bei einer Feuersbrunſt der Pöbel den deutſchen Kaufhof und die Kirche ausgeplündert und verbrannt hatte.

Im Gegenſatz zu dieſen Forderungen begehrte indeſſen der Großfürſt Iwan IV. vom Stift Dorpat den ſeit undenklichen Zeiten nicht gezahlten Honigzins, einen Tribut, der von den Bauern um Neuhauſen herum in uralter Zeit in Honig entrichtet wurde, jedoch längſt in Vergeſſenheit gerathen war. Die Folge war der ſchreckliche Krieg, der 27 Jahre hindurch das baltiſche Land verwüſtete, viele Städte vernichtete, Tauſende der Bewohner Livlands in Gefangenſchaft brachte und Tauſende im eigenen Lande elend umkommen ließ. Gotthard v. Hanſen.

Livländiſche Correſpondenz.

Seit einer Reihe von Jahren hat die „Baltiſche Monatsſchrift“ ihren Leſern nicht mehr, wie früher, Mittheilungen über die Thätigkeit der baltiſchen Selbſtverwaltungsorgane gebracht. Indem wir nun, einem Wunſche der Redaction entſprechend, im Folgenden ein gedrängtes Referat über einige Beſchlüſſe der im Jahre 1891 abgehaltenen livländiſchen Adelsconvente geben wollen, glauben wir zur Vermeidung von Mißdeutungen eine Bemerkung vorausſchicken zu müſſen

Bekanntlich iſt während der letzten 6 Jahre ſeitens der Staatsregierung eine überaus große Anzahl von Geſetzen und Verordnungen erlaſſen worden, welche das geſammte öffentliche Leben der baltiſchen Provinzen in Bezug auf Kirche, Schule, Juſtiz und Verwaltung von Grund aus umzuformen bezweckte. Wir müſſen es uns füglich verſagen, unſere Leſer über den derzeitigen Stand aller hieraus entſpringenden Fragen zu inſtruiren. Vielmehr beſchränken wir uns im Ganzen eben nur auf einen Bericht über einige Beſchlüſſe der drei letzten livländiſchen Adelsconvente. Auf allgemeine Geſichtspunkte, ſowie auf frühere Verhandlungen werden wir nur dort zurückgreifen, wo es zum Verſtändniß unbedingt erforderlich erſcheint und wir nicht den Gegenſtand als aus den gelegentlichen Mittheilungen der Tagesblätter bekannt vorausſetzen dürfen.

Im Jahre 1891 ſind, nachdem während der vorhergehenden vier Jahre je ein Landtag hatte einberufen werden müſſen, drei livländiſche Adelsconvente abgehalten worden, unter denen der erſte, vom 22. Januar bis zum 7. Februar tagende, den aus praktiſchen Motiven hinausgeſchobenen Herbſtconvent des Jahres 1890 vertrat, während der Mai-, ſowie der Octoberconvent d. J. als die regelmäßig im Frühjahr und Herbſt eines jeden Jahres ſtattfindenden „ordinären“ Convente anzuſehen ſind.

Unter sämmtlichen Gegenständen, über welche wir zu berichten haben werden, gebührt wohl die erste Stelle der vom Octoberlandtag des Jahres 1889 beschlossenen Reform der Landesprästanden. Zum Verständniß dieser außerordentlich bedeutungsvollen Frage können wir nicht umhin, auf die betreffenden Verhandlungen aus den vier letzten Jahren zu recurriren. Zu Beginn des Jahres 1888 war, wie den Lesern der „Baltischen Monatsschrift" erinnerlich sein dürfte, vom Finanzministerium der stellvertretende Dirigirende des Kadomschen Cameralhofs (gegenwärtig Gouverneur von Plotzk), Herr Janowitsch, nach Livland delegirt worden, um das gesammte Prästandenwesen behufs radicaler Reorganisation desselben kennen zu lernen. Janowitsch weilte in Riga bis zum August 1888, worauf er, einer Weisung des Finanzministeriums folgend, nach St. Petersburg abreiste, ohne sein Gutachten betreffs der von der Staatsregierung geplanten Reformen abgegeben zu haben. Im April des Jahres 1889 wurden dem livländischen Landmarschall fertig ausgearbeitete Projecte für die Aufhebung der in den baltischen Provinzen bestehenden ritterschaftlichen Verfassungen, sowie für eine Reorganisation des Prästandenwesens, unter völliger Beseitigung der Selbstverwaltung, zugesandt. Es ist hier nicht der Ort, diese Gesetzesprojecte, welche noch gegenwärtig in der Residenz den Gegenstand von Berathungen bilden, des Näheren zu beleuchten. Die Vertreter der baltischen Ritterschaften haben Gelegenheit erhalten, an maßgebender Stelle ihre Ansichten über dieselben zu verlautbaren. Unabhängig von diesen Regierungsprojecten hat nun der außerordentliche Landtag vom October d. J. 1889 den Beschluß gefaßt, zur Leistung der Geldlandesprästanden, welche seither blos auf dem Bauerlande lasteten, auch das sogenannte „steuerfreie" Hofesland der Rittergüter heranzuziehen. Die Natural- und Postprästanden sollten unverändert bleiben. Eine selbstverständliche Folge dieses Beschlusses war die Uebertragung mehrerer, gemeinnützigen Zwecken dienender, jedoch bisher ausschließlich aus der Ritterkasse bestrittener, also blos das Hofesland belastender Ausgabeposten auf die Landeskasse. Nach einigen Verhandlungen, welche sich jedoch nicht sowohl auf die principielle Frage, als vielmehr nur auf Details bezogen, erhielt dieser Landtagsbeschluß die Sanction der Staatsregierung. Somit nimmt gegenwärtig das Hofesland der livländischen Rittergüter an sämmtlichen in baarem Gelde zu leistenden Steuern Theil. Die praktische Durchführung dieser Steuerreform war Obliegenheit des Landrathscollegiums, welches in dieser Sache dem im März d. J. 1890 tagenden ordinären Landtage eine Reihe von Vorlagen unterbreitete. Auf dieselben im Einzelnen einzugehen, mangelt uns der Raum. Im Jahre 1891 hat die Erhebung der Landesprästanden vom Hofeslande

zum ersten Male stattgefunden, und ist damit diese Reform ins Leben getreten. In den Rahmen unseres Berichts gehört diese Angelegenheit im Grunde nur in so fern, als der Januarconvent d. J. den Beschluß gefaßt hat, die vom Landrathscollegium „in Vorschlag gebrachte Art der Repartition und Einhebung der Landesprästanden zu acceptiren". Doch meinten wir, diesen Gegenstand um so weniger übergehen zu sollen, als es sich hier um einen außerordentlich wichtigen Act handelt, welcher von der livländischen „Ritter- und Landschaft" noch durchaus freiwillig inaugurirt werden konnte

Eine Angelegenheit, welche zwar in der Hauptsache seitens der Staatsregierung, ohne jede Mitwirkung der ritterschaftlichen Organe, erledigt worden ist, welche indessen dem livländischen Adelsconvent zu einem Beschlusse Anlaß gegeben hat, bildet die gleichzeitig mit der Beseitigung des revalschen Consistoriums rechtskräftig gewordene Aufhebung des öselschen und des rigaschen Consistoriums, deren Bezirke nunmehr der Verwaltung des livländischen Provinzialconsistoriums unterstellt worden sind Der Adelsconvent mußte diese Sache aus dem Grunde in Verhandlung nehmen, weil die nunmehr in hohem Maße vermehrte Geschäftslast des livländischen Consistoriums von den seitherigen Arbeitskräften nicht bewältigt werden konnte und daher die Bewilligung erhöhter Mittel aus der Ritterkasse behufs Anstellung eines zahlreicheren Kanzleipersonals nothwendig wurde An dieser Stelle meinen wir auch an die aus den Tagesblättern bekannten, am 25. Februar, bezw. 4. März Allerhöchst bestätigten Reichsrathsgutachten erinnern zu sollen, deren ersteres das ritterschaftliche Recht zur Wahl der örtlichen Consistorialpräsidenten durch eine auf ministeriellen Vorschlag erfolgende Allerhöchste Ernennung ersetzt, während das zweite Gesetz die lebenslängliche Amtsdauer der weltlichen Consistorialassessoren in eine dreijährige umwandelt. Der Maiconvent, welchem die Vollziehung der Neuwahlen oblag, hat die seitherigen weltlichen Beisitzer des Consistoriums zu diesen Aemtern wiedergewählt, doch sind bisher weder diese, noch die als „zweite Candidaten" vorgestellten Persönlichkeiten seitens der Staatsregierung bestätigt worden. Zu erwähnen wäre hierbei, daß als *geistliche* Assessoren des livländischen Consistoriums nicht die „ersten", sondern gerade die „zweiten Candidaten" im Herbst d. J. die ministerielle Bestätigung erhalten haben

Eine sowohl für die Rittergutsbesitzer als auch besonders für den Bauernstand wichtige Frage, welche einen Gegenstand von Verhandlungen für sämmtliche Adelsconvente des soeben ablaufenden Jahres abgab, betraf die Erhebung der Stempelsteuer von den mit Personen bäuerlichen Standes abgeschlossenen Kauf- und Pachtcontracten. Solche Verträge genießen auf Grund der livländischen Bauerverordnung vom Jahre 1860 das Recht der

Steuerfreiheit und unterliegen nicht den Beſtimmungen des im Jahre 1874 erlaſſenen Stempelſteuergeſetzes, wie ſolches bereits im Jahre 1876 vom Dirigirenden Senat in dieſem Sinne entſchieden worden iſt. In Folge der im Jahre 1889 in Kraft getretenen Juſtizreorganiſation iſt jedoch dieſe Angelegenheit aufs Neue zur Verhandlung gekommen, wozu namentlich der wenig präciſe Text des einſchlägigen Geſetzes Anlaß gab. Die neuen Gerichtsbehörden ſchlugen ein gegen früher verändertes und ſogar ungleichmäßiges Verfahren ein. Die livländiſche Commiſſion für Bauerſachen, an welche dieſe Sache vom Landrathscollegium gebracht und im Sinne der reſp. Conventsbeſchlüſſe vertreten wurde, ſprach ſich zunächſt dahin aus, daß Pachtcontracte in allen Fällen, wo mindeſtens einer der Contrahenten dem Bauerſtande angehört, mit Bauern abgeſchloſſene Kaufcontracte, falls dieſelben Gehorchsland betreffen, gleichfalls unbedingt, ſolche Contracte jedoch, welche ſich auf Hofesländereien beziehen, nur dann von der Entrichtung der Stempelſteuer zu befreien ſeien, wenn das Areal des Kaufobjects die Größe von 20 Deſſätinen nicht erreicht. Das rigaſche Bezirksgericht wollte von ſämmtlichen das Hofesland betreffenden Verträgen, ſowohl Pacht- als Kaufcontracten, die Stempelſteuer erhoben wiſſen. Dieſe Stellungnahme des Bezirksgerichts gab die Veranlaſſung dafür, daß dieſe Angelegenheit auf Initiative der Commiſſion für Bauerſachen durch Vermittelung des Juſtizminiſters, ſowie des Miniſters des Inneren der Entſcheidung des Dirigirenden Senats anheimgegeben wurde. Der Senat hat nun unter Aufhebung des vom Bezirksgericht gefällten Urtheils für Recht erkannt, daß in Livland die Befreiung von der Stempelſteuer auch auf Hofesländereien auszudehnen ſei, wenn bezüglich derſelben mit Perſonen bäuerlichen Standes Pacht- oder Kaufverträge geſchloſſen werden. Nachdem dieſe Frage ſomit im Weſentlichen ihre Erledigung gefunden, hat doch der im betreffenden Senatsukas gebrauchte Ausdruck „angeſiedelte Bauern“ weitere Erörterungen zur Folge gehabt, welche noch nicht zum Abſchluß gediehen ſind.

Zeitraubende Verhandlungen innerhalb des Adelsconvents, namentlich aber ſehr mühevolle Arbeiten ſeitens der ſtändigen ritterſchaftlichen Vertretung hat der Bau und die im Juli d. J. 1889 erfolgte Eröffnung der Eiſenbahn von Riga nach Pleskau mit dem von Walk nach Dorpat führenden Zweige nothwendig gemacht. Für ſechs von den acht ehemaligen Ordnungsgerichts- und gegenwärtigen Polizeibezirken ſind hierdurch die Verkehrsverhältniſſe durchaus andere geworden. Nur den pernau-felliuſchen Kreis hat dieſes lange erſehnte und als vollendete Thatſache freudig begrüßte Ereigniß wenig berührt. Für den größten Theil von Livland war eine völlige Umwandlung der bisherigen Verkehrsmittel, ſowohl der Wege, als auch der

bekanntlich von der Ritterſchaft verwalteten Pferdepoſtſtationen unvermeidlich. Nachdem das Project für das neue „Poſtrungsnetz“, mit welchem auch eine complicirte Neuvertheilung der geſammten Poſtpräſtanden in engſtem Zuſammenhange ſtand, bereits i. J. 1889 fertiggeſtellt und im Herbſt des genannten Jahres ins Leben getreten war, haben ſpäter, und zwar auch noch im Jahre 1891, Neugründungen einiger Poſtſtationen ſtattgefunden. Die durch die Aufhebung zahlreicher Stationen ihrer Beſtimmung entzogenen Baulichkeiten ſind, ſoweit ſie Eigenthum der Ritterſchaft waren, veräußert worden.

Eine weit größere Arbeit erforderte die gleichfalls durch den Eiſenbahnbau bedingte veränderte Claſſificirung und Contingentirung der beſtehenden, ſowie die Einordnung der neuerbauten Wege, welche letzteren namentlich als directe Verbindungen zu den Eiſenbahnſtationen in nicht geringer Zahl entſtanden waren. Die bezüglichen Arbeiten und Verhandlungen haben ihren Abſchluß bisher noch nicht erreicht, vielmehr bleibt namentlich die „Wardirung“ und „Contingentirung“ der Zukunft vorbehalten. Doch hat die Gouvernementsverwaltung die neuen Wegenetzprojecte im Allgemeinen bereits beſtätigt, ſowie, einem Beſchluſſe des Adelsconvents Folge gebend, durch ein Patent für die Ausführung der Wegebauarbeiten eine Präcluſivfriſt feſtgeſetzt und bezüglich der vorerwähnten „Wardirungs“- und „Contingentirungsarbeiten“ Anordnung getroffen. Dann aber mußten dieſe Arbeiten unerwarteter Weiſe zunächſt beanſtandet werden, weil die neuen Wegenetzprojecte einer Prüfung durch das Kriegsminiſterium unterzogen werden ſollen. Hinzuzufügen haben wir noch, daß eine Chauſſirung ſämmtlicher direct zu den Eiſenbahnſtationen führenden Wege von der Staatsregierung in Vorſchlag gebracht und vom Adelsconvent im Princip acceptirt worden iſt. Auch hierüber ſteht die definitive Entſcheidung noch aus. Endlich iſt es erwähnenswerth, daß die Remonte der in den ſtädtiſchen Patrimonialgebieten belegenen Wege nach wie vor Obliegenheit der betreffenden Städte bleiben ſoll.

Unter den von der Ritterſchaft für gemeinnützige und wohlthätige Zwecke dargebrachten Unterſtützungen müſſen wir vor Allem an die zur Bekämpfung der Lepra beſtimmten erinnern. Nach den Beſchlüſſen des letzten, im März 1890 abgehaltenen Landtages ſollte für den eſtniſchen Theil Livlands die am Peipusſee belegene ehemalige Poſtſtation Nennal ein Leproſorium darbieten, während für den lettiſchen Theil ein zunächſt nicht näher bezeichnetes Grundſtück im Gebiete der Ritterſchaftsgüter in Ausſicht genommen wurde. Der Januarconvent hat, in Ergänzung des Landtagsſchluſſes, ein an der Aa belegenes, zum Gute Wiezemhof gehöriges Bauergeſinde für dieſen Zweck beſtimmt. Ferner hat der Adelsconvent eine Geld-

ſumme bewilligt, ſowie an die Staatsregierung wiederholentlich das Erſuchen gerichtet, geſetzliche Anordnungen über die zwangsweiſe Internirung der Lepröſen zu erlaſſen.

Ein gleichfalls im Intereſſe der Landbevölkerung gefaßter Beſchluß, betreffend die Begründung eines Aſyls für Schwachſinnige, Idioten und Epileptiker, konnte bisher zu keinem thatſächlichen Ergebniß führen, weil dieſe Angelegenheit die Phaſe von Vorberathungen innerhalb einer dazu erwählten ritterſchaftlichen Commiſſion noch nicht verlaſſen hat. Auch dem im Februar 1891 beſtätigten Verein zur Gründung von Beſſerungsanſtalten und Ackerbaucolonien für minderjährige Verbrecher hat der Convent eine Summe von 1000 Rbl. geſpendet, welche zu gleichen Theilen aus der Ritter- und Landeskaſſe gezahlt werden ſollen.

Im Anſchluſſe hieran müſſen wir den Beſchluß des letzten, im October abgehaltenen Adelsconvents anführen, durch welchen ein Jahresbeitrag von 500 Rbl. aus der Landeskaſſe für eine in Fellin zu errichtende Augenheilanſtalt bewilligt wurde.

Schließlich gehört in dieſen Abſchnitt unſerer Correſpondenz eine Mittheilung über die zum Beſten der von der Mißernte betroffenen inneren Gouvernements unternommenen Schritte. Auf eine diesbezügliche Bitte des livländiſchen Gouverneurs hat der reſidirende Landrath zunächſt im Einvernehmen mit dem Generalſuperintendenten eine allgemeine von den Kirchenvorſtehern und Predigern geleitete Collecte organiſirt. Außerdem aber hat der Adelsconvent noch eine Summe von 15000 Rbl. aus ritterſchaftlichen Mitteln zur Verfügung geſtellt.

Als dem Gemeinwohle dienend dürfen wir endlich den auf die Verbeſſerung des Flachsbaues gerichteten Conventsbeſchluß bezeichnen. Indem der Maiconvent ſich der von dem betreffenden Antragſteller hervorgehobenen Meinung anſchloß, daß zu einer Steigerung der landwirthſchaftlichen Erträge für Livland in erſter Reihe die Production höherer Flachsſorten ins Auge zu faſſen ſei, beauftragte er die mit der Aufſicht über die Verwaltung der Ritterſchaftsgüter betraute Ritterſchaftsgütercommiſſion, die entſprechenden Maßregeln zu ergreifen. Das Reſultat war die Anwerbung eines in Deutſchland ausgebildeten Flachsbauinſtructors, der zunächſt auf den Ritterſchaftsgütern einen rationellen Flachsbau einführen ſollte, jedoch auch den Beſitzern von Privatgütern wiederholt zur Dispoſition geſtellt wurde. In wie weit dieſe Bemühungen von Erfolg gekrönt werden, kann nur die Zeit lehren. Noch müſſen wir an dieſer Stelle bemerken, daß der Maiconvent zu Prämien für die landwirthſchaftlichen Ausſtellungen in Werro und Fennern ſowohl Geldmittel, als auch Medaillen herzugeben beſchloß.

Für künſtleriſche, reſp. wiſſenſchaftliche Zwecke waren die für die Reſtauration des Kreuzganges an der rigaſchen Domkirche, ſowie für kunſtgeſchichtliche Arbeiten bewilligten Summen beſtimmt

Indem wir hiermit unſere Correſpondenz ſchließen, geben wir uns der Hoffnung hin, wenn auch weder «multa» noch «multum», ſo doch immerhin „Manchem etwas" gebracht zu haben.

Riga, 17. December 1891.

Bücherſchau.

40 Lieder von einem Deutſchen. Dresden 1891

Als ſich die Nachricht verbreitete, von dem Verfaſſer des „Rembrandt als Erzieher“ würden nächſtens Gedichte erſcheinen, da konnte man dem Buche mit einiger Spannung entgegenſehen. Wird der gedankenreiche, ſo ganz originelle Autor auch auf dem Gebiete der Poeſie uns etwas Außerordentliches bieten, wird auch in der Dichtung ſich ſeine Individualität voll und ganz entfalten? Wird er auch hier, an unvergängliches Altes anknüpfend, neue Wege wandeln und neue Ziele weiſen? Solche und ähnliche Fragen ſind gewiß Manchem gekommen und in verſchiedenem Sinne beantwortet worden. Auch wer keine dichteriſche Gabe außerordentlicher Art von „dem Deutſchen“ erwartete, verſprach ſich doch originelle Gedanken in poetiſcher Form. Nun liegt die Gedichtſammlung vor uns. Sie iſt äußerlich vorzüglich ausgeſtattet, der Druck ſplendid, das Papier vortrefflich, aber Niemand, der ſie mit Intereſſe in die Hand genommen, wird ſie ohne Enttäuſchung aus der Hand legen. Zunächſt hat der Verfaſſer ſeine poetiſchen Verſuche ſehr unzutreffend Lieder genannt; nur auf einige wenige von ihnen könnte dieſe Bezeichnung Anwendung finden, die meiſten wird ſich kein Menſch geſungen denken können. Betrachten wir nun das Gebotene einfach als Gedichte, indem wir von dem unrichtigen Titel abſehen. Spricht ſich in ihnen ein friſches, einfaches und natürliches Empfinden aus, ſind ſie der freie Erguß eines poetiſchen Gemüthes oder wenigſtens einer aus dem Inneren der Seele emporquellenden dichteriſchen Stimmung? Die Antwort kann nicht zweifelhaft ſein: es iſt Reflexionspoeſie, was uns hier vom erſten bis zum letzten Gedichte entgegentritt. Es ſind nicht erlebte oder angeſchaute Situationen und Bilder, welchen dieſe Gedichte Ausdruck geben, ſondern faſt

immer nur vorgeſtellte und gedachte, die ſich der Autor ausmalt. Nun kann ja eine ſehr kräftige, lebensvolle Phantaſie ſich in ganz fremde Lebensverhältniſſe und Sitten, in ganz anders geartete Gedankenkreiſe ſo völlig hineinverſetzen, daß ſie innerlich ſie gleichſam mit erlebt; eine ſolche dichteriſche Kraft wird dann auch im Stande ſein, das innerlich Geſchaute in lebensvollen Bildern auszuſprechen, wie das z. B. Freiligrath in hohem Grade vermocht hat. Die Gefahr des Geſuchten und verſtandesmäßig Ausgeklügelten liegt hier aber um ſo näher, je weniger reich und ſchöpferiſch die Phantaſie des Dichtenden iſt. Das findet nun leider auf die meiſten Gedichte „des Deutſchen" volle Anwendung. Wenn er z. B. in dem „Morgenländiſch" überſchriebenen ſich nach Schiras verſetzt, in der „Phantaſie" die Herrlichkeiten Smyrnas preiſt, in dem „Opfer" ſich die Stimmung der am Opferaltar Stehenden vergegenwärtigt, ſo giebt er uns nur Producte der Reflexion, einer geiſtreichen meinethalben, aber doch immer nur einer künſtlichen Anempfindung. Daher ſind dieſe Gedichte auch matt und laſſen kalt. Der Schwung der Phantaſie fehlt unſerem Autor eben durchaus, und wo er Bilder geben will, giebt er uns faſt immer nur mehr oder weniger glücklich eingekleidete Gedanken. Seiner ganzen geiſtigen Natur entſpricht viel mehr das Lehrhafte, als das eigentlich Poetiſche, und wo er ſeine Gedanken ohne vielen dichteriſchen Schmuck ausſpricht, erſcheint er am natürlichſten und eigenthümlichſten. Erſtaunen muß man bei dem Verfaſſer des Rembrandt über die in dieſen Gedichten dem Leſer entgegentretende Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit, ja nicht ſelten völlige Entgegengeſetztheit der Anſchauungen und Auffaſſungen. Heidniſches und Chriſtliches, Idealiſtiſches und Materialiſtiſches, ſinnlicher Lebensgenuß und melancholiſche Sehnſucht, alles dies kommt bunt durch einander in einzelnen Gedichten zum Ausdruck. Unmittelbar nach einigen Verſen auf Chriſtus folgt ein Hymnus auf Dionyſos, an das Gedicht auf die reuige Magdalena ſchließt ſich ſehr bald das „Liebesabenteuer", neben die Phantaſie über die Freuden von Smyrna ſtellt ſich ſogleich der Chor der Verdammten im Fegefeuer, kurz, es iſt, als ob wir in einem beſtändigen Wirbel hin und her geriſſen würden. Aus dieſen Gedichten könnte Niemand erſehen, welches denn eigentlich die Weltanſchauung des Dichters iſt, ob er Chriſt iſt oder dem antiken Fatalismus huldigt, ob er zum Idealismus ſich bekennt oder dem Materialismus anhängt, „dem Gott des Fleiſches" dient, wie er das in dem widerwärtigen Gedicht „Muskel" ausdrückt. Wo bleibt bei dieſem Chaos widerſprechender Vorſtellungen und Gedanken die Einheit der geiſtigen Perſönlichkeit, jene geſchloſſene Individualität, die „der Deutſche" im Rembrandt mit ſo feuriger Kraft der Ueberzeugung, in immer neuen Wendungen und mit rückſichtsloſer Energie verkündigt und verherrlicht hat? In dieſer Gedichtſammlung finden wir ſie

wahrlich nicht, es müßte denn eine Individualität ſein, die aus lauter Widerſprüchen und Gegenſätzen beſteht; eine ſolche würde aber dem von ihm ſelbſt in ſeinem Buche gezeichneten Bilde der wahren Perſönlichkeit abſolut nicht entſprechen. Eine abſtoßende Eigenheit, die uns aus mehreren Gedichten dieſer Sammlung entgegentritt dürfen wir leider nicht übergehen, es iſt die unverhüllte Sinnlichkeit, welche in ihnen zum Ausdruck kommt. Wir wiſſen ja wohl, daß in der modernſten Literatur „die geſunde Sinnlichkeit“ geprieſen, die Gegner der Sinnesluſt verſpottet und Situationen ſolcher Art mit ganz beſonderer Vorliebe geſchildert werden. Aber was bei den Vertretern des jüngſten Deutſchlands etwas Gewöhnliches iſt, daran ſollte in den Gedichten des Mannes, der Rembrandt als Erzieher geſchrieben hat, nichts erinnern. Leider aber finden ſich hier einige Gedichte, die in bedenklicher Weiſe ſich den cyniſchen Producten der Herren A. Holz, H. Conradi, J. Schlaf und Conſorten nähern. „Es thut mir weh, daß ich dich in der Geſellſchaft ſeh'.“ Hier zeigt ſich das Ueble der durch die Verſtandesreflexion vermittelten Anſchauung am grellſten und abſtoßendſten. Der Verfaſſer hat ſich durch die Gedichte dieſer Art ſelbſt geſchadet, ſie verhindern es durchaus, dieſe Sammlung in die Hände der Jugend zu geben und entfernen ſie aus der Nähe der Frauen. Damit aber iſt ihre Verbreitung aufs Aeußerſte eingeſchränkt, denn wie viele Männer leſen heutzutage Gedichte, zumal lyriſche?

Am erfreulichſten und zugleich am meiſten wahres Gefühl offenbarend ſind diejenigen Gedichte, in welchen ſich ein warmer Sinn für Freundſchaft und ein ſehnſüchtiges Verlangen nach einem wahren Freunde ausſpricht. Hier erinnert unſer Dichter an Platen, der auf ihn in poetiſcher Beziehung überhaupt eingewirkt zu haben ſcheint. Auch Gedichte in antiken Maßen finden ſich in der Sammlung, aber der Geiſt Hölderlins ruht nicht auf ihnen. Wir wundern uns auch, daß der Verfaſſer nicht ſtrengere Selbſtkritik geübt und ſo unbedeutende Gedichte, wie z. B. die Quelle, die Kokette, Vorbei und beſonders der Spielmann, der faſt nur aus mannigfachen Compoſitionen mit dieſem Worte beſteht, des Abdrucks für werth gehalten hat, denn ſie ſind nichts als Exercitien in poetiſcher Form. Um nicht ungerecht zu ſein, wollen wir endlich ein paar Gedichte hervorheben, die wirklich gelungen ſind: „Im Graſe“ und „Der Thautropfen“, denen man allenfalls „Der Edle“ und „Unkenruf“ hinzufügen kann, in den beiden letzten kommt des Verfaſſers Eigenart vielleicht am deutlichſten zum Ausdruck. Doch auf höheren dichteriſchen Werth können auch dieſe Gedichte keinen Anſpruch machen, auch aus ihnen ſpricht nicht der hinreißende Ton einer bewegten Dichterſeele.

Nicht wegen ihrer inneren Bedeutung, nur um ihres Verfaſſers willen haben wir uns eingehender mit dieſer Gedichtſammlung beſchäftigt, rührte ſie von einem Anderen her, man würde ſie unbeachtet vom Strome der

Literatur dahintragen und in ihm untergehen lassen. Trotz ihrer eleganten Ausstattung und des billigen Preises von einer Mark werden diese Gedichte sicherlich keine wiederholten Auflagen erleben. Der Versuch „des Deutschen", als Dichter aufzutreten, muß als mißglückt angesehen werden, auf dem Felde der Poesie sind keine Lorbeeren für ihn zu finden. Diese 40 Lieder sind eine Verirrung eines auf anderem Gebiete bedeutenden und originellen Geistes. Gerade, weil wir das Buch „Rembrandt als Erzieher" nach seiner Tendenz und seiner Gedankenfülle so hoch stellen, mag es im Einzelnen auch unseren Widerspruch oft genug herausfordern, gerade deswegen müssen wir über die dichterischen Versuche desselben Autors um so strenger urtheilen. Denn es ist ein Abweg, auf den sich seine begabte Natur hat verleiten lassen. Möchte doch dieser eigenartige bedeutende Geist weder durch die zahllosen Widersacher, die er gefunden, und den Hohn und die Verspottung, die sich über ihn ergossen haben, noch durch die blinde Vergötterung und die maßlosen Lobeserhebungen, die ihm andererseits geworden sind, innerlich afficiren und von seiner Bahn abziehen lassen. Der Verfasser des Rembrandt darf nichts Untergeordnetes und Geringfügiges in die Welt hinausschicken, es ist seine Pflicht, nur dann wieder hervorzutreten, wenn er seinem Volke Neues zur Warnung und Mahnung zu sagen hat. H. D.

Zur Besprechung sind der Redaction nachstehende Bücher zugegangen:

Jäger, Adolf, Die sociale Frage. Ein Schlüssel zur Prophetie des Neuen wie des Alten Testaments. 2 Bde gr. 8. Neu-Ruppin, Petrenz 1891.

Miller, W., und Stackelberg, Reinh. von, Fünf ossetische Erzählungen in digorischem Dialekt mit deutscher Uebersetzung von R. v. Stackelberg. Ausgabe der Akademie der Wissenschaften, St. Petersburg 1891. 4° II. 88 Seiten. Preis 60 Kop.

Seraphim, Ernst und August, Aus Rußlands herzoglicher Zeit. Gestalten und Bilder Bd. I. Zwei Fürstengestalten des 17 Jahrhunderts gr. 8 248 Seiten Mitau, E Behre, 1892.

Küchler, Carl, Nordische Heldensagen. Aus dem Altisländischen übersetzt und bearbeitet. kl. 8. 264 S. Bremen, Heinsius, 1892.

Bellmann, C. M., Der Weingott des Nordens. Uebersetzt von P J. Willatzen. Mit dem Bildnisse und 6 Compositionen Bellmanns. kl. 8. 150 Seiten Bremen, Heinsius, 1892.

Mickwitz, Chr., Gedichte gr. 8 343 S. Reval, Fr. Kluge, 1892.

Schröder, L. v., Der Templer und das Kind der Berge. Episches Gedicht. kl. 8. 60 Seiten. Mitau, E. Behre, 1892.

Herausgeber R. Weiß. Für die Redaction verantwortlich R. Carlberg.

Дозволено цензурою. Ревель, 7-го Января 1892.
Gedruckt bei Kluge's Erben in Reval.

Theodor Storm.

Ein Dichter und Patriot.

Vor nicht langer Zeit feierte das deutſche Volk in einmüthiger Begeiſterung den Gedenktag des Dichters von „Leyer und Schwert", und weit über die Grenzen des deutſchen Reiches hinaus nahm man Antheil an dem wieder im Vordergrund des Denkens und Fühlens der Nation ſtehenden Jüngling, der nicht nur zu ſingen und zu ſagen, ſondern auch zu ſterben gewußt hatte. Beim Leſen der Berichte über die ernſtpatriotiſche Feier ſtieg in uns das Lebensbild eines anderen Dichters auf, der für die warme Geſinnung, welche er ſeinem Heimathlande entgegenbrachte, zu leiden, ja das herbe Weh des Exils zu durchkoſten hatte, dem dann aber, glücklicher als dem in der Blüthe der Jahre Dahingeſunkenen, den Anbruch ſchönerer Tage, die Sonne der Freiheit, zu erleben ein gütiges Geſchick beſchieden hat. Theodor Storm.

Wem von den Leſern dieſer Zeitſchrift iſt der Name Storms als der eines der erſten deutſchen Novellendichter unbekannt? Es iſt wohl nicht zu viel geſagt, daß ſeine Novellen und Erzählungen, in denen er faſt immer auf dem Untergrunde ſeiner ſchleswig-holſteiniſchen Heimath — die Tiefen und Höhen des Menſchenherzens zu ergründen unternimmt, Gemeingut der gebildeten Deutſchen geworden ſind. Sind ſie doch eingekleidet in eine Sprache, die einen wunderbaren, zu Herzen gehenden Zauber hat, ja oft wie Muſik ertönt, und reden ſie nicht zu uns ſo tief ergreifend und erſchütternd? Von der lieblichen, den Duft der Erica und Veilchen ausſtrömenden, aber auch alle Schwächen einer Jugendarbeit tragenden Erzählung „Immenſee" zieht ſich eine lange Reihe in Form und Inhalt immer vollendeter

werdender Dichtungen. Sei es, daß er, wie in „Auf der Universität", den Untergang eines schönen Mädchens, oder in „Auf dem Staatshof" die unselige Liebe eines jungen reinen Geschöpfs zu einem elenden Wüstling schildert, sei es, daß er in «Viola tricolor» der Geschichte einer zweiten Frau, eines Stiefmütterchens, eine Selbstbefreiung (wie er selbst mit Anwendung eines Goetheschen Wortes sagte) dichtete, oder in der Novelle „Waldwinkel", über der eine schwüle, fast elektrische Stimmung ruht, das Unglück der Ehe eines alternden Mannes und eines jungen Mädchens vor Augen führt, oder aber in dem wundervollen „Psyche" das Künstlerleben zum Vorwurf genommen, oder endlich im „Schimmelreiter" eine Nordseesage aus seiner Heimath künstlerisch gestaltete, stets weiß er Töne anzuschlagen, Saiten anklingen zu lassen, wie es nur gottbegnadete Dichter vermochten: doch nicht von Storm, dem Novellendichter, soll hier die Rede sein, sondern von den anderen Dichtungen des schleswig-holsteinschen Poeten und namentlich von seinen Lebensschicksalen.

Um ihn verstehen zu können, um ihn voll zu würdigen, müssen wir das Land, wo seine Wiege gestanden, vor uns emportauchen lassen, denn wenn von Einem, so gilt von ihm das Wort: „Willst den Dichter du verstehn, mußt in Dichters Lande gehn."

Dort, wo an der Westküste Schleswig-Holsteins Nordfriesland beginnt mit seinen von den Wogen der wildbrandenden Nordsee umspülten Inseln und Halligen, liegt das Städtchen Husum, in dem am 14. September 1817 dem Advocaten Johann Casimir Storm und seiner Gattin Lucie, geborenen Woldsen, der erste Sohn geboren wurde: Hans Theodor Woldsen-Storm. Die Natur, in der er aufwuchs, die Luft, die er einathmete, die Dinge, welche er um sich sah, waren keineswegs außergewöhnlich; keine himmelanstrebenden Berge, keine süddeutschen Landschaftsbilder reizten seine Sinne. Aber die einfache, dem tieferen Gemüth doch schön erscheinende Heimath wirkte still und deshalb um so nachhaltiger auf sein empfängliches Herz, das mit jedem Friesen eine innige, fast schwärmerische Liebe zum Vaterlande gemein hatte. Klaus Groth sagt nicht mit Unrecht von Storm, das Holstenheimweh habe ihn zum Dichter gemacht, die schöne Sehnsucht nach „zu Hause" sei der Pulsschlag in seinen Gestalten und Dichtungen:

Nord und Süd — Die Welt ist wit!
Ost und West — To Hus ist best.

Früh schon trieb es den Knaben aus dem alten finsteren Städtchen hinaus zu Wanderungen ins Freie. Nach Süden zu erstreckte sich die Marsch, fetter, dem Meere in ewigem Kampfe abgerungener Boden, durch mächtige Deiche gegen das immer wieder anstürmende Element geschützt. „So weit das Auge reicht, eine schöne grüne Wiese, auf der unzählige Rinder

werden. Dazu das Lärmen der immer lebendigen Staare und hoch oben unsichtbarer Lerchengesang.“ Nach Landesweise lernte er mit dem Springstock, „Klüwerstock“ über die Wassergräben setzen, und blickte er dann aufathmend zurück, so sah der Knabe die schlanken Thürme seiner alten Vaterstadt, von der Sonne freundlich bestrahlt, in der Ferne funkeln.

Nordwärts von Husum breitete sich die sandige Geest aus, „ohne Wälder und Bäume, nur selten mit Schwarzdorn- oder Weißdornbüschen auf den niedrigen Wällen, welche die einzelnen Felder von einander scheiden“. Dorthin lockte es den Knaben besonders oft, dort lag ja die Haide. In der Schwüle eines Julitages hat er sie uns schauen lassen in braunviolettem Schimmer; umgaukelt von Argusfaltern, durchzogen vom Blüthenduft der Erica:

„Es ist so still; die Haide liegt im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenrother Schimmer fliegt um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blüh'n; der Haideduft steigt in die blaue Sommerluft.“

Wie oft hat er hier im Haidekraut gelegen und geträumt, hier, wo der ganze Zauber der Einsamkeit ihm so bestrickend nahe trat. — Neben der Haide war es die Nordsee, die des Knaben Gemüth und Phantasie erfüllten. Wenn er Abends schlafen ging, hörte er das dumpfe Brausen der Nordsee, die in der Ferne an die Deiche brandete, ihr melancholisch eintöniges Tosen wiegte ihn in Schlummer. Wie oft stand er im Frühling dort oben auf den Deichen und blickte hinaus auf die weite, weite Meeresfläche.

Frisch und erquickend, wie die Eindrücke seiner Heimath, sind ihm auch die Bilder der Menschen geblieben, die seine Wiege umstanden, seine Kinder- und Knabenjahre behütet haben. Sein Urgroßvater sollte nach alter Tradition ein Pole gewesen sein, der wegen eines Duells hatte flüchten müssen. Auch von der ausgesprochenen Vorliebe des Stammvaters für gebratene Froschschenkel hörte Storm mit geheimem Entsetzen. Dessen Tochter war unseres Theodor Storm Großmutter. Sein Vater stand ihm als ein kleiner, schmächtiger Mann von leidenschaftlichem Gemüth und doch tiefer Gemüthsinnigkeit, die er aber immer zu unterdrücken bemüht war, damit sie ihn nicht übermannte, vor Augen. Ein Freund des Hauses berichtet den charakteristischen Zug, daß der Vater in den letzten neun Jahren, als er nur vier Häuser weit von unserem Dichter und etwas weiter von dem jüngeren Sohne wohnte, nicht öfters als zweimal bei jedem von ihnen gewesen sei: er fürchtete eine Ueberwältigung seines Gefühls, wenn er das Heim seiner Kinder beträte. In entsagungsvoller Arbeit sah er die Aufgabe seines Lebens. Seine Frau, die aus dem in Husum hochangesehenen Senatorengeschlecht der Woldsen stammte, war, ganz wie die Frau Rath Goethe, sonnig, heiter, für Natur und Kunst offen und empfänglich; doch auch bei ihr war

es nicht Sitte, ihren Kindern mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit zu nahen, ſo daß der Dichter ſich nicht entſinnt, jemals von ihr umarmt oder geküßt worden zu ſein. Eine der liebſten Perſonen ſeiner Jugend war die Senatorin Feddersen, ſeine mütterliche Urgroßmutter, eine feine, edle Frau, deren ſchattenhafte, ehrwürdige Geſtalt ſo oft in ſeine Novellen hineinſpielt. In ihrem Garten mit dem mächtigen Gaisblattſtrauch, ſeinen Ahorn- und Silberpappelbäumen, den geradlinigen Rabatten weilte der Knabe gern, noch mehr aber heimelte ihn das alte Haus ſelbſt an. „In allen Winkeln und auf allen Dielen," ſchildert er es in einer Novelle, „lagen die Schatten vergangener Dinge; von Allen, die einſt darin lebten und ſtarben, war eine Spur zurückgeblieben; uns, die wir ihres Blutes waren, trat ſie überall entgegen und gab uns das Gefühl des Zuſammenhanges mit einer großen Sippſchaft. Denn auch die Todten gehörten mit dazu; ja einige von uns wollten wiſſen, daß das Leben Jener noch nicht ganz vorüber ſei, daß es zuweilen in Nächten oder in einſamer Mittagsſtunde ſich den Enkeln kund zu geben ringe." Das Gefühl der Vergänglichkeit mit ſeinem wehmüthigen Zauber wehte ihm entgegen, wenn er oben bei der Urgroßmutter oder den Großeltern kramen durfte und die Perrücken und Haarbeutel, die alten Fächer und Bräutigamsmanſchetten und manch anderer Raritätenkram ſich ſeinen Kinderaugen entfaltete. Gern ſaß er mit den Geſchwiſtern zu den Füßen der alten Frau, die gar wunderſam von alten Zeiten zu erzählen verſtand, „wo man noch nicht Alles beſſer wiſſen wollte, als die Majeſtäten und ihre Miniſter; und wer ſeine Naſe in die Politik ſteckte, den hießen wir einen Kannegießer, und war's ein Schuſter, ſo ließ man die Stiefeln bei ſeinem Nachbar machen". Noch beſſer gefielen den Kindern die Märchen von Lene Wies; „die Scheherezade ſeiner Jugend", die ihm die Luſt des Fabulirens ins Herz geſenkt, nennt der Dichter die alte Frau mit dem blatterzerriſſenen Geſicht und den ſchönen braunen Augen. In einem Gedenkblatt hat Storm der Alten und ihrem von Levkojenduft und Heimchenzirpen erfüllten Wohnſtübchen, wo er die ſchönſten Geſchichten ſeines Lebens gehört, ſpäter ein Denkmal geſetzt: „Und wie ſie erzählte! Plattdeutſch, in gedämpftem Ton, mit einer andachtsvollen Feierlichkeit, und mochte es nun die Sage vom geſpenſtigen Schimmelreiter ſein, der bei Sturmfluthen Nachts auf den Deichen geſehen wird und, wenn ein Unglück bevorſteht, mit ſeiner Mähre ſich in den Bruch hinabſtürzt, oder mochte es ein eigenes Erlebniß oder eine aus dem Wochenblatt oder ſonſt wie aufgeleſene Geſchichte ſein, Alles erhielt in ihrem Munde ſein eigenthümliches Gepräge und ſtieg, wie aus geheimnißvoller Tiefe, leibhaftig vor den Hörern auf. Oftmals griff die alte Mutter in ihr Rad und ließ es ſtill ſtehen, oder nickte aus ſeiner Ecke Johann Wies behaglich blinzelnd herüber und dazu tickte die Uhr und

ſangen aus der Ofenwand die Heimchen; mitunter an Herbſtabenden — und dann wars am allerſchönſten – rauſchten auch noch von ferne die Lindenbäume, die drüben jenſeits der Gaſſe hinter einer Gartenplanke ſtanden — wie weit dahinter lag dann die ganze Alltagswelt."

Unter dieſen Verhältniſſen, in dieſer Natur, unter der Obhut ſo vortrefflicher Menſchen iſt der Dichter allmählich herangereift. Sein Herz war erfüllt von warmer Liebe zu der Stadt, wo er geboren, zu ſeiner ſcheinbar ſo ſchmuckloſen Heimath, die ihm, der recht zu ſehen verſtand, von unendlichem Zauber umwoben war. Von ihr galt es jetzt ſich loszumachen, da der Vater beſchloſſen hatte, ihn, der ſoeben die vierklaſſige Gelehrtenſchule ſeiner Vaterſtadt durchgemacht, nach Lübeck aufs Gymnaſium zu geben. In Huſum war die deutſche Poeſie gar ſtiefmütterlich behandelt worden, und obgleich der Knabe ſo manches Gedicht bereits damals „verbrach", bekennt er doch ſelbſt, daß ſeine literaturhiſtoriſchen Kenntniſſe ſehr geringe geweſen, er z. B. als Primaner noch Uhland für einen mittelalterlichen Minneſänger gehalten habe. Das lübecker Gymnaſium ſtand damals in hoher Blüthe. Geibel hatte die Schule bereits abſolvirt, als Storm eintrat, aber in den Ferien lernten ſich beide junge Poeten kennen. Durch ihn und ſeinen Freund Ferdinand Röſe, einen liebenswerthen, edlen Menſchen, der allzu früh geſtorben, wurde Storm zuerſt wirklich in die deutſche Dichtung eingeführt, von der er bis auf einige Schilleriſche Dramen nichts kannte. Es war in dem Zimmer bei Röſe, in dem nicht einmal ein Sopha ſtand, das aber mit ſeinen breiten Fenſterbänken, mit dem alten Hausrath und allerlei Büchern Storm der behaglichſte Raum ſchien, wo ſich das Ereigniß vollzog. „Nie werde ich," erzählt der Dichter ſelbſt, „den Spätherbſtabend vergeſſen, an dem mich Röſe in Heines mir noch unbekanntes „Buch der Lieder" einweihte. Aus dem verſchloſſenen Glasſchrank, der den Obertheil einer Schatulle bildete, nahm er das Exemplar auf ſchlechtem Druckpapier, und während wir am warmen Ofen ſaßen und draußen der Wind durch die Schiffstaue ſauſte, begann er mit gedämpfter Stimme zu leſen: „Am fernen Horizonte", „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier", „Ueber die Berge ſteigt ſchon die Sonne", und ſo eins nach dem anderen, zuletzt: „Wir ſaßen am Fiſcherhauſe und ſchauten nach der See". Ich war wie verzaubert von dieſen ſtimmungsvollen Liedern, es ward Morgen und es nachtete um mich und als er endlich, faſt heimlich das Buch fortlegend, ſchloß. „Das Schiff war nicht mehr ſichtbar, es dunkelte gar zu ſehr", da war mir, als ſeien die Thore einer neuen Welt vor mir aufgeriſſen worden." — Bald darauf machte Storm ſich an Goethes „Fauſt", deſſen Gedankentiefe und herrlicher Rhythmus ihn mächtig bewegte, las Uhland und machte die für ſeine Dichtungen hochbedeutſame Bekanntſchaft mit Eichendorffs Schöpfungen.

„Eichendorff, Heines „Buch der Lieder“ und Goethes „Fauſt“,“ ſagt Dr. P. Schütz, des Dichters neueſter Biograph, deſſen Buch nicht warm genug empfohlen werden kann, „iſt dann die poetiſche Trias geworden, die am tiefſten und nachhaltigſten auf ihn gewirkt hat.“

Das Univerſitätsleben in Kiel, wohin Storm 1837 zog, behagte dem feinbeſaiteten Jüngling nicht: der Unterſchied zwiſchen der durchgeiſtigten Atmoſphäre in Lübeck und dem, wenn auch innerlich geſunden, ſo doch oft roh erſcheinenden und öfters noch am Aeußerlichen haftenden Studententreiben trat allzu grell hervor, und der kneipende, paukende Student konnte Storm nicht recht zuſagen, obgleich er in kleinem Kreiſe froh und übermüthig zu ſein verſtand. Dem Studium der Jurisprudenz widmete er ſich nach ſeines Vaters Wunſch und auch gern, wenngleich er offen geſtand, daß er dem „räthſelvollen Capitel der Correalobligationen“ keinen ſonderlichen Geſchmack abgewinnen könne. Oſtern 1838 vertauſchte der Student Kiel mit Berlin, von wo er, ohne gerade großen Gewinn mitzubringen, nach drei Semeſtern nach Kiel zurückkehrte. Und nun fand er — ſchon dem Examen nahe — das, was er ſo ſchmerzlich vermißt hatte, einige gleichgeſinnte Freunde, unter denen in erſter Linie die beiden Gebrüder Theodor und Tycho Mommſen zu nennen ſind. Beide waren, obgleich etwas jünger an Jahren als Storm, doch gereifter und entwickelter, beide ſtammten gleich unſerem Dichter aus Friesland. Poetiſche Liebhabereien brachten ſie zuſammen, und bald ſchienen ſie unzertrennbar. Als Denkmal ihrer Freundſchaft ſandten ſie 1843 das „Liederbuch dreier Freunde“ in die Welt. Von Theodor Storm rühren darin etwa 40 Gedichte her: Eichendorff, Heine und Mörike, deſſen lyriſche Weiſen tief auf ihn wirkten, ſind die Meiſter ſeiner Poeſie.

Mit dem Erſcheinen des Liederbuches nahm die Univerſitätszeit ein Ende; nach beſtandenem Examen ließ ſich Storm in ſeiner Vaterſtadt Huſum als Advocat nieder. Dieſer Beruf, obgleich er ihm genug Arbeit gab, bereitete ihm manche Leiden Doch was wollten die kleinen Widerwärtigkeiten des Berufs gegenüber dem reichen Glück, das ihm hier in ſeiner neugegründeten Häuslichkeit erwuchs. Sein „Mühmchen“, Conſtanze Esmarch, aus dem kleinen holſteiniſchen Städtchen Segeberg, aus deſſen altem Kloſter in grauer Vorzeit Livlands Apoſtel zur Düna gezogen, führte er im Herbſt 1847 als Lebensgefährtin in ſein Haus, eine Frau ſeltener Art, eine von jenen erleſenen weiblichen Naturen, die, an Leib und Seele in idealem Stil geformt, auch in der Berührung mit der Plage und Sorge des Alltagslebens ſich jenes Gepräge rein und unverwiſcht durchs Leben zu retten wiſſen. „Noch in ihren dreißiger Jahren, als Mutter von ſechs Kindern, war in ihrer Erſcheinung, der hohen, reinen Stirn, den großen, grauen Augen, dem feinen Munde, der hohen vollen Geſtalt und dem herrlichen

Klang ihres Alt in Sprache und Geſang jener Zauber der anſcheinend unverlierbaren Jugend geblieben, der freien und wahrhaft adeligen Schöne, über welchen die körperlichen Spuren der Jahre und deſſen, was dieſe in Leid und Mühſal gebracht haben mochten, keine ſtörende Macht üben konnten.“ „Sie war ſchön,“ ſagte einmal der Dichter ſelbſt; „wenn ſie ins Zimmer trat, war mir immer, als ob es heller würde.“ So wurde unſerem Dichter das Glück der Liebe in vollſtem Maaße zu Theil.

Bezeichnend für den frohen Lebensmuth der damaligen Jahre iſt das herrliche Octoberlied, mit das Schönſte ſeiner Art:

Der Nebel ſteigt, es fällt das Laub —
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag vergolden, ja vergolden!
Und wimmert auch einmal das Herz —
Stoß an und laß es klingen!
Wir wiſſen's doch, ein rechtes Herz iſt gar nicht umzubringen!
Wohl iſt es Herbſt, doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen,
Der Frühling kommt, der Himmel lacht, es ſteht die Welt in Veilchen.
Die blauen Tage brechen an,
Und ehe ſie verfließen,
Wir wollen ſie, mein wack'rer Freund, genießen, ja genießen!

In die Zeit ſeines jungen Eheglücks weiſt auch ein kleines Gedicht von wunderbarer Feinheit und Prägnanz:

Klingt im Wind ein Wiegenlied, Sonne warm herniederſieht,
Seine Aehren ſenkt das Korn, Rothe Beere ſchwillt am Dorn,
Schwer von Segen iſt die Flur — Junge Frau, was ſinnſt du nur?

Es waren ſchöne Tage, die dahingingen, Tage, in denen neben dem häuslichen Glück und der Muſik, von der Storm einmal ſagt, „ſie löſe alles Erdenleid in Wohllaut“, die literäriſche Beſchäftigung und die Dichtung ihr Recht behielten. Neben der Leitung des huſumer Geſangvereins füllten ſeine Mußeſtunden die mit Mommſen gemeinſam unternommenen Sammlungen der Sagen und Märchen Schleswig-Holſteins aus. Unter den Dichtungen jener erſten huſumer Zeit ſteht aber auch ſo manche, welche im ſeltſamen Gegenſatz zu dem ihn umgebenden Glück die Vergänglichkeit ins Auge faßt, nicht etwa bitter und verzagt, ſondern in wehmüthiger Reſignation. Hier in Huſum entſtand auch die oben bereits erwähnte Novelle „Immenſee“, welche ſeinen Ruhm begründet hat und, in 30 Auflagen verbreitet, als das Muſter der Erinnerungsnovelle, der Reſignationsgeſchichte hinzuſtellen iſt. Wer das Büchlein geleſen und in jungen Jahren mehr denn einmal geleſen, hat ſich dem Zauber nicht entziehen können, der über dem Jugendleben Eliſabeths

und Reinhards liegt; wer kann jene duftigen Lieder vergeſſen, die hineingeſtreut ſind, wie „Hier an der Bergeshalde verſtummet ganz der Wind“, oder jenes tieftraurige: „Meine Mutter hat's gewollt, den Andern ich nehmen ſollt'!“ Mag vieles überſchwänglich ſcheinen, es geht ein wunderbar ergreifender Zug durch die Träumereien des altgewordenen Reinhard. Noch als Greis bekannte Storm:

Aus dieſen Blättern ſteigt der Duft des Veilchen,
Das dort zu Haus auf unſern Haiden ſtand
Jahr aus, Jahr ein, von welchem Keiner wußte,
Und das ich ſpäter nirgend wiederfand.

Reichere Klänge hat Storm ſpäter gefunden, lebensvollere Geſtalten geſchaffen, tiefer in ſeeliſche Zuſtände und Entwickelungen uns blicken laſſen, aber der Zauber der Sprache, der vibrirende Ton der Innigkeit iſt unerreicht geblieben: Immenſee iſt ein Gedicht in Proſa.

Während alſo in harmoniſcher Thätigkeit die Tage ſich abſpannen, zogen ſich ſchwere Wolken am Horizont zuſammen, bereiteten ſich Dinge vor, die mit der Heimath auch Storm perſönlich aufs Härteſte treffen mußten: der Kampf der Elbherzogthümer gegen die däniſchen Prätenſionen; Schleswig-Holſtein war urſprünglich das loyalſte Land, das erſt durch eine ganze Kette drückender Maßnahmen in die Oppoſition gedrängt wurde. Bereits 1830 hatte der Landvogt von Sylt, Uwe Jens Lornſen, eine kleine Schrift über die Verfaſſung der Herzogthümer erſcheinen laſſen, die aber den Boden noch nicht vorbereitet fand. Lornſen ſah ſich allein dem Zorn König Friedrichs VI preisgegeben und fand, ein Märtyrer der verfochtenen Sache, unvermögend, die Verbannung aus der geliebten Heimath zu tragen, am 13. Februar 1838 ſeinen Tod in den Fluthen des Genfer Sees. Ein Jahr darauf ſtarb Friedrich VI., ihm folgte ſein Vetter Chriſtian VIII. und da deſſen Sohn, der ſpätere Friedrich VII, kinderlos war, ſo ſtand das Erlöſchen des däniſchen Mannesſtammes aus dem oldenburgſchen Hauſe bevor. Damit war denn auch das Aufhören der alten Union zwiſchen Dänemark und Schleswig-Holſtein rechtlich nothwendig, da in Dänemark die weiblichen Verwandten des letzten Königs, in den Herzogthümern das Haus Auguſtenburg erbberechtigt war Letzteres anzuerkennen, war man in Kopenhagen keineswegs gewillt, und glaubte man hier kein beſſeres Bindemittel zu finden, als eine brutale Daniſirung. Auf die dringenden Vorſtellungen der ſchleswig-holſteiniſchen Stände erklärte der König, er ſei gewillt, Holſtein eine neue Verfaſſung zu geben, Schleswig jedoch müſſe mit Dänemark incorporirt werden. Eine ungeheure Bewegung durchzuckte nun das Land; „unter einer Krone Dach“ wollte die Doppeleiche ſich auch fernerhin

entfalten, und allerorts im „meerumſchlungenen" Schleswig-Holſtein klang es wie eine Loſung: „Op ewig ungedeelt!" Doch in Kopenhagen verſtand man die Zeichen der Zeit nicht zu deuten: am 8. Juli 1846 ſandte Chriſtian VIII. ſeinen „berüchtigten offenen Brief" in die Welt, in welchem die Elbherzogthümer als integrirender Beſtandtheil der däniſchen Monarchie proclamirt wurden. Jetzt aber erwachte auch in Deutſchland die begeiſterte Theilnahme für die bedrohten Genoſſen, und Emanuel Geibels Proteſtlied: „Wir alle ſind hier, alt und jung ꝛc." flog durch alle Gaue.

Das „Hie deutſches Land, trotz Spruch und Brief" wurde zur allgemeinen Loſung. Inmitten der ſich ſteigernden Erregung ſtarb Chriſtian VIII. Sein wenig befähigter, gutmüthiger Nachfolger, Friedrich VII, konnte kaum was anderes, als ſeines Vorgängers Wege weiter gehen. Nun ſchritt man zu Thaten: unter dem Eindruck der franzöſiſchen Februarrevolution conſtituirte ſich in der Nacht vom 23./24. März 1848 in Kiel die „proviſoriſche Regierung", nahm durch einen Handſtreich Rendsburg, und bald ſtand das ganze Land in Waffen. In Deutſchland jubelte Alles den Muthigen zu, ſelbſt der deutſche Bundestag, jämmerlichen Andenkens, erklärte den Kampf für einen legitimen und beauftragte Preußen mit dem Bundesſchutz. Aber auf den kurzen Frühling folgte böſes Wetter: diplomatiſche Einſprachen lähmten die preußiſch-deutſche Kriegsführung, der Waffenſtillſtand von Malmö ſetzte den Operationen ein Ziel, und am 2. Juli 1850 erfolgte dann jener bekannte Friede, der die Herzogthümer den Dänen preisgab. Schleswig-Holſtein war auf ſeine eigene Kraft angewieſen und entſchloß ſich, den Kampf allein fortzuſetzen. Aber es kam anders: der neue Oberbefehlshaber, der frühere preußiſche Generallieutenant v. Willisen, wurde, ohne es zu wollen, des Landes böſer Engel. Inconſequenz und Launenhaftigkeit waren im Hauptquartier zu Hauſe, die Offenſive, die allein Rettung bringen konnte, vermied man ängſtlich. Der 25. Juli brachte die Kataſtrophe, den Tag von Idſtädt, wo Willisen die ſchon gewonnene Schlacht in unbegreiflichem Unverſtand verloren gab, noch wäre die Scharte auszuwetzen geweſen, aber die ſich immer ſteigernde Unfähigkeit und Planloſigkeit verdarb Alles. Der am 12. September auf Miſſunde unternommene Angriff ſchlug fehl, der Sturm auf Friedrichsſtadt glich faſt einem Verbrechen, in den Sümpfen und Gräben der Feſtung ertranken die Leute beim nächtlichen Sturm zu Hunderten. Ein Zug der Muthloſigkeit und Apathie ging jetzt durch Alle, man verlor den Glauben an des Landes Zukunft. Bald erſchienen öſterreichiſche und preußiſche Commiſſarien, forderten im Namen des Bundes ſofortige Entwaffnung, Rückzug der Trümmer der Armee hinter die Elbe, im Weigerungsfall drohten ſie mit Execution des Bundes! Damit war das Schickſal der Geſchlagenen zunächſt beſiegelt: ſtumm ergab man ſich in ſein Geſchick und ſah ſchweigend zu, wie

die Incorporirung Schleswigs betrieben wurde. Es waren das Tage, wo der Schleswig-Holsteiner nicht an sein Land denken konnte, „ohne daß ihm das Haar grau wurde", Tage, von denen Geibel klagt:

Das treibt das Blut mir heiß ins Angesicht,
Daß, wo ich schweifen mag im fremden Lande,
Ich hören muß des deutschen Namens Schande,
Und darf nicht sagen, daß man Lüge spricht,
Ob mir vor Scham und Gram darob das Herz zerbricht.
Ach, da's um Treu und Muth bei uns geschah'n,
Da neigt' ihr Haupt und starb die deutsche Ehre —
Fragt nach bei Schleswig zwischen Meer und Meere!
Da liegt sie eingescharrt, die Winde geh'n
Mit Pfeifen drüber hin! Wann wird sie auferstehn?"

Und Theodor Storm? Wie hat er das Leid seiner Heimath getragen?

Eine Reihe von Liedern, die zu dem Schönsten gehören, was an vaterländischer Poesie hervorgebracht, giebt uns Kunde von seinem Schmerz, sein Leben aber zeigt uns, daß er nicht nur zu dichten, sondern auch zu leiden wußte. Storm theilte anfänglich die hoffnungsfreudige Stimmung seiner Landsleute. Während der Ostern, da der Frühling übers Land zog, die Lerchen jauchzten, stand er am Gestade des Meeres:

Der Fluth entsteigt der frische Meeresduft;
Vom Himmel strömt die gold'ne Sonnenfülle,
Der Frühlingswind geht klingend durch die Luft
Und sprengt im Flug des Schlummers letzte Hülle.
O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
Entfalte dich, du gottgebor'nes Licht,
Und wanke nicht, du feste Heimatherde!

Oft weilte er auch in Novembernächten, wenn das Meer aufgohr zu gischtbestäubten Hügeln, am Ufer und sah mit Jubel, wie die Wellen sich machtlos an den hohen Deichen brachen, und wie eine Verheißung für seine Heimath klang es ihm aus dem Tosen entgegen.

Das schwere Jahr 1850 brachte die Patrioten, auch den Dichter, um alle Hoffnungen. Als die Idstädter Schlacht geschlagen, war er tief erschüttert; als die Braven gegen Friedrichstadt zogen und der dumpfe Kanonendonner bis ins stille Husum schallte, wand man im Städtchen Kränze, um sie den Siegern um Helm und Wehr zu winden. Doch schauerlich rasselten die Wagen mit den stöhnenden Verwundeten in dunkler Nacht durch die Straßen — statt Siegeskränze galt es die Gräber der Gefallenen zu

ſchmücken, denen das ewige Meer das ewige Schlummerlied ſang. Ihnen, den Treuen und Tapferen, dichtete Storm ein tiefempfundenes „Gräber an der Küſte“. Doch von den Todten wendet der Dichter ſeine Hoffnung zu den Lebenden. Er weiß es, es wird und muß anders werden; wenn auch der Raſen ihn decken mag, die Kinder wenigſtens werden den Tag der Auferſtehung ihrer Heimath erleben, aus ſeiner Söhne Augen Grund ſah er der Heimath, der geliebten, Zukunft hoffnungsreich emportauchen. Als die Dänen am 1. Jan. 1851 auf dem Kirchhof zu Huſum ein Monument errichteten, das den bei der Vertheidigung Friedrichſtadts gefallenen Dänen geweiht war, ſchrieb der Dichter:

Sie halten Siegesfeſt, ſie zieh'n die Stadt entlang,
Sie meinen Schleswig-Holſtein zu begraben.
Brich nicht, mein Herz! noch ſollſt du Freude haben;
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir ſelber leben, Gott ſei Dank!

So verlor er ſich nicht in ödem Peſſimismus, wenngleich der Zeiten „trauerſchwarze Schwingen“ drückend genug laſteten, ſie auch darin traurig waren, daß ſie der Halben, Muthloſen, ja der offenen Verräther — wie immer — ſo manchen zeitigten.

Ich hab' es mir zum Troſt erſonnen
In dieſer Zeit der ſchweren Noth,
In dieſer Blüthezeit der Schufte,
In dieſer Zeit von Salz und Brod:
Ich zage nicht, es muß ſich wenden,
Und heiter wird die Welt erſteh'n,
Es kann der echte Keim des Lebens
Nicht ohne Frucht verloren geh'n.

Er weiß es, „durch den ganzen Himmel“ wird das reinigende Frühlingsgewitter rollen,

Dann wird es wirklich Frühling werden,
Und hoher, heller, gold'ner Tag.
Heil allen Menſchen, die es hören,
Und Heil dem Dichter, der dann lebt
Und aus dem off'nen Schacht des Lebens
Den Edelſtein der Dichtung hebt.

In dieſem Sinne entſtand im Herbſt 1850 auch das ſchöne Gedicht: „Und ſchauen auch von Thurm und Thore“. Doch auch das feſte Glück ſeines Hauſes, in welchem er an der Seite von Frau Conſtanze Rath und Stärke gefunden, begann zu wanken. Wie oft hatten ihm ſeine Kinder den Kummer von der Stirn geſcheucht.

Die Schatten, die mein Auge trübten,
Die letzten, scheucht der Kindermund.
Ich seh' der Heimath, der geliebten,
Zukunft in dieser Augen Grund.

Wie oft hatte er seiner Lebensgefährtin zugerufen:

So komme, was da kommen mag!
So lang' du lebest, ist es Tag.
Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus,
Ich sehe drin liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht!

Und doch mußte jetzt von der Heimath geschieden werden, in der nur noch für die Fremden und deren Knechte eine Stätte war — es galt hinauszuziehen ins weite Mutterland. Beim dänischen Thronwechsel war ihm bei seiner ausgesprochen deutschen Gesinnung die erforderliche Bestätigung seiner Advocatur verweigert worden; er stand vor der Wahl, sich fügen oder auszuwandern. Nicht einen Augenblick zögerte er, zu thun, was die Ehre gebot. Weihnachten 1852 reiste er selbst nach Berlin, um seine Anstellung in preußischen Diensten zu betreiben; bei einem zweiten Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt wurde ihm der Posten eines Assessors am potsdamer Kreisgericht zu Theil. Nun mußte von dem geliebten Boden geschieden werden, bis ein anderer, besserer Tag dieser Zeit Beschwerden gesühnt. Noch einen letzten Blick wirft er auf die mit Unkraut überwucherten Gräber der Tapferen, noch einmal schaut er ins weite Land hinaus, noch einmal hört er des Meeres Rauschen, den Schrei der Möven, und während der Wagen vor der Thür hält, schreibt er seinen Kindern den „Abschied", in dem verhaltener tiefer Schmerz zu herrlichem Ausdruck kommt. „Kein Mann gedeihet ohne Vaterland", darin klingt das herrliche Lied aus. Schöner, ergreifender und männlicher ist wohl selten gesungen worden!

Elf lange Jahre hat Storm mit den Seinigen das bittere Brod der Fremde gegessen. Schwer ist es ihm, dem Friesen, angekommen, die Heimath zu missen, und der Verkehr mit manchem geistvollen, liebenswürdigen und edlen Mann vermochte nicht ihm das Verlorene zu ersetzen. Besonders Potsdam mit seinem militärischen Charakter, mit seinem von Menschenhand geschaffenen Park erweckte in ihm das Verlangen nach der schlichten Natur daheim, dem Anblick „eines ehrlichen Kartoffelfeldes, das mit Menschenleben und Geschick in unmittelbarem Zusammenhang stände". Auch in den Kreis seiner Thätigkeit galt es erst sich einzuleben; auch er hat das Wort erfahren, das er den Amtsrichter in „Unter dem Tannenbaum" schreiben läßt: „Das ist die Noth der Fremde, daß man den Boden, worauf man steht, sich in

jeder Stunde neu erſchaffen muß." Trotz manch ſchönem Zuſammenſein mit Paul Heyſe, Theodor Fontane, Franz Kugler, dem Maler Adolf Menzel freute er ſich doch, als ihn die Regierung 1856 als Kreisrichter nach Heiligenſtadt im Eichsfelde verſetzte, wo er in dem von Waldbergen umſäumten Städtchen, fern vom Getriebe der Großſtadt, im Kreiſe guter Menſchen behaglichere Tage dahinlebte. So manche ſchöne Novelle: „Auf dem Staatshof", „Späte Roſen", das erſchütternde Schickſal Leonore Beauregards in „Auf der Univerſität" entſtand hier in Heiligenſtadt. Immer aber blieb dem Dichter die Stätte ſeiner Jugend vor Augen, wohin zurückzukehren er noch immer feſt hoffte. In „Unter dem Tannenbaum" ſchildert er uns ſich ſelbſt. „Er war aufgeſtanden und hatte einen Fenſterflügel aufgeſtoßen. Weithin dehnte ſich das Schneefeld, der Wind ſauſte. Er legte den Arm feſt um ſeine Frau, die ihm ſchweigend gefolgt war; ſeine lichtblauen Augen lugten ſcharf in die Nacht hinaus. „Dort, ſprach er leiſe, ich will den Namen nicht nennen, er wird nicht gern gehört in deutſchen Landen; wir wollen ihn ſtill in unſerem Herzen ſprechen, wie die Juden das Wort für den Allerheiligſten." Und er ergriff die Hand ſeines Kindes und preßte ſie ſo feſt, daß der Junge die Zähne zuſammenbiß." Und leidenſchaftlich erregt dichtete Storm eben damals:

Nun horch' ich ſchlaflos oft in tiefer Nacht,
Ob nicht der Wind zur Rückkehr möge wehen,
Wer in der Heimath erſt ſein Haus gebaut,
Der ſollte nicht mehr in die Fremde gehen.
Nach drüben iſt ſein Auge ſtets gewandt.
Doch Eines blieb — wir gehen Hand in Hand!

Endlich ſchlug auch ihm die Stunde der Heimkehr, der Freiheit. Am 15. November 1863 ſtarb Friedrich VII., der letzte däniſche König, der auch in Schleswig-Holſtein Erbrechte gehabt, und frohlockend ruft der Dichter aus.

Die Schmach iſt aus! Der ehr'ne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet ſind die Zeiten.
Des Dänenkönigs Todtenglocke gellt,
Mir klinget es wie Oſterglockenläuten!

Es braucht hier nicht erzählt zu werden, wie Alles gekommen, wie Preußen und Oeſterreich bei Düppel und Alſen die Nordmark, lange verloren, dem Reich zurückgewannen. 1864 kehrte Storm mit den Seinen nach Huſum heim. Wie hatte er einſt vorahnend den Tag geprieſen, wo das geſchehen würde, und nun, wo Alles ſich gewandt, verſtummte ſein Dichtermund; an dem Tage, da ſeine meerumſchlungene Heimath im Ring des großen Reiches lag, hörte ſeine politiſche Dichtung auf. Er ſelbſt bekannte·

Nun iſt geworden, was du wollteſt.
Warum denn ſchweigeſt du jetzund?
Berichten mag es die Geſchichte,
Doch keines Dichters froher Mund.

Wir ſtehen am Ende. Das Leben Th. Storms fließt ſeit ſeiner Heimkehr in ruhigen Geleiſen dahin. Erſt letzter Landvogt in Huſum, dann ſeit 1874 Oberamtsrichter daſelbſt, quittirte er 1880 den Dienſt und zog nach Hademarſchen, wo er bis zu ſeinem 1889 erfolgten Tode gelebt hat. Ein ſchweres Geſchick entriß ihm ſchon 1865 am 20. Mai ſeine treue Frau Conſtanze, der er Verſe leidenſchaftlich tiefer Liebe nachrief, er, dem eine gütige Vorſehung gegeben hatte, „zu ſagen, was er leide“ Zur Erziehung ſeiner Kinder ſchloß er 1866 mit Dorothee Jenſen, einer Freundin ſeiner Schweſtern, eine neue Ehe, die ihn nie gereut hat. Ganz wandte er ſich der Novellendichtung zu, die er mit ſeltener Meiſterſchaft — vielleicht nur ſein Freund Heyſe ſteht ihm gleich — zu handhaben wußte. Sie zu charakteriſiren, liegt außerhalb dieſer Zeilen.

Storms Heim in Hademarſchen wurde der Mittelpunkt der ganzen Gegend, aber auch aus der Ferne pilgerten Viele zu dem greiſen Mann, der bis zuletzt ein begeiſterter Freund des Lebens blieb. Den Ausſpruch einer alten Frau im St. Jürgenſtift ſeiner Vaterſtadt, die, als der Tod an ſie herangetreten, immer gerufen. „Ik wil noch nich rut ut min lütjet Paradies!“ pflegte er bisweilen anzuführen, wobei er hinzufügte: „So geht's auch mir, ich mag auch noch nicht rut ut min lütjet Paradies!“ Er hat es doch verlaſſen müſſen; 72 Jahre alt, ſchied er in Hademarſchen aus dem Leben, ein treuer Sohn ſeiner Heimath, ein Dichter von tiefem Empfinden und warmem Fühlen — ein ganzer Mann.

E. Sarasin

Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders[1]
(1810—1840)

Im denkwürdigen Jahre 1812 war ich 6 Jahre alt, und ich hörte viel von den Franzoſen in Rußland und deren Zug nach Moskau erzählen, wie früher von der großen franzöſiſchen Revolution und deren Greueln, der Hinrichtung des königlichen Paares, vom großen Napoleon, deſſen Organiſationstalent mein Vater ebenſo ſehr als ſeine ſtrategiſchen Verdienſte bewunderte. Abweichend von meinem abſolutiſtiſch geſinnten Onkel Jakob wußte er auch die anfänglichen Segnungen der franzöſiſchen Revolution anzuerkennen und neigte conſtitutionellen Anſichten zu, ohne ſich mit ſeinen Brüdern und anderen Andersgeſinnten deshalb zu veruneinigen. Die Franzoſen fürchtend, waren verſchiedene Perſonen aus Dorpat geflohen, auf Nachrichten aus Riga, wo der Generalgouverneur Eſſen ſchon die Vorſtädte abbrennen ließ, um die große ſchöne Dünaſtadt gegen die Franzoſen zu ſchützen, deren Nähe er ſchon in einer aufgewirbelten Staubwolke witterte. Als dieſe ſich verzogen und als Urheber derſelben nicht ein feindliches Heer, ſondern eine friedliche Heerde Ochſen zu Tage getreten war, ſoll Eſſen reuevoll über ſeinen voreiligen Befehl, den er in trunkenem Muthe gegeben, mit Beſtürzung an einem in der abgebrannten Vorſtadt allein ſtehen gebliebenen Hauſe die Inſchrift geleſen haben: „Eſſen, Eſſen, warum haſt du mich allein vergeſſen?“ Von den aus Dorpat Geflüchteten ſollen übrigens Manche gerade in Moskau beim großen Brande umgekommen ſein.

[1] ſ. S. 82 im Januarheft 1892.

Mein Vater fürchtete etwaige Einquartierung der Franzoſen nicht, da er ihre Sprache ſprechen konnte, aber ſelbſt unſer deutſcher Adel, der ſich durch den Gebrauch derſelben, ſo mangelhaft er ſie auch oft nur zu handhaben wußte, von dem Bürgerſtande unterſcheiden wollte, wagte während des franzöſiſchen Krieges auf der Straße nicht franzöſiſch zu ſprechen, um nicht vom fanatiſirten Volke inſultirt zu werden. Wir hatten damals auch ſtehendes Heer in Dorpat, und Truppenmaſſen zogen durch die Stadt, vor und nach dem Kriege. Als die Franzoſen nach dem Brande Moskaus aus Rußland abgezogen waren, paſſirten Gefangene, Franzoſen und Spanier, elend und zerlumpt, häufig durch Dorpat und wurden, auf dem Markte lagernd, von mitleidigen Einwohnern mit Almoſen, Lebensmitteln und Bekleidungsſtücken verſorgt. Gefangene oder verwundete franzöſiſche Offiziere boten in den Häuſern für ein paar Kupferkopeken artige Bleifederzeichnungen zum Kauf, die man ihnen gern abnahm, ihr ſchweres Loos bedauernd, das ſie mit edlem Anſtande zu tragen wußten.

Der Winter des Jahres 1812 war ſo kalt, daß Vögel todt aus der Luft fielen. Nach dem Frieden holten ſich auch in unſerem Hauſe wieder, wie ehedem, Nonnen mit ihren Sparbüchſen Almoſen für ihre Klöſter; jetzt erſchien aber auch die Druſhina, die den Krieg im Lande freiwillig mitgemacht, mit einem Metallkreuze auf der Mütze und heiſchte eine milde Gabe. Einmal war darunter auch ein vierſchrötiges großes Weib, das mit Medaillen geſchmückt war.

Die Stadt zählte damals nach officieller Angabe 3000 Einwohner, jetzt über 30,000. Nur die dem Markte näheren Straßen waren gepflaſtert. Die jetzige Marktſtraße[1], die über die ſteinerne Brücke nach dem Stadtgute Jama führt, war zum Theil eine tiefe Grube, die kaum im heißen Sommer austrocknete und in der man im Frühling, wo der Embach austrat, mit Böten fuhr. Im Herbſt war in den meiſten Straßen ein ſolcher Koth, daß man nicht hinübergehen konnte, und gefegt wurde kaum längs den Häuſern. Die meiſt hölzernen Häuſer, einſtöckig und ſtatt des jetzt allgemein gebräuchlichen Oelanſtrichs die düſtere Regenfarbe tragend, hatten häufig vor der breiten Haustreppe, die an den Seiten mit Bänken verſehen war, einige Linden, die ihnen ein gemüthliches Anſehen gaben. Bei ſpäterer Pflaſterung gingen die Bäume allmählich aus. Die letzten Linden vor einem Hauſe in der Nähe der Poſtſtation, die ſich länger erhielten, waren meine beſondere Freude. Das Straßenpflaſter war, außer auf dem Markte, der noch ziemlich rein gehalten wurde, ſo ungleich und holperig, daß der als

[1] Der Verfaſſer verſteht unter dieſer Bezeichnung, wie man ſogleich erkennt, nicht die Straße, welche jetzt officiell Marktſtraße heißt, ſondern den großen Markt mit der daran ſich ſchließenden jetzt ſogen. Rathhausſtraße. D. H.

humoriſtiſcher Dichter bekannte ſog. dicke Peterſen in einem Geburtstagsgedichte an den Apothekerprovisor Ottenſen mit Recht ſagen konnte:

„Heute iſt es um und um
Ein vollſtändiges Decennium,
Seit er mit kurzem Trippeltritt
Das erbärmliche dörptſche Pflaſter tritt;
Das Pflaſter, das er ſelber ſtreicht,
Thut beſſer und heilet und erweicht“ u. ſ. w.

Gottes liebe Sonne trocknete ja wohl auch noch im Sommer leidlich die Straßen, aber die löbliche Stadtpolizei mochte wohl von Hygieine noch nichts ahnen. Das Stadtvermögen wurde lange Jahre unter den früheren Bürgermeiſtern ſo ſchlecht verwaltet, daß z. B. aus der Verleihung der Schänkgerechtigkeit an Bürgerwittwen der dieſelbe verpachtende Rathsherr nur ſo geringe Einnahmen für alle die berechtigten Wittwen zuſammen erzielte, als jede einzelne unter der gerechten Verwaltung des ſpäteren Bürgermeiſters Hellwig jährlich empfing. Es war dies der erſte Candidatus juris unter Dorpats Bürgermeiſtern und ein ſehr energiſcher Mann. Wenn es im Intereſſe der Stadt lag, ſo ſcheute er ſich nicht bis an den Senat zu appelliren, und er iſt es geweſen, der die Ingroſſation auf Dorpats Stadthäuſer beim dörptſchen Rathe gegen den rigaſchen Rath durchſetzte, dem bis dahin allein dieſer Vortheil zukam. Hellwig wußte untüchtige und unzuverläſſige Beamte aus der Stadtverwaltung zu entfernen und war ein noch beſſerer Adminiſtrator als Juriſt. Er hatte gerade kein zuvorkommendes Weſen und ſtieß dadurch Manche von ſich; aber ſeinem Charakter mußte Jedermann alle Ehre widerfahren laſſen.

Eine weit populärere Figur war aber der Polizeimeiſter in meiner Jugendzeit, ein Pole, Geſſinſky mit Namen. Früher Cavallerieobriſtlieutenant im ruſſiſchen Dienſt, ritt er noch bei allen öffentlichen Aufzügen auf ſeinem Rappen, der weithin weiße Schaumflocken warf, gar ſtattlich einher, ſchickte auch ſeine Kaleſche, wenn er ſelbſt nicht kommen konnte oder wollte, bei Privatfeſtlichkeiten, wie Taufen, Hochzeiten oder auch Beerdigungen, zu den Bürgern hin und war auch in der höheren Geſellſchaft willkommen. Man erzählte, daß er ſeinen Namen nur durch eine Schablone unterzeichnen konnte und einſt in einer Geſellſchaft zu drei jungen ſchmucken Mädchen, die ſich eben umfaßt hielten, geſagt habe: „Rechte drei Muſen!“ — Nach einer Taufe trat er, ſtatt die junge Mutter zu beglückwünſchen, auf ein junges Mädchen mit den Worten zu: „Ich habe mir recht gefreut über Ihren dicken fixen Jungen.“ Aber dieſe naive Verwechſelung erregte nur Heiterkeit, ebenſo wie folgende Scene. Als bei einem Marionettentheater in den hinteren Reihen des Publicums, dem die Pauſen zwiſchen den Verwandlungen

zu lang wurden, ein heftiges Klopfen entstand, kehrte ſich Geſſinſky um mit dem ärgerlichen Ausrufe: „Wer war der Schwein?“. — Er wußte ſich gern beliebt und ſoll einmal geäußert haben „Die Studenten nennen den Rector Ewers Studentenvater und mir Studentenmutter.“[1] Als Polizeirichter verfuhr er, der das Publicum ſeit Jahrzehnten kannte, Vornehme und Geringe, Gute und Schlechte nach der Präſumption behandelnd, ziemlich richtig und wußte die Verhandlungen dadurch ſehr abzukürzen. Er blieb Junggeſelle, nachdem eine Bewerbung in jüngeren Jahren mißglückt war, und ſtiftete in ſeinem Teſtament eine nach ihm benannte Armenſchule, vermachte einigen Freunden noch werthvolle Effecten und ordnete zu ſeiner Beerdigungsfeier ein ſolennes Frühſtück an, für welches er eine bedeutende Summe beſtimmte. Zu dieſem Mahle waren die Honoratioren Dorpats geladen, und auch ich nahm als junger Beamter daran Theil. Eine ehrenvolle Rede zum Andenken des ehrwürdigen Greiſes iſt mir noch jetzt in lebhafter Erinnerung.

Meine Eltern ſtanden außer mit ihren nahen Verwandten auch mit der Familie des Apothekers T. und des Landgerichtsſecretärs S. in fleißigem Verkehr. Auch dieſe Familien hatten ihren Wochentag, und meine älteren Schweſtern fanden an den ſchmucken Töchtern dieſer Häuſer Jugendfreundinnen. Einſt wurde zu einer Feſtlichkeit bei T.s deren große Kutſche wegen des regnichten Herbſtwetters nach den Meinigen geſchickt, und ich ſollte mit dahin. In dieſer Ausſicht war ich glückſelig und, mit meinen beſten Kleidern angethan, ſo ungeduldig, daß ich Allen voran, ſobald der Kutſchenſchlag geöffnet wurde, über den Tritt ſtolpernd, zur anderen Seite in den Koth hinaus ſtürzte, der meine Freude ſchnell in ein Angſtgeſchrei verwandelte. Ob ich noch umgekleidet werden konnte oder meine Ungeduld durch Zuhauſebleiben büßen mußte, weiß ich nicht mehr.

Wenn in den uns befreundeten Familien größere Geſellſchaft war, die in die Nacht hinein dauerte, ſo blieb mein Vater gewöhnlich ſo lange leſend zu Hauſe, bis wir jüngeren Kinder ſchlafen gelegt waren. Mir war das immer zu früh; ich ſtellte mich oft nur ſchlafend und ſtand auf, ſobald der Vater fortgegangen, um an dem Kartenſpiel der Dienſtmägde Theil zu nehmen. An ſolchen Abenden pflegten ſich nämlich bei unſeren Mägden auch die unſerer nahe wohnenden Onkel einzufinden, die gleich den unſrigen um Mitternacht ihre Herrſchaft mit Mänteln und Pelzen abzuholen hatten und ſich bis dahin durch Durak und Schweinchenſpiel wach zu erhalten wußten.

[1] Von demſelben wird übrigens auch erzählt, daß er einſtmals, entzückt über die Leiſtungen einer Sängerin, ausgerufen haben ſoll „Sie ſingt wie ein König!“ — Ebenſo wird von ihm die verblüffende Frage beim Tode der Mutter des damals regierenden Kaiſers erzählt „Wer wird wohl jetzt Kaiſerin-Mutter werden?“ D. H.

Mich wollten ſie anfänglich nicht als Theilnehmer an dieſen Spielchen annehmen, thaten es aber ſchließlich doch, und ich habe eine dankbare Erinnerung daran bewahrt.

Einſtmals aber, als ich im Eifer des Spiels einer Fenſtergardine mit dem Lichte zu nahe kam, faßte dieſelbe Feuer und unſer hölzernes Haus, deſſen innere Wände nur mit Nägeln angeheftete Tapeten hatten, wäre unfehlbar aufgebrannt, wenn nicht unſer entſchloſſenes ruſſiſches Mädchen Mariuſchka das Fenſterbrett, an dem die Gardine befeſtigt war, herabgeriſſen und die brennenden Fetzen ausgetreten hätte. Dieſes gute Mädchen ward während meines ſpäteren Aufenthalts auf dem Lande an einen wackeren ruſſiſchen Fiſcherbauern vom Peipusſee verheirathet, und ich bedauerte ſehr, ihr nicht noch einmal für jenen Liebesdienſt, der unſer Elternhaus rettete, danken zu können.

So einfach das Mobiliar in unſerem Hauſe war, ſo entbehrte es doch im Inneren nicht des Schmuckes. An den Wänden hingen alte werthvolle Kupferſtiche und fand ſich eine Bücherſammlung meiſt älterer allgemeinwiſſenſchaftlicher und philoſophiſcher Werke, das Legat eines hochgebildeten deutſchen Kunſtfreundes. Das Portrait ſeines einzigen Sohnes in einer Bleiſtiftzeichnung, das über der Thür eines Nebenzimmers bei uns hing, war mir immer ſchauerlich, ſeit ich gehört, daß man den ſchüchternen Knaben, um ihn furchtlos zu machen, bei Nacht allein in einen dunklen Keller geſperrt hatte; als er am anderen Morgen herauskam, war er epileptiſch geworden und ſtarb noch jung an den Folgen dieſes Uebels.

Dieſe Kupferſtiche, theils Genrebilder, theils Landſchaften, waren von Kindheit an unſere Freude, und eine von den Landſchaften kann ich noch jetzt nicht ohne Lachen anſehen, wo unter Hirten und Vieh ein junger Bauerburſche grinſend zuſieht, wie ein vollbuſiges Bauermädchen von einem mit Holz beladenen Eſel ſo unglücklich oder glücklich umgeworfen wird, daß ſie ihre nackten Beine emporſtreckt.

Auch lebensgroße Gypsbüſten von Kaiſer Alexander I. und ſeiner ſanften Gemahlin Eliſabeth ſtanden bei uns, wie in anderen Häuſern, auf Conſolen. Der Enthuſiasmus für dieſes Kaiſerpaar war erſtaunlich, aber nicht unwahr: ich ſah bei bloßer Nennung der Namen Alexander oder Eliſabeth Damen ihre Taſchentücher hervorziehen und ihre Rührung in dieſelben hineinſchnupfen. Der Nimbus des Kaiſers Alexander ſtieg noch bedeutend, als er aus dem ruſſiſch-franzöſiſchen Kriege ſieggekrönt zurückkehrte, und ſeine damaligen liberalen Anſichten veranlaßten meinen Vater zu der Bemerkung, daß Alexander den edelſten deutſchen Thron hätte zieren müſſen.

Unbekannt mit den Verhältniſſen im inneren Rußland, hatte mein Vater doch eine große Verehrung für alles Ruſſiſche und pries die Toleranz

der ruſſiſchen Kirche, die wegen dogmatiſcher Verſchiedenheit Niemand verfolgte. Als Kreisſchulinſpector bemühte er ſich auch eifrig, die Kenntniß der ruſſiſchen Sprache unter den Schülern zu fördern. Ich lernte ruſſiſch leſen und ſchreiben, ſchon bevor ich in die Schule kam, von meinem Onkel Jacob. Dazu war ich gern bereit, konnte es meinem guten Onkel aber doch nicht recht machen, da ich mir die Freiheit nahm, zwiſchen Nationalruſſen und ruſſiſchen Unterthanen deutſcher Nationalität zu unterſcheiden, wobei ich mich auf die Definition des Begriffs „Vaterland“ ſtützte, die mit Karamſins Worten in Tappes ruſſiſchem Schulbuch gegeben war. Wider meinen eigenen Willen kränkte ich dadurch meinen guten Onkel, der mich mit Thränen in den Augen als einen vaterlandsloſen Menſchen bedauerte.

Seit ich Gedichte von Schiller und Goethe las, fühlte ich mich ſo ſehr als Deutſchen, daß ich nicht begreifen konnte, wie mein Vater im Stande war, ſo kosmopolitiſch zu denken; erſt ſpäter ging mir ein Verſtändniß dafür auf.

Der Kaiſer Alexander I iſt auch einmal in Dorpat geweſen, aber vor meiner Zeit; und der dorpater Profeſſor Parrot der Aeltere, dem der Kaiſer ſehr gewogen war, hatte auch noch ſpäter in Petersburg freien Zutritt zu ihm[1]. Für den Empfang von Alexanders I Gemahlin, die nach dem ruſſiſch franzöſiſchen Kriege Dorpat beſuchte, war hier eine wenig maleriſche Ehrenpforte errichtet worden, die ich noch geſehen habe. Der damalige Bürgermeiſter ſoll der Kaiſerin ein Abbild dieſer Pforte knieend überreicht haben – wie muß ſich das lächerlich gemacht haben! Die Kaiſerin Eliſabeth hatte ſich damals auch die jungen Grafen Wittgenſtein, Söhne des Feldmarſchalls, ſowie deren Mentor, den als Zeichenlehrer der Univerſität ſehr geſchätzten Kupferſtecher und Portraitmaler Senff, vorſtellen laſſen und ſich mit dieſem gebildeten Künſtler, einem Ausländer, längere Zeit unterhalten. Am anderen Tage fuhren mehrere Adelige in eleganten Equipagen bei ihm vor, die ihm auf ſeine Frage nach ihrem Begehr geantwortet, ſie hätten es für ihre Pflicht gehalten, ihm ihre Viſite zu machen, da die Kaiſerin ſich mit ihm Tags zuvor huldreich unterhalten. Wer ſich bei ihm malen laſſen wollte, den ließ Prof. Senff lange, oft jahrelang warten, bis er denſelben eine intereſſante Phyſiognomie abgenommen. Seinen Portraits kann man auch nur den Vorwurf machen, daß ſie lauter denkende Menſchen darſtellen. Die Senffſchen Portraits von Wittgenſtein, Kutuſow und Barclay, den drei Feldmarſchällen, groß und klein auf Doſen, waren ſehr verbreitet und von wunderbarer Aehnlichkeit.

[1] Ich erinnere mich, von alten Leuten gehört zu haben, daß der leutſelige Kaiſer bei ſeinem Beſuch in Dorpat Arm in Arm mit Parrot auf dem Dom umherſpaziert ſein ſoll. T. H.

Früher war auch die Kaiserin Katharina II in Dorpat gewesen. Sie soll sich damals mit einem wohlgeachteten Bürger, Bäckermeister Schönrock, leutselig unterhalten haben, einem Manne, den ich noch mit Perrücke und Haarbeutel gravitätisch umherschreitend erblickt habe. Es wurde mir erzählt, daß er die Hand der Kaiserin, die sie ihm zum Kusse gereicht, aus Unkunde der ihm widerfahrenen Ehre nur ehrerbietig gedrückt habe und, durch einen Fußtritt eines Höflings aus ihrer Umgebung auf seinen Verstoß aufmerksam gemacht, dieselbe nochmals herzlich geschüttelt habe. Die gnädige Kaiserin aber habe die Lacher durch einen strafenden Blick in die Schranken gewiesen.

Dieser Kaiserin Katharina II verdankt Dorpat auch die stattliche steinerne Embachbrücke, die sie nach dem großen Brande, der die Stadt bis auf zwei unansehnliche Häuser einäscherte, erbauen ließ, um den Armen einigen Verdienst zu verschaffen. Die ganze Kläglichkeit der damaligen Zeit geht aus einem Ereigniß hervor, das mir ein Augenzeuge nach langen Jahren einmal erzählt hat. Der seiner Zeit allmächtige Günstling, Feldmarschall Fürst Potemkin, der Taurier, war auf einer Reise ins Ausland in Dorpat zu kurzer Rast auf dem Markte im später Scharteschen Hause abgestiegen, wohin er an dem petersburger Schlagbaum (der sog. Rogatka) vorübergesaust war, ohne daselbst einen Rapport des für ihn aufgestellten Schwarzenhäupter-Corps entgegenzunehmen. Auf den mageren Kleppern Dorpats nachgehumpelt hatte sich dieses ehrwürdige Corps wieder auf dem Markte zurechtgestellt und dem hohen Herrn ein dreimaliges Hoch zugeschrien, während der Commandeur desselben den beim Schlagbaum nicht entgegengenommenen Rapport nunmehr zu übergeben hoffte. Potemkin, der die Bedeutung dieser eigenthümlichen Bürgerwehr von ledigen Kaufcommis nicht begreifen mochte, wies die Huldigung ärgerlich ab und schrie aus dem geöffneten Fenster heraus: вонъ! вонъ! (d. i. fort! fort!), worauf sich der Markt in wenigen Minuten leerte, da die Menschenmenge von panischem Schrecken ergriffen auseinanderstob.

Würdiger benahm sich ein livländischer Kreisdeputirter gegenüber dem Kaiser Paul, als er diesem, der auf einer Reise ins Ausland begriffen war, entgegen reiste und ihm den ehrerbietigen Dank der livländischen Ritterschaft für die Aufhebung der von seiner erhabenen Mutter Katharina II eingeführten sog. Statthalterschaftsverfassung nochmals darbrachte. Der Kaiser antwortete ihm ernst: „Ich habe es gut mit den Ostseeprovinzen gemeint, aber selbst von Männern aus Ihrer Mitte nur Undank geerntet; mir fallen nur eben ihre Namen nicht ein." „Mögen Ew. Majestät," erwiderte unerschrocken der Kreisdeputirte, „die Namen dieser Undankbaren für immer vergessen haben!"

Während der Regierungszeit des Kaisers Nikolai war auch einmal

wieder von Potemkin die Rede, als dieſer Kaiſer einen hochbetagten Greis und tapferen Offizier, der ſich in manchen Schlachten ausgezeichnet, aus der Verbannung nach Sibirien befreite; er war unter einem beliebigen Vorwand von dem allmächtigen Potemkin dorthin verſchickt worden, weil er dieſen bei einer Dame ausgeſtochen hatte. Inzwiſchen ſchon längſt vergeſſen, befreite ihn der Kaiſer Nikolai. Der brave Offizier hielt es für ſeine heiligſte Pflicht, ſeinem großmüthigen Befreier perſönlich ſeinen Dank in der Reſidenz zu Füßen zu legen. Er wurde auf ſeinem ganzen Wege von Sibirien durch Rußland gaſtlich aufgenommen, und man ſah ihn ſpäter in den Straßen der Hauptſtadt in dem Offizierskoſtüm ſeines ehemaligen Regiments, das ihm der Kaiſer ſelbſt hatte machen laſſen, umherfahren. Aller Verwandten in der langen Zeit ſeiner Verbannung durch den Tod beraubt, erhielt er von mehreren Großfürſten und anderen Perſonen Geſchenke. Von einer regelmäßigen Unterſtützung war auffallenderweiſe in den Zeitungen damals nichts zu leſen.

Mein Onkel Jacob hing ſehr an einem großen Bruſtbilde der Kaiſerin Katharina, im Profil in Oel gemalt, das ich ſpäter nebſt dem trefflichen Sauffſchen Kupferſtich des Feldmarſchalls Wittgenſtein meinem lieben Schwager Stenbock in Kolk zum Geſchenk gemacht habe. Dieſer gute Onkel, der im Alter nur ſehr dünnes Haar hatte und dasſelbe bei Nacht in Papilloten unter der Nachtmütze zu tragen pflegte, erzählte mir einmal, daß er an einem Morgen, die Nachtmütze abnehmend, zwei todte Mäuſe aus derſelben geſchüttelt habe, die er, im Schlafe ein paar Mal durch ein Krabbeln auf dem Kopfe halb erwacht und dahin greifend, erdrückt haben mußte. Da er am Tage immer ſehr ſtramm und faſt ceremoniell als Militär einherzugehen liebte, war nun ſein Anblick am frühen Morgen in Schlafrock, Nachtmütze, Unterhoſen und Pantoffeln gar auffallend und keineswegs erfreulich. Von dieſem Onkel lernte ich auch paſſabel ruſſiſch leſen und abſchreiben und wurde, wenn ich Vormittags zu dieſem Zwecke hinging, mit einem Butterbrod erfreut.

Auch franzöſiſche Privatſtunden erhielt ich früh von einem alten heiteren Manne, Herrn Pourpiers, der mit ſeiner alten Frau, einer Straßburgerin, und einer unverheirathet gebliebenen Tochter ſein eigenes kleines hölzernes Haus, ſchräg gegenüber der jetzigen Kreisſchule, bewohnte. Als eifriger Royaliſt in der böſen Conventszeit geflüchtet, wußte er viel aus jener Zeit zu erzählen und zeigte mir einmal einen einfachen runden hölzernen Stockknopf, deſſen Reifen, aufmerkſam betrachtet, das bekannte Profilbild Ludwig XVI. erkennen ließen, das den Royaliſten als Erkennungszeichen unter einander diente. Der alte, immer ſcherzhafte und liebenswürdige Mann war durch Gicht ganz an ſeinen Lehnſtuhl gefeſſelt und von Schmerzen ſo ſehr geplagt,

daß ihn die hoch aufgeſchwollenen Finger manchmal hinderten, unſere Exercices zu corrigiren.

Gelernt hatte ich bis zum 10. Jahre, alſo in vollen drei Jahren, zu Hauſe wohl ſo gut wie nichts, weder etwas vom Katechismus, noch von bibliſcher oder allgemeiner Geſchichte; von der Geographie nur ſo viel, als man Jemandem in der erſten halben Unterrichtsſtunde beibringen kann. Das Einmaleins verſtand ich mechaniſch und konnte die vier Species mit unbenannten Zahlen auf der Tafel rechnen, war im Kopfrechnen ganz ungeübt und hatte nur Fertigkeit im Abſchreiben des Deutſchen, wodurch ich früh ein Augengedächtniß für Orthographie erwarb. Auf dieſe geringen Kenntniſſe hin, deren Prüfung mir die zu dieſem Zweck bei uns verſammelten Kreislehrer erließen, nachdem ich ihnen ehrlich über Alles Auskunft gegeben, wurde ich als Letzter in die Großtertia der Kreisſchule aufgenommen. Dort erhielt ich zu nächſten Nachbarn drei Knaben, mit Namen Voß, Proß und Schrumms, die ſich ganz freundlich gegen mich benahmen. Ich war ſehr ſtolz darauf, öffentlicher Schüler zu werden, und kam auch in der Klaſſe in Allem gut fort, blieb aber im Rechnen, wie ſpäter in der Mathematik immer ſchwach. Dieſem Fach vermochte ich nie ein Intereſſe abzugewinnen; um ſo mehr bewunderte ich diejenigen Schüler, welche ſich in demſelben auszeichneten, und konnte es nicht verſchmerzen, daß der gewandteſte darin, Namens Roſenberg, ein fleißiger Schüler, früh aus der Kreisſchule herausgenommen wurde, um ein Handwerk zu erlernen. Im Deutſchen, in der Geſchichte und im Lateiniſchen, das aber erſt in der Secunda vorkam, unterrichtete ein liebenswürdiger Ausländer, Herr Henſchler, der aber bald als Oberlehrer nach Riga berufen wurde. Dieſer lehrte mich Schillers „Taucher" mit Geſticulationen der Hände declamiren, womit ich beim öffentlichen Examen zum Jahreswechſel viel Ehre einlegte. Mein Vater, der jahrelang wegen ſchwacher Augen ſich von mir vorleſen ließ, hatte mich gewöhnt, ausdrucksvoll vorzutragen, was mir ſehr zu Statten kam. In Secunda hatte ich die bekannte ruſſiſche Fabel von Krylow „Die Gänſe" auf dem öffentlichen Examen zu declamiren, in Prima eine Epiſode aus Delilles Imaginations, die Verirrung eines Jünglings in den Katakomben Roms

Den geographiſchen Unterricht hatte in der Kreisſchule Herr Asmus, ein Schüler Peſtalozzis, der auch nach deſſen Methode an unbeſchriebenen Wandkarten rhythmiſch die ganze Klaſſe laut zuſammen ſprechend das Vorgetragene wiederholen ließ. Asmus, ein großer vierſchrötiger Mann, galt als ausgezeichneter Pädagog, war aber parteiſch und heftig und gebrauchte den Stock, nicht ohne Erfolg. Ein Ausſpruch von ihm, den er mit ſeiner mächtigen Stimme vortrug: „Wer ungewaſchen in die Schule geht, kommt

auch ungesegnet", fällt mir noch jetzt immer ein, wenn ich von Hause muß, selbst wenn es mitten in der Nacht wäre

Ein Hauptlehrer an der Kreisschule war der Nachmittagsprediger Pastor Bonbrig. Der Religionsunterricht, den er uns ertheilte, bestand, entsprechend jener rationalistischen Zeit, blos in Moral und hieß auch so. Der Lutherſche Katechismus wurde nicht dabei gebraucht, auch biblische Geschichte nicht vorgetragen, was man davon wußte, hatte man gelegentlich aus den Predigten auf der Kanzel behalten.

Der jüngere Bonbrig, des Pastors Bruder, war mir besonders lieb als Lehrer der Geschichte und des Deutschen. Er ließ uns Zahlen und Namen aus den von ihm ausgearbeiteten Geschichtsheften ausziehen und memoriren, ließ sich auch manchmal selbst von mir vor der Stunde examiniren und ich habe mein ganzes Leben lang von diesen Zahlen gezehrt.

Das Russische lehrte Tichwinski, ein höchst gutmüthiger, aber schwacher Lehrer, später auch am Gymnasium und Translateur an der Universität. Der französische Lehrer Valet des Barres war ebenso an diesen drei Anstalten thätig. Er hat mir als Studenten im Privatunterricht gelegentlich von der letzten französischen Königszeit und der französischen Revolution erzählt, namentlich wie die Königsgräber in St. Denis aufgewühlt und beraubt wurden. Ich habe später an seiner Leiche gewacht und ihn auch zu Grabe geleitet

Den Unterricht im Zeichnen leitete der talentvolle junge Landschaftsmaler Clara, der auch mir mit ein paar anderen Knaben gratis in seiner Wohnung Privatunterricht im Zeichnen gab.

Der Eifer von Lehrern und Schülern gefiel mir sehr; Anderes fiel mir dagegen in der Kreisschule sehr unangenehm auf So mußte bisweilen der Calefactor oder dessen Frau in die Klasse gerufen werden, um die schmutzigen Hände eines Tertianers vor den Mitschülern zu waschen. An den von buntfarbigen Flecken strotzenden, engen, kurzen ledernen Hosen eines Seifensiedersohnes H. wischten andere Schüler ihre tintigen Schreibfedern ab, was er lächelnd geschehen ließ. Einzelne Schüler gaben in der Obstzeit im Auftrag ihrer Eltern aus deren Obstgarten schöne große Aepfel den Lehrern in der Klasse ab. Die Namen derjenigen Schüler, für welche das Schulgeld noch rückständig war, durfte täglich ein anderer Schüler, alphabetisch geordnet, laut beim Beginn der Stunde hersagen; und doch war diese Säumniß wohl nur die Schuld der Eltern.

Ich wäre gern ein guter Kamerad der Tertianer gewesen, die in den Zwischenstunden ein Laufspiel spielten oder im Winter einen Schneemann aufrichteten, allein ich kam ihnen in allen körperlichen Uebungen nicht nach und hatte von einigen derselben Manches zu dulden. Da gab mir z. B

einer eine Ohrfeige, damit ich mir nicht einbilden ſollte, als Schulinſpectors ſohn etwas Beſſeres zu ſein als ſie u. dgl m. Mit ihnen nach dem Nachmittagsunterricht um 4 Uhr auf dem ſog. wilden Dom zu ſpielen, war mir von den Eltern nicht erlaubt. Als ich einmal, den Primus vertretend, um Ordnung in der Zwiſchenſtunde zu halten, an der großen ſchwarzen Rechentafel ſtand, die Kreide in der Rechten, den Schwamm in der Linken, um die Namen etwaiger Ruheſtörer zu notiren, höhnte mich ein Knabe von der letzten Bank hinten, durch die hohle Hand ſehend, zum großen Gaudium der Uebrigen mit den Worten: „Da ſehe ich ja an der Tafel einen Punkt, der ſich bewegt, was ſtellt denn das vor?“ und dies wiederholte er mehrmals, ſo daß ich ſeinen Namen aufſchreiben und nochmals unterſtreichen mußte. Als der Lehrer eingetreten war und eben ſeinen Mantel ablegen wollte, hatte der vorwitzige Schuler ſich leiſe herausgeſchlichen und ſeinen Namen mit dem Schwamm auf der Tafel ausgewiſcht. Ich aber war im Herzen froh, der Klage überhoben zu ſein, hätte auch, wenn ein anderer Schüler ſtatt meiner der gehöhnte geweſen, gewiß mitgelacht.

Nach einem halben Jahr wurde ich nach Secunda verſetzt und wußte mich da mit meinen Klaſſengenoſſen ſchon beſſer zu ſtellen. Manche der von mir gerügten Mißbräuche fielen da auch weg. Die Zahl der Schüler ruſſiſcher Nationalität, meiſt Söhne der niederen ruſſiſchen Kaufleute, nahm hier ſchon ab, da ſie zum Ladendienſt in der väterlichen Bude früh herausgenommen wurden, während die Schuler eſtniſchen Stammes ihren Schulcurſus oft bis zur Univerſität fortſetzten und allmählich in den Gelehrten- und Beamtenſtand traten. Da ich in der Secunda auch ſchon im Latein den Anfang gemacht, worauf ich mir viel einbildete, glaubte ich mich ſchon jeder Bevormundung von Seiten meiner älteren Schweſtern entziehen zu dürfen. Allmählich erlaubte man mir auch in der Stadt allein umher zu wandern. Da intereſſirten mich denn die kleineren wie die größeren Bauten, zunächſt vor Allem das herrliche Univerſitätsgebäude, von Profeſſor Krauſe erbaut, der unter Waſhington den nordamerikaniſchen Freiheitskrieg mitmachte; ihm ſind auch die akademiſchen Bauten auf dem Dom zu danken. Sodann feſſelte mich insbeſondere in der Stadt die Johanniskirche, auf dem Dom die Ruine - beide aus dem erſten Viertel des 13. Jahrhunderts ſtammend. Der große Chor der ehrwürdigen Domruine war in den Jahren von 1802—4 zur Univerſitätsbibliothek ausgebaut worden, und zwar ebenfalls von Prof. Krauſe. Die alten Feſtungswerke auf dem Dom, die nie zur Feſtung ausgebaut wurden, ſind abgeriſſen und zu Promenaden umgeſchaffen worden, welche jetzt den ſchönſten Schmuck Dorpats bilden, mit der Ausſicht auf die zu den Füßen ruhende Stadt und den ſich durch dieſelbe ſchlängelnden Embachfluß. Auch einen Reſt der alten Stadtmauer gegenüber

dem botaniſchen Garten habe ich noch gern geſehen, ehe er abgetragen worden. Wo jetzt das Barclay-Denkmal ſteht, waren auch Promenaden, und auf der anderen Seite der Straße befanden ſich die alten Baracken des ruſſiſchen Kaufhofs, welche jetzt durch den geräumigen ſteinernen Kaufhof erſetzt ſind, deſſen Grundſtein ich habe ſetzen und einweihen ſehen. Die ſteinernen Häuſer auf dem Markte ſind ziemlich dieſelben geblieben, nur daß einige von ihnen ſpäter ein Stockwerk mehr erhalten haben. In anderen Straßen aber habe ich ſo viele Häuſer neu erbauen oder ihnen ein zweites Stockwerk hinzufügen ſehen, daß ich der Reihe nach von jedem theils ſelbſterlebte, theils gehörte Ereigniſſe erzählen könnte

Damals gab es auch ſtehendes Militär in Dorpat, und bei der Wachparade am Sonntag Vormittag war Militärmuſik zu hören, wobei ein ſchöner ſchlanker Tambourmajor einen Marſchallſtab mit ſilberner Kugel als Stockknopf hoch aufwarf und geſchickt wieder auffing. Auch durchziehendes Militär vor und nach dem großen Kriege wurde bewundert. Große Truppenmärſche brachten viel Leben in die kleine Stadt, beſonders als Feldmarſchall Wittgenſtein, der Beſchützer der Oſtſeeprovinzen, nach dem Kriege in Dorpat einzog und hier die Alte Muſſe, die jetzige Reſſource, mit ſeinem Beſuche beehrte, wovon noch ein dankbares Erinnerungsblatt unter Glas in einem Saale der Geſellſchaft Zeugniß ablegt. Auch die Bürgermuſſe beſuchte der Feldmarſchall und eröffnete dort einen Ball mit einer hübſchen Bürgerfrau, deren mehrjähriger Einwohner ich nachher geweſen bin.

Einmal im Herbſt wurde auf dem Techelferſchen Felde, in einem anderen Jahre auf dem Rathshofſchen ein Lager aufgeſchlagen und von den Einwohnern der Stadt viel beſucht Ich hatte mich einſt in demſelben verſpätet und wurde nach dem Zapfenſtreich am Abend von den Wachtpoſten nicht mehr hinausgelaſſen, bis ein mitleidiger Offizier, deſſen Zelt ich demuthig bittend betreten, mir Freiheit verſchaffte.

Exercirt wurde auch Vormittags in unſerer Straße, die ſo gedrängt voll von Soldaten war, daß man dort nicht paſſiren konnte und in den umliegenden Häuſern die Schmerzensſchreie der gefuchtelten Soldaten hören mußte. Mein Vater verwandte ſich vergebens dafür, daß ein anderer Exercirplatz gewählt würde.

Später wurde kein ſtehendes Militär mehr in Dorpat gehalten, wodurch der Stadt die Einquartierung erſpart blieb, die manche Hausbeſitzer wie auch mein Vater mit einer Geldzahlung ablöſten; auch wurden auf ſolche Weiſe die läſtigen Händel zwiſchen Offizieren und Studenten vermieden. Es blieben aber außer der Garniſon noch Koſaken zur Unterſtützung der Polizei, die ſehr ſchwach vertreten war, in Dorpat zurück. Dieſe machten ſich den Studenten beſonders verhaßt, denen ſie die langen betroddelten Tabakspfeifen

abzuringen ſuchten, da das Rauchen auf den Straßen verboten war und ſie zwiſchen brennenden und trockenen Pfeifen, zumal im Dunkeln, keinen Unterſchied machen wollten oder konnten. Auch dieſe Koſaken wurde man nach Jahren los.

Der Fiskal Schmalzen, ein Freund von luſtigen Geſchichten, erzählte mir einmal, wie er an einem Abend die Koſaken nach dem Techelferſchen Kruge „Novum“ oder „Weißes Roß“, wo auch die Studentencommerſe gefeiert wurden, hingebracht hatte, um dort auf einem ſog. Spitzball Tänzer und Tänzerinnen zu verhaften. Es waren dies Diener und Mägde, die in Abweſenheit ihrer Herrſchaften, die Erſteren im Koſtüm ihrer Herren, die Letzteren in dem ihrer Fräulein oder jungen Frauen und mit den Namen derſelben ſich anredend, tanzend ſich herrlich amüſirten. Zwei Diener waren, um der Haft zu entgehen, von dem mehrere Faden hohen Balcon herabſpringend unverſehrt in die Stadt entwiſcht Dieſer Fiskal Schmalzen hatte eine Wohnung bezogen, wo ſein vorderes Studirzimmer unmittelbar vorher eine Raſirſtube geweſen war und von bisherigen Kunden noch aufgeſucht wurde, als der Barbier bereits über die Straße gezogen war. Einem ſolchen Kunden, der den ihm unbekannten Fiskal ungeduldig fragte, warum er ihn nicht ſchon zum Barbieren eingeſeift habe, that er dies bereitwillig, wies ihn aber dann wegen des Bartabnehmens über die Straße, wo jetzt barbiert werde. Dieſer verzeihliche Spaß befreite den Fiskal bald von ähnlichen läſtigen Kunden.

In kleinen Städten mit wenig Verkehr nach außen genießt mancher ſehr ſimple Kerl oft Jahrzehnte lang eine nicht immer verdiente Popularität. Eine ſolche populäre Perſönlichkeit war in Dorpat z. B. der Fuhrmann Vogt, genannt Koika, der jedem Studenten die Fahrt nach Riga in ſeinem Planwagen creditirte und ſich auch ſonſt der Studenten annahm, die er ſämmtlich duzte; dafür aber ließ er ſich von ihnen in einem beſonderen Schuldbuch ein Geldgeſchenk verſchreiben, das der Betreffende an ſeinem Hochzeitstage oder an einem anderen wichtigen Tage des Philiſterlebens auszahlen ſollte, was viele Studenten auch ehrlich gehalten haben. Später war Koika durch Waarenſchmuggel ſehr heruntergekommen und während meiner Studentenzeit wenig mehr bekannt. An ſeine Stelle als populäre Figur Dorpats trat der Badſtüber Lockenberg, genannt Lokkus, der es gern hatte, wenn jeder Student in ſeinem Schuldbuche wenigſtens mit einer kleinen Schuld verzeichnet war. Er ſetzte einſtmals den Rector Haffner in große Verlegenheit, als er im Univerſitätsgerichte, wohin er wegen irgend einer Angelegenheit citirt war, den geſtrengen Herrn ungenirt duzte und ihm vorhielt, wie er ſelbſt bei ihm doch lange „Puff“ gehabt habe und jetzt einen armen Studenten Schulden halber hunzen wolle. Er machte in ſpäteren

Jahren eine Reise zu seinem Sohne, dem Pastor Lockenberg in Nishni Nowgorod, wo er auch bei meinem Schwager Steinbock, dem damaligen Polizeimeister der Stadt, zum Frühstück war. Heimgekehrt erzählte er: die Eisenbahn habe wie Thee gezogen. Der alte Lockius wurde von den Studenten in Dorpat mit allen Ehren und Feierlichkeiten zu Grabe getragen.

Auch erinnere ich mich gern eines hinkenden Stadtkanzlisten Zepernick, des jedesmaligen Spaßmachers bei Vorstellungen auf der Bürgermusse, an den sich die Taschenspieler oder Marionettenkünstler als an eine persona distincta wandten. Er war so oft wegen seiner im trunkenen Muthe losgelassenen cynischen Späße nach damaliger Sitte mit Pauken und Trommeten zur Hauptthür hinausgeführt worden, aber doch immer wieder durch eine Hinterthür hineingelassen, bis er wegen unanständigen Betragens durch Directionsbeschluß für immer excludirt wurde, was vielen Musseumsgliedern sehr leid that, da sie den unschädlichen unerschöpflichen Witzbold schmerzlich vermißten. Nach dem Regierungsantritt des Kaisers Nicolai kam Zepernick mit dessen Gnadenukas, der eben auf dem Postamte eingetroffen war, athemlos in den Bürgermussensaal gerannt und rief „Allen Sündern ist Gnade gewährt worden; auch mir muß sie hier werden!" Das geschah denn auch, aber gleich wieder betrunken, mußte Zepernick nach kurzem Verweilen wieder hinaustrompetet werden, durfte aber immer wieder durch die Hinterthür zurückkehren. Ich hörte später lange nichts von Zepernick, bis mein Arzt und guter Freund, der ihn im elendesten Zustande und ganz mittellos angetroffen, mich und andere Freunde für ihn um eine Unterstützung in Anspruch nahm, die derselbe nur kurze Zeit überlebte. Das alte Zepernicksche Haus in der schmalen Gasse neben dem Universitätsgebäude nach dem Markte zu wurde, als die Flügel der Universität durch Anbau entstanden, von dieser angekauft und zur Erweiterung des Platzes ganz niedergerissen.

Auf lustige Geschichten suchte ich mich zu besinnen, wenn ich zur Clavierstunde zu Mlle. Hartmann gehen mußte. Diese alte herzensgute Dame stand einer kleinen Elementarmädchenschule vor, und ich wußte ihr so viel Spaßhaftes in der Stunde zu erzählen, daß sie herzlich lachen mußte, wodurch denn die Lectionen etwas abgekürzt wurden. Da ich mich auch zu Hause nur nachlässig übte, wurden die Musikstunden nach Jahresfrist wieder aufgegeben, während meine zweite Schwester bessere Fortschritte bei Mlle. Hartmann machte. Einmal hatte ich vor der Hartmannschen Wohnung ein kleines hübsches Mädchen gegen einen Hund schützen können. Sie hatte meinen Namen später erfahren, während mir der ihrige unbekannt blieb. Dieses liebenswürdige Kind sollte später das Glück meines ganzen Lebens machen.

Eine unfreiwillige Berühmtheit erlangte in Dorpat durch seine Druck-

fehler der Buchdrucker Schünmann, ein ziemlich plumper Geſelle. Im lateiniſchen Lectionskatalog der Univerſität hatte er einmal den Profeſſor Ledebour mit ſeinen Titeln aufgeführt, auch als equus ſtatt eques, und Mancher mochte deſſen Hartnäckigkeit ausgedrückt glauben. Den damaligen Rathsbeamten, ſpäteren Profeſſor Bunge sen. nannte er im Dörptſchen Kalender Oberweltherr ſtatt Oberwetther. Auf dem Titelblatt der jämmerlichen Gedichte des Offiziers v. B. war zu leſen: „Krätze der Erinnerung“ ſtatt „Kränze der Erinnerung“. Unter der dörptſchen Zeitung ſtand einmal als Cenſor Bläcker ſtatt Brücker, und ein anderes Mal „Den Dreck erlaubt der Cenſor B.“ ſtatt „den Druck erlaubt ꝛc.“ Ja, ein Witzling behauptete, der Weltgeiſt ſelbſt dictire dem Buchdrucker Schünmann ſeine Druckfehler.

Für öffentliche Sicherheit wurde wenig geſorgt. Der Embach bekam erſt in ſpäterer Zeit einige eingezäunte Badeplätze, aber ohne Bedeckung. Die Univerſität ließ ſpäter ein größeres Badehaus mit bedeckten Kammern bauen und ſtellte einen Schwimmmeiſter an. Auch fingen Privatleute an ſich bedeckte Badehäuschen am Fluſſe zu errichten. Seitdem ertranken ſelten junge Leute im Embach, der früher jährlich beklagenswerthe Opfer forderte.

Ueber dem ſog. Schramm'ſchen Bierkeller, dem ehemaligen Pulverkeller der alten Feſtung, nicht weit von der Sternwarte auf dem Dom, luſtwandelte man früher gern und genoß die ſchöne Ausſicht über die Stadt und ihre Gärten. Aber es war dies nicht unbedenklich, denn der begraſte Abhang ließ die Gefahr des Abſturzes von der unmittelbar ſich anſchließenden ſteilen Höhe der rieſigen Kellerwand nicht ahnen. Der Oberlehrer Hachfeldt ſah einmal, wie ſein kleiner Sohn achtlos nach einer Blume am Rande des Abhangs griff. Es gelang ihm noch den Kleinen im letzten Momente zu erfaſſen, aber er fiel, wie er mir ſelbſt erzählte, hinterher faſt in Ohnmacht infolge des furchtbaren Schrecks, da denn auf ſeinen Antrag dort ein hölzernes ſolides Geländer errichtet wurde, das gegen ähnliche Unfälle fortan Sicherheit bot.

Schnee und Regen wurden in den größtentheils ungepflaſterten Straßen der Sonne überlaſſen wegzuſchmelzen und zu trocknen; zum öffentlichen Skandal mußten gelegentlich am hellen Tage liederliche Mädchen, die ihre Geſichter dabei zu verhüllen wußten, in den Straßen fegen.

Die Straße vor unſerem Hauſe am Fuße des Techelferſchen Berges, wie dieſer ſelbſt damals ungepflaſtert, nahm das Waſſer von vier dort zuſammentreffenden Nebenſtraßen auf, und jeder ſtarke Regenguß höhlte nicht nur den Berg aus, ſondern machte auch dieſe fünf Straßen impaſſirbar. Am Fuße des Berges, gerade vor unſerem Hauſe, lagen beſtändig Stücke von Rädern unbeſchlagener Bauerwagen, die, im Reißaus aus Techelfer bergab von Schindmähren ohne Gebiß herabgetrieben, dort umgeſtürzt waren

Aber auch elegantere Fuhrwerke vom Gute Techelfer verunglückten dort, und die Beschädigten wurden dann zu uns in das Haus gebracht. Als ich an einem späten dunklen Herbstabend aus meinem Erkerzimmer ein Wimmern auf der Straße vernahm, eilte ich, schon halb entkleidet, hinaus und erblickte eine Droschke umgeworfen, ein paar Damen im Schmutze liegend, einen Kutscher fluchend. Ich bot einer derselben gleich meine Hilfe an. „Helfen Sie meiner armen Schwester," rief sie. Die Meinigen waren auch gleich herausgeeilt, und mit Hilfe einiger Pensionäre trugen wir die bewußtlose Dame in unser Gastzimmer, wo sich unsere Mutter um sie zu thun machte. Ich rannte den Berg hinauf zum Doctor Lehmann, den ich am Abend nach Hause hatte fahren sehen. Allem trotz meines Pochens an Thür und Fenster wurde da nicht aufgemacht; aus Wuth zerschlug ich da ein Fenster, das ich am anderen Tage einsetzen zu lassen mich schämte. Ebenso nahe fast wohnte Doctor Sahmen, und dieser kam gleich. Die hereingebrachte Dame, eine Baronin S., war noch bewußtlos. Eine tiefe Kopfwunde wurde eben verbunden. Die andere Dame, ihre Schwester, Frl. W., wartete ruhig, bis die Reihe an sie kam. Ihr war der Oberarm an zwei Stellen gebrochen; er wurde vorläufig verbunden. Der Kutscher, den ich nach dem Baron S. in die Petersburger Straße geschickt, brachte diesen wohl zu uns, aber keinen Fuhrmann, um die Damen nach Hause zu bringen. Jetzt wurde angelegentlich nach einem Arbeitsbeutel gefragt, der sich weder draußen, noch bei uns im Zimmer finden wollte. Später erwies es sich, daß die bewußtlose Dame den Arbeitsbeutel doch noch krampfhaft festhielt, wo sich glücklicherweise auch die aus Techelfer mitgebrachten 100 Rbl. noch vorfanden.

Da kein Fuhrmann vorhanden war, machte ich einen Vorschlag, der auch angenommen wurde. Ein Bettrahmen wurde mit Kissen und Decken belegt, die bewußtlose Leidende darauf gesetzt und von mir und unseren Pensionären den ziemlich weiten Weg über die hölzerne Brücke in die S.sche Wohnung in der Petersburger Straße getragen. Die andere Dame mit dem gebrochenen Arm ging zu Fuß nach Hause. Auf der Brücke kam die Erstere plötzlich zum Bewußtsein und rief: „Wohin bringt ihr mich? Ihr führt mich zu Grabe!" Der Baron darauf: „Nein, Liebchen, du hast dir ein groß Loch in Kopp geschlagen; wir bringen dich von Schulinspector Anders nach Hause." Dieselbe Frage und Antwort wurden mit denselben Worten nochmals wiederholt, den jugendlichen Trägern zum großen Amüsement. Aehnliche Hilfeleistungen mußten, so lange der Techelfersche Berg ungepflastert war, öfters in unserem Hause geboten werden.

Von manchen wunderlichen Leuten erzählte man damals in Dorpat. So von einem sog. Vielfraß, der, obwohl nicht aus ärmlichen Verhältnissen, sich zu Gaste laden ließ, um seinen fabelhaften Appetit beim Mittagessen

zu produciren. Von einigen anderen Personen wurde erzählt, daß sie in der Gesellschaft in der Zerstreuung oder aus anderen Gründen Allerlei einsteckten, was ihre Angehörigen dann wieder zurückschickten. Ein Solcher hatte einmal Citronen in seine Tasche gesteckt, die zu einem Punsch bestimmt waren. Der Wirth, meines Vaters Freund, der die vermißten Citronen in in der Tasche des Diebes fühlte, goß demselben eine ganze Flasche Rum in die Rockschöße mit den Worten: „Zu den Citronen gehört auch der Rum."

Von auffallenden Persönlichkeiten erinnere ich mich aus meinen jungen Jahren noch eines Majors v. N., den ich bei meinem Onkel Jacob, dem Militär, an dessen Gesellschaftsabend sah. Er hatte im großen deutsch-russischen Befreiungskriege gegen Napoleon I. ein Kosakenfreicorps gebildet, von dem er mir selbst freilich erzählte, daß seine Kosaken, wo sie auf ihrem Zuge Silbernes antrafen, dasselbe einzustecken wußten. In Kaiser Pauls I. Zeit hatte er um einen Urlaub zu einer Reise nach Estland gebeten, wo er ein elterliches Gut geerbt hatte. Als Kaiser Paul den Urlaub versagte, weil schon viele Offiziere beurlaubt waren, bat N. auf Grund seines adeligen Privilegiums (по праву дворянства), in Friedenszeit aus dem Dienst treten zu können, um seinen Abschied, wurde aber ohne Weiteres in die Kasematten der petersburger Festung gesteckt, wo er ein halbes Jahr mit einem gemeinen Soldaten zusammen saß. Dieser machte ihn darauf aufmerksam, daß das Kettengerassel über ihm anzeige, die Ketten würden den Gefangenen abgenommen, damit dieselben nach Sibirien geführt werden sollten. Eines frühen Morgens wurde er (N.) aus seiner Zelle hinausgeführt vor die Gefängnißbehörde. Dort händigte man ihm die bei seiner Inhaftirung ihm abgenommenen Sachen richtig ein; dann wurde er mit verbundenen Augen auf die Straße geführt und dort entlassen mit der Bemerkung, er sei frei. Draußen kam ihm nach Halbjahresfrist Alles verändert vor. Unter den Menschen auf der Straße bemerkte er eine große Aufregung und sah Manche einander umarmen und küssen. Auf seine Frage was das zu bedeuten habe, erfuhr er, der Kaiser Paul sei in der vergangenen Nacht gestorben und der Großfürst Alexander jetzt Kaiser. Allmählich dreister geworden, wußte sich N. beim Generalgouverneur Grafen Pahlen Zutritt zu verschaffen und wandte sich an denselben mit der Frage, warum er überhaupt inhaftirt worden. Pahlen aber fertigte ihn mit dem kurzen Bescheide ab, er möge sich innerhalb 24 Stunden aus Petersburg packen, was er denn auch schleunigst that.

(Fortsetzung folgt.)

Der Prinz von Homburg und seine Beziehungen zu Kurland.

(Schluß.)

Aus der einschlägigen Correspondenz ersieht man, wie die dilatorische Behandlung dieser Angelegenheit in Mitau beinahe noch kurz vor der Hochzeit zu einer Lösung des ganzen Verhältnisses geführt hätte. Einen Tag vor der Hochzeit, am 22 October, machte der Prinz von Homburg dem Großen Kurfürsten als dem Ehevermittler schriftlich ernstliche Vorstellungen[1]. Er habe sich in Cölln a. d. Spree eingefunden, in der festen Hoffnung, daß „aus Churland nunmehr die Völlige Ratification und Resolution der Ehepacten, wie solche zuletzt von mir dahin geschickt worden, einkommen". Er wolle in seinem und in der Prinzessin Interesse nicht heirathen, ehe die Ehepacten in Ordnung seien. Er bitte den Kurfürsten, nachdem derselbe „in dieser Heyrath Vielfältige bemühung aus sonderbahrer gütigkeit über sich genommen", entweder jene Ratification herbeizuführen oder aber selbst garantiren, daß „es bey dem, was in denen zuletzt überschickten Ehepactis begriffen, verbleiben Undt des Hrn. Hertzogs zu Churland Ldn solches zu adimpliren gehalten sein solle". Widrigenfalls müsse er „die Hochzeit anoch anstehen laßen". Einen Tag vor der Hochzeit war also diese Frage noch nicht gelöst. Auf jenes Schreiben des Prinzen nun antwortete Friedrich Wilhelm noch an demselben Tage. Er bedauert das Zögern seines Schwagers, „kann aber gar nicht raisonable finden, das Ew. Ld. desfals die Copulation, wozu Alles angestellet und alle

[1] Copie eines Schreibens des Prinzen von Homburg an Friedrich Wilhelm d. d. Berlin d. 22 Oct. 1670 und Copie der nicht datirten, aber gewiß am selben Tage geschriebenen Antwort.

leute schon invitiret worden, verschieben wolten, alldieweil nicht zu zweifeln, daß des Hertzogs Von Churland Ldn. auf Ew. Ldn jüngstgethane Erklährung sich zu dero genüge erklehren werden. Ew. Ldn können leicht ermeßen, was dieses an alle Churfürstl. und fürstl. Höfen Vor eine frembde Undt ungleiche ausdeutung verursachen auch denen fürstlichen Eltern in Churland die Gedanken machen würde, als wan Sie Sie hierzu zu forciren gedächten" Werde der Prinz jetzt nicht die Hochzeit halten, so werde der Kurfürst, der demnächst verreise, sich um die Sache überhaupt nicht weiter kümmern. „Ew. Ld wißen," so schließt das Schreiben, „mit was Eifer Ich dero bestes bisher in Churland beobachtet, Ich Verspreche deroselben auch Churfürstl., daß ich darinnen biß Ew. Ldn. contentement haben würden, continuiren will, halte mich auch versichert, der Herzog von Churland Undt meine Fraw Schwester werden mich hierunter nicht stecken laßen, besondern sich Vielmehr Ihrer Vielfältigen gethanen Zusage erinnern und die Ehepacta dergestaldt einrichten, daß Ew. Ldn. damit zufrieden seyn werden." So fand denn, ohne daß diese Frage ihre Erledigung gefunden hätte, am 23. October in Berlin unter großem Gepränge die Trauung der Verlobten durch den Hofprediger Dr. K. G. Bergius statt. Zahlreiche fürstliche Gäste und Anverwandte, darunter Prinzessin Marie Amalie, die Schwester der Braut, hatten sich eingefunden, um das Fest, welches der Kurfürst ausrichtete, mitzumachen. Nach dem oben dargelegten Stande der Verhandlungen kann es kaum zweifelhaft sein, daß Friedrich Wilhelm diese Gelegenheit wahrnahm, um dem Prinzen von Homburg einen Beweis seiner besonderen Gnade zu geben. Die fürstlichen Eltern in Kurland dankten dem Kurfürsten[1] für das „gar herrliche und stattliche Beilager" in der verbindlichsten Weise, „da wir nicht anders gemeinet, alß daß solches nur schlechterdings hätte abgehen und verrichtet werden sollen." Daß trotzdem die Verhandlungen nicht aufhörten, haben wir schon oben erzählt. Der Kurfürst schickte seinen Briefwechsel mit Landgraf Friedrich nach Mitau und trat für ihn auf das Eifrigste ein.

Wir dürfen über die Hartnäckigkeit, mit welcher beide Theile ihren materiellen Vortheil wahrnahmen, nicht staunen. Daß fürstliche Ehen, zumal in jenen Tagen, Sache des Vortheils und der Berechnung waren, das ist ja nicht unbekannt. Die ganze ungeschminkt realistische Auffassung der Zeit, welche das Wesen der Sache nicht so verschleiert, wie es ein in der äußeren Form fortgeschritteneres Geschlecht heutzutage thut, tritt uns in diesen Verhandlungen entgegen. Bietet doch schon die erste Ehe des Prinzen von Homburg einen sehr sprechenden Beleg dafür, welche Erwägungen bei fürstlichen

[1] bei Jungier l. c. S. 41, hier auch Beilage 6 die Ehepacten ohne Datum.

Eheschließungen maßgebend zu sein pflegten. Auch die Correspondenz des Großen Kurfürsten mit seiner kurländischen Schwester zeigt uns, daß er für die Kinder derselben vortheilhafte Heirathen ausfindig zu machen nicht müde wurde. So z. B. hatte er für die Prinzessin Charlotte, die indessen unvermählt blieb und Aebtissin von Herford wurde, den „Markgraf von Bayereit" ausersehen, denn es sei „eine sehr gute occasion". Und als er auch für den Erbprinzen Friedrich Casimir eine reiche Heirath in Aussicht hat, da mahnt er die Herzogin Louise Charlotte, ja nicht zu säumen, weil es „ein sehr fetter Bissen sei".[1]

Wie sich voraussehen ließ, wurde die Ehe, welche der Prinz von Homburg mit der kurländischen Prinzessin einging, der Kitt, welcher die Beziehungen des Ersteren mit dem Großen Oheim Louise Elisabeths zu noch festeren und näheren gestaltete. Daß Prinz Friedrich in des Kurfürsten Dienst treten würde, wurde schon vor der Eheschließung erwartet. „Ich hab mich eingebildt," schreibt die Braut des Prinzen an ihre Mutter, „der Kurfürst wird den fürsten zum Generahl machen, aber vor der Zeitt hörtt man nichtes und dehr Kurfürst kan so still darMitt sein; gibt Ander, die nicht halb so Viel wehrd sein."[2] Die in diesen Worten sich aussprechende Befürchtung der Prinzessin sollte eine unbegründete bleiben. Am 9. December desselben Jahres (1670) übertrug der Große Kurfürst dem Prinzen von Homburg im Hinblick auf seine „Tapferkeit, gute conduite und andere fürnehmen Qualitäten" das Generalat über die brandenburgische Cavallerie: „Damit Sie Unser gutes Gemüt und geneigten Willen desto mehr in der That verspüren mögen, so haben Wir — eine Pension von 2000 Rthlr. jährlich zugesagt und versprochen."[3] So war denn eine Verbindung eingegangen, welche für die militärische Entwickelung und die geschichtliche Stellung des Prinzen von Homburg von großer Wichtigkeit werden sollte.

Es waren bedeutungsvolle Zeiten, welchen Brandenburg in diesen Tagen entgegenging. Ludwig XIV. von Frankreich schickte sich an, Holland zu überfallen und ließ schon vorher durch seinen Marschall Crequi Lothringen in Besitz nehmen. Dann drang das französische Heer durch das Gebiet des verrätherischen Kurfürsten zu Köln an den Rhein, überschritt denselben bei Tolhuis und brachte Holland in die größte Gefahr. Es mochte zunächst fraglich erscheinen, wie sich der Große Kurfürst jetzt stellen werde. Wie man in weiteren Kreisen noch im Frühjahr 1672 dachte, zeigt uns ein Brief, welchen die neuvermählte Louise Elisabeth von Hessen-Homburg an ihren Bruder Friedrich Casimir nach Mitau schrieb. „Die Franzosen," so lesen

[1] Friedrich Wilhelm an Louise Charlotte d. d. Potsdam 6. Sept. 1670.
[2] Louise Elisabeth an Herzogin Louise Charlotte, d. d. 9. Oct. 1670.
[3] bei Jungfer l. c. Beilage 7

wir, „seind gahr starg und mehren sich von Tag zu Tag nicht weitt Vom Chlewschen. Man kan Aber noch nicht recht gewieses wieschen, was S. Ldn. Churfürstl. Durchlaucht werden sein, es kan so grad franzoi sein als Holtlandes." — Indessen ist es bekannt, daß Friedrich Wilhelm, der die große Gefahr erkannte, welche Frankreichs Uebermacht für die Sache des Protestantismus und das deutsche ohnmächtige Reich bedeutete, der zudem durch seine Cleveschen Besitzungen an dem Verlaufe des Krieges auf das Eifrigste interessirt war, sich Hollands annahm. Der Prinz von Homburg stand natürlich auch ganz auf Seiten seines Kriegsherrn. Im Herbst des Vorjahres (1671) hatte er von Cassel aus, wahrscheinlich in Lothringen, Turennes Truppen gesehen, „so mir," schreibt er nach Kurland, „ganz wohl gefalt, wo es nur nicht auf den ruin des Römischen Reiches angesehen wehre."[1] Allein er sollte zunächst diesem Feinde nicht gegenüber treten, zu dem er übrigens, wie wir bemerkten, schon als Knabe in persönliche Beziehungen getreten war. Obwohl er das Cavallerieregiment „Landgraf von Homburg" angeworben und sich für den Feldzug vorbereitet hatte, erhielt er zunächst die diplomatische Aufgabe, die Gesinnungen des Administrators von Magdeburg, August von Sachsen, dem man nicht recht traute, zu erforschen, und bald darauf wurde er zum Statthalter der Mark für die Dauer des Krieges ernannt. Es geschah das zum höchsten Aerger des Prinzen, der durchaus auf den Kriegsschauplatz wollte und der sich noch mehr verletzt fühlte, als nach dem Frieden zu Vossem Friedrich Wilhelm, durch die bittere Noth bewogen, 4 Compagnien seines Regiments auflöste; eine Maßregel indessen, die im folgenden Jahre rückgängig gemacht wurde. Bei Wiederaufnahme des Feldzugs 1674 ging des Prinzen Wunsch in Erfüllung. Als von Magdeburg, dem Sammelpunkte der Armee, Friedrich Wilhelm nach dem Oberrhein aufbrach, commandirte der Prinz von Homburg zunächst den rechten Flügel, später die Avantgarde. Das eifersüchtige Verhalten des kaiserlichen Generals, des Herzogs von Bournonville, ließ die deutschen Truppen zu keinen Erfolgen kommen. Zum höchsten Unwillen des Großen Kurfürsten und auch unseres Prinzen, welcher im Kriegsrathe mehrfach gegen den Rückzug stimmte, mußten die verbündeten Truppen doch über den Rhein zurückgehen, und in Franken schlug der Kurfürst seine Winterquartiere auf. Hier bei diesem Rückzuge zeichnete sich der Prinz mehrfach aus, und mit Recht weist der neueste Biograph die Aeußerung, welche der Große Kurfürst in Klerfts Schauspiel macht, daß der Prinz ihn um zwei Siege am Rhein gebracht habe, in das Gebiet der Dichtung. — Während der Kämpfe am Rhein war Friedrich Wilhelm von einem neuen Feinde angegriffen worden, die Schweden waren in

[1] d. d. Cassel 21. Aug. 1671, an Herzogin Louise Charlotte

Brandenburg eingefallen. Als nun der Kurfürst im Mai 1675 in sein Land aufbrach, um dasselbe von den Fremden zu säubern, da befehligte der Prinz von Homburg den rechten Flügel. Aber gerade damals war er fest entschlossen, den brandenburgischen Dienst aufzugeben und sich von der Armee des Großen Kurfürsten zu trennen. Die Gründe zu diesem Schritte waren mannigfacher Art. Persönliche Gereiztheit über vermeintliche Zurücksetzung von Seiten des Großen Kurfürsten, der seine Wünsche, wie er glaubte, mit Unrecht nicht berücksichtigte, traf mit sachlichen Gesichtspunkten zusammen, welche nicht wohl von der Hand gewiesen werden konnten.

Seine homburgischen Räthe Kohlhans und Geismar bestürmten ihn brieflich und persönlich, seine Gesundheit nicht in fremden Diensten zu ruiniren, sondern daran zu denken, daß sich ihm die Aussicht bot, dermaleinst regierender Landgraf von Homburg zu werden. Sein Bruder Wilhelm Christoph hatte das Ländchen dem nächstfolgenden Georg Christian abgetreten, der es wieder an Darmstadt verpfändete. Wollte Prinz Friedrich die Landgrafschaft wieder einlösen, so mußte er alle wirthschaftlichen Hilfsquellen, über welche er verfügte, möglichst fruchtbar machen. Hierzu kam noch, daß auch seine Gemahlin, Louise Elisabeth, ihn immer wieder zu bewegen suchte, dem Kriegsleben zu entsagen und sich seiner Familie und deren Interessen zu widmen. Daß dieses Ansinnen erklärlich war, verstehen wir, wenn wir die häuslichen Verhältnisse des Landgrafen uns kurz vergegenwärtigen.

* * *

Louise Elisabeth von Kurland war, als sie den Prinzen von Homburg heirathete, eine Ehe eingegangen, die wir mit Recht als eine glückliche bezeichnen können. Eine große Kinderschaar füllte das landgräfliche Haus (es wurden ihnen zwölf Kinder geboren), und der Prinz wahrte seiner Gemahlin, die er in seinen Briefen als seine „Allerliebste Dicke" oder „Engelsdicke" anredet, stets treue Ergebenheit. Vom Kriegsschauplatze, nach geschlagener Schlacht, benachrichtigte er sie persönlich von seinen Erlebnissen und an diesem Verhältniß scheinen auch die Mißhelligkeiten nichts geändert zu haben, in welche er mit seinem Schwiegervater gelegentlich gerieth. Weniger günstig gestalteten sich die äußeren Verhältnisse der jungen Landgräfin. Sie mußte gerade die ersten Jahre ihrer Ehe viel Schweres durchleben und war von ihrem Gatten oft auf längere Zeit getrennt. Die militärische Stellung des Prinzen von Homburg brachte es mit sich, daß er häufig seinen Gütern seine volle Sorge nicht zuwenden konnte. So wurde es ihm denn schwer, den fürstlichen Haushalt seiner Familie zu bestreiten. Die Landgräfin mit ihren Kindern residirte während der Kriegsjahre theils in Braunschweig, theils auf Weserburgen oder auf anderen Aemtern ihres Gemahls. Wie ernst aber

die materielle Lage des Prinzen, der in seinem Dienste mehr zusetzte, als einnahm, war, zeigt uns die dringende Vorstellung seiner Räthe: „Sollten nun E. D. — hingerißen werden, würden fürwahr Dero Frau Gemahlin und allerliebste Kinder in solchen miserabeln état gesetzet sein, daß vor selbige wir keine Hülfsmittel, sich wieder herauszureißen, absehen können.“ Dazu kam noch hinzu, daß die Leistungen, welche der Herzog Jacob von Kurland bei der Eheschließung übernommen hatte, nicht regelmäßig erfüllt wurden. Zuweilen konnte der durch den schwedisch-polnischen Krieg materiell so geschädigte Fürst seinen Verpflichtungen nicht nachkommen, und der Landgraf mußte oft an seinen Schwiegervater mahnende Briefe richten, ehe die verabsäumte Zahlung entrichtet wurde. „Es sei daher,“ meinten seine Räthe, „nicht aus consideration zu setzen, wieviel E. D. in den kurländischen Interesse verabsäumen müssen, da doch sonderlich summum in mora periculum dabei versiret; maßen da entweder des Herzogs (Jacob) oder dero Gemahlin Fürst. Durchl. vor völlig erlangter Richtigkeit verfallen (sterben) sollte, E. D. noch dero fürstl. Posterität sich nicht das Allergeringste, wie derofelben schon genugsam wissend, würden daher zu getrösten haben.“ — Die junge Landgräfin, deren ausgeprägtes Familiengefühl wir schon hervorhoben, blieb auch während ihrer Ehe, namentlich in der ersten Hälfte derselben, in stetem Briefwechsel mit den Ihrigen in Kurland, besonders mit der geliebten Mutter und dem Lieblingsbruder Friedrich Casimir. Als dieser 1672 sein Kommen nach Deutschland und Holland anmeldet, räth die Schwester ihm von seinem Vorhaben ab. „Ew. Ldn. bedenken sich aber erst wohl, ob es nicht sehr wehr, ihr eigen Land zu Helfen. – als so wegzuzigen, sie seind alleben wohl dehr elste und zu dem sagen sie hier, das dehr thater (Tatar) diesen sommer in pohlen wird zigen und Cosag auch, so wirdt den, fürcht ich, Churland auch noht haben — Dan mich recht Angst wird sein Vohr E. L. und mein Herr Vatter.“ Wie sie uns hier als die treu an den Geschicken der Eltern theilnehmende Tochter erscheint, so finden wir in anderen Briefen dieselbe Harmlosigkeit wieder, welche uns in den Kinderbriefen der Landgräfin entgegentrat. Sie beklagt sich über die Schreibfaulheit der Geschwister, von denen nur Prinzessin Charlotte eine Ausnahme mache und meint: „Vielleicht werde ich den Titul nicht gros genuch gemacht haben in den vorigen Briffen, als habe ich in dem Brif es gröser gemacht.“ — Wenn wir nun jene oben besprochenen materiellen Verhältnisse in Betracht ziehen, so kann es nicht Wunder nehmen, daß die Gattin endlich wünschte, der Landgraf möchte seiner Soldatenlaufbahn Valet sagen und an die Seinen denken.

Allein dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung. Eifriges Zureden seiner Freunde, sowie wahrscheinlich auch eine persönliche Unterredung mit

dem Großen Kurfürsten bewogen den Prinzen, bis zum Ende des Feldzuges seinen Entschluß zu verschieben. Für seinen geschichtlichen Namen war das ein Glück.

So wirkte er denn als Nächstbetheiligter an den hochbedeutsamen Vorgängen der nächsten Zeit mit. Am 15. Juni fiel Rathenow in des Kurfürsten Hände. „Es ist die schönste action von der Welt, vor der ganzen Feinds armada einen so considerablen Ort zu gewinnen." Aber eine noch schönere Action stand dem Prinzen bevor. Der schwedische Generallieutenant Wrangel, von der Einnahme Rathenows auf das Aeußerste überrascht, schlug, um aus dem gefährlichen Havellande zu entkommen, den Weg nach Fehrbellin ein, die Brandenburger immer hinter ihm her. „Wir seind braff auff der jacht mit den Herren Schweden," schreibt unser Prinz zwei Tage darauf von Nauen an seine „Engelsdicke", und meint von den Brandenburgern: „morgen frühe werden sie den Schweden den morgensegen singen". Von diesem Orte nach Fehrbellin führte nur eine Straße; hier nun die Schweden zum Stehen zu bringen, ehe sie Fehrbellin erreichten, war die Aufgabe der brandenburgischen Avantgarde. Der Prinz von Homburg, der die an sein Amt Neustadt grenzende Gegend genau kannte, erbat sich die Führung jener und erhielt sie auch. Schon am Morgen des 18. Juni konnte er dem Kurfürsten melden lassen, daß er die Schweden beim Dorfe Linum zum Stehen gebracht habe. Nachdem der Kurfürst zunächst Bedenken getragen, Homburg den geplanten sofortigen Angriff zu gestatten, entschied er sich, als der Prinz seine Bitte durch einen zweiten Adjutanten wiederholte, trotz Derfflingers Widerrathen, schnell dazu, auf den Wunsch des kampfesmuthigen Reitergenerals einzugehen „Weill wir den Feind so nahe haben, muß er Fell oder Federn lassen" So begann denn der Prinz, ohne das Hauptgros der Armee abzuwarten, die Schlacht Dreimal verdrängte er die Schweden aus ihren Stellungen und fiel dann über die bloßgegebene rechte Flanke derselben her, die er zugleich zu umgehen suchte, um ihnen die Rückzugslinie abzuschneiden Als der Große Kurfürst eintraf, blieb es im Großen und Ganzen bei den von Homburg geschehenen Anordnungen. Der linke Flügel der Brandenburger führte die Entscheidung herbei, besonders wogte der Kampf um den Besitz eines Hügels, von welchem aus die Kanonen Friedrich Wilhelms die schwedische Front bestrichen. Der Kurfürst selbst und auch Derfflinger geriethen hierbei in die größte Gefahr. „Es ging sehr hart zu," so lesen wir in demselben Briefe[1], „dann wir gegen die Schweden continu fechten mußten, Gott hat mir doch allemal wieder draus geholfen; und wären alle unsere Stücke (Kanonen) und der Feldmarschalk selbsten verloren

[1] Bei Jungfer. Beilage Nr 11

gewesen, wenn ich nicht en personne secundieret hätte." Schließlich mußten die Schweden den Rückzug antreten. „Da ging es recht lustig ein Stunde 4 oder 5 zu, bis endlichen nach langem Gefechte die Feinde weichen mußten, und verfolgten wir sie von Linum bis nach Fer-Berlin und ist wohl nicht viel mehr gehöret worden, daß eine formierte Armee mit einer starken Infanterie und Kanonen so wohl versehen, von bloßer Kavallerie und Dragonern ist geschlagen worden." Die gänzliche Erschöpfung der Truppen hinderte den Prinzen von Homburg, welcher die Verfolgung leitete, diese mit voller Energie zu betreiben, so entkam ein Theil der schwedischen Armee über Fehrbellin.

Wenn wir hier im Gange der Erzählung inne halten und uns fragen, wie sich diese geschichtlichen Vorgänge, die wir nach der jüngsten Lebensbeschreibung des Prinzen berichteten, zu der Rolle verhalten, welche Heinrich von Kleist in seinem Drama den Landgrafen Friedrich von Homburg spielen läßt, so sehen wir, daß von einer Verschuldung des Prinzen in Wirklichkeit nicht die Rede war. Er hat nicht durch sein dem angeblichen Befehle seines Kriegsherrn widersprechendes Handeln die Kriegszucht verletzt, sondern sein Angriff auf die Schweden geschah auf Anordnung Friedrich Wilhelms und trug wesentlich zu dem glücklichen Ausgange der Schlacht bei Fehrbellin bei. Daß der Prinz damals keineswegs ein verliebter Jüngling war, daß er zur Prinzessin Natalie von Oranien niemals in zarte Beziehungen getreten ist, brauche ich dem Leser dieser Mittheilungen nicht erst in Erinnerung zu bringen. Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß die pseudo-geschichtliche Auffassung, welche Kleist verwerthete, schon kein Geringerer als Friedrich der Große in seiner Geschichte des Hauses Brandenburg in die historische Literatur eingeführt hat. Eine Thatsache aber ist es andererseits, daß der Große Kurfürst mit den Leistungen der Reiterei am Schluß der Schlacht bei der Verfolgung der Schweden nicht zufrieden war und mit einer Untersuchung drohte. Man versteht, daß der Prinz von Homburg, der mit Recht für sich einen Haupttheil des Verdienstes an der gewonnenen Schlacht in Anspruch nehmen konnte, sich verletzt fühlte. Er nahm daher plötzlich Urlaub, und nicht ohne Mühe wurde eine Versöhnung herbeigeführt. Nach kurzem Aufenthalt zu Hause fand er sich im November wieder bei der Armee ein. Wir sehen ihn dann unter dem Oberbefehle des dem Kurfürsten verbündeten dänischen Königs Christian V. in Mecklenburg thätig, das Städtchen Ribnitz eroberte der Prinz an demselben Tage, an welchem Wismar in die Hände der Dänen fiel. Während dessen hatte der Große Kurfürst die Odermündungen erobert, und als er im Sommer 1676 wieder aus Berlin, wo er krank gewesen war, sich nach Pommern wandte, stieß auch Friedrich von Homburg in Mecklenburg zu ihm. Bei den nun folgenden Kämpfen zeichnete

ſich der Prinz beſonders bei der Belagerung Anklams aus und wurde für ſeine Verdienſte vom Kurfürſten mit fünf Gütern belehnt, gewiß zur lebhaften Genugthuung ſeiner Gemahlin, welche damals gerade in der Umgebung der Kurfürſtin Dorothea im Feldlager weilte. Während dieſer Zeit bot ſich ihm die Gelegenheit, ſeinem Schwiegervater behilflich ſein zu können, der in Pommern die ſog. Oſtenſchen Güter beſaß, aber bei der Kriegsunruhe dieſen Beſitz nur zu leicht verlieren konnte. Er ſchützte das Gut vor Contributionen „während der Kriegspreſſuren" und obgleich der Herzog ſelbſt einen gewiſſen Joachim Teche aus Kurland mit Vollmacht nach Oſten ſchickte, ſo glaubte der Prinz doch im Intereſſe ſeines Schwiegervaters zu handeln, wenn er, als brandenburgiſcher General, das Gut von ſich aus auf 3 Jahre an einen gewiſſen v. Parſenau verpachtete, „gar keines genuſſes wegen, ſondern Vielmehr Zu Conſervation der alberett in Theilung gehenden Güter und zu deren Meliorationen" und es ſo in „ſeinen Schutz" nahm[1]. Nach der Einnahme Stettins, bei welcher er nicht beſonders hervortritt, erhielt der Prinz im Frühjahr 1678 einen ehrenvollen Auftrag. Da man nämlich einen Einfall der Schweden von Livland aus ins Herzogthum Preußen befürchtete, ſo wurden, um dem entgegenzutreten, Truppen dorthin dirigirt. „Nachmalen es ſich ſo fügen müſſen," leſen wir in einem Briefe des Prinzen an ſeinen Schwiegervater[2], „daß Sr. Churfürſtl. Gnaden zu Brandenburg ſich gemüſſigt befunden, Uns nebenſt einem unterhaltenden Corps d'Armee nach dem Herzogthumb Preußen marchiren und daſelbſt über die Milic das völlige Commando Zu laßen, als ſeind Sr. Churf. Gnaden gnädigen Willen Wir umb ſo viel lieber gehorſambſt nachgekommen, weil wir Die Hoffnung geſchöpfet, deß Glückes fähig zu werden, Ew. Gnaden in Erwegung wir von den Grentzen Ihres Landes nicht entfernt, zu ſehen und auffzuwarten." Da es zu dem erwarteten ſchwediſchen Einfalle nicht kam, ſo konnte der Prinz die Reiſe nach Kurland ausführen, nachdem er „des Kurfürſten permission» und außerdem einen Geleitspaß des Königs von Polen erhalten hatte Freilich handelte es ſich nicht nur um einen freundſchaftlichen Beſuch bei ſeinen Schwiegereltern, ſondern es war ihm zunächſt um die Erledigung einer Anzahl geſchäftlicher Fragen zu thun, die zum Theil mit dem im Auguſt des Jahres 1676 erfolgten Ableben ſeiner Schwiegermutter zuſammenhingen. Ueber die Hinterlaſſenſchaft der Herzogin Louiſe Charlotte kam auch am 25. Juni in Mitau eine Einigung zu Stande. Sie beſagte, daß die 28,216 Floren, welche aus der Erbſchaft der verſtorbenen Herzogin der Landgräfin Louiſe Eliſabeth zukamen, durch Verpfändung des Gutes Grünhof ſichergeſtellt werden ſollten. Für die drei

[1] Cf der Prinz an Herzog Jacob d. 19. Oct. 1677, d. 15. Mai 1681. Homburg.
[2] d d. 14./24. April 1678. Inſterburg.

„Höfchen Layskahln, Bahrenhoff und Kampenhoff", welche aus dem Nachlasse der Herzogin ebenfalls der Landgräfin gebührten, übernahm Herzog Jacob die jährliche Zahlung einer Pension[1] von 500 Rthl. ad dies vitae. Aber auch über die ſtreitigen „Ehe-, Hochzeit- und Paraphernalgelder", welche, wie ſchon bemerkt, nur unregelmäßig gezahlt worden waren, war ſchon einige Tage früher, am 12./22. Juni, eine „Transaction gepflogen und eingegangen" worden, welche auch vom Erben des herzoglichen Stuhles, dem Erbprinzen Friedrich Caſimir, unterzeichnet und dann am 3 April 1679 noch vom Könige von Polen confirmirt wurde. Wie ſich aus den ſpäteren Verhandlungen ergiebt, war dieſe Forderung der Landgräfin durch Eintragung auf die Aemter Nutzen und Niederbartau (bei Libau) ſichergeſtellt worden. Kaum nach Preußen zurückgekehrt, erhielt der Prinz den Auftrag, einen Theil ſeiner Truppen nach Pommern zu führen, um an der Belagerung Stralſunds theilzunehmen. Wir finden dann auch den Prinzen bei der Feſtung thätig, bis ſie ſich am 15. October ergeben mußte. Zwar wiſſen wir von ſtarken Differenzen zwiſchen dem Prinzen von Homburg und dem Großen Kurfürſten, welche in dieſe Zeit fallen, aber als ſich der Erſtere vom brandenburgiſchen Heere im Jahre 1679 trennte, that er es im beſten Einvernehmen mit Friedrich Wilhelm und nur durch Familienverhältniſſe dazu bewogen. Es war ein dauernder Abſchied, aus dem Reitergeneral wurde jetzt der Regent eines kleinen Staates.

Wir verſtehen, warum der Landgraf aus fremden Dienſten ſchied. In den Briefen an ſeinen Schwiegervater erwähnt er ſchon 1678[2] ſeinen feſten Plan, die Landgrafſchaft Homburg von Darmſtadt einzulöſen und motivirt ſeine Erinnerungen, der Herzog Jacob möge ſeine Zahlungen doch prompt liefern, damit, daß er ihm darſtellt, er habe auf dieſe Poſten „ſein ganzes Facit gemacht". Als dann die am Advent 1678 fällige Rate von 10,000 Thl. nicht gezahlt wird, da iſt er es müde, ſich „mit bloßen lehren Brieffen und Verſicherungen Uns zu Unſerem größten Nachtheil, Schaden und Beſchimpfung herumbführen zu laßen". Er beauftragt ſeinen Rath Friedrich Wippermann nach Mitau zu gehen und kategoriſch die Auslieferung der verpfändeten Güter Nutzau und Niederbartau zu fordern, „die possession in beiden Aembtern auch die Reverſe an Eydesſtadt von denen beamten zu nehmen, und ſo lange zu Nozzau zu verharren, bis wir Jemand anders verordnet haben, welcher daſelbſt bleiben und daß alle Intraden treulich abgeliefert werden,

[1] Information, was es vor eine Beſchaffenheit mit den 8 Höfgen Lapskalln ꝛc. und verſprochenen 5000 Rthl habe.

[2] z. B. d. d. Grubenau d. 15./25. November 1678, d d. Frankfurt d. 22. März 1679, d. d Weſerlingen d. 7./17 Januar 1679.

die obacht haben soll."[1] Das Manquement seines Schwiegervaters zwingt ihn, Geld auf zwei Monate gegen Lieferung eines Pfandes aufzunehmen, weil, wie er an Herzog Jacob schreibt: „Wir in sicherer Veranlaßung auf diese Geldter in einem gewissen Accord wegen Unßeres Stammhauses Homburg Unß eingelaßen und davon ohnmöglich, ohne größten Schimpf Und unwiderbringlichen Schaden abgehen können." Aber da Wippermann vom Herzoge ziemlich ungeberdig abgefertigt wird, so beschließt der Prinz nochmals persönlich nach Kurland zu reisen. Herzog Jacob suchte seinerseits eine Verständigung, indem er auf die Ostenschen Güter zurückkam und diese seinem Schwiegersohn als Ersatz für die verpfändeten kurländischen Güter anbot. Dieser lehnte jedoch ab und kam mit seinem Rathe Geismar selbst nach Kurland. Herzog Jacob war durch seine Kränklichkeit, welche ihn in den letzten Jahren seiner Regierung vielfach hemmte, verhindert, zu einer Entrevue mit dem Prinzen von Homburg auf eines seiner Güter ihm entgegenzureiten. In Mitau aber fürchtete er ihn zu empfangen, weil die Kriegszeiten und die „benachbarte Schwedische Aufmerkung" die Anwesenheit des brandenburgischen Generales in der kurischen Residenz, zumal mit der erforderlichen „Convenablen Escorde" nicht erwünscht schien. Trotzdem kam der Prinz, der „bei fast geschloßener Friedensruhe" es waren die Tage nach dem Frieden von St. Germain en Laye — diese Bedenken nicht theilte, nach Mitau. Leider kennen wir nicht das Resultat dieser Reise und können daher nur muthmaßen, daß es nicht sehr groß gewesen ist, denn die Bitten, die Geldsendungen prompter zu liefern, hören in den nun folgenden Jahren nicht auf. Seit seinem Scheiden aus der Armee widmete sich der Landgraf Friedrich II von Homburg der Verwaltung seines schönen Ländchens. Das Schloß erstand in dieser Zeit und auch ein neuer Stadttheil, nach der Landgräfin Louise Elisabeth die „Louisenstadt" benannt, in welchem französische Refügiés angesiedelt wurden, als sie nach Aufhebung des Edictes von Nantes angesichts der bornirten und brutalen Gewissensbedrückung in ihrer Heimath nicht bleiben konnten. Daneben widmete sich der Landgraf der Verwaltung seiner Güter im Brandenburgischen, freilich viel weniger als in früheren Jahren. Mit Kurland wurden die Beziehungen nicht gelöst, und neben den geschäftlichen Veranlassungen finden wir auch andere Gegenstände in den Briefen des Prinzen an seine kurländischen Verwandten berührt. So empfiehlt der Prinz seinem Schwiegervater im J. 1680 einen Gouverneur für dessen überseeische Colonien.

Herzog Jacobs körperliches Befinden wurde in den letzten Jahren seines Lebens immer schlechter. Schon Ende des J. 1680 war er bedenklich

[1] Prinz Friedrich von Homburg an Herzog Jacob, d. d. Wesenlingen d. 26 April 1679.

krank. „Er sehe mit Bestürtzung S. D. d. H Vatters zugestoßene Unpäßlichkeit. Gott wolle S. L. nach dero gefallen erhalten," schreibt der Prinz von Homburg an den Erbprinzen Friedrich Casimir und fügt die Bitte hinzu, er möge, wenn er auf den Thron komme, die homburgischen Forderungen nicht vergessen[1]. Rascher, als man es gedacht, in der Neujahrsnacht auf das Jahr 1682 schlossen sich Herzog Jacobs Augen zur ewigen Ruhe. Bei der nun folgenden Erbtheilung kam es zu Differenzen. Herzog Friedrich Casimir stellte sich auf den Standpunkt des väterlichen Testamentes, welches besagte, daß die Ehe- und Paraphernalgelder von den ausstehenden Schulden des Herzogs abgetragen werden sollten. Da man in Homburg die Sache anders auffaßte, so kam es zu Verhandlungen, die der Landgraf durch seinen Bevollmächtigten Maximilian von Knigge in Mitau führen ließ. Nachdem dieser am 19./29. October 1682 dem jungen Herzog eine Erklärung überreicht hatte, kam am 9. Nov. eine Punctation zu Stande, welche ihren officiellen Ausdruck in einem Vergleiche fand, der am 14. Nov. in Mitau und am 27. Nov. in Kassel von den Interessenten unterzeichnet wurde. Darnach zahlte Herzog Friedrich Casimir von den schuldigen Ehegeldern sofort 17,000 Rthl., so daß noch 50,000 als schuldig verblieben. Diese sollten in der Weise getilgt werden, daß der Herzog an den Johannisterminen 1683—86 (also 4 Mal) je 1562 Tonnen Leinsaat seiner Tochter leisten sollte, jede Tonne à 8 Rthl. gerechnet, im Ganzen also 6250 Tonnen, im Werthe von 50,000 Rthl. Der Transport sollte auf herzogliche Kosten nach Roscoffe in Frankreich (am Canal) geschehen, wo es der Landgraf durch seine Agenten verkaufen sollte. Die Gefahr des Transports trägt der Herzog, welcher in dem Falle, daß der Seehandel ganz gesperrt und somit die Lieferung von Leinsaat unmöglich sein sollte, sofortige Bezahlung der Ehegelder verspricht. Die Summe von 8623 Rthl., welche der Herzog Jacob von den auf Grünhof aufgetragenen, von der Herzogin Louise Charlotte geerbten Geldern noch schuldig geblieben war, versprach Herzog Friedrich Casimir zu Johannis 1683 zu zahlen. Die von den 3 Höfchen bezogene Pension sollte mit 5000 Rthl. bei Auswechselung der Vergleichsurkunde abgelöst werden und in diese Summe zugleich die Entschädigung für den sechsten Theil der Mobilien des Herzogs Jacob, welche der Landgräfin laut Testament des Vaters zufiel, eingeschlossen sein. Nach Bezahlung aller dieser Summen und Lieferung der Leinsaat sollte der Landgraf eine vom König von Polen als Oberlehnsherrn des Herzogs von Kurland zu confirmirende „Generalquittanz" ausstellen und seine Ansprüche, auch auf Rutzau und Niederbartau, an den Herzog cediren. Da aber der Herzog diese Verpflichtungen nicht

[1] Friedrich von Hessen an Friedrich Casimir d. 25. Januar 1681. Homburg v. d. Höhe.

erfüllen konnte, ſo kam im Januar 1684 noch eine neue Abmachung zu Stande, in welcher die Landgräfin die ihr vom Herzoge Friedrich Caſimir ſchuldige Summe bis zu Johannis 1685 terminirte und ſich dafür das Amt Grünhof mit der Zuſicherung, daß keine anderen Schulden darauf gemacht werden ſollten, verpfänden ließ; der Hofmarſchall Chriſtian Ewald von Kleiſt, der Verwalter des Gutes, ſollte angewieſen werden, ihr die auf 6 pCt. zu berechnenden Zinſen jenes Capitals jährlich auszuzahlen.

Dieſe Angelegenheit zieht ſich noch weit in die 90er Jahre des 17. Jahrhunderts hinein und man gewinnt den Eindruck, daß Landgraf Friedrich beſſer gefahren wäre, wenn er es gleich dem Landgrafen Karl von Heſſen-Kaſſel, dem Gemahle der jüngſten Tochter Herzog Jacobs, gemacht hätte: dieſer war nämlich ſo klug, im Jahre 1681[1] die ganze Schuldforderung, welche er an das Haus Kurland hatte (106,000 Flor. poln.), dem Könige von Dänemark zu cediren und ſich ſomit den peinlichen Auseinanderſetzungen mit ſeinen nächſten Verwandten zu entziehen.

Das Jahr 1686 brachte der Landgräfin Louiſe Eliſabeth den Tod ihres jüngſten Bruders, des Prinzen Alexander von Kurland, der als brandenburgiſcher Obriſt bei der Belagerung Ofens ein frühes Ende fand. Ueber die Frage der Erbſchaft des Prinzen entſtanden wieder zwiſchen den Intereſſenten Mißhelligkeiten, welche eine Miſſion des Baron Kettler nach Mitau nothwendig machten[2]. Letzterer war noch im J 1687 in Mitau thätig. Ebenſo wurden weitläufige Correſpondenzen zwiſchen dem mitauer und homburger Hofe durch den Umſtand bedingt, daß der Sohn des Landgrafen, Prinz Friedrich Jacob, nur ſchwer in den Beſitz der ihm vom Prinzen Alexander teſtamentariſch vermachten 6000 Rth. gelangen konnte. Noch im J. 1699, als Herzog Friedrich Caſimir ſchon todt war, war dieſe Angelegenheit nicht geordnet. Mit dieſen Mittheilungen brechen wir unſere Erzählung der geſchäftlichen Beziehungen des Landgrafen Friedrich zu Kurland ab. Die perſönlichen wurden weſentlich gelockert, als am 16. Dec. 1690 die treue Lebensgefährtin des Landgrafen, Louiſe Eliſabeth, nach zwanzigjähriger glücklicher Ehe die Augen zur ewigen Ruhe ſchloß.

Wie der Landgraf ſchon kurz nach dem Tode ſeiner erſten Gattin ſeine zweite Ehe eingegangen war, ſo blieb er auch jetzt nicht lange Wittwer. Im Jahre 1692 heirathete er in dritter Ehe Sophie Sibylle, verwittwete Gräfin von Leiningen-Heidesheim, geborene Gräfin Leiningen-Weſterburg, welche ihm mehrere Kinder ſchenkte und auch den noch unerzogenen Kindern

[1] d. 29. März 1681.

[2] Ueber dieſe Angelegenheit cf. „Zwei Fürſtengeſtalten des 17. Jahrh." II. Aus dem Leben des Prinzen Alexander von Kurland. Mitau, 1891. Verlag von E Behre.

Louiſe Eliſabeths eine treue Mutter wurde. Als dann die Tage kamen, da es Abend wurde in Landgraf Friedrichs Leben, als er kränklich und hinfällig wurde, fand er an Louiſe Sibylle eine treue Pflegerin ſeines Alters. Am 24. Januar 1708 endete ſein an Mühen und Kämpfen reiches Leben. Mit ihm ſank ein Mann in das Grab, der billig darauf Anſpruch erheben konnte, in dem Gedächtniß der Nation fortzuleben; denn in der Zahl der militäriſchen Mitarbeiter des Großen Kurfürſten iſt gewiß eine der eigenartigſten der Schwiegerſohn Herzog Jacobs, der Landgraf mit dem ſilbernen Bein.

A. Seraphim.

Erinnerung an die Heimath.

Von Dorothea Herzogin von Kurland.

(Beilage eines Briefes der Herzogin an den Herrn Woldemar von Ditmar-Fenneru, d. d. Paris, 16. November 1816.)

Am viel grünen Neckarſtrande
In der Mandelbäume Schatten,
Fern vom lieben Vaterlande,
Nordmann ſitzt auf Blumenmatten.
Und auf leicht bewegten Wellen
Fahren edle Süderfrauen,
So mit Augen, wunderhellen,
Nach dem Blondgelockten ſchauen,
Doch die Feuerblicke zünden
Flammen nicht in ſeinem Herzen·
Nach der Heimath dunklen Linden
Schwerſt das Aug' in Sehnſuchtsſchmerzen.
Was ihm mag die Fremde bieten,
Herz bleibt ewig bei den Seinen,
Und er muß in Südens Blüthen
Der Erinn'rung Zähren weinen.

* * *

Dies zur Antwort auf die Frage, ob es mir wohl ſchwer fallen würde, wieder in meine Heimath zurückzukehren.

Miscellen.

Zu Beginn der 60er Jahre[1] war die „Balt Monatsſchrift“ das Hauptorgan der provinzial-politiſchen Beſtrebungen unſerer Heimath, und nahezu alle Tagesfragen fanden in ihr eingehende Erörterung. Ihr war es beſchieden, kurz vor dem Anbruch einer Periode aufſtrebenden baltiſchen Lebens ihre Wirkſamkeit eröffnen und in der Folge an all den ſegensreichen Neugeſtaltungen, welche vor 30 Jahren unſer Land erſtehen ſah, Antheil nehmen zu dürfen.

Und in der That, allenthalben regte es ſich damals auf wirthſchaftlichem, wie auf geiſtigem Gebiete. Die alte Frohne hatte aufgehört zu exiſtiren (1865), die Freigebung des Rechtes zum Erwerbe von Rittergütern, eine viel umſtrittene Frage, war vom livländiſchen Landtage (März 1866) und in der Folgezeit auch von den Landtagen der Schweſterprovinzen beſchloſſen worden; die Landgemeindeordnung ward, wenn auch etwas überſtürzt, geſchaffen (19. Febr. 1866); Stadt und Land hatten damals allen Grund, auf eine unſeren Bedürfniſſen entſprechende Juſtizreform hoffen zu dürfen, welche der aus den Vertretern der Provinzialſtände und der Univerſität gebildeten baltiſchen Juſtizcommiſſion in Dorpat anvertraut worden war (1863).

Blicken wir auf das Riga jener Tage zurück, ſo ſehen wir mit dem Abbruch der beengenden Feſtungswälle (1861) neues Leben in die alte Hanſaſtadt einziehen. Seit dem Jahre 1861 war die Reorganiſation der Communalverwaltung auf Initiative der Stände Rigas Gegenſtand eifrigſter Berathung der Bürger. Kurz vorher hatte der Rath im Sinne zeitgemäßer

[1] Vgl. die „Livländiſchen Frühlingsgedanken“ vom Jahre 1866. „Balt. Mon.“ Bd 13. S 260 ff

Umbildung den Zünften neue Schragen ertheilt (7. März 1860, 11. Mai 1860, 5. Juni 1861). In das Jahr 1863 und die erste Hälfte von 1864 fällt die siegreiche Agitation zur Herbeiführung des Eintritts der Literaten in die große Gilde.

Auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft sehen die Bewohner Rigas das jetzt zu einem wirklichen Kunstinstitut gewordene Stadttheater in verjüngter Gestalt emporwachsen, das baltische Polytechnikum (eröffnet am 2. Oct. 1862), das Stadtgymnasium, die communalen statistischen Bureaux (Juni 1866) begründet und erbaut werden.

Die am 12. Nov. 1861 dem Verkehr übergebene Riga-Dünaburger Eisenbahn und die am 25. Juli 1862 fundirte, zwei Jahre später (28. März 1864) eröffnete Börsenbank führten dem Handel neues Leben zu, das 1862 errichtete Gas- und Wasserwerk förderte die Wohlfahrt der Stadtbewohner.

Der kraftvoll erwachte Unternehmungsgeist wandte sich gar der Riesenaufgabe zu, in eigener Landesgrenze die Mittel zum Bau einer Eisenbahn aufzubringen.

Als ein Correlat der geistigen Strömung jener Tage machte sich naturgemäß das Bedürfniß nach erweiterter Publicistik hier wie in den Schwesterprovinzen geltend.

Ein Jahr nach Gründung der „Balt. Monatsschrift" (1859) erschien die „Revalsche Zeitung", im Jahre darauf vollzog sich die Umgestaltung der „Rigaschen Zeitung", 1862 wurde die Herausgabe einer „Rig. Handelszeitung" versucht, welche jedoch ein nur kurzes Dasein fristete. Das folgende Jahr (1863) sah in Dorpat zwei hervorragende Blätter erstehen, das „Dorpater Tagesblatt" und die „Baltische Wochenschrift für Landwirthschaft, Gewerbfleiß und Handel". Das erstgenannte Blatt, das beste politische, das die Ostseeprovinzen jemals besessen, wurde meisterhaft vom Professor Karl Schirren geleitet, und steht heute noch, trotz seiner leider nur kurzen Lebensdauer, in rühmlichstem Angedenken bei all denen, welchen es vergönnt war, sich an den geharnischten Leitartikeln dieser Zeitung zu erfreuen. Die „Balt. Wochenschrift" hat es nicht nur versucht, ihr Dasein bis zum heutigen Tage fortzuführen, sondern verstanden, ihre Unentbehrlichkeit zu erweisen.

Viele der vor dreißig Jahren genährten Hoffnungen sind unerfüllt geblieben. Die damals in Angriff genommenen Reorganisationen unseres Verfassungslebens, die Justizreform, die Umgestaltung der Communalverwaltung, die Neubelebung der Zünfte sind in ganz andere Bahnen gelenkt oder ganz anders, als man wünschte und hoffte, zum Abschluß gebracht worden. Die Männer aber, welche damals, den verschiedensten Ständen und Berufsarten angehörend, ihren Gedanken, ihrem Wünschen und Wollen gern und freudig Ausdruck verliehen, sie führen die Feder nicht mehr, weil der

Tod die Hand erkalten ließ, weil sie ins ferne Ausland zogen, weil sie des Schreibens müde wurden.

Schauen wir zurück auf den jugendfrohen Optimismus der 60er Jahre und sehen wir uns heute um — so werden wir versucht, die Worte Rückerts, welche den vom Winter überraschten Schwalben gelten, herzusetzen:

„Glücklich sind, die schlafen und die
Sind beglückter, die wandern aus;
Doch die wachen und bleiben hie,
Frieren in Nacht und Wintergraus." —n.

Karl Ernst von Baers hundertjähriger Geburtstag.

Am 17. Februar 1892 vollendet sich ein Jahrhundert seit dem Tage, an welchem, fern von den Centren europäischer Wissenschaft, inmitten der nordischen Flächen Estlands ein Mann zur Welt kam, dessen heller und umfassender Geist die Naturforschung in neue Bahnen zu lenken bestimmt war. Mit freudigem Stolze blickt die Heimath auf Karl Ernst von Baer, einen der größten, vielleicht den größten Sohn der baltischen Erde, dessen Thaten den Gebildeten Achtung, den Gebildetsten Ehrfurcht abnöthigen. Unsere tiefe Verehrung für die Männer, welche mit der Fackel der Erkenntniß ihrem unwissenden Geschlechte vorangeleuchtet, gründet sich auf das Bewußtsein, daß diese Männer durch ihr lauteres Streben, die Gesetze des Kosmos zu begreifen, uns dem höchsten Ziele der Menschheit, der inneren Freiheit, entgegenführen. Ein solcher Führer war Karl Ernst v. Baer. Durch die peinlichste Genauigkeit im Einzelnen sich auszeichnend und doch nicht am Kleinen haftend, durch das Mikroskop sein Object untersuchend und doch das offene Auge gegen die Sterne des unendlichen Himmels gerichtet, dachte er, forschte er, schrieb er, verkündigte er der Welt eine neue, die erste Lehre vom Ursprunge des menschlichen Individuums. «Ortus ab ovo hominem homini ostendit.» Indem er sich mit lebendigem Geiste in das Leben der Natur versenkte und dem Walten der Kräfte nachspurte, in deren Bereiche es „weder Kern noch Schale" giebt, wandten sich seine Blicke auf „das ewig Eine, das sich vielfach offenbart". Demselben Geiste, der mit sicherem Tritte bis an die Grenzen irdischer Erscheinungswelt wandelte, waren Flügel verliehen, die ihn über diese Welt des Staubes mächtig emporhoben. So führte der kräftige und rastlose Strom des Wissensdranges, der Baers Wesen, wie das jedes großen Forschers, erfüllte, manches Goldkorn echter Religiosität, manche Perlen der Philosophie und Poesie mit sich, welche leicht aus ihrer Hülle gelöst und den Gebildeten zum

Gemeingut werden konnten. Aus einem seiner herrlichen Aufsätze, die sich durch seltene Kraft der Combination auszeichnen, schöpfen wir ein solches Wort, das Baers empfänglichen Sinn für alles allgemein Menschliche widerspiegelt. „Eine vierfache Sehnsucht, die er dem Thiere verweigerte, legte der gütige Schöpfer in die Brust des Menschen zur Beherrschung seiner thierischen Natur: die Sehnsucht nach dem Heiligen, die wir Glauben, die Forderung der Pflicht, die wir Gewissen, die Lust an der Erkenntniß, die wir Wißbegierde, und die Freude am Schönen, die wir Kunstsinn nennen. Jene vierfache Sehnsucht, nach der man allein sagen darf, daß der Mensch ein Ebenbild Gottes sei, ist der Magnet, der unsichtbar die Menschheit in ihrer Entwickelung leitet und sie nothwendig in ihrer Gesittung weiter führen muß, denn er zieht sie nach ihren vier ewigen Interessen: der Religion, Tugend, Wissenschaft und Kunst. — Die Vergangenheit lehrt es dem offenen Blicke, und je mehr der heutige Tag im Strome der Zeit zurückgedrängt sein wird, um so allgemeiner, um so lebendiger muß die Ueberzeugung werden, daß die Weltgeschichte nichts ist, als die Entwickelung der ewigen Interessen der Menschheit. Denn die Anlage, die den Menschen vom Thiere unterscheidet, muß auch die Kraft sein, die ihn über das Thier erhoben hat und sie muß ihn noch weiter erheben, wenn sie nicht begrenzt ist. Wie könnte sie aber eine Grenze haben, wenn sie in einem Rufe nach dem Ewigen besteht? — Es ist eine tröstende Erfahrung, daß, wenn nur die Gesittung einen gewissen Grad erreicht hat, alle Verluste, alles Unrecht, alle Greuel ihre Früchte für diese ewigen Interessen tragen. — Religiöse Verfolgung erzeugt religiöse Erhebung, und Jedermann weiß, wie viel ihr das Christenthum in den ersten Jahrhunderten verdankt." (Reden, Th. I, S. 115 f. Ausgabe der estländischen Ritterschaft 1864.)

Ein weihevolles Gedenken ziemt dem hundertjährigen Geburtstage dieses Mannes, der als Forscher ein köstliches Besitzthum seiner Wissenschaft, als edler und hochgesinnter Mensch eine Zierde seines Geschlechtes geworden. Wie der 17. Febr. 1892 von gelehrten Körperschaften feierlich begangen werden wird, so darf er auch an uns als Menschen und als Balten nicht unbeachtet vorübergehen. Als Nachklang an die Bedeutung dieses Tages hoffen wir im folgenden Hefte unseren Lesern einen Rückblick auf Baers Leben und Wirken zu bringen. Abgeschlossen liegt dieses reiche Leben vor uns. Seit mehr als drei Lustren ist Baers sterblicher Theil der Erde zurückgefallen. Aber wie nach Goethes Worten „das Beständige der irdischen Tage uns ewigen Bestand verbürgt", so wird Baers Thaten eine Dauer innewohnen, die nach gewöhnlichem Zeitmaß nicht zu messen ist. Denn er war aufwärts

gedrungen zu jener inneren Erfassung und Beherrschung der Welt, deren theilhaft, der Große im Reiche der Geister sprechen darf:

„Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Ich fliege frei durch alle Räume fort,
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort."

B v S

Bücherschau.

V. Wittschewsky, Breslau. „Die Zoll- und Handelspolitik Rußlands während der letzten Jahrzehnte." Schriften des Vereins für Socialpolitik XLIX 1. Band. Leipzig. Duncker und Humblot, 1892.

Im Hinblick auf die Verhandlungen des deutschen Reichstages über Handels- und Zollpolitik, welche durch die am 1. Februar 1892 ablaufenden Handelsverträge des deutschen Reiches geboten waren, ließ es sich erwarten, daß die Handelspolitik Deutschlands zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht werden würde. Solches ist denn auch vielfach geschehen. Alle auf diesem Gebiet erschienenen Flug- und Zeitschriften werden weit überragt von einem umfassenden Werk, welches der allzeit rührige deutsche „Verein für Socialpolitik" in neuester Zeit edirt hat. Dieses Werk ist betitelt: „Die Handelspolitik der wichtigeren Culturstaaten in den letzten Jahrzehnten" und behandelt im ersten Bande: „Die Handelspolitik Nordamerikas, Italiens, Oesterreichs, Belgiens, der Niederlande, Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Schweiz in den letzten Jahrzehnten, sowie die deutsche Handelspolitik von 1880 bis 1890". Wir finden in diesem ersten, umfangreichen Bande (645 S.) eingehende Berichte und Gutachten in deutscher, englischer und französischer Sprache über die Handelspolitik, welche in neun Culturstaaten in den letzten Jahrzehnten maßgebend gewesen ist. Tabellarische Zusammenstellungen, welche die Ergebnisse der deutschen Handelsstatik seit dem J. 1880 zusammenfassen, schließen das Werk.

Uns interessirt das hervorragende Werk, abgesehen von dem sachlichen Inhalt, aus zwei Gründen. Die Anregung zu der Herausgabe des vorliegenden Werkes ist, wie wir der Vorrede entnehmen, von unserem Landsmann Dr. A. Miaskowski, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig, ausgegangen. Ferner finden wir in der Reihe der zum Theil rühmlichst bekannten Autoren Valentin Wittschewsky, den ehemaligen

Mitredacteur der „Rigaſchen Zeitung“, zur Zeit Mitarbeiter an der „Schleſiſchen Zeitung“ in Breslau, welcher die Zollpolitik Rußlands einer hiſtoriſch-kritiſchen Behandlung unterzogen hat. Die durch den zugemeſſenen Raum in ihrer Ausdehnung zwar beſchränkte Darſtellung (85 S.) zeichnet ſich nichts deſto weniger durch eine gründliche Benutzung der verfügbaren literariſchen Hilfsmittel aus.

Wir müſſen bekennen, daß wir durch die Fülle der officiellen und nicht officiellen Publicationen, welche der Verfaſſer in ſeiner Abhandlung verwerthet hat, überraſcht worden ſind. Weit von der Centrale Rußlands entfernt, muß es wahrlich nicht leicht geweſen ſein, dieſer umfaſſenden Literatur habhaft zu werden.

Auf die überaus lehrreiche Unterſuchung können wir hier nicht näher eingehen, es ſei nur kurz der Inhalt angedeutet.

Eine hiſtoriſche Ueberſicht gedenkt im I. Abſchnitt zunächſt der einflußreichen Thätigkeit des Finanzminiſters Grafen Cancrin (1823—44), berührt ſodann die Tarifreviſionen der Jahre 1844—57, durch welche das Syſtem des extremen Protectionismus in vielen Punkten erheblich gemildert wurde. Der Tarif vom Jahre 1857 näherte ſich den freihändleriſchen Grundſätzen des Weſtens, ohne jedoch als „freihändleriſch“ im gebräuchlichen Sinne dieſes Wortes bezeichnet werden zu können. „Es wurden Conceſſionen, aber auch Vorbehalte gemacht.“

Die Periode 1857—1868, welche in dem am 1. Januar 1869 in Kraft getretenen Tarife ihren Abſchluß fand, endete mit einem weiteren Fortſchritt auf freihändleriſchen Bahnen. „Das herrſchende Syſtem des Schutzzolles wurde freilich nicht gewechſelt, wohl aber, zum letzten Male, um ein weiteres Stück gemildert.“

Im II. Abſchnitt wird eingehend die Entwickelung der Handelspolitik in den ſiebziger Jahren dargeſtellt. Die conſequente Ausbildung des ſtrengen Schutzzollſyſtems, welches heute Herrſchaft übt, beginnt mit der am 10. Nov. 1876 decretirten Erhebung der Zollgebühren in Gold. Die Maßnahme, welche Rußland ſeit jenem Zeitpunkt im Verlaufe der letzten fünfzehn Jahre zum Ausbau des Syſtems nationalen Induſtrieſchutzes nach allen Seiten zu treffen für nutzbringend erachtet hat, bis endlich der Zolltarif vom 1. Juli 1891, der Schlußſtein zum Bau einer ſchier unüberſteigbaren Schutzmauer, geſchaffen wurde — ſie werden alle in ihrer genetiſchen Entwickelung klar und anſchaulich dem Leſer vorgeführt. Die Schickſale einzelner wichtiger Artikel im Zollkampf werden beſonders beleuchtet. Unſere Leſer werden namentlich die Abſchnitte „Die Landwirthſchaft im Kampfe mit der Induſtrie“ und „Der Zoll auf landwirthſchaftliche Maſchinen und ausländiſche Düngemittel“ intereſſiren, da für Liv-, Eſt- und Kurland als ackerbautreibende

Provinzen mit intensiver Cultur der Kampf der Landwirthschaft mit der Industrie, welcher zu Gunsten der letzteren entschieden worden ist, eine Lebensfrage bedeutet.

Die Schrift Wittschewskys kann nur warm zum Studium empfohlen werden. Sie ist klar und prägnant geschrieben und dabei sehr objectiv gehalten. Eine fließende Darstellungsweise fügt die trockenen Thatsachen und Zahlen zu einem fesselnden Gesammtbilde zusammen. T . . . . n

Mittheilung der Redaction. Wegen Raummangels konnte eine Erwiderung auf die Hammarskjöldschen „Beiträge zur Geschichte Livlands unter Karl XI." (Baltische Monatsschrift", Jahrg. 1891, November- und Decemberheft), welche uns von sehr geschätzter Seite zugegangen ist, in diesem Heft leider keine Aufnahme mehr finden. Dieselbe gelangt im nächsten Heft zum Abdruck.

Corrigenda:

Seite 83 Zeile 7 von oben: lies „Stammesbrüder" statt „Genossen".

Herausgeber R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
R. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 25-го Января 1892.
Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ

Die F. W. Brederlosche Gemäldesammlung in Riga.

Riga besitzt zwei größere Gemäldesammlungen, und zwar die ältere Brederlosche Privatsammlung und die vereinigten Sammlungen der Stadt und des Kunstvereins. Die städtische Gemäldegallerie wurde im Jahre 1866 auf Beschluß der rigaschen Stände durch den Ankauf der aus 46 Gemälden meist holländischer Meister bestehenden Sammlung des Herrn Dominico de Robiani begründet. Robiani, aus Ticino gebürtig, hatte den napoleonischen Feldzug nach Rußland mitgemacht und sich nach der Auflösung der französischen Armee in Riga niedergelassen, wo er das Bürgerrecht erwarb und sich als Kaufmann etablirte. Seine Sammlung wurde von der Stadt gegen eine ihm zu zahlende jährliche Leibrente von 600 Rbl. erworben. Dieser Grundstock ist im Laufe der Jahre durch Ankauf und Schenkungen sowohl von Werken moderner wie älterer Meister auf eine Anzahl von ca. 200 Gemälden gebracht worden.

Die mit dieser zu einer Sammlung vereinigten Gemälde des 1870 gegründeten Kunstvereins, heute etwa 100 an der Zahl, sind vorläufig noch im zweiten Stockwerk des Kerkoviusschen Hauses an der Esplanade untergebracht.

Die ältere Brederlosche Sammlung mit 201 Gemälden befindet sich im zweiten Geschoß des v. Sengbuschschen Hauses an der Sünderstraße. Sie wurde von dem Rathsherrn Friedrich Wilhelm Brederlo gegründet und war bis zu dessen Tode in seinen verschiedenen Wohnräumen untergebracht. Seit jener Zeit ist sie in fünf Zimmern vereinigt und von den Erben der Besuch dem Publicum freigegeben worden. Unbegreiflicher Weise wird von dieser Erlaubniß nur sehr sporadisch Gebrauch gemacht, ja vielen Einheimischen scheint selbst die Existenz der Sammlung fremd zu sein, wenigstens

iſt dem Schreiber dieſes während ſeines wiederholten Studiums derſelben außer einigen befreundeten Herren kein Beſucher zu Geſicht gekommen. Vielleicht tragen die Ergebniſſe der in dem Folgenden niedergelegten Studie dazu bei das Intereſſe für die höchſt werthvolle Sammlung auch in weiteren Kreiſen anzuregen.

Seit einer Reihe von Jahren iſt man in Deutſchland bemüht, auch der neueren Kunſtgeſchichte ſeine Aufmerkſamkeit zuzuwenden, welche bisher in großem Maßſtabe immer nur der antiken Kunſt zu gute kam, und mit beſonderem Eifer iſt man der Erforſchung der deutſchen und der ſtammverwandten holländiſchen Kunſt der Malerei des 16. und 17. Jahrhunderts näher getreten. Die reiche künſtleriſche Thätigkeit in Holland und den Niederlanden während dieſer Zeit reizte wohl vor allem dazu und Männer wie W. Bode in Berlin, F. Schlie in Schwerin, A. Bredius im Haag, C. von Lützow in Wien und viele andere mit nicht minder klangvollen Namen ſind unabläſſig beſchäftigt, uns die Kenntniß der Werke jener Zeit und ihrer Schöpfer näher zu rücken. — Es iſt daher in gewiſſem Sinne nur die Erfüllung einer unabweisbaren Pflicht, auch das, was bei uns ſeit langen Jahren in Vergeſſenheit ſchlummert, der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen, damit ſich aus dem nach allen Richtungen hin zerſtreuten Material ein immer mehr abgerundeteres und klareres Bild der Kunſt jener Zeit entwickeln könne.

Von den 201 Gemälden der Brederloſchen Gallerie gehören etwa achtzig deutſchen Künſtlern aus der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts an, einige ſechzig ſind im Verzeichniſſe als Werke vlämiſcher und holländiſcher Meiſter, neunundzwanzig als unbekannt aufgeführt, während der Reſt ſich auf ältere italieniſche und deutſche, ſowie auf einige franzöſiſche, engliſche und ſpaniſche Meiſter der neueren Zeit vertheilt.

Beim Eintritt in das 1. Zimmer fällt der Blick zunächſt auf ein großes Gemälde von Friedrich Gauermann: eine Parforcejagd in einem Eichenwalde. Von dieſem öſterreichiſchen Meiſter, der bisher von der Kunſtgeſchichte noch viel zu wenig gewürdigt iſt, exiſtirt ein Verzeichniß ſämmtlicher von ihm gemalten und verkauften Bilder, veröffentlicht von Dr. C. v. Lützow in der Zeitſchrift für bildende Kunſt, Jahrgang XVIII. In dieſem Verzeichniß finden wir unter Nr. 114 unſer Bild wieder mit der in Rubriken geordneten Bemerkung: November und December (1833). Eine Parforce-Jagd in einem Eichenwalde. 5 Schuh lang, 4 Schuh hoch. Brederlo, Riga. 450 fl. Cour. Münze (= 472 Gld. 50 Kr. heutiger öſterreich. Währung). Unter Nr. 110 desſelben Gauermannſchen Verzeichniſſes erkennen wir auch das im Katalog unter Nr. 99 (2. Zimmer) als „der Königsſee“ angegebene Bild dieſes Meiſters wieder,

neben folgenden Notizen: Januar 1833. Der Königssee mit einem Wetter und einem Bauernhause im Vordergrunde. Ebenso staffirt wie das Bild des Baron Friesenhof. 3 Schuh, 2 Schuh 4 Zoll. v. Brederlo, nach Riga in Rußland. 250 fl. Cour. Münze. Zwei sehr tüchtig gemalte Bilder dieses Meisters, die das liebevollste Naturstudium zur Schau tragen.

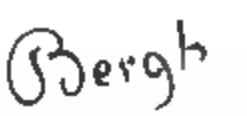
In demselben Zimmer begegnen wir aber sogleich einer stattlichen Reihe vlämischer und holländischer Meister, auf die hier zunächst eingegangen werden soll.

Gleich über der Gauermannschen Parforcejagd hängt das Porträt eines Edelknappen, welches das Verzeichniß dem Gerard Honthorst zuschreibt. Es erscheint mir aber für diesen Meister, der sich in Rom unter dem Einflusse des Caravaggio weiterbildete, zu weich und zu verschwommen in der Pinselführung, weshalb ich es eher dem Willem Honthorst, dem jüngeren Bruder des Gerard, zuschreiben möchte, der sonst seinem Bruder oft sehr nahe kommt. Eine Bezeichnung habe ich an dem Bilde, das sehr hoch hängt, nicht entdecken können. — Das kleine auf Kupfer gemalte Bild Nr. 9, eine Beweinung des Leichnams Christi, welches der Katalog kategorisch als van Dyck bezeichnet, verdient diesen Titel nicht, obgleich der Meister gerade diese Scene sehr häufig gemalt hat. Der Kopf des von links mit dem rothen Tuche oder Mantel nahenden Johannes hat zu wenig von der Art van Dycks, die Modellirung des Christuskörpers ist auf der rechten Seite stellenweise sogar schwach. Das Bild ist eine alte Schülerarbeit nach dem in der Eremitage zu St Petersburg unter Nr. 606 befindlichen in Grisaille ausgeführten van Dyckschen Original. — Ein schönes und echt bezeichnetes Bild ist das unter Nr. 11 von Quirijn Brekelenkam, eine alte Frau, im Profil gesehen, welche sich, vor einem Kamin sitzend, ihr Pfeifchen mit einem Holzbrand entzündet. — Nr. 12. Ein sehr geistreich aufgefaßtes Bildniß eines Mannes mit langem blonden Haar im dunklen Anzuge und weißen Kragen, etwas nach links gewendet, den Beschauer anblickend, auf dunklem Grunde in einer Fensteröffnung, als „unbekannt" aufgeführt, ist ein vorzügliches Werk des Rembrandtschülers Gerard Don (nicht Dou). Die schon sehr undeutliche und theilweise unter dem Rahmen versteckte Bezeichnung des Malers findet sich unten an der steinernen Umrahmung des Fensters, in dessen Oeffnung das Bildniß erscheint. — Das inschriftlich aus dem Jahre 1632 stammende Bildniß eines Cavaliers in ganzer Figur, der sich mit der rechten Hand auf einen roth behangenen Tisch stützt, könnte ein Michel Jansz Mierevelt sein. Oben rechts über der Jahreszahl steht die Bemerkung: aetatis suae 52. — Von Frederik Moucheron besitzt die Gallerie zwei Landschaften

unter Nr. 14 und Nr. 110. Erstere eine von hohen Bäumen überschattete Schlucht, rechts ein Wasserfall mit Staffage von Kühen und Schafen in gelblicher Beleuchtung; die zweite eine röthlich beleuchtete Landschaft mit großer Baumgruppe an einem Fluß. Beide Bilder sind bezeichnet Moucheron. — Von Frederiks Sohn ist unter Nr. 158 eine große baumreiche Landschaft mit Jagdscene erhalten, wenn auch fleißig gemalt, so doch schwer und kalt im Ton; in der Mitte unten bezeichnet. J. de Moucheron. Fecit 1729. — Das Innere einer weiß getünchten Kirche, nach dem Katalog dem Emanuel de Witte zugeschrieben, ist nur ein Isaak van Nickele, wie auch an dem Kirchenstuhl rechts unten deutlich zu lesen. Hier die Bezeichnung:

Nicolaas Berchem ist in der Sammlung durch drei Gemälde vertreten: Nr. 18, Nr. 45 und Nr. 190. Davon sind Nr. 18 und Nr. 190 in kleinem Format (hoch 0,3 m, breit 0,2 m) gehalten, Nr. 45 dagegen in stattlicheren Abmessungen (0,8 m breit, 0,66 hoch). Das erstere stellt eine südliche Landschaft mit thurmartiger Ruine im Hintergrunde dar; im Vordergrunde ein Wasser, durch welches ein auf einem Schimmel reitender Hirt eine Kuh treibt; ein junges Mädchen durchschreitet, von einem Hunde begleitet, zur Linken das Wasser. Nr. 190 zeigt einen höhlenartigen Raum mit Ausblick ins Freie, in welchem ein Bauer beschäftigt ist, seinen Schimmel vom Pflug abzuspannen, wobei er von seinem Söhnlein unterstützt wird, dessen Anstrengungen der Bauer, wie zwei Frauenzimmer lächelnd zuschauen. Diese beiden Bilder erscheinen besonders in der Staffage schon von etwas handwerklicher Art. Von großer Schönheit in der Gesammtstimmung und von echt poetischem Gefühl durchdrungen ist dagegen das Bild Nr. 45. Am Fuße eines schon in blaue Abendschleier gehüllten Bergzuges ein See, auf dem sich im Vordergrunde das letzte Verglühen der Abendsonne widerspiegelt. Im Vordergrunde eine heimkehrende Heerde mit Hirten, deren Gestalten lange Schatten werfen. In der Zeichnung der Thiere läßt sich auch hier eine Vernachlässigung des Naturstudiums deutlich wahrnehmen. Ebenso fällt bei allen drei Bildern die etwas stereotype Wiedergabe einzelner Figuren unter den Männern auf. — Nr. 121 ist im Katalog ebenfalls Berchem zugeschrieben, hat aber mit der Art dieses Meisters absolut nichts gemein. Es ist eine Landschaft mit weidenden Kühen an einem Wasser, links eine

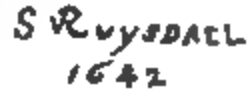
felſige mit Gebüſch überwachſene Anhöhe, über welche ein Hirt reitet. Im Vordergrunde durchſchreitet eine Hirtin mit einem Lamm unter dem Arme das Waſſer. Einzelne Figuren ſcheinen Berchem entlehnt zu ſein; der Hirt und das Mädchen haben ſogar etwas Aehnlichkeit mit den Figuren des Bildes Nr. 18. Vielleicht, daß wir es hier mit einer Arbeit von Berchems Schüler Abraham Begeijn zu thun haben. Die links unten im Terrain ſtehende Bezeichnung



iſt offenbar gefälſcht. — Ebenſo zweifle ich an der Echtheit der dem Jan Wijnants zugeſchriebenen Landſchaft Nr. 22, obgleich ſie manche charakteriſtiſche Eigenſchaften dieſes Meiſters aufweiſt. (Desgleichen ſcheint auf den beiden in der Stadtgallerie unter Nr. 119 und Nr. 128 befindlichen Bildern dieſes Meiſters nur das unter letzterer Nummer aufgeführte eine echte Bezeichnung zu tragen.) — Ein ſehr glatt gemaltes, in den Fleiſchtönen faſt emailleartig ſchillerndes Bild iſt die Bathſeba im Bade von Adriaan van der Werff, Nr 24. Der ſchönen Frau, welche eben im Begriff iſt ins Bad zu ſteigen, überbringt eine etwas gezierte Dienerin die Einladung Davids in Form eines Briefes mit daran hängendem großen Siegel. Hinter der Badenden eine weiße und eine ſchwarze Dienerin mit Geſchmeiden und Prachtgewändern. — Die kleine Baumlandſchaft Nr 25 mit einem links ſich hinziehenden Wege, auf welchem einige Kühe getrieben werden, und einem umgeſtürzten Baum im Vordergrunde, trägt zwar links unten die echt ausſehende Bezeichnung

doch ſcheint mir dieſelbe nicht die des berühmten Jacob van Ruisdael, von welchem ſich eine ſehr ſchöne Landſchaft mit Waſſerfall und der echten Bezeichnung

in der städtischen Gallerie unter Nr. 134 befindet Vielleicht haben wir es hier mit einer Jugendarbeit des Meisters, oder aber mit einer solchen seines Vetters Jakob, des Sohnes von Salamon van Ruijsdael zu thun, dem ich auch die unter Nr. 142 (Zimmer 4) befindliche Landschaft, ein Landweg mit Bäumen und einer Viehheerde, zuschreiben möchte. Diese ist ganz in der Art des Salamon Ruijsdael und in jenem wahren Sepiatone gemalt, der diesem Meister eigen ist, verräth aber durch die Unsicherheit ihrer Pinselführung die Schülerhand. Den Meister erkennt man leicht und nicht nur durch die deutliche Bezeichnung



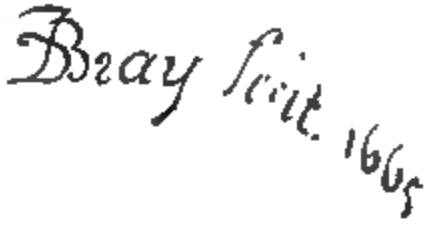
in dem Bilde Nr. 138, in welchem er uns eine in jenem goldigen Tone gemalte Canalansicht mit Schiffen und einem von einer prächtigen Baumgruppe überschatteten Ufer vorführt. In der duftigen Ferne lassen sich Thürme und Häuser einer Stadt erkennen. — Nr. 26 von Egbert van der Poel zeigt uns einen Bauernhof mit allerlei Gerümpel im Vordergrunde, wie Wagentheile, Pferdegeschirre, Tonnen, Eimer, Körbe, ein Paar alter Schuhe, daneben einen schlafenden Hund und ein aus einem bunt bemalten Teller fressendes Huhn; weiter zurück drei Schafe. Im Hintergrunde ein Bauernhaus mit daran stoßendem niedrigen Stall. An der Giebelseite des Hauses steht ein Bauer auf einer Leiter, um einen an der Wand hängenden Brutkasten zu untersuchen. Das Bild ist in einem klaren durchsichtigen braunen Tone gehalten und trägt unten links die Bezeichnung E van der Poel 1658. Also einmal keine Feuersbrunst, sonst die Lieblingsdarstellungen dieses Meisters. — Unter Nr. 27 erblicken wir das nicht unbekannte Bild von Caspar Netscher, „die drei Rosenmädchen" genannt. Drei kleine prächtige Mädchen mit großen dunkeln Augen bekränzen, an einer mit einem Teppich überhangenen Fensterbrüstung sitzend, die Statuette eines Amor mit Rosen. — Von dem sonst ziemlich seltenen J. F. Soolmaker, einem Schüler Berchems, ist eine römische Marktscene vorhanden, Nr. 28. Menschen, Pferde, Kühe und Ziegen in den verschiedensten Stellungen und Lagen füllen den Vordergrund, während im Hintergrunde links eine Tempelruine mit korinthischen Säulen aufsteigt. Das Bild ist etwas bunt und schwer in der Farbe. — Von Melchior Hondekoeter sieht man einen prächtigen Hahnenkampf. Zu der

Hauptzierde des Zimmers Nr. 1 gehört das ſchöne Kinderporträt des Prinzen Wilhelm II. von Oranien von Antonius van Dyck. Nr. 38. Auf Leinwand gemalt; 1,19 m hoch; 1,00 m breit. Der Prinz iſt in einem weiten braunrothen bis zu den Füßen reichenden Kleide mit weiß und roth geſchlitzten Aermeln dargeſtellt. Blondes Haar umſpielt das rundliche Antlitz mit den dunkeln klug blickenden Augen. Den Kopf bedeckt ein ſchwarzes Barett mit Straußfedern Zur Rechten des Prinzen ſteht ein ſchwarz und weiß gefleckter Windſpiel. Den Hintergrund bildet eine Teppichdraperie mit dem Wappen des ſpringenden Löwen. Die Ausführung des Kinderköpfchens iſt von vornehmer Grazie und großer Zartheit des Tones, die Hände dagegen ſind vernachläſſigt, namentlich die linke, gerade herunter hängende Hand. Wenn ich nicht irre, befindet ſich ein ähnliches Bild in Frankfurt a. M.

Im zweiten Zimmer begegnet man nur einigen wenigen Werken holländiſcher Meiſter. Unter Nr. 52 und 54 erſcheinen zwei Bilder von Jan Joſeph Horemans Gemüſe- und Fruchthändlerinnen in der Geſellſchaft rauchender und ſchwatzender Männer an mit den verſchiedenartigſten Feld- und Gartenfrüchten bedeckten Tiſchen. Den Hintergrund bilden von Bäumen überragte Häuſer. Von unangenehmer Wirkung iſt bei beiden Bildern der unwahre grünblaue Ton, der über denſelben ausgebreitet iſt. Erfreulicher wirken zwei Landſchaften mit Vieh Nr. 75 und Nr 76 von Albert Klomp, einem glücklichen Nachahmer des Paul Potter, von welch letzterem die ſtädtiſche Gallerie ein treffliches, leider ſehr verſteckt hängendes Werk unter Nr 321 beſitzt.

Von den beiden Bildern des A. Klomp führt uns das erſte bei klarer Abendbeleuchtung auf eine hügelige Weide, auf welcher Kühe und Schafe lagern; rechts ein ſtrohbedachtes Wohnhaus, davor Hirt, Hirtin und Hund. Zur Linken freier Ausblick in die Ferne. Nr. 76 zeigt uns eine Viehheerde bei Nachmittagsbeleuchtung an einem durch eine umbuſchte Schlucht fließenden Bach, an deſſen Rand rechts ein jugendlicher Hirt ſich die Füße wäſcht. Die Ausführung dieſes Bildes iſt im Vergleich zu dem erſten von nachläſſigerer Behandlung. Bezeichnet ſind beide Bilder: A. Klomp. F 1681. — Von Jacob de Bray iſt das etwas derb gemalte Bild Nr 73: Chriſtus erſcheint der Maria. Chriſtus, in ein weißes Tuch gehüllt, deſſen weit hinausflatternde Enden ſeinem Oberkörper zum Hintergrunde dienen, ſteht, die Rechte ſegnend ausgeſtreckt, mit der Linken nach oben weiſend, vor der an einem Altar knieenden Maria, die ſich nach rechts mit ausgebreiteten Armen zu ihm umwendet. Im Vordergrunde links mehrere Folianten; zu den Füßen Chriſti Speer und Nägel. Auf den Blättern eines aufgeſchlagenen

Buches liest man links in holländischer Sprache den 25. Vers aus dem 1. Capitel des Evangeliums Lucä, rechts die Bezeichnung des Malers



(doppelte Größe)

Den Hintergrund bildet ein dunkler Fels, über welchen ein Lichtstreif von oben die Christusfigur trifft Auf der Rückseite des Bildes findet sich ein alter aufgeklebter Zettel mit einer Mittheilung über den Maler nach Fuesslis Künstlerlexikon, S. 105. — Das Bild Nr. 68, ein Schimmel mit rother Decke vor einem Zelt mit mehreren Frauen, links ein von Jagdhunden begleiteter Trompeter, rechts im Vordergrunde eine Frau in rothem Kleide, blauer Jacke und weißem Kopftuch, welche mit einem Knaben spricht, der einen Leierkasten dreht und einen Hund an der Leine führt — trägt auf der Rückseite mit alter Tinte oder Farbe die nachgeahmte Bezeichnung des Philips Wouwermann mit dem bekannten verschlungenen Zuge des Vornamens. Ein Wouwermann ist das Bild nun trotz des dicken Schimmels nicht und im Verzeichniß auch vorsichtig als „unbekannt" bezeichnet. Es ist trüb in der Farbe und in der Zeichnung nachlässig. Eine ohne allen Zweifel dem Pieter Wouwermann zuzuschreibende Arbeit ist das Bild Nr. 170, und zwar ist dasselbe eine Copie nach einem Bilde seines älteren Bruders Philips, welches sich jetzt in Berlin in Privatbesitz befindet und mir von einer Ausstellung älterer Meister im Jahre 1883 her nur noch in der Erinnerung bekannt ist, oder doch eine sehr nahe Anlehnung an dasselbe. Es stellt einen eleganten Cavalier dar, der von seinem Schimmel abgestiegen ist, um mit einer Magd etwas handgreiflich zu scherzen. Es ist klar und leicht in der Farbe und von flüssigem Vortrage. Drei sehr schöne Bilder von Philips Wouwermann besitzt die städtische Gemäldesammlung unter Nr 305, 306 und 307, von denen namentlich das letztere, eine Falkenjagd mit weitem Ausblick in eine Ebene, zu den Werken aus seiner besten Zeit zu rechnen ist, während die übrigen beiden, eine Hirschjagd in der Nähe eines Schlosses und ein Aufbruch zur Jagd, schon seiner letzten Zeit angehören dürften, in welcher ein kühlerer silberartiger Ton vorzuherrschen beginnt. — Die als „unbekannt" bezeichnete kleine fein gemalte Landschaft Nr. 83 ist in der Art des Aalbert Cuijp gemalt, von dem

an etwas größeres Bild im Museum zu Berlin (Nr. 861 G) denselben Gegenstand behandelt: eine Frühlingslandschaft, rechts ein hoher sandiger Dünenhügel, um welchen sich ein Weg zieht. Unterhalb des Hügels eine Wasserlache mit Thierstaffage. Links niedriges Land mit einem abgebrochenen Baum. In der Ferne Häuser und Bäume. Eine Bezeichnung habe ich auf dem Bilde nicht entdecken können Im Rahmen steht „Landschaft von J. Wijnants".

Im dritten Zimmer fesseln zwei allerliebst gemalte kleine Landschaften des Jan Brueghel, bekannt unter dem Namen Fluweelen oder Sammetbrueghel Nr. 108 und 109. Erstere ist eine Canalansicht mit einem bewaldeten Ufer zur Rechten. Im Hintergrunde stellenweise vertretenes Ufer, Bäume und Gebäude. Das zweite Bild zeigt uns einen Waldweg mit einer prächtigen Buche am Eingange; rechts in der Ferne waldiges Terrain und Wasser. Durch die Schönheit des Tones und der Gesammthaltung überragt es das erstere. Die zierliche emailartig gemalte Staffage von Bauern und Bäuerinnen scheint der Hand des Deutschen Johann Rottenhammer anzugehören. Das ebenfalls als ein Brueghel im Verzeichniß angegebene Bild Nr. 107 ist kein echtes Bild dieses Meisters. — Unter Nr. 115 besitzt die Gallerie eine stimmungsvoll gehaltene Marine, die ich nach der sicheren und liebevoll ausgeführten Zeichnung der Details Willem van der Velde d. Ae. zuschreiben möchte Das Bild ist jetzt als „unbekannt" aufgeführt Im Mittelgrunde liegt auf leicht bewegter See ein großes Kriegsschiff, auf welchem Matrosen beim Reffen der Segel beschäftigt sind. Im Vordergrunde links ein Hafenbollwerk mit Männern und Frauen, davor ein Boot mit Segel. Rechts erhebt sich eine dunkle Wolkenwand, die ihren Schatten auf den Mittelgrund der See fallen läßt, während der Vordergrund im Licht liegt. Unter den Füßen eines auf dem Bollwerke laufenden Hundes sieht man eine sehr undeutliche aus drei Buchstaben bestehende Bezeichnung. Nr. 116 scheint eine Skizze des Jan van Goijen zu sein. Links auf einer Anhöhe eine Bockmühle. Im Mittelgrunde führt eine Holzbrücke über einen Fluß, dessen rechtes sandiges Ufer mit Gebüsch bestanden ist, über welchem das Dach eines Gebäudes sichtbar wird. Eine frühere Kohlenanlage von großen Bäumen auf der rechten Seite ist durchgewachsen. — Ludolf Backhuisen ist durch ein schönes silbertöniges Bild vertreten. Nr. 123. Rechts ein unter vollen Segeln gehender stolzer Dreimaster, an dessen Hauptmast die holländische Flagge straff im Winde weht. Hinter diesem kreuzt ein zweites Schiff. Im Vordergrunde liegt ein größeres Seeboot mit Mannschaft; auf der von Wellen umspülten Mole sind zwei Männer bei der Arbeit beschäftigt. Im Hintergrunde links zwei Segler, welche die offene See zu erreichen suchen.

Rechts unten bezeichnet L. Backh. — Nr. 118 ist dem Pieter Molijn zugeschrieben. Es stellt einen mit Gebüsch umstandenen Bach dar, über welchen ein aus rohen Baumstämmen zusammengefügter hoher Steg führt, der an beiden Enden durch Treppen zugänglich ist. Auf dem Stege steht ein angelnder Bauer, ein anderer sitzt neben ihm und sieht ihm zu; etwa in der Mitte des Steges steht ein Weib an einem Kübel. Das Bild ist dünn und skizzenhaft gemalt und in einem leuchtenden gelbbraunen Ton gehalten. Eine Bezeichnung habe ich trotz wiederholten Suchens nicht entdecken können. Der eigenartige dünnflüssige Farbenauftrag entspricht allerdings der Art des Molijn. — Schwer und dunkel in der Farbe ist das Bild Nr. 119 von Jan van Bronkhorst, eine Landschaft mit hohen Bäumen und einem Bauernhause; zur Linken ein flußartiger See, an welchem Schafe weiden. Rechts unter einem mächtigen Baume sitzt mit verhülltem Gesicht Thamar; vor ihr steht Juda, ihr den Ring reichend. Das Bild hat durch mehrere alte Brüche etwas gelitten. — Nr. 130 ist eine etwas hart gemalte Mondscheinlandschaft mit Windmühlen an einem Canal von Aart van der Neer.

Aeußerst fein in der Ausführung und in den Schatten von großer Klarheit ist im vierten Zimmer das Bild Nr. 136 von Gonzales Coques (1618 zu Antwerpen vermuthlich von spanischen Eltern geboren), einem Schüler Peeter Brueghel III. Das Verzeichniß bringt es unter dem Titel: „Der verlorene Sohn“. Rechts an einem Tische sitzt vor einem Hause mit einem schönen Karyatidenportal in nachlässiger Haltung ein junger Cavalier, ein neben ihm sitzendes Mädchen liebkosend. Hinter dem Tische ein schönes junges Frauenzimmer mit einem Briefe in der Hand, den Blick auf den jungen Mann gerichtet; weiter zurück ein Flötenbläser in rother Mütze. Links vor dem Tische, dem Beschauer den Rücken zukehrend, eine dritte Dame in Unterhaltung mit einem anderen Cavalier. Hinter dem Stuhle des ersten schleicht sich ein Junge herbei, um ihm die Börse aus der Tasche zu stehlen, wozu er von einer hinter ihm stehenden Alten ermuntert wird. Zur Rechten im Hintergrunde erscheinen die Folgen der Scene des Vordergrundes. Ein junger Mensch ohne Rock und Kopfbedeckung wird von einem Frauenzimmer, das einen Besen schwingt, aus dem Hause getrieben, während ein zweites den Inhalt eines Gefäßes aus dem oberen Stockwerk auf ihn herabgießt. — Nr. 139 ist im Katalog als Adriaen Brouwer aufgeführt. Inneres eines Bauernhauses. Vor einem Kamin links eine Frau Speise bereitend, hinter ihr ein essender Mann; weiter rechts ein anderer, ein Kind auf seinen Knieen haltend und fütternd. Für einen Brouwer ist das Bild zu flach, die Farben sind kraftlos und verschwommen und besitzen nicht die Brouwer eigenthümlichen Töne. — Nr. 140

erinnert an David Teniers d. J. und ist vielleicht eine Copie nach ihm, der Katalog bezeichnet das Bild als unbekannt. Es stellt einen in einer Bauernstube auf einem niedrigen Schemel sitzenden Bauern dar, der mit nachdenklich breitem Gesicht den Rauch aus seiner Thonpfeife durch die zusammengekniffenen Lippen bläst. Hinter ihm sitzt ein anderer mit aufgerissenem Munde, scheinbar ein Lied plärrend. Im Hintergrunde ein Bauer und ein Kriegsknecht beim Kartenspiel. — Von Frans de Momper ist unter Nr. 145 eine ziemlich wirr aussehende größere Canalansicht mit Gebäuden und Brücken, sehr eintönig und schwer gemalt. — Eine sehr duftig und zart gemalte Dame in weißem Kleide an der Wiege ihres Kindes sitzend, Nr. 147, ist von Eglon Hendrik van der Neer. Rechts im Hintergrunde führen sechs Stufen in ein höher gelegenes Gemach. An der untersten Stufe bezeichnet E V. NEER. Ft. 1665. — Das im Katalog dem Quinten Massys zugeschriebene kleine Bild Nr. 155 mit der Anbetung der Könige scheint mir eine ältere Copie nach dem berliner Bilde Nr. 569a, welches der dortige Katalog als in der „Art des Quinten Massys" aufführt. Die prachtvolle Marine (Zimmer V) mit einem größeren und zwei kleineren vor dem Winde laufenden Schiffen Nr. 159, mit einer dunkeln vom Horizont zur Mitte aufsteigenden Wolkenpartie ist eine vorzügliche Arbeit des Jan Porcellis, dessen Monogramm J. P. sich an einem im Vordergrunde befindlichen Seezeichen befindet:

Von A. van Lijnden, einem scheinbar wenig bekannten Meister, ist ein fleißig gemaltes Stillleben Nr. 160 vorhanden; Weintrauben, Aprikosen und Pfirsiche auf dunklem Grunde. Rechts unten bezeichnet:

Die im Katalog als „unbekannt“ aufgeführte Winterlandſchaft Nr. 161 mit Schlittſchuhläufern, Spaziergängern und der charakteriſtiſchen Figur auf der linken Seite im Vordergrunde iſt ein ſehr guter Iſack van Oſtade. An denſelben Meiſter gemahnt auch die etwas wüſte Kirmesſcene Nr. 164, während der an einem Tiſche mit dem Schneiden eines Gänſekiels beſchäftigte Mann in der lilafarbenen Weſte, der grünen Schürze und graugelben Jacke, mit dem hohen Filz auf dem Kopfe Nr. 162 mit Recht dem Adriaan van Oſtade zugeſchrieben iſt. Von A J Duck iſt die etwas ſehr loſe Scene zwiſchen einem Reiteroffizier und einem lachenden Mädchen, das ſich ſeinen Umarmungen zu entwinden ſtrebt und dabei einer weiter rechts ſitzenden Alten eine Börſe zuſteckt, Nr. 165, in glattem flüſſigen Vortrage. — Die beiden kleinen dem Cornelis van Poelenburg zugeſchriebenen Bildchen Nr. 166 und 168 ſind aber nicht von dieſem Meiſter, ſondern von Willem van Mieris. Sie erinnern auf den erſten Blick allerdings lebhaft an den Erſteren, tragen aber die deutliche Bezeichnung W. v M. und erreichen in ihrer etwas einförmigen Abtönung nicht die Eleganz und Flüſſigkeit des Poelenburgſchen Vortrags. Daß der dem Adriaan van Oſtade zugeſchriebene kleine Mädchenkopf Nr. 167 eine Arbeit des Alexander Thiele iſt und deſſen Bezeichnung A. Th. trägt, mag beiläufig erwähnt ſein. Nr. 176 Kirmes auf einer Dorfſtraße inſchriftlich von G. Droochsloot, einem Nachahmer des Adriaan van Oſtade, iſt düſter und hart in der Farbe; ein vorzügliches Porträt dagegen iſt Nr. 180 von der Hand des Jacob van Loo, jedenfalls noch während ſeiner Amſterdamer Thätigkeit entſtanden. Das Bild ſtellt einen Gelehrten in ſchwarzer Tracht und ſchwarzem Käppchen dar. Das energiſche Geſicht mit grauem Schnurr- und Knebelbart iſt etwas geröthet. Die linke, ſcheinbar verſtümmelte und von einem Handſchuh bedeckte Hand ruht auf der Bruſt, die kräftige Rechte dagegen auf einem Buche. Wen mag dieſes vornehme Bildniß darſtellen? — Von Hendrik Verſchuring ſind zwei Reiterbilder Nr 177 und 195 vorhanden, davon das erſtere und beſſere aus dem Jahre 1674. Von Jan Frans van Bloemen iſt eine ſchöne italieniſche Landſchaft Nr. 179; rechts unten bezeichnet: J F. v. Bloemen. Ein ſehr klar und hell gemaltes Bild von Gerrits Lunders iſt Nr. 188, Bauern in einer Schenke beim Kartenſpiel darſtellend; auf der rechten Seite bezeichnet: G. Lunders fec 1651. — Daß das Bild Nr. 185 ein Jan Steen ſein ſoll, bezweifle ich noch, obwohl es in der Farbe Manches von dieſem Meiſter hat. An einem mit rother Decke und einem weißen Laken bedeckten Tiſche ſitzt links in einem freundlich ausgeſtatteten Zimmer ein ſchwarz gekleideter, jovial ausſehender Herr, welcher der vor dem Tiſche ſitzenden, dem Beſchauer zugewendeten Frau, die ein Kind auf dem Schoße hält, ein Glas

Wein zu reichen im Begriff ist. Rechts im Hintergrunde Einblick in ein anderes Zimmer, aus welchem eine Magd mit einer Schüssel in der Hand tritt. Links im Vordergrunde auf dem roth und grau getäfelten Fußboden liegen Papierrollen und ein Foliant in gelbem Einband, darauf die Inschrift: M e m o r i a e l (das unten stehende Monogramm) und die Jahreszahl 1670.

Das Monogramm ist mir nicht bekannt.

Unter den Werken von Meistern deutscher Schulen steht obenan ein prachtvoller kleiner Hausaltar aus dem Jahre 1520 mit zwei Flügeln, oben halbkreisförmig. Bei geschlossenen Flügeln erblickt man links St. Johannes, in der Linken einen goldenen Kelch mit der Schlange haltend, über den er segnend die Rechte ausgestreckt hat. Sein Mantel ist roth, das Unterkleid ein saftiges Blaugrün. Ihm gegenüber steht rechts St. Jakobus minor mit Keule und Buch im blaugrünen faltigen Mantel, darunter ein Unterkleid von etwas mehr ins Bräunliche fallendem Tone. Beide stehen in einer Landschaft, in welcher sich die Motive derjenigen des inneren Mittelbildes wiederholen. Zu ihren Füßen Rasen mit großen Blumen und Blättern. Bei zurückgeschlagenen Flügeln erscheint im Mittelbilde Maria mit dem Jesusknaben auf dem Schoße. Sie trägt ein dunkelblaugrünes Kleid, das an den Aermelaufschlägen heller gehalten ist. Ihre Kniee deckt ein leuchtend rother, mit Pelz gefütterter Mantel. Die rechte Brust hat sie entblößt und stützt sie mit der rechten Hand. Das liebliche, fein geschnittene Oval des Antlitzes umrahmt lockiges blondes Haar, dessen Lichter stellenweise mit Gold erhöht sind, ein duftiger Schleier umschlingt die Stirn und wallt hinter dem Christuskinde nach unten. Dieses, ein voller schöner Knabe, sitzt mit nach rechts gewendetem Kopfe auf einem Goldbrocatkissen mit saftgrünem Futter und hält in der Linken eine Schnur, daran ein Täubchen flattert. Hinter der Gruppe heben drei trefflich modellirte halb bekleidete Engelfigürchen mit bunten Flügeln eine dunkelhlafarbene Draperie mit schmaler Goldborte und grünen Umschlägen empor. Zu beiden Seiten dieser Draperie wird eine in blaugrünen kühlen Tönen gehaltene Landschaft sichtbar, deren Horizont — besonders rechts — eine schön beleuchtete Berggruppe abschließt. Zu den Füßen der Berge rechts eine Stadt mit Thürmen; mehr im Vordergrunde ein Bauernhof mit einer Schafhürde Links ebenso bergige Landschaft. Mehr zum Vordergrunde wiederum ein Bauernhaus mit einem Reiter und Fuß-

gängern. Davor ein von Schilf umstandener See mit einem schwimmenden und einem tauchenden Schwan. Alles dieses in sauberster und duftigster Ausführung. Auf den Flügeln links ein Donator im Pelzmantel und rothem Unterkleide vor einem grün bedeckten Altar knieend; rechts eine Donatrix in weißem Kleide mit dunkelbraunem Sammetkragen, reich mit Geschmeide aller Art geschmückt. Zu den Häuptern der Beiden je zwei Wappen.

Sämmtliche Bilder sind auf Goldgrund gemalt und besitzen eine wunderbare Leuchtkraft und Durchsichtigkeit. Die Zeichnung der einzelnen Gestalten ist scharf und bestimmt in Contur, ohne hart zu sein. Eine Bezeichnung habe ich trotz eifrigsten wiederholten Suchens nicht entdecken können. Die Malerei ist auf Holztafeln ausgeführt. Das Mittelbild hat im Rahmen gemessen eine Höhe von 0,77 m und eine Breite von 0,615 m; die Flügel sind je 0,265 m breit. Die Jahreszahl 1520 findet sich an der Schließe der äußeren Flügel. Dieselbe ist jedoch vermuthlich einer älteren nachgemacht, wenigstens entspricht die Ziffer 5 nicht dem Charakter der übrigen Zahlen. Sie wird wie die Umrahmung aus dem Ende des vorigen oder dem Anfang unseres Jahrhunderts stammen

Stil und Ausführung dieses kleinen Altars weisen auf einen Meister süddeutscher Schule, der unter Dürerschem Einfluß gebildet sein muß und dem Hans Baldung, gen. Grien, sehr nahe verwandt erscheint. Eine genauere Bestimmung, die für die Kunstgeschichte von großem Nutzen wäre, läßt sich allerdings nur erreichen durch ein unmittelbares vergleichendes Studium der Werke dieses oder eines zeitgenössischen Meisters mit dem rigaschen.

Unter den in der Sammlung befindlichen Werken von Meistern älterer deutscher Schulen findet sich unter Nr 34 das vorzügliche Bildniß eines etwas nach rechts gewendeten Cavaliers von Joachim Sandrart, 1650 in holländischer Art gemalt. Der Cavalier ist in Lebensgröße in einem reichen mit Goldborten geschmückten rothen Anzuge dargestellt; mit größter Treue sind die Spitzenärmel, der Kragen und die Spitzen an den umgeschlagenen Stulpen der Stiefel wiedergegeben Der Kopf ist modellirt, doch etwas schwer in den braunen Schatten. Von Adam Elzheimer ist ein kleines Rundbildchen vorhanden, Nr. 88, eine Baumgruppe am See unter einem tiefblauen Himmel, mit kleiner Staffage von Vieh. Das Bildchen (0,17 m Durchmesser) zeugt von einem liebevollen Naturstudium; leider ist es im Firniß stellenweise nachgedunkelt und streifig geworden. Ein etwas flach gemaltes Bild einer alten Frau von Balthasar Denner, geb. 1687 zu Hamburg, † 1749 zu Rostock, Nr. 85, könnte als das letzte in dieser Reihe angeführt werden

Die Mehrzahl der übrigen Gemälde gehört verschiedenen deutschen

Meistern an, deren Hauptthätigkeit in den Ausgang des vorigen und in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts fällt, also mehr oder weniger die Zeitgenossen des Begründers der Sammlung waren. Von dem Tausendkünstler Christian Wilhelm Ernst Dietrich, oder wie er sich mit Vorliebe zeichnete Dietrich sind nicht weniger als fünf Gemälde vorhanden, und zwar drei Landschaften und zwei Studienköpfe. — Unter den vorzüglicheren Arbeiten mögen die der folgenden Künstler genannt sein: zunächst unter Nr. 44 eine schwermüthig gestimmte Landschaft mit Felsen von Karl Friedrich Lessing aus seiner früheren berliner Zeit, und Nr. 193 die Oelskizze zu dem 1842 ausgeführten im Städelschen Museum zu Frankfurt a. M. unter Nr. 369 befindlichen Gemälde, Huß vor dem Concil zu Costnitz. — Der prächtige Andreas Achenbach ist durch eine kleine Marine Nr 42 und eine Winterlandschaft, Windmühle an einem beeisten Canal mit Schlittschuhläufern, Nr 43, vertreten — Dasselbe Sujet des letzteren Bildes behandelt Andreas Schelfhout (neuere holländische Schule) auf seinem Bilde Nr. 15. — Nr. 51 ist eine Marine von Karl Schotel aus dem J. 1803. — Von dem ehemaligen dresdener Professor Johann Christian Klengel sieht man unter Nr. 55 eine mit großem Fleiße durchgeführte Waldlandschaft in Abendbeleuchtung. — Die Mondscheinlandschaft von Caspar David Friedrich, Nr. 56, ist in den Formen etwas verblasen und manierirt. — Nr. 62 ist ein vorzüglich gruppirtes und in der Farbe lebhaft gehaltenes Bild, ohne deshalb bunt zu wirken, von E. Pistorius. Es stellt einen Wildprethändler dar, der in einer Küche seine Waare zum Kauf anbietet; die schlau lächelnde hinter ihm stehende Köchin scheint ihm einen elenden Preis geboten zu haben, der seine ganze Verachtung hervorruft. Von trefflicher Ausführung ist das Kupfergeschirr im Vordergrunde. Nr 133 von demselben Meister, Bauern bei einem Winkeladvocaten, ist dagegen etwas trockener gehalten. — Von dem Wiener P. Fendi besitzt die Gallerie zwei Bildchen, Nr. 60 die Scene aus Schillers Glocke: Einen Blick nach seiner Habe ꝛc., und Nr. 102 einen kleinen Violinspieler, beide von guter Naturbeobachtung, doch etwas matt in der Farbe. — Joh. Christ. Reinharts italienische Landschaft mit antiker Staffage, Nr. 66, ist bei einem düsteren Tone in den Baumpartien noch sehr manieristisch behandelt, dagegen zeigt uns das Bild Nr. 127 den Altmeister Johann Anton Koch auf der Höhe seines Schaffens. Das Bild stellt ebenfalls eine italienische Landschaft dar. Rechts auf der Höhe eine Burg, darunter am Abhange des Berges eine von Laub fast versteckte Osteria; aus derselben tritt ein junges Weib, um einen ihr entgegenkommenden Jäger zum Eintritt einzuladen. Links ein Fluß mit darüberführender Brücke. — Von D. W. Lindau aus Dresden ist ein größeres

Gemälde Nr. 69. Ein italienischer Charlatan zu Pferde, begleitet von einem Mohren als Trompetenbläser, hat soeben einem Manne einen Zahn gezogen, den er den Zuschauern auf der Spitze seines Degens präsentirt, während der Patient sich in schmerzhafter Geberde abwendet. Schön durchgebildet ist eine Gruppe von jungen Römerinnen am Brunnen rechts; eine prächtige Figur ist auch der rechts im Vordergrunde sitzende und dem Vorgange zuschauende Schuster. — Christian F. B. Morgenstern ist durch vier Landschaften vertreten; Nr. 61 die Ostseite des Frankenhofes in Frankfurt a. M., ein etwas düsteres, aber sehr sorgfältig gemaltes Bild; Nr. 81 eine Schiffswerft; Nr. 132 eine Ansicht des Hafens von Marseille, 1842 gemalt, in einem unangenehm wirkenden rosigen Tone, und Nr. 134 eine Landschaft mit Bäumen an einem See. — Der ehemalige berliner Akademiedirector F. G. Weitsch begegnet uns in zwei kleinen Landschaftsbildern Nr. 87 und 89, die zu seinen besten Leistungen gerechnet zu werden verdienen. — Die Anlehnung des Düsseldorfer Ernst Deger an raffaelische Vorbilder vergegenwärtigen Nr. 104, eine kleine Wiederholung des Bildes in der Jesuitenkirche zu Düsseldorf, Maria mit dem Jesusknaben von anmuthigster Zeichnung und klarster Tönung und ein kleines Madonnenbild unter Nr. 199. — Von Johann Kirner ist ein größeres Bild, Nr. 125, aus seiner italienischen Periode, eine Wallfahrt darstellend, lebendig und frisch gemalt, und von dessen Zeitgenossen, dem fleißigen H. Bürkel, eine seiner beliebten Schilderungen aus dem italienischen Landleben. Bauern, Bäuerinnen, Mönche und Gesindel aller Art vor einer Osteria in kräftiger, scharf umrissener Zeichnung und klarer Beleuchtung, Nr. 137. — Das kräftig und pastös gemalte kleine Bild Nr. 131, ein Wrack bei heftiger Brandung an einer Felsenküste, ist von dem Norweger J. Chr. Dahl. — Zum Schluß mögen noch erwähnt sein · Nr. 149, ein Grabgewölbe, welches durch das vom Hintergrunde aus durch die offenen Fenster einfallende Mondlicht spärlich beleuchtet wird, von dem zu Venedig geborenen A. de Pian; ein sehr ausdrucksvoll gemaltes Thierstück Nr. 154 von C. Kuntz vom Jahre 1825, eine miniaturartig gemalte Oelskizze aus dem italienischen Volksleben, Nr. 201 von J Aug. Kraft und eine kleine Landschaft unter Nr. 172 von dem Düsseldorfer Professor Caspar Scheuren

An Werken aus Riga stammender Meister besitzt die Gallerie folgende: von dem leider sehr jung gestorbenen A. Heubel (geb. 1813, † 1849 zu Riga), einem Schüler Eduard Bendemanns, Nr. 47, des Malers Selbstporträt; Nr. 103 Hiob, umgeben von seinen Freunden, in der Asche trauernd; Nr. 157 die Farbenskizzen zu dem Bilde: die drei Männer im feurigen Ofen und Nr 187 Moses. — Von J. C. Bähr (geb. 1801 zu Riga, † 1869 zu Dresden, Professor der dresdener Akademie ist unter

Nr. 46 das Bildniß des javaschen Prinzen Salek zu erwähnen, und von dem noch lebenden Professor der petersburger Akademie Rizzoni ein Bild Nr. 96, einen Juden und einen alten Soldaten beim Würfelspiel darstellend.

Was die Gallerie an Werken italienischer Schulen besitzt, ist nicht von großer Bedeutung. Von den einzelnen Werken der Schulen anderer Länder mag noch das durch sein Sujet und seine saubere Ausführung an Philips Wauwerman erinnernde Bild des Engländers Sir Edwin Landseer, Nr. 98, Halt vor einem Hause, erwähnt werden.

Das Bildniß des Mannes, der mit seinem Kunstverständniß begabt, diese Sammlung anlegte, ist unter Nr. 183 erhalten. Es wurde im Jahre 1815 in Paris von Boutlly gemalt.

W. Neumann.

Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders
(1810—1840)
(Fortsetzung.)

Meine Jugendzeit war eine Zeit großer Rührung. Wer kannte wohl damals nicht Klopstocks Ode an Ebert, wo es heißt: „Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend weis' als Gesellinnen zu, und vermöchte der Mensch nicht sein Leiden zu weinen, ach, wie ertrüg' er es dann!" Auch zu Freudenthränen war man ebenso geneigt. Meine Eltern, die nicht gerade zu den Sentimentalen gehörten und im Sommer einmal abwechselnd auf das reizende Schultzsche Gut Kidijärw abgeholt wurden, nahmen unter Thränen auf drei Tage von einander Abschied, wie wenn Jemand heutzutage über das Weltmeer reisen sollte.

Bei den holperigen Landstraßen und Dorfwegen wurde überhaupt wenig gereist; man begnügte sich mit der nächsten Umgebung. Mancher städtische Bürger, der ein Pferd und eine breite Droschke hielt, kutschte selbst seine ganze Familie, um im nahen Techelfer, dem sog. Weißen Roß, oder in Rathshof mit den Seinen im Grünen oft wenig schmackhaftes Bier oder Meth aus dem dortigen Kruge zu trinken. Auch T.s, unsere liebsten Bekannten, hatten im Techelferschen Dorfe Plegilisse sich ein Lusthäuschen und eine Kegelbahn erbaut, wohin sie an Sommertagen hinausfuhren, während mein Vater mit seiner Familie zu Fuß dorthin ging.

Als wir einmal am Spätabend heimzogen und ich den Anderen nacheilte, wurde ich von einem stattlichen Ziegenbocke wiederholentlich umgeworfen, den ich einige Stunden zuvor durch Steinwürfe erbittert hatte, als er sich in der Heerde so stolz gegen einen anderen Ziegenbock stellte. (Auf dem

Fechtboden der Universität wurde ich später bei Paukereien bisweilen an diese würdevollen Kämpen erinnert.) Ein anderes Mal ging ich mit dem alten T. hinaus, der gerade bei guter Laune war und mir aus einem großen ledernen Geldbeutel einen silbernen Fünfer oder Zehner versprach, wenn ich ihm ein kleines Rechenexempel rasch und richtig im Kopfe ausrechnen würde, was mir auch glücklich gelang. Das Silberstückchen glaubte ich am besten im Munde zu verwahren, schluckte es aber leider herunter und war sehr unglücklich darüber, bis es auf natürlichem Wege wieder herauskam. Ich war sehr froh, über diesen wohlverdienten Lohn frei disponiren zu können. Mit dem blanken Silberrubel, den ich von den Eltern zu jedem Geburtstag bekam, war das anders, weil dieser für meine Kleidung verwandt wurde.

Meine fleißigen älteren Schwestern wußten sich Taschengeld durch geschickte kleine Handarbeiten selbst zu verdienen. Als Schülerinnen der Töchterschule verstanden sie es auch, mit ihren hübschen Schulfreundinnen gar zierliche Blumen bei uns anzufertigen und zu coloriren. Ich sah dem wohl auch gerne zu, aber wenn sie sich vor mir in einen alten Wagen, der in einer Baracke auf dem Hofe stand, zurückzogen, erschreckte ich sie noch lieber durch Steinwürfe auf die Wagenthür oder die Räder und lachte laut über ihr erschrecktes Geschrei. Ich mochte damals wohl recht unliebenswürdig sein, daran war aber wohl auch der Mangel an einer Freiheitssphäre schuld, da ich in all meinem Thun und Lassen durch strenge Vorschriften sehr eingeengt und beschränkt war.

In der Büchersammlung meines Vaters durfte ich eigentlich nicht kramen. Dort hatte ich mir einmal, von einer Sprosse des Repositoriums herabfallend, eine Wunde gerissen, von der ich noch lange Jahre auf der Stirn eine weiße Narbe trug. Eines Tages aber erwischte ich dort ein Duodezbändchen mit lateinischen Lettern, ohne Titelblatt; wie ich aus der Lectüre allmählich ersah, Schillers Johanna von Orleans. Ich suchte einen Versteck in dem Wagen der alten Baracke und vertiefte mich schnell in diese romantische Tragödie. Schon Johannas Monolog im Vorspiel riß mich hin: „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften" ꝛc. Nach dem zweiten Acte, den ich noch immer heimlich las, konnte ich es nicht mehr aushalten; meine Augen waren vom Weinen verquollen, ich fühlte es wie ein Stück im Halse, ich mußte die Schlußworte des Ganzen zum Voraus lesen: „Wie wird mir, leichte Wolken heben mich, der schwere Panzer wird zum Flügelkleide, kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!" Diese Worte sind mir seitdem im Gedächtniß geblieben, und damit gewann ich eine bleibende Schwärmerei für deutsche Dichtung.

Das half mir über Manches hinweg. So konnte ich es jetzt auch leichter verschmerzen, daß wir keinen Weihnachtsbaum hatten, wie andere

Kinder, obwohl mein Vater nicht hinderte, daß uns von Fremden zwei Mal ein Weihnachtsbaum unerwartet ins Haus geſtellt wurde. Der gute Vater, ein Rationaliſt vom reinſten Waſſer, wußte mit dieſer Feier keinen vernünftigen Sinn zu verbinden und machte uns lieber zu Neujahr kleine Geſchenke. Er war ein eifriger Anhänger Voltaires und Rouſſeaus, aus deſſen Emile ich Auszüge in deutſcher Sprache von ſeiner Hand geſehen habe. Das klaſſiſche Zeitalter der Franzoſen ſtellte er ſehr hoch und darnach richtete ſich ſeine Geſchmacksbildung. Die neueren Franzoſen mochte er weniger. Beſonders gern aber las er franzöſiſche Memoiren, wie er denn in der Geſchichte, beſonders der neueren, ſehr bewandert war. Mit der Kantiſchen Philoſophie wohl bekannt, ein Verehrer von Goethe, Schiller, Herder und Wieland, wußte er mich früh durch ſeine Unterhaltung geiſtig anzuregen, insbeſondere für das Studium altgriechiſcher Literatur und Kunſt. Er las die griechiſchen Hiſtoriker und Dichter in deutſcher Ueberſetzung, und ich weiß nicht, ob oder wie viel er Griechiſch verſtand. Aber die franzöſiſche Literatur liebte er und ſprach die franzöſiſche Sprache, empfahl auch ſehr franzöſiſche Urbanität und Sitte und geſtattete uns Kindern nicht, die Eltern und älteren Verwandten wiederzuduzen, was er grossièreté allemande nannte, ich aber als einen Mangel an Zutraulichkeit empfand.

Obwohl mein Vater in dem burſchikoſen Jena ſtudirt hatte (von dem Zacharias „Renommiſt“ ſo hochtrabend zu erzählen weiß) und obwohl ſich in ſeinem Stammbuche die Namen vieler Commilitonen fanden, war er doch allem burſchikoſen Weſen in Dorpat ſehr abhold. Freilich trieben es die Studenten der erſten Zeit auch ſehr arg. Das ſtehende Theater hieſelbſt, von dem ich als Knabe auch noch einige Vorſtellungen angeſehen, mußte aufgehoben werden wegen der Intriguen der Studenten mit den Schauſpielerinnen, und freche Reime, mit Bleifeder auf die Dombänke geſchrieben, meldeten gelegentlich mit Namensnennung die Folgen ihrer Liebesverhältniſſe. Auf den Bällen der Bürgermuſſe war ewiger Skandal. Auch wurde einmal eine Prügelei der Studenten mit ruſſiſchen niederen Kaufleuten ſo wüthend auf der ſteinernen Brücke fortgeſetzt, daß die Letzteren einen Kurländer, stud. K., ſchon über den Rand der Brücke gehoben hatten, um ihn im Embach zu ertränken, wovon ſie nur auf die flehentliche Bitte eines Pedells abſtanden. Einem der gemißhandelten Kaufleute koſtete die Prügelei nach ein paar Tagen das Leben. Am anderen Vormittag ſah ich auf der Brücke tellergroße Spuren geronnenen Blutes. Einige Hauptanſtifter dieſes Greuels wurden relegirt oder erhielten Feſtungsarreſt. Der Beſuch der Bürgermuſſe wurde den Studenten unter Androhung der Relegation verboten, aber ſpäter oft genug umgangen, da die Handwerkertöchter lieber mit Studenten als mit Handwerksgeſellen tanzen mochten. Die Studenten durften auch eine goldgeſtickte

Uniform tragen. Um ſo mehr contraſtirte der Anblick eines Studenten, den ich mitten am Tage in vielbeſuchter Straße hinter dem Rathhauſe in weißleinenen Unterhoſen und rothen Pantoffeln, im bunten Schlafrock, dem weſentliche Partien fehlten, den Paukhelm auf dem Kopfe und den Hieber in der Hand, begleitet von anderen Commilitonen, die mit Knotenſtöcken oder Keulen bewaffnet waren und unanſtändige Lieder ſangen, ungenirt einherſchreiten ſah, ohne daß Pedell oder Polizei ſie hinderte. Ja, es wurde erzählt, daß beim Verbrennen der Fackeln nach einem ſolennen Fackelzuge auf dem ſog. wilden Dom ein Student, der begrabenen Burſchenfreiheit zu Ehren, ſeine ganze Kleidung in die lodernden Flammen geworfen und baar und blank heimgekehrt ſei, wo ihm die bei dieſem Anblick entſetzte Hausmagd die Thür hatte öffnen müſſen.

Auf den breiten Steinen in der Mitte der Straßen ſchubſten ſich ſtreitſüchtige Studenten mit ihren Commilitonen oder mit Handwerksgeſellen und riefen, wenn ſie dabei den Kürzeren zogen, ihre Kameraden zu Hilfe, was man Knotenhetzen nannte. Dieſe Rohheiten kommen jetzt gewiß ſelten oder gar nicht mehr vor, ſeitdem die Söhne der Handwerker, ſtatt das Gewerbe des Vaters fortzuſetzen, häufig die Schulen und die Univerſität durchmachen, um als Gelehrte oder Beamte ihr Fortkommen zu ſuchen, während die Töchter die Töchterſchule mit dem Gouvernantenexamen beenden, womit ſie ſich ebenſo eine Stellung im Leben ſichern. Dieſe gebildeten Kinder wiſſen dann auch einen gebildeteren Ton im Hauſe aufrecht zu erhalten, ſchließen aber unvermeidlich die Werkgeſellen vom bisherigen Leben in der Familie ihres Meiſters aus; und ich habe ſpäter junge Handwerksmeiſter in Dorpat ſagen hören, daß ſie, um Frauen zu bekommen, ſich nach den kleineren Städten wenden müßten, weil die dorpater Handwerkertöchter auf ſtudirte Heirathscandidaten rechneten.

Als Secundaner der Kreisſchule machte ich die Bekanntſchaft eines hübſchen Knaben derſelben Klaſſe, Fritz Körber, Sohn des Predigers Körber, und wurde als guter Kamerad des Sohnes für die Ferienzeit in das gaſtliche Predigerhaus zu Wendau eingeladen. Der Paſtor hatte ſich die Einwilligung dazu von meinen Eltern ſelbſt erbeten. Damit begann für mich ein neuer Lebensabſchnitt, wo ich, zum erſten Male von meinem Elternhauſe getrennt, unter fremden Hausgenoſſen mich zu bewähren hatte. Der Paſtor ſetzte es bei meinen Eltern durch, daß ich die ganze Ferienzeit in Wendau zubringen durfte, wo man mich ſehr liebevoll wie einen Sohn des Hauſes behandelte. Zwar kam mir dort Alles ſehr verſchieden von dem vor, was ich in der Stadt geſehen und erlebt, allein ich fand mich ſchnell dahinein und wurde während meiner ganzen Schul- und Studentenzeit zu den Feſttagen und in den Ferien freundlich dort empfangen.

Nur 22 Werſt von Dorpat entfernt war Wendau leicht für mich erreichbar und ich wurde mit den Körberſchen Söhnen zuſammen dorthin abgeholt, die allmählich auch in meinem elterlichen Hauſe heimiſch wurden.

Alle Glieder der Körberſchen Familie waren muſikaliſch, und ihr Geſang wurde durch den tiefen Baß des Paſtors ſehr unterſtützt, der ſogar in der dorpater Johanniskirche die ganze Gemeinde übertönt haben ſoll. Er war ein großer ſtämmiger Mann, der als jenaer Student auf einer Abbildung des Auszuges der jenaer Studenten mit einem Streithammer in der Fauſt abgebildet war, wie er mir ſelbſt gezeigt hat. Ein großer Alterthümler, mit ausgeſprochener Liebhaberei für alles in dieſes Fach Schlagende, hatte er ganze Bände von Collectaneen über livländiſche Geſchichte zuſammengebracht und beſaß ein Raritäten- und NaturalienCabinet in einem achteckigen Luſthäuschen ſeines Parks, das er gern auch Gäſten vorzeigte. Er führte auch nach wiſſenſchaftlichen Werken eine Topographie des alten Jeruſalem auf einem Thongrunde aus, woran er viele Jahre arbeitete, indem er die Gebäude aus Alabaſter ſchnitzte. Seine Frau, die Paſtorin, war eine kleine magere Frau von energiſchem Charakter und durch ihre Perſönlichkeit dem Manne offenbar weit überlegen. Ich erfreute mich bald ihrer Gunſt, ſie ließ mich gern vorleſen, ſelbſt Predigten, und wußte unſere Unterhaltung, obgleich ſehr langſam ſprechend, doch immer anzuregen und belehrend zu machen. Die älteſte Tochter Pauline war ein ſeelenvolles Geſchöpf, ſang und dichtete ſehr artig, ſorgte liebreich für Alle im Hauſe und zog ſpäter in die Stadt, um ihre Brüder, die Gymnaſiaſten, unter ihrer Pflege zu behalten.

Wir Knaben arbeiteten auf dem Lande Vormittags fleißig an unſeren Schul- und Ferienaufgaben, badeten in dem nahen Teiche und ſchwammen in demſelben umher, gingen mit den Mädchen zuſammen ſpazieren oder ich las abends vor. Zuweilen wurden wir auch in die Nachbarſchaft geladen, oder hatten von dort oder auch von der Verwandtſchaft Beſuch, und ich hatte nie das drückende Gefühl, ein Fremder zu ſein. Auch machte ich mit der Familie einen Beſuch beim Schwager des Paſtors, dem Paſtor Hehn in Odenpäh, einer reizenden Gegend, und wurde dort ebenfalls liebevoll aufgenommen. Ja, die Söhne des Paſtors Hehn, obwohl jünger als ich, wurden mir ſpäter ſehr liebe Freunde. Jetzt ruhen ſie längſt unter der Erde. Der alte Paſtor Hehn wurde mein beſonderer Gönner und mein Weg führte mich oft auch ſpäter dorthin in die reizende Gegend und zu dieſen braven Menſchen.

Aus jener Schul- und Studentenzeit iſt mir noch manche Scene, die ich im Wendauſchen Familienkreiſe erlebt, in lebhafter Erinnerung. Zu den Winterferien wurde ich von dem älteſten Sohne des Hauſes dorthin abgeholt und in den ſchönen Weihnachtsfeiertagen las uns der Paſtor eine launige

Erzählung von Theodor Amadeus Hoffmann in seiner gemüthlichen Weise vor, nachdem wir zuvor mit Kaptschelio regalirt worden, es war „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen". In den Osterferien wurde ich einmal — es war am 1. April und stürmisches Wetter - beauftragt, eine alte Lindendroschke, die des Weges gezogen kam, anzuhalten und die darauf sitzenden Herren und Damen aufs Pastorat zum Frühstück zu laden. Die Damen waren sehr verschleiert, die Herren sehr gegen den Wind verhüllt. Ich richtete meinen Auftrag zierlich aus, eilte nach Hause, kleidete mich um und erschien beim Frühstück, wo ich die Gesellschaft noch ebenso eingehüllt fand, bis plötzlich Alle in ein helles Lachen ausbrachen. Es waren die Hausgenossen selbst, die sich diesen Aprilspaß mit mir erlaubt hatten, da sie nur zu wohl wußten, daß ich, erfüllt von der Wichtigkeit meines Auftrages, weder die Equipage, noch die Pferde, noch auch meinen Schulkameraden Fritz, der unverkleidet auf dem Bocke saß, beachten würde. Derartige Scherze kamen öfter vor.

Beim Vorzeigen seiner Alterthümer an Fremde setzte der Pastor sich selbst einmal einen Ritterhelm auf bekam denselben aber nicht wieder herunter, weil eine Feder zugeschnappt war, was ihn nöthigte, sogleich nach Dorpat zum Schlosser zu fahren Dorthin war er auch einmal geladen worden, um eine Inschrift auf einem Brette, das bei Renovation des Inneren der Johanniskirche gefunden worden, zu erklären. Als er sich dort einfand, wies ihm der Baumeister Geist, ein Riese an Gestalt, der von seiner Heldenstärke selbst viel zu erzählen wußte, nur das glatt gehobelte Brett noch vor, was den getäuschten Pastor zu dem Ausrufe nöthigte: „Sie sind wohl ein langer Geist, aber kein großer Geist!"

Als ich 12 Jahre alt war, lernte ich bei der Taufe eines Sohnes im Pastorat Wendau mehrere Verwandte der Familie kennen, darunter einen französischen Sprachlehrer D. aus Reval, der von dem Brande der Olaikirche sehr lebendig zu erzählen wußte. Als er von der Schwester des Pastors das Jawort erhalten, mußte er gerade in dringenden Geschäften zu Fuß nach Dorpat gehen und versprach seiner Braut, die ihn erwarten wollte, noch vor Nacht wieder in Wendau zu sein. Bei der Rückkehr fand er die Fähre am jenseitigen Ufer des Embach und bemühte sich vergebens, den Fährmann herbei zu rufen, der zweifelsohne im gegenüberliegenden Kruge schlief. Kurz entschlossen hatte er sich erst gehörig ausgeruht und war dann, seine Kleider in der linken haltend, mit der Rechten die Wellen theilend, über den Embach geschwommen, hatte die noch übrigen 12 Werst wieder zu Fuß zurückgelegt und seine harrende Braut noch mit einer Umarmung erfreuen können. Ich bewunderte diese Heldenthat der Romantik und dachte an Schillers Hero und Leander.

Damen, die an ſchönen Sommertagen aus dem nahen Kurriſta auch wohl zu Fuß nach Wendau kamen, einmal ſogar im Maskenkoſtüm, ließen ſich gelegentlich auch auf einen improviſirten Tanz ein. Ich führte bei ſolch einer Gelegenheit eine Mazurka auf, kniete dabei nach polniſcher Sitte nieder, wirbelte meine Dame ein paar Mal um mich herum und küßte ihr beim Aufſtehen zierlich die Hand, wofür ich von den Tänzern nachher ſehr gelobt wurde. Ich glaubte auch meine Sache ſehr gut gemacht zu haben, hörte aber dann zu meinem nicht geringen Aerger, daß meine Tänzerin zu dieſer Huldigung höhniſch gelacht habe. Die jungen Damen ſchnitten gern im Park ihre Namen in die weiße Rinde der ſchlanken Birken zum Andenken ein. Wir Knaben unterließen nicht, Jeder unter dem Namen ſeiner Lieblingsdame ein von einem Pfeile durchſchoſſenes Herz und darunter den eigenen Namen einzuſchneiden, mußten aber zu unſerem Verdruß erfahren, daß manche der jungen Damen dieſe zarte Huldigung übel genommen hatte, denn wir fanden entweder das Herz ganz ausgeriſſen oder den Namen eines der Betheiligten, der Dame oder ihres Huldigers. Da ich nicht hübſch, nur manierlich und unterhaltend war, konnte ich dieſe Chicane der jungen Damen mir wohl erklären und wußte mich in mein Schickſal zu finden, ſie ärgerte mich mehr in Betreff meiner ſchmucken Kameraden. Vielleicht hatte aber auch die gütige und immer kluge Paſtorin in aller Stille ſelbſt dieſe Raſur an den betreffenden Birkenſtämmen vorgenommen.

Mein Jugendkamerad Fritz Körber ſollte leider ſchon in jungen Jahren als Student am Typhus ſterben, als er eben fleißig zum erſten mediciniſchen Examen arbeitete, unmittelbar nach einer Landfahrt, die er mit mir nach Paſtorat Odenpäh unternommen. Ich hatte manchmal gegen ihn die Ahnung ausgeſprochen, daß ich jung ſterben würde, was er mir immer auszureden ſuchte, indem er meinte, da wir Beide regelmäßig und ohne uns zu verweichlichen lebten, müßte uns der Gedanke an den Tod fern liegen. Auf dem halben Rückwege trennten wir uns freundlich, ich fuhr auf ſeiner Reitdroſchke nach Dorpat, während er ſich auf dem Pferde, das ich bisher geritten, auf den Weg machte, um ſeine Eltern im Paſtorat W. zu beſuchen. Kaum 30 Schritte von mir entfernt, hatte er ſich plötzlich ſo unwohl gefühlt, daß er mich zurückrufen wollte, hatte dies aber überwunden und war ſpät in der Nacht bei den Seinigen angekommen, ſchon mit dem ſicheren Vorgefühl, daß er am Typhus ſterben würde. Nach Dorpat gebracht und ſorgfältig behandelt, erlag er doch der Krankheit, und ich hatte auf dem Klinikum, von wo er zum Familienbegräbniß nach Wendau gebracht wurde, Worte des Andenkens an ſeinem Sarge zu ſprechen, fuhr auch nach Wendau hinaus zu ſeiner Beerdigung, wo eine Feier in der Kirche ſtattfand und ein geiſtliches Lied, von einer jungen Couſine Frl. M. auf dem Orgelchore

gesungen, viele Herzen rührte. Alle, die ihn kannten, waren dem wackeren Jüngling zugethan gewesen.

In meine Kreisschülerzeit 1817 fiel das 300jährige Reformationsfest, das auch in unseren Ostseeprovinzen feierlich begangen wurde. Damals war ich 11 Jahre alt und konnte der Reformationspredigt in der Johanniskirche und den akademischen Reden in der Aula der Universität mit Begeisterung zuhören. Besonders interessirte mich ein Vortrag des Professors Morgenstern, ein Vergleich der drei Reformatoren Luther, Melanchthon und Erasmus, den ich zu Hause nur abgekürzt aufzusetzen suchte, womit mein Vater sehr zufrieden war. Diese Rede Morgensterns habe ich nach einer Reihe von Jahren noch einmal von ihm in seinem Hause wiederholen gehört, als er eine Abendversammlung von Professoren, zu der auch ich als Gast geladen war, bei sich hatte. Einmal monatlich wurde abwechselnd ein solcher wissenschaftlicher Vortrag bei einem Professor gehalten. Morgenstern konnte den seinen über die drei Reformatoren ziemlich unverändert als neu wiederholen, da Niemand außer mir 1817 dem Reformationsfeste beigewohnt hatte und ich mich wohl hütete, letzteres zu verrathen. Man war von der inhaltreichen, schön ausgearbeiteten Rede und dem lebendigen Vortrage des greisen emeritirten Professors sehr befriedigt.

Unterdeß waren Familien- und andere Ereignisse eingetreten, die auch auf mein eigenes Leben ihren Einfluß übten.

Während eines Besuches im Pastorat Wendau war meine hochbetagte Großmutter gestorben, die wir alle so liebten und verehrten. Auch mir war immer so heimisch bei ihr, wenn sie am Fenster neben dem Geraumm saß, mit einer dicken ledernen Fliegenklappe in der Hand, oder ihr trautes Stübchen mit einem Trichter Wachholderharz gemüthlich räucherte, ihrer freundlichen Wirthin immer ein „sche“ an den Namen hängend. Freysche statt Frey; oder mit der Magd und anderen Leuten niederen Standes plattdeutsch redend, das jetzt gar nicht mehr in Dorpat zu hören ist. Dagegen waren drei Kinder meiner Vaterschwester Wieberg aus Walk hierher in Pension gekommen, und ihre verwittwete Mutter folgte ihnen später nach, bei meinem Onkel Jacob wohnend. Sie suchte hier durch eine magnetische Cur Heilung zu finden, starb aber bald. Des Zusammenseins mit den beiden Cousinen und dem Vetter freuten wir uns sehr.

Ich war jetzt 13 Jahre alt und das Jahr 1819 wurde auch für mich bedeutungsvoll, zunächst dadurch, daß ich in das Gymnasium übertrat.

Der Director des Gymnasiums, unser Nachbar Rosenberger, war ein kleiner magerer Mann, wohlunterrichtet und in Prima Horaz' Satiren mit Geist erklärend. Er war wohlwollend, und auch seine Pensionäre hatten ihn und seine Frau gern.

Der Oberlehrer der deutſchen Sprache war Hermann aus Sachſen, ein ſehr wackerer Mann, der auch mein inſpicirender Lehrer und mein Gönner wurde. Bei den Aufſätzen, zu denen er uns das Thema ertheilte, gab ich mir beſondere Mühe, aber andere Schüler brachten mit weniger Anſtrengung beſſere zu Stande. Die Declamirübungen ſchienen Hermann mehr zu langweilen, beſonders in der Sommernachmittagsſtunde von 2–3, wo ich einmal, ein Stück aus Schillers Glocke declamirend, da meine Stimme ſich gerade brach, die Worte „Stoßt den Zapfen aus, Gott bewahr' das Haus!" ſo laut ausſtieß, daß die ſchläfrigen Muſchüler emporfuhren und Hermann ſelbſt, vielleicht auch erwachend, ausrief: „Nun, Gott bewahr' uns Alle!" Für deutſche Literatur und Poeſie wußte er trotz monotonen Vortrages ſehr anzuregen, und ich habe, von ihm für Klopſtocks Oden begeiſtert, dieſen heutzutage faſt ganz vergeſſenen Dichter meinen Schülern ſpäter durch ausdrucksvollen Vortrag lieb zu machen gewußt. Hermann war, wie geſagt, mein inſpicirender Oberlehrer und mir gewogen. Einmal, wo er die deutſchen Aufſätze corrigirte und hinter ſeiner Thür ein eſtniſcher Bettler lange kläglich quiente, hörte ich den Oberlehrer die Thür ein wenig öffnen und rufen: „Da hat er, da hat er! nicht aus Mitleid — aus Ekel, aus Ekel!"

Der Oberlehrer des Griechiſchen, Girgenſohn, wußte uns beſondere Vorliebe für dieſes Fach beizubringen, und in ſeinem geſelligen Hauſe habe ich ſpäter viel Freundlichkeit genoſſen. Der Oberlehrer des Latein, ein Schwede Malmgren, der in Upſala Theologie ſtudirt hatte, war ein echter Schuldespot, aber ein tüchtiger Lehrer, der auch mit meinen Leiſtungen in der Sprache ſo zufrieden war, daß er mich in der allgemeinen Cenſur unter den beſten Schülern nannte. Ja, als ich, Primaner geworden, meine Reiſe nach Petersburg in freigewähltem Aufſatz in ſchwungvollem Latein einreichte, erhielt ich zwar mündlich die boshafte Bemerkung, die Schwingen ſeien mir noch nicht gewachſen, aber das ſchriftliche Urtheil lautete: **His mihi spem fecisti, ut aliquando optime latine scripturus sis**, d. h. hierdurch (durch dieſen Aufſatz) haſt du mir Hoffnung gemacht, daß du einmal ſehr gut Latein ſchreiben wirſt. Aber meines Betragens wegen tadelte er mich öfters mündlich und ſogar ſchriftlich im Klaſſentagebuch, obwohl ich mir einer Vernachläſſigung gegen ihn nicht bewußt war. Er glaubte ſich wohl um ſo mehr dazu berechtigt, als er lange Zeit auch die Religionsſtunden hatte, wo er jedem Schüler gern ſein Wochenſündenregiſter vorhielt.

Sein rationaliſtiſcher Sinn geſtattete es ihm ſogar einmal zu ſagen: „Man ſagt wohl, du ſollſt auch deine Feinde lieben; aber ich habe es immer damit gehalten: Liebe deine Freunde und haſſe deine Feinde."

Malmgren hatte nur ſpärliches Haar, das er mit einem Kämmchen

bis zur Stirn gezogen trug, bis er eines Tages ganz verjüngt mit einer Perrücke in der Klasse erschien. Er richtete darauf in der Religionsstunde an einen malitiösen Schüler die Frage, was Scheinheiligkeit sei. Dieser, wie zufällig nach dem Kopfe greifend, antwortete: „Wenn man seine Haupt sünden verdeckt."

Als ich einmal in der lateinischen Stunde meinem von ihm gequetschten Nachbar nicht vorsagen konnte, gleichzeitig aber über den mir leise mitgetheilten Einfall eines anderen Nachbarn lächelte, fuhr Malmgren über mich los und setzte auf meinen Censurzettel unter die Rubrik Ordnung und Regelmäßigkeit: „Er zeigt Schadenfreude bei den Schwächen seiner Mitschüler, sonst gut." Der Censurzettel wurde in öffentlicher Schulversammlung vorgelesen, in Gegenwart zweier Revidenten, die mich noch ihrerseits ermahnten. Ich mußte ihn auch dem Director später wieder vorzeigen, nachdem mein Vater „Mit Betrübniß gelesen" darunter geschrieben hatte. Da derselbe mir aber nur die mündliche Bemerkung machte, daß er diese Eigenschaft bisher an mir nicht wahrgenommen, mußte ich denken, daß er an die Richtigkeit jenes Vorwurfs nicht recht glaube

Erst bei meinem Abiturientenexamen bezeugte Malmgren mir seine volle Zufriedenheit, indem er hinzufügte: „Sie wissen wohl, wir haben immer mit einander etwas zu flicken gehabt, aber Sie wissen auch. Was sich liebt, das neckt sich." Weder ich noch meine Mitschüler konnten diese plötzliche Gewogenheit begreifen.

Später wurde ein besonderer Oberlehrer der Religion in der Person des gläubigen Theologen Carlblom angestellt, der, ein Inländer, in würdigster Weise seine Lehrthätigkeit ausübte und auch persönlich sehr geachtet war.

Der Oberlehrer der Geschichte und Geographie war Hachfeldt, ein Hannoveraner, der besonders die alte Geschichte sehr anregend vorzutragen wußte. Er war sehr populär bei den Schülern. Einmal gab er einem Schüler, von dem er glaubte, daß er seinen Nachbar unter dem Tische ins Bein kniff, in der Klasse eine Ohrfeige Er hatte sich aber in der Person versehen, und als sich nun der wirkliche Thäter meldete, rief Hachfeldt dem Geohrfeigten zu: „Hau mir eins wieder!" was diesem und der ganzen Klasse Freudenthränen entlockte. In späteren Jahren trat er manchmal nachmittags berauscht in die Klasse, und sein Blick war dann so wild, daß er mir einmal, als ich ihn darauf fest ansah, dies bemerkend, zuschrie: „Anders, sehen Sie mich nicht an! Sie haben einen teuflischen Blick!"

Der Oberlehrer der Mathematik, Lange, der früher tüchtig gewesen sein soll, war damals bereits ein abgängiger Mann. Ich habe weder bei ihm noch seinem Nachfolger Sokoloffsky etwas geleistet, aber die Schuld lag an mir. Mein jüngerer Bruder dagegen legte bei dem letzteren so viel

Ehre ein, daß er einen Beweis in der Geometrie nach ihm als dem Erfinder nannte.

Der französische und der russische Lehrer waren dieselben, die ich in der Kreisschule gehabt hatte. Sie wußten in der Klasse keine rechte Ordnung zu halten. Der russische Lehrer berief z. B. vergebens den langen Tertianer W., einen Pensionär des Directors Rosenberger, als dieser mich trotz meines Widerstrebens plötzlich von meinem Platze aufs Katheder trug, um mich dort zu kuscheln wie die Amme das Kind. „Lassen Sie doch klein Anders in Ruh!"

Dieser lange übermüthige Bengel, Sohn eines güterreichen Edelmanns, hatte bei Rosenbergers durch Spielen mit Feuer an einer großen Düte Pulver Gesicht und Hände so verbrannt, daß er wochenlang zu Bette liegen mußte, bis sich das wilde Fleisch wieder renovirt hatte. Ein anderer Pensionär, dem die Stirn durch die Explosion verletzt wurde, delirirte die ganze erste Nacht. Mit den Rosenbergerschen Kindern im Nebenzimmer spielend, war ich dieser Gefahr glücklich entgangen, wegen meiner dringenden Warnung von W. kurz vorher noch arg verhöhnt.

In diese Zeit fiel bei vielen Personen, auch Lehrern und Beamten in Dorpat der Uebergang vom Rationalismus zum Pietismus und Herrnhuttismus, die vom Curator und nachherigen Minister Lieven besonders protegirt wurden. Diese Richtung widerstand meinem Vater und unserem ganzen Verwandtschafts- und Bekanntschaftskreise ganz, und sie wurde oft bei uns besprochen und bespöttelt, zumal wenn wir hörten, wie Dieser oder Jener so plötzlich umzuschlagen verstanden.

Der von Lieven protegirte Director der Petrischule in Petersburg, Schubert, hatte das sog. Herzenbuch geschrieben, wo illustrirt alle moralischen Gebrechen (aus dem Herzen) in greulichen Thierleibern entströmten. Dies Büchlein wurde auf höheren Befehl auch im Gymnasium verbreitet, ebenso die sog. sieben Worte der Schule, die wir abgeschrieben dem Director vorzeigen mußten. Der Oberlehrer Hermann leitete die Vertheilung des Herzenbuchs mit den ironischen Worten ein, Seneca sage, es gäbe kein Buch, aus dem man nicht etwas lernen könne.

Es kamen damals in christlichen Kreisen merkwürdige Dinge vor. So hielt z. B. eine Dame aus guter Familie, eine sehr phantastische Person, in ihrem frommen Eifer Christi Kreuzestod zur Versöhnung Gottes nicht für hinreichend und wollte im Verein mit ihren Gesinnungsgenossen ihre eigene ältere Tochter Adele als neues Opfer schlachten lassen. Diese aber, Unrath witternd, entfloh bei Zeiten zu ihren anderen Verwandten. Die bekannte Schriftstellerin Frau von Krüdener, die nach der weltlichen Rolle in jungen Jahren jetzt die christlich-pietistische mit eben so glücklichem Erfolge

durchzuführen und dem Kaiser Alexander I die Idee des heiligen Bundes so ergreifend ans Herz zu legen wußte, gab auch in Dorpat christliche Vorstellungen, zu denen sich auch einige Gymnasiasten drängten. Meine Meinung, daß Alles Charlatanerie sei, fand kein Gehör. Als ich später die Valérie der Frau v. Krüdener las, die zum Theil ihre eigene Lebensgeschichte enthält, bedauerte ich sehr, die berühmte Frau nicht wenigstens von Angesicht gesehen und gehört zu haben, was ja ganz unabhängig von meiner religiösen Ueberzeugung hätte geschehen können.

Ihre Valérie hatte Frau v. Krüdener dadurch in ein paar Tagen in Paris in Aufnahme gebracht, daß sie, sobald der Roman gedruckt war, in Magazinen, wo sie sich nicht gekannt wußte, nach Modeartikeln à la Valérie fragte. Die erstaunten Modehändler, die von ihr erfuhren, daß Valérie der Titel des neuesten Furore machenden Romans sei, nannten nun Alles à la Valérie

Ihre Gegner erzählten amüsante Anekdoten; unter anderen folgende: Ein eleganter russischer Gardeoffizier, nach dem Sturze Napoleons mit den Alliirten in Paris zurückgeblieben, hatte Frau v. Krüdener damals stark den Hof gemacht, war später aus dem Militärdienst getreten und Gutsbesitzer geworden. Auf einer Reise ins Ausland traf er die Vielverehrte in einem besuchten deutschen Badeorte an, wo sie auch ihre christlichen Vorstellungen gab. Er fand sich zu einer von ihm nachgesuchten Audienz allein bei ihr ein und mußte eine Weile dort antichambriren, bis sich bei aromatischen Düften eine sanfte Musik hören ließ, die sein Herz, wie er glaubte, empfänglich stimmen sollte. Als endlich der sternbesäete Vorhang wie von unsichtbaren Händen zur Seite geschoben wurde, stand sie, mit den Spuren der Schönheit im verklärten Antlitz, wie eine Heilige in himmelblauem Gewande mit frommgeschlichtetem Haare da, ihn mit holdseliger Geberde heranwinkend, daß er knieend ihren Segen empfangen möge. So lange hatte er sich ganz ernst erhalten, nun aber, auf seinen Schmeerbauch weisend, gab er zur Antwort: „Sie wissen wohl, meine Gnädigste, vor Zeiten — aber jetzt kaum vor Gott!" worauf sie, unwillig ihn zurückweisend, wieder verschwunden sein soll.

Ein Protegé der Frau v Krüdener, der Ausländer Schindler, der in den zwanziger Jahren durch ihre Verwendung in Dorpat studirte, erzählte mir, daß die Schaaren, die ihr folgten, mit wenig Brod von ihr ernährt wurden, auf ihr Gebet aber das Fehlende doch immer sich ersetzt fand, indem mitleidige Menschen es heimlich hinzutrugen, was sie nicht sah oder nicht sehen wollte Schindler hielt sich für einen ihrer ehrlichsten Anhänger.

Ein anderer höheren Orts protegirter pietistischer junger Mann war der Secundaner K. aus Lübeck, der von seinen Nachbarn unter dem Spitznamen

Heilige Peterſilie oft unverantwortlich gefoppt wurde, aber nie darüber ausfahrend wurde, was mich ſehr rührte, ſo daß ich ihm gern, da er ſchwach im Griechiſchen war, wenn er frühmorgens zu mir kam, das Penſum vorüberſetzte. Den Oberlehrer Hermann machte er durch ſeine deutſchen Aufſätze unwillig, die immer mit bibliſchen Ausdrücken, oft aus der Apokalypſe geſpickt waren; darin aber ließ er ſich nicht irre machen. Er pflegte auch Umgang mit der Familie des Gymnaſialcalefactors Probſt, der ebenfalls zu der Herrnhutergemeinde gehörte.

Ein anderer Secundaner konnte es dem guten Oberlehrer Hermann auch nie recht machen, ein Baron Alexander v. Ungern Sternberg, der jeden Aufſatz in Novellenform einreichte und ſpäter ſich zu einem ſeiner Zeit viel geleſenen Novelliſten unter dem Namen Sternberg entwickelte. Mich intereſſirte ſein gentiles Weſen wie ſein Zeichentalent ſehr, von welch letzterem er mir in ſeinem Skizzenbuche in liebenswürdigſter Weiſe geniale Proben vorwies. Er lebte ſpäter in Dresden und war ein Langſchläfer. Um doch einmal im Leben einen Sonnenaufgang anzuſehen, den er für eine Novelle benutzen wollte, ließ er ſich einmal früh wecken. Nur mit großer Mühe zum Aufſtehen gebracht, konnte er, fröſtelnd auf der großen dresdener Elb-Brücke ſtehend, den Sonnenaufgang doch nicht abwarten und ſchlich in ſein warmes Bett zurück, mit dem feſten Vorſatz, dieſen Verſuch nie zu wiederholen.

Der geiſtvollſte von meinen Mitſchülern, dem ich von Tertia bis zur Univerſität und bis zu ſeinem Abgange von dieſer mit Bewunderung gefolgt bin, iſt der als Hegelianer ſo bekannte Philoſophieprofeſſor Eduard Erdmann in Halle, der in den Schullectionen ſehr aufmerkſam war, ſonſt entſetzlich viel zuſammen las und bei ſeinem guten Kopf wenig zu arbeiten brauchte. In Prima habe ich, ſtets wohl präparirt, ihm in den Zwiſchenſtunden mehrmals griechiſche Dichter wie z. B. Sophokles vorüberſetzt, die er dann in der Stunde noch beſſer als ich zu überſetzen wußte. Die deutſchen Aufſätze machte er oft in der Klaſſe in Nebenſtunden und ſchrieb ſie gleich mit hübſcher Handſchrift ins Reine. Hermann las ſie immer als die beſten vor und behielt zum Andenken von ihm ein ſatiriſches Gedicht auf die Naturdichter in der Art von Goethes Muſen und Grazien in der Mark, mit Umriſſen von mir zu jeder Strophe, deren einer jedoch von einem Penſionär des Directors ſauber ausgezeichnet und ſchattirt war.

Zeitungen las ich ſelbſt nicht, da wir keine im Hauſe hatten und mein Vater wie die Onkel ſolche auf der Muſſe zu leſen pflegten; aber mit größtem Intereſſe hörte ich Alles, was aus denſelben erzählt und beſprochen wurde, zumal die aufregenden politiſchen Nachrichten jetzt nach dem Sturze Napoleons I und ſeiner Gefangenſetzung in St. Helena, die Nachrichten

über die beginnende Reaction und die Ermordung des vermeintlichen ruſſiſchen Spions Kotzebue, deſſen Luſtſpiele auf öffentlichen und privaten Theatern ſo beliebt waren, zu Mannheim i. J 1819 durch Karl Sand. Das Burſchenſchafterkoſtüm Sands, langes Haar und zurückgeſchlagener Hemdkragen, wurde auch von dörptſchen Studenten gern getragen und ſeine That verſchieden beurtheilt, ebenſo wie auch ſeine Hinrichtung im Jahre 1820.

In das Jahr 1819 fiel auch die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Livland, die der menſchenfreundliche Kaiſer Alexander I. in dem übrigen Reiche noch nicht durchzuführen wagte, was erſt ſeinem zweiten Nachfolger Alexander II. glorreichen Andenkens gelang. Ich habe das Manifeſt der Freilaſſung in der ſchön geſchmückten Johanniskirche vom Landrichter Braſch von Ropkoi auf einer Erhöhung inmitten der Kirche den dichtgedrängten Bauern verkündigen gehört. In Erinnerung an dieſen wichtigen Act habe ich 50 Jahre ſpäter an einem Feſteſſen in der Schulſtube des eſtniſchen Küſters zu Dorpat theilgenommen, wo das Andenken an das bedeutungsvolle Ereigniß durch wohlgelungene Reden gefeiert wurde.

Dieſer wichtige Culturfortſchritt war längere Zeit vorbereitet worden und je nach der Parteiſtellung verſchieden beurtheilt. Unſer Bekannter, der Secretär Schultz, der zwei Güter etwa 40 Werſt von Dorpat beſaß, war, wie die meiſten Gutsbeſitzer, dagegen, da er die Bauern für eine ſolche Emancipation nicht reif glaubte und wohl auch in ſeinen Einnahmen viel einzubüßen fürchtete. Sein Schwiegerſohn aber, der nachherige Profeſſor Bröcker, ſchwärmte für dieſelbe, ebenſo wie auch mein Vater, aus Gründen der Humanität. Die Förderer der Emancipation waren mit die ausausgezeichnetſten Perſönlichkeiten Rigas, ſo vor Allem der damalige Generalgouverneur Marquis Paulucci, der im livländiſchen Adel oft Oppoſition fand und von demſelben nicht in die Adelsmatrikel aufgenommen wurde, was ihn ſehr ärgerte. Er hat ſich ſogar mit einem der angeſehenſten Edelleute außerhalb des Landes geſchoſſen. Paulucci war ſehr energiſch für die Freilaſſung thätig. Energiſch und thätig war er überhaupt, aber allerdings auch bisweilen leidenſchaftlich und gewaltthätig Einmal bei einer größeren Cour wurde er ſehr erbittert gegen den allgemein hochgeachteten Generalſuperintendenten Sonntag, der ihm widerſprach. Paulucci ging ſo weit, daß er ihm mit Stockprügeln drohte. In Folge dieſer ärgerlichen Scene brachen die Verſammelten bald auf, nur Sonntag blieb allein im Audienzſaale zurück. Von dem dejourirenden Offizier nach der Urſache ſeines Bleibens gefragt, antwortete er: er habe da Stockprügel zu erwarten. Als alle mündlichen Entſchuldigungen, die Paulucci darauf durch ſeinen Adjutanten überſandte, nichts fruchteten, erſchien derſelbe endlich ſelbſt und bat den Generalſuperintendenten zum großen Diner bei ihm nicht auszubleiben, damit er ſeinen Fehler gut

machen könne. Als Sonntag in die zahlreiche Verſammlung hineintrat, umarmte und küßte ihn der Generalgouverneur herzlich und bat ihn in Gegenwart Aller wegen ſeiner Uebereilung um Verzeihung.

Ein anderes Mal, nach einem Disput mit Paulucci über eine wichtige Angelegenheit der evangeliſchen Kirche, reiſte Sonntag direct nach Petersburg, um die Sache dem Kaiſer Alexander I, bei dem er offenen Zutritt hatte, perſönlich vorzutragen. Bald darauf traf auch der Generalgouverneur im Cabinete des Kaiſers ein, der ihn aber ungnädig entließ mit dem Bedeuten, daß er ohne ſpecielle Erlaubniß ſein Gouvernement nicht verlaſſen dürfe.

Die von Senff in Kupfer geſtochenen ausdrucksvollen Porträts dieſer beiden bedeutenden Männer, die mir perſönlich nie im Leben begegnet ſind, vergegenwärtigten mir lebhaft ihre Perſönlichkeit.

Für die Emancipation der Bauern waren beſonders wirkſam auch ein paar politiſche Schriften von Garlieb Merkel in Riga, die die früheren Zuſtände der livländiſchen Leibeigenen mit den grellſten Farben ſchilderten. Schon die Titelvignetten waren ſo aufregend der krampfhaft ſich windende Laokoon und ein heidniſcher Bauer, dem ein katholiſcher Geiſtlicher, das Kreuz in der Hand, heftig bekehrend zuredet, während ein Ritter in der Rüſtung mit einer Fackel das Strohdach der Bauerhütte anzuzünden droht. Merkel war ein Livländer von Geburt, der eine Zeitlang in Berlin mit Kotzebue den „Freimüthigen“ herausgab, ſowie noch viele andere Schriften, ein nüchterner Rationaliſt, aber nicht ohne Geiſt, Gegner von Schiller und Goethe. Von dem gravitätiſchen Gange des Letzteren ſchrieb er in ſeinen Skizzen, er habe etwas Spatzenhaftes. Er wünſchte vergebens Profeſſor der Geſchichte in Dorpat zu werden, was der Rector Ewers zu hindern wußte, da er von einem ſo hämiſchen Charakter nur Uneinigkeit im Univerſitäts-Conſeil fürchtete. Merkel rächte ſich dafür, indem er in einer Zeitung ſagte, an der Univerſität Dorpat graſſire der Bandwurm. Ewers widerlegte, ebenfalls in der Zeitung, dieſe Behauptung, indem er ſich auf hygieiniſche Angaben ſtützte, damit nicht beſorgte Eltern ihre Söhne auf die Univerſität zu ſchicken ſich ſcheuten. Da entgegnete Merkel in der Zeitung, der gelehrte Profeſſor habe ſich unnütze Mühe gegeben; er, Merkel, habe den Bandwurm im Knopfloch gemeint. (Es waren nämlich eben gerade viele Orden an der Univerſität ausgetheilt worden.) Da hatte denn Merkel allerdings viele Lacher auf ſeiner Seite. -- Ich habe auch in Dorpat die berliner Gaſſenhauer gehört: Merkel Ferkel, Schlegel -- Flegel.

(Fortſetzung folgt.)

Zur Erinnerung an Karl Ernſt von Baer,

Vortrag, gehalten am 17 Februar 1892 in der öffentlichen Sitzung der Dorpater Naturforſcher-Geſellſchaft.

Wenn ein Großer unter unſeren Mitmenſchen, Einer, welcher mit unauslöſchbaren Zügen ſeinen Namen eingetragen hat in die Geſchichtsbücher der Erdbewohner, ſein irdiſches Daſein abgeſchloſſen, wenn er von dieſer Welt der Unruhe, der Arbeit, des Kampfes eingegangen in das Reich des Friedens, dann ſchaart ſich um den Erdenfleck, dem wir, was Sterbliches von ihm blieb, überantwortet, die trauernde Gemeinde. Schmerzerfüllt blicken wir rückwärts auf das irdiſche Ringen, das Wollen und Vollbringen des nun Vollendeten, verlaſſen, verwaiſt dünkt ſich, wer das Große, das Erhabene in ſeinem Thun erkannt und ſeinen Einfluß an ſich und Anderen erfahren hat. Jeder iſt ſich deſſen bewußt, daß er perſönlich den Heimgegangenen verloren; die Trauer um dieſen Verluſt, den der Einzelne mit Vielen theilt, beherrſcht unſere ganze Seele.

Aber in feſtgefugter Bahn ſchreitet die Zeit über die Gräber der Entſchlafenen. Ein Jahr verrinnt nach dem anderen, eine Generation folgt der anderen; keine Ruhe, immer neue Arbeit, neues Streben, neuer Kampf auf dieſer Welt der Sterblichkeit Was der Tod aus unſerem Kreiſe dahingerafft, wie ſchnell iſt es in der von immer neuem Schaffensdrang durchglühten Natur ausgeglichen. Was uns im Momente des Scheidens unerſetzlich erſchien, wie bald gewöhnt uns die jeden Schmerz lindernde Zeit daran, es zu entbehren. Wie bald erfahren wir, daß das geiſtige Erbtheil unſerer großen Abgeſchiedenen nicht verloren geht, daß ſie zwar geſtorben, aber nicht todt ſind. Denn das wahrhaft Große, welches der Einzelne erwarb, iſt zugleich der Menſchheit erworben. In dieſer fortlebend, ſtellt es hinfort ein

unveräußerliches Eigenthum des Geſchlechtes dar. Das iſt der Troſt, welcher unſere Thränen trocknet. Jede erhabene That iſt eine Ausſaat in dem Geiſtesboden der Geſammtmenſchheit, die, in ſtetem Wechſel keimend, wachſend, fruchtbringend, in dieſer fortwirkt. Dieſem Troſt danken wir es, daß von Jahr zu Jahr reiner, klarer das Bild des heimgerufenen Genius vor unſerem Geiſtesauge ſich entfaltet. Was die Mitlebenden Kleines, Kleinliches an ihm zu bemerken glaubten, was ihn unter Geſchöpfen zum Geſchöpf ſtempelte, es gehört der Erde und ihrem Einfluſſe an und es wird mit dem Körperlichen verweht, vergeſſen. Aber das geiſtige Gut, das der Suchende als Spur göttlicher Offenbarung erworben, eint ſich mit den Schätzen, deren Beſitz uns Menſchen zu Herren der Welt macht und das Menſchenkind zum Gotteskind erhebt. Dieſe Erkenntniß gerade lockt aus dem Abſchiedsſchmerz das erhabene Gefühl, ein unveräußerliches Gut erworben zu haben, ſie lehrt uns in Freude zurückzublicken auf den, deſſen ſterblichen Theil wir verloren und in deſſen geiſtigen Beſitz wir für immer eingetreten ſind.

Das ſind die Gefühle, welche uns heute bewegen, an dieſem Tage, zu dieſer Stunde, welche dem Andenken Karl Ernſt von Baers gewidmet ſein ſoll.

Hundert Jahre ſind dahingegangen ſeit jenem Tage, an welchem K. E. von Baer auf baltiſchem Boden, in der Nachbarprovinz Eſtland, auf dem Stammgute ſeiner Familie Piep geboren worden. Derſelbe Himmel, der ſo Vielen unter den hier Verſammelten ſeinen Sonnenſchein ſpendete, ſein Mondlicht, ſeine Sterne leuchten ließ, dasſelbe Landſchaftsbild, deſſen wir uns heute noch erfreuen, derſelbe liebe nordiſche Wald, der uns in jedem Frühjahre neu erquickt, dasſelbe blaue Meer mit ſeinem ewigen Wechſel, ſie haben auch ihm die Jugend golden erſcheinen laſſen, ſo daß er ſich deſſen noch am ſpäten Lebensabend dankbar erinnerte. Hier in dieſen Landen hat er, von treuen Eltern, Pflegeeltern, Lehrern behütet, ſeine Kinder- und Schuljahre durchlebt, hier im Eltern- und Verwandtenhauſe und dann auf der Ritter- und Domſchule Revals die Grundlage ſeines gediegenen Wiſſens gelegt, aber von hier aus hat er auch ſchon als Knabe ſeinen Geiſt hinausfliegen laſſen in ferne Gegenden, ſeine Phantaſie geſättigt mit dem Großen und Schönen, dem Hohen und Erhabenen, das muthige Forſcher, kühne Reiſende über die weite große Muttererde verkündeten.

Hier in dieſer Stadt, an dieſer Hochſchule hat der wiſſensdurſtige Jüngling 1810 ſeine Studien begonnen, eingeordnet in die Zahl der Mediciner und doch bald weit hinausgreifend über die Grenzen ſeiner Wiſſenſchaft. An dieſer Stelle, hier in dieſem Saale hat der junge Mann, der akademiſchen Ordnung ſich fügend, 1814 den Grad eines Doctors der Medicin erworben. Von hier aus hat der junge Gelehrte ſeine ruhmvolle

Reiſe durch die Gefilde der Wiſſenſchaft angetreten, die nur dem Gottbegnadeten zugänglich ſind. Deſſen gedenken wir in dieſer Stunde mit gerechtem Stolze.

Wir folgen dem Wanderer im Geiſte auf ſeiner Pilgerfahrt. Zuerſt in Wien und dann in Deutſchland, nach deſſen Anregung ſich der Jüngling jahrelang geſehnt, an den rebenbekränzten Ufern des Mainfluſſes, in Würzburg, begegnen wir ihm wieder. Wir ſehen aus dem Schüler, welcher bisher fremdes Wiſſen in ſich aufgeſpeichert, den Mann erwachſen, der in mühevoller eigener Arbeit, nicht völlig unbeeinflußt durch die kleinen Sorgen um das tägliche Leben, ſeine Erfahrungen ſammelt. Im Selbſtſtudium ſehen wir ihn den Grund ſeiner ſpäteren geiſtigen Selbſtändigkeit legen. Noch ſchwankt er zwiſchen der Medicin und Naturforſchung, aber das Intereſſe für letztere nimmt von Tag zu Tag zu. In den Bau höher organiſirter wie minder entwickelter Lebeweſen ſucht ſich unſer Forſcher einen Einblick zu erzwingen. — Wir folgen dem Wanderer 1816 nach Berlin, freuen uns, wie ſein Geiſt ſich weitet, wie bei vielſeitigſter Anregung dieſer in die verſchiedenſten Gebiete der Medicin und Naturwiſſenſchaft zu dringen ſucht. Phyſik, Chemie, Geologie, Botanik werden, und nicht nur als Hilfsfächer der Medicin, eifrig betrieben. In Königsberg, wohin er 1817 ſich wandte, ſehen wir Baer allmählich in die Wege einlenken, welche ihn zu unvergänglichem Ruhm führten. Aus einem Lernenden wird er zum begeiſterten Lehrer der Wiſſenſchaft. Mit der Anatomie des menſchlichen Körpers beginnt er; aber bald werden die ſchon in Würzburg begonnenen naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten wieder aufgenommen, der Menſch wird als Glied der ſchier endloſen Kette lebender Weſen betrachtet und das jenem Eigenthümliche wird mit dem verglichen, was die übrigen Lebeweſen charakteriſirt. Baer wird vergleichender Anatom, Zoolog. Eine größere Reihe damals veröffentlichter Unterſuchungen von Thieren, „die bei Königsberg zuweilen zu haben waren“: Elen, Robben, Braunfiſch, Stör, Unio, Anadonta, Meduſen, Aſpidogaſter, legen Zeugniß dafür ab, mit welcher Genauigkeit Baer in die feineren hiſtologiſchen Verhältniſſe zu blicken, mit welchem Scharfſinn er das Erkannte zu deuten wußte, mit welchem Feuereifer er die Erreichung der höchſten Ziele der Wiſſenſchaft erſtrebte. Denn immer und immer wieder ſchaut Baer bei ſeinen Bearbeitungen einzelner Weſen zum Allgemeinen auf. Mächtig angeregt ſehen wir ihn zu naturphiloſophiſchen Speculationen; lebhaft fühlt er ſich angezogen von Okens dahin gehörigen Arbeiten, die ihn allerdings im Einzelnen oft zu heftigſtem Widerſpruch anreizen. Und immer wieder richtet ſich Baers Auge zurück vom Thiere zum Menſchen, von der Zoologie zur Anthropologie. Denn es treibt ihn als wahren Naturforſcher, aus der Summe der Einzelerſcheinungen

das Allgemeingiltige, aus dem Chaos natürlicher Formen den einheitlichen, großen, erhabenen Gottesgedanken herauszuleſen. Der Satz, daß „die Natur in ihren Bildungen gewiſſe allgemeine Themata verfolge und dieſe in den einzelnen Arten der Thiere variire", war ſchon in Würzburg formulirt. Im Jahre 1826 gab Baer ihm in der Lehre von den Organiſationstypen oder Bauplänen Ausdruck.

Wie ſolchergeſtalt Baer und Cuvier unabhängig von einander zu gleichen Ueberzeugungen, wie Beide unter Verwendung verſchiedener Grundlagen der Beurtheilung zu gleichen Reſultaten für die Syſtematik gelangten, wie Baer und Cuvier ſich in den Ruhm zu theilen haben, in den überreichen Stoff der Zoologie Klarheit und Ordnung gebracht zu haben, darüber ſind wir erſt vor wenig Jahren aus competentem Munde unterrichtet worden.

Aber weiter und weiter führt unſeren Forſcher ſein Weg. Bei ſeinem Durſt nach Klarheit, nach vollem Verſtändniß des im vollendeten Organismus *Gewordenen* ſtellt ſich mit Nothwendigkeit das Bedürfniß ein, auch das *Werden* zu erkennen. Auf dem Gebiete der *Entwickelungsgeſchichte*, deren Studium ihn „vor übergroßer Schätzung fremder Autorität bewahrt habe", auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft des Lebendigen, wo „jede Ausſicht, welche man von einem Zeitmomente gewinnt, zu einer Vergleichung mit dem vorhergehenden und folgenden drängt", hat Baer ſich nunmehr ſeinen „Platz in der Geſchichte der Naturwiſſenſchaften erworben". Die Studien über Entwickelung des Embryo im Ei, die Entdeckung der Dotterkugel, Unterſuchungen über die erſten Entwickelungsſtadien des Säugethieres, der Vögel, Fiſche und anderer Thiere, die ihn auf das Analoge im Werden der verſchiedenen Thiere aufmerkſam machten, die Beobachtung der ſich ſchließenden Rückenfurche, bei welcher er ein Bild deſſen gewann, wie im Embryo „der Typus des Baues der Wirbelthiere ausgebildet wird und dann die Entwickelung beherrſcht", gelten auch heute noch als Etappen auf dem Wege, auf dem Baer uns die rechte Erkenntniß erſchloß. Nicht daß er zuerſt ſolche Arbeiten unternommen, ſondern daß er hier, wo die einzelnen Stadien ſo ſchnell einander folgen, wo kein Stillſtand, wo Alles im Fluß, den rechten Moment für die Einzelbeobachtung erfaßte, daß er die richtige Aufeinanderfolge der ſcharf individualiſirten Vorgänge erkannte, daß er letztere richtig deutete und gruppirte, ſo aber „das allgemeine Geſetz der Natur in aller Entwickelung" verkünden konnte, das iſt dabei das wahrhaft Große. Welche Entbehrungen und Anſtrengungen der Meiſter ſich bei ſeiner Arbeit auferlegte, das ſchildert er uns ſelbſt. „So kam es, daß ich in einem Jahre mich in meinem Gehäuſe eingeſperrt hatte, als noch Schnee lag, und daß ich, zum erſten Male über den nur einige hundert Schritt von mir entfernten

Wall ſchreitend, das Korn in Aehren fand, die ſchon der Reife entgegengingen. Dieſer Anblick erſchütterte mich ſo tief, daß ich mich hinwarf.“ So ſchreibt Baer in ſeiner Autobiographie.

Nachdem Baer ſchon im Jahre 1830 ſich eine Zeit lang in St. Petersburg aufgehalten und mit den dortigen Verhältniſſen vertraut gemacht hatte, ſehen wir ihn 1834 dorthin, an die Akademie der Wiſſenſchaften, definitiv überſiedeln. Als dem Lichte der Erkenntniß nachſtrebender Jüngling hatte er vor 20 Jahren die Heimath verlaſſen, als hochgeachteter, in der ganzen civiliſirten Welt anerkannter Gelehrter, der ſich bewußt iſt ſeiner eminenten Schaffenskraft, kehrte er dorthin zurück. Doch der Forſcher, der in die innerſten Feinheiten des thieriſchen Baues, in die dunkelſten Gebiete der Entwickelungsgeſchichte zu dringen beſtrebt war, hatte ſich dauernd doch nie den Ausblick in das Leben und die täglichen Ereigniſſe desſelben verſperren laſſen. Das bewies er, wenn er in Würzburg, Berlin und Königsberg auf das Ernſteſte ſich mit Fragen des Unterrichtes, inſonderheit der Methode desſelben, beſchäftigte, wenn er an der Herausgabe dem Studium dienender Werke ſich eifrig betheiligte, wenn er die akademiſchen Einrichtungen, das Treiben an den Hochſchulen ſtrenger, gerechter Kritik unterwarf Das bethätigte er, wenn er der Gründung von Inſtituten zu practiſcher Unterweiſung der Studirenden warm das Wort redete, für Erweiterung der Bibliothek in Königsberg mit Wort und Schrift kämpfte und dabei doch noch Zeit fand, während der Choleraepidemie als Arzt nützlich zu ſein oder einen Wohlthätigkeitsverein zu gründen, der den Armen wahrhaft half, weil er ſie nach Möglichkeit arbeiten und lernen ließ. Heil dem Reiche, welches dieſen in voller Kraft ſtehenden Mann wiedergewann, dem Lande, welchem nunmehr dieſe Kraft voll und ganz zu Nutze kam

Wohl ſetzte Baer auch in St Petersburg ſeine vergleichenden anatomiſchen und entwickelungsgeſchichtlichen Studien weiter fort und wohl zeitigte er auch hier noch auf dieſem Wiſſensgebiete eine Reihe wichtiger Arbeiten, aber mehr und mehr trat er von nun an hinaus aus der Studirſtube in das wogende Leben des Staates und des Volkes. In der Akademie und der mediciniſchen Hochſchule der Reichshauptſtadt war ihm vor Allem die Aufgabe geſtellt, Anatomie und Phyſiologie vorzutragen, und bald gelang es ihm hier auch in den Kreiſen der Zuhörer, in weiteren Kreiſen der Aerzte, ja der gebildeten Laien die Augen den Lebensvorgängen zu erſchließen, das Licht zu entzünden, in dem eine neue Anſchauung biologiſcher Proceſſe - phyſiologiſcher und pathologiſcher - möglich war Dem Biologen Baer war es beſchieden, hier die Erkenntniß zu wecken, daß den bei der Ausbildung der Lebeweſen veränderten Formen auch veränderte Functionen parallel gehen, und daß dieſe erſt zu voller Bethätigung gelangen,

wenn ſich die Anlage mit den Organen voll entwickelt hat. Beſchieden war es ihm, zu zeigen, daß die Functionen geſtört ſind, wenn in der Form und Structur des Organes atypiſche Veränderungen ſich vollzogen haben.

Die Jahre eilen dahin! Mehr und mehr ſehen wir unſeren großen Gelehrten durch die Anſprüche, welche von Außen an ihn herantreten, ſeiner Studirſtube, ſeinen Hörſälen und Laboratorien entzogen werden. Von Tag zu Tag mehr erkennt man, welch' ein Schatz von Wiſſen und Erkenntniß in dem gebrechlichen Körper Baers angeſammelt iſt und müht man ſich, jenen dem Allgemeinwohl nutzbar zu machen. Wo im weiten großen Reiche die verſchiedenſten Nationalitäten zu wirkſamer Thätigkeit im Intereſſe des Ganzen verbunden werden ſollen, da gilt es vor Allem die Eigenthümlichkeit der einzelnen richtig zu erfaſſen. Denn nur dann kann man ſie an rechter Stelle verwerthen. Daß dabei die Hilfe und der Rath des Anthropologen Nutzen bringen könne, war unſchwer einzuſehen. Baer, der in jahrelanger Ueberanſtrengung am Secirtiſch und Mikroſkop ſein körperliches Auge geſchwächt hatte, ſo daß es faſt den Dienſt verſagte, lieh gern das ungeſchwächte Auge ſeines weit umfaſſenden Geiſtes her, um den für das Kleine und Große gleich empfänglichen Forſcher zu bewähren. Das Studium der Völker, bei welchem in gleichem Maße wie die Geſchichte, Sprache, Religion, Induſtrie auch die umgebende Natur in Betracht gezogen werden muß, gab bald Baer Arbeit in Fülle. In dem Beſtreben, die Entwickelung eines Volkes möglichſt weit rückwärts zu verfolgen, begann er, wie ein begeiſterter Lobredner es einmal ausſprach, die naturwiſſenſchaftlichen „Documente für die Urgeſchichte der Menſchheit" zuſammenzutragen. In wenig Jahren hatte er in St. Petersburg eine der vollſtändigſten craniologiſchen Sammlungen beiſammen und konnte er mit Befriedigung wahrnehmen, daß man auch in anderen Staaten, ſeinem Beiſpiele folgend, ſolche Sammlungen anlegte.

Bei vielen im Intereſſe der Ethnographie unternommenen Reiſen, welche in die 30er bis 50er Jahre fallen, wendet ſich die Aufmerkſamkeit Baers mehr und mehr auf die Naturbeſchaffenheit der einzelnen Länderſtrecken. Und weit umher führt ihn ſein Wandertrieb und ſein Wunſch, dem Staate zu nützen, durch die Gefilde des Reiches. Nach Nowaja-Semlja, wo ihn „der Wechſel des dunklen Gebirges mit mächtigen Schneemaſſen, die Mannigfaltigkeit der farbenreichen, in Miniaturraſen vereinten Blüthen, die feierliche Stille auf dem Lande, wenn die Luft ruht und die Sonne heiter ſcheint", entzückt, ſehen wir ihn 1837 und wiederum 1840 ziehen. Auch die Oſt- und Nordküſte des ruſſiſchen Lapplands werden beſucht. In Finnland werden 1838 und 1839 die Schrammen und Abſchleifungen der Felſen, Folgen alter Diluvialbewegungen, und die Spuren der durch ſchwimmendes Eis umhergetragenen Felsblöcke verfolgt. Auf Hochland ſtudirt

Baer die pittoresken Felswände und Durchbrüche der Porphyrinſel. Im Jahre 1845 läßt unſer Reiſende an den Ufern des Adriatiſchen Meeres die Mannigfaltigkeit des bunten Thierlebens ſüdlicher Gewäſſer auf ſich wirken, und mächtig fühlt er ſich angeregt bei Ascidien und Seeigeln ſeine entwickelungsgeſchichtlichen Studien wieder aufzunehmen. Es folgen 1851 Reiſen an den Peipus und die baltiſche Küſte und weiter nach Schweden zur Unterſuchung der Verhältniſſe des Fiſchfanges. Aehnliche Aufgaben führen ihn mehrfach an die Wolga und zum Kaſpiſchen See und neben dem Nächſtliegenden verfolgt Baer, wohin ſein Weg geht, allgemein naturwiſſenſchaftliche Probleme. Reich an wiſſenſchaftlichen Ergebniſſen kehrt er ſtets nach St. Petersburg zurück. An die Narowa mit ihren rieſigen Stromſchnellen, an das Aſowſche und Schwarze Meer folgen wir ihm im Geiſte. Die Erforſchung der, wie Baer glaubt, durch die Rotation der Erde beeinflußten Flußläufe, die Verſandung der Flußmündungen ſind ihm wichtig genug zu ernſtem Studium. Und dabei blieb immer noch Zeit, um in Deutſchland, in Kopenhagen, Stockholm, Paris, London anthropologiſche Intereſſen zu verfolgen. Baer wird *Geograph* und bethätigt ſeinen Beruf dazu durch die in Gemeinſchaft mit v. Helmerſen herausgegebenen „Beiträge zur Kenntniß des Ruſſiſchen Reiches“. Die geographiſche Geſellſchaft St. Petersburgs, welche ſich längſt einen hochgeachteten Namen in der Wiſſenſchaft erworben, verehrt in Baer einen ihrer Stifter.

Mehr und mehr ſehen wir Baer mit Fragen der Nationalökonomie beſchäftigt, Fragen, die Fiſchzucht, die Schifffahrt, die Wege des Welthandels betreffend. Er bietet für alle Zeiten den Beweis, daß die *Volkswirthſchaft*, wenn ſie ſegenbringend wirken will, ſich die Errungenſchaften der Naturforſchung zu eigen machen ſoll.

Baers Reiſen bringen ihn mit vielen ſeiner großen Zeitgenoſſen in perſönliche Berührung, und in directem Verkehr mit Männern wie Humboldt u. A. wird mit Erfolg am Ausbau der Wiſſenſchaft gearbeitet. Vielen wurde ſein Rath förderlich, vielen der jüngeren Forſcher ebnete er den Weg zu künftiger Größe. Wie oft trat er für den Einzelnen ein, wenn er ernſtes Streben erkannt hatte, wenn es galt, den Vorwärtsdringenden zu ſtützen. Als Mann mit warmem Herzen für ſeine Nebenmenſchen, mit treuem Empfinden für Jeden, welchen er ſeiner Zuneigung und Freundſchaft gewürdigt, haben Viele ihn kennen und lieben gelernt. Und mit welchem Feuereifer griff unſer Baer überall ein, wo im Reiche wiſſenſchaftliche Neuſchöpfungen und Neugeſtaltungen Nutzen verſprachen. Die St. Petersburger Akademie, die mediciniſche Hochſchule, eine große Anzahl wiſſenſchaftlicher Inſtitute legen Zeugniß dafür ab.

Ein gottgeſegnetes Leben ſehen wir vor uns — aber doch nur das Leben eines Sterblichen. Nachdem ihm am 15. März 1864 ſeine Gemahlin

in den Tod vorausgegangen, mehrten auch in ihm und für ihn ſich die Merkzeichen der abwärts eilenden Lebenscurve. Im Auguſt desſelben Jahres beging man in St. Petersburg in würdigſter Weiſe, unter Theilnahme der ganzen wiſſenſchaftlichen Welt, das Doctorjubiläum unſeres greiſen Freundes. Baer ſchloß damit ſeine 30jährige, an Erfolgen überreiche St. Petersburger Thätigkeit ab. Aus aller Arbeit, aller Erregung des Lebens zog es ihn zurück in die Gefilde, in denen der Knabe ſich getummelt und ſeine Körperkräfte erprobt, zu dem Ort, wo des Jünglings Geiſt ſeine Schwingen gebrauchen lernte. In die baltiſche Heimath, in dieſe unſere Stadt führte die Sehnſucht nach Ruhe und Sammlung K. E. v Baer zurück. Viele von uns, die wir uns heute hier verſammelt haben, ſind ihm in den letzten 11 Jahren ſeines Lebens begegnet. Manche durften ihm näher treten und ſich ſeines eminenten Wiſſens, ſeines bis zuletzt ihm treu bleibenden Gedächtniſſes, ſeines Scharfſinnes, ſeines nimmer ruhenden Forſchens- und Schaffensdranges, ſeiner nur im Tode ruhenden Sehnſucht nach geiſtiger Anregung ſtaunend freuen. Die Ruhe, welche ein Karl Ernſt von Baer ſuchte, war doch nur eine andere Art der Arbeit.

Von St. Petersburg ſcheidend, brachte er der Welt im erſten Theile ſeiner „Reden" eine Sammlung zu verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Gelegenheiten bearbeiteter, auch für größere Kreiſe intereſſanter Unterſuchungen dar. Wenn wir von den biographiſchen Aufſätzen über Swammerdam, Sömmering, Humboldt abſehen, ſo zeigen uns die Mittheilungen über „das allgemeinſte Geſetz der Natur in aller Entwickelung", „über die Verbreitung des organiſchen Lebens", die Abhandlung, „welche Auffaſſung der lebenden Natur iſt die richtige", „die Blicke auf die Entwickelung der Wiſſenſchaft", das Beſtreben, „Gebildete, die an den allgemeinen Reſultaten naturwiſſenſchaftlicher Forſchungen und Gedanken ſich erfreuen", einen Blick „in entferntere Regionen derſelben richten zu laſſen". Sie wollen verſuchen, „die Entwickelung der Menſchheit als hervorgeſproßt aus den Anlagen, welche ſie zur Ausſtattung von der Natur erhalten hat", zu zeichnen. Baer tritt uns als populärer Schriftſteller entgegen; daß er ſich ſeine Aufgabe nicht leicht gemacht, war dem a priori unzweifelhaft, welcher aus der Autobiographie Baers Anſichten über Populariſiren der Wiſſenſchaft erſehen hatte. Auf uns, die wir den Menſchen Karl Ernſt von Baer gekannt und geliebt haben, üben dieſe Aufſätze einen eigenthümlichen Reiz. Sie bringen uns ſtets wieder aufs Neue das umfaſſende Wiſſen, den tief philoſophiſchen, Alles durchgeiſtigenden Zug, der durch Baers Weſen geht, in Erinnerung.

Und Speculationen allgemeinſter Art ſind es, denen Baer hier in Dorpat ſich hingiebt. In die Geſchichte aller Zeiten, in die Denk- und Lebensweiſe aller Völker, in die Geheimniſſe der Sprache läßt er ſeinen

Geiſt dringen, weiter und weiter wird ſein Geſichtskreis. Hier in dieſer Stadt ſind die beiden letzten Bände ſeiner „Reden“ verfaßt, als „Studien aus dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften“ ſendet er den einen derſelben in die Welt; im anderen ſucht er „hiſtoriſche Fragen mit Hilfe der Naturwiſſenſchaften zu beantworten“. Ruft Baer in dem Aufſatze „über Darwins Lehre“ dem Darwinismus, welchem er ſelbſt den Boden vorbereiten half, ein „nicht zu ſtürmiſch“ zu, bringt er uns in der Abhandlung „über Flüſſe und deren Wirkungen“ geographiſche Betrachtungen aus den Tagen ſeiner weiten Reiſen, ſo zeigt er uns in ſeinen Auseinanderſetzungen „über Zweck in den Vorgängen der Natur“, über „Zielſtrebigkeit in den organiſchen Körpern“, daß die Naturforſchung ſich nicht weiter ſcheuen ſoll, teleologiſche Fragen in den Kreis ihrer Erörterungen zu ziehen. Wie ein Alp lag es auf der Naturforſchung; ſie ſollte die Formen und ihre Wandlungen, die chemiſche Zuſammenſetzung der Organe und ihre chemiſchen Umſetzungen in jedem Entwickelungsſtadium ſtudiren; ſie ſollte in jedem Moment Auskunft geben über das Wie der Theile lebender Weſen, aber nicht fragen, warum es ſo ſei. Gott ſei Dank, daß dieſe Zeit jetzt hinter uns liegt.

Und welche Fülle neuer Gedanken, welchen Schatz von Kenntniſſen breitet endlich der Achtzigjährige vor uns aus, wo er verſucht, das, was er als Naturforſcher, Anthropolog, Ethnograph, Geograph erfahren, der *Weltgeſchichte* nutzbar zu machen. Philologen und Geſchichtsforſcher werden im *Einzelnen* wohl an den Aufſätzen, „wo iſt der Schauplatz der Fahrten des Odyſſeus zu finden“, „wo iſt das Salomoniſche Ophir zu ſuchen“, „über den Handelsweg, welcher im fünften Jahrhundert vor Chriſtus durch einen großen Theil des jetzt ruſſiſchen Reiches ging“, Ausſtellungen machen, keiner aber wird ohne ehrfurchtsvolles Staunen das Buch aus der Hand legen. Der Mann, der hochbetagt in Verfolgung ſehr realer Intereſſen in der Bucht bei Balaklawa an die Zeit der Jugend erinnert wurde, als Homer ihn begeiſterte, als er im Herzen mit Odyſſeus die Gewaltthätigkeiten der Läſtrygonen beklagte, der Mann, in dem dieſe Eindrücke bis ins hohe Alter ſo nachwirkten, wie es hier geſchehen iſt, der war nicht mit dem gewöhnlichen Maße zu meſſen. Eingeleitet mit Betrachtungen darüber, was bei den Griechen die Sage des Schwanengeſanges weckte, wurde dieſes Buch der Schwanengeſang unſeres edlen, großen Freundes.

Der in beſtändigem Durſt nach Erkenntniß der Dinge, die doch zuletzt nur Erkenntniß Gottes erſtrebt, nie erlahmende Forſcher und Meiſter trat am 16. November 1876 in die Vollendung hinüber. Ohne lange Krankheit, ohne ſchwere Leiden, ruhig, Gott ergeben ſchied er von dieſer Erde. *Der große Embryolog, der uns in ſeinem Leben ein faſt vollendetes Bild der geiſtigen Entwickelungs-*

geſchichte des Idealmenſchen gezeichnet, war uns entriſſen. Am 20. September haben wir ſeinen Leib der letzten Ruheſtätte übergeben.

Dankbar beugt ſich die Wiſſenſchaft aller Lande vor dem Heimgegangenen. Dank zollen ihm Alle, denen er einen Einblick in ſein Leben gewährte, Dank vor Allem wir, die wir uns ſeines Umganges, ſeines Rathes, ſeiner Fürſorge freuen durften. Dank ſchuldet ihm unſere Stadt und unſere Univerſität, denen er ſein Intereſſe ſo vielfach bethätigt hat, Dank ſchuldet ihm die Dorpater Naturforſchergeſellſchaft, deren Zügel er in ſchwerer Zeit ergriff und der es als Präſident neues Leben, Muth und Kraft zu gedeihlicher Fortentwickelung eingehaucht hat Eingedenk der daraus erwachſenden Pflichten haben wir am heutigen Tage Grab und Denkmal des großen Todten mit friſchen Blumen geſchmückt. Eingedenk ſolcher Pflichten glaubt die Geſellſchaft den heutigen Gedenktag nicht würdiger feiern zu können, als indem ſie in öffentlicher Verſammlung Zeugniß dafür ablegt, daß der Geiſt Baers, der ſchlicht und recht, ohne jedes äußere Gepränge und doch ſo erfolgreich der Wiſſenſchaft und damit der Menſchheit zu dienen beſtrebt war, auch noch heute in ihr fortwirkt. Sie glaubt den großen Arbeiter am beſten dadurch zu ehren, daß ſie ſelbſt ſich in ihrer beſcheidenen Arbeit Ihnen vorſtellt. So haben wir beſchloſſen, heute dieſe Stunde der Beſchäftigung mit den Wiſſensgebieten zu widmen, auf welchen der Forſcher bei jedem Schritte den Spuren K. E. von Baers begegnet.

Den Vortrag dieſes Abends einzuleiten, waren die Erinnerungen aus dem Leben Baers, welche ich, ſo viel möglich, mit ſeinen eigenen Worten in Ihr Gedächtniß zurückrief, beſtimmt.

Freude, hohe ſtolze Freude beſeelt uns, indem wir deſſen gedenken, daß Karl Ernſt von Baer der unſere war. Dankbar gegen Gott, der ihn uns gegeben und der den Vollendeten wieder mit ſich vereinigte, dankerfüllt gegen ihn, der für uns geforſcht, gearbeitet, gekämpft, erheben wir uns alleſammt von unſeren Sitzen. Die ſtaubgeborene Hülle unſeres edlen Heimgegangenen ſchwand, aber hinauf, hinüber, über der Erde Wechſel, zum Urquell aller Erkenntniß ſenden wir unſeren Blick. Dort, wo Wiſſen durch Wiſſen, Licht durch Licht vermehrt wird, wo jeder Zweifel ſchwindet, jede irdiſche Diſſonanz gelöſt iſt, weiß unſer Geiſt ihn immerdar zu finden. So iſt auch, ſo bleibt auch Karl Ernſt von Baer für immer der unſrige.

G. Dragendorff.

Miscellen.

Von Antonius Bomhouwer.

Unter Zugrundelegung eines alten revaler Rathsprotokolls, deſſen Copie wir der Güte des Herrn Dr. Th. Schiemann in Berlin verdanken.

Die Familie Bomhouwer iſt dem in der Geſchichte unſerer Heimath Kundigen nicht fremd. 1469 wanderte ſie aus Lübeck nach Reval ein, wo Hans Bomhouwer zu Wohlſtand und Anſehen gelangte. Wohl 1508 iſt er hier mit Hinterlaſſung einer ausgebreiteten Familie geſtorben. Jasper hatte ſein Geſchäft in der Vaterſtadt an der Trave, Bartelt und Hans blieben in Reval als reiche Handelsherren, erſterer zudem durch das Vertrauen ſeiner Mitbürger zum Aeltermann großer Gilde erhoben. Zwei andere Söhne widmeten ſich dem geiſtlichen Stande: der eine, Chriſtian, wurde ſogar Biſchof von Dorpat, der andere, Antonius, trat in den Franziscanerorden in Haſenpoth. Als der Geiſterfrühling der Reformation auch in Livland neues Leben zeitigte, war Chriſtian nicht mehr unter den Lebenden, Antonius aber wurde im Gegenſatz zu ſeinen der neuen Lehre ſich zuwendenden revaler Brüdern ein eifriger Verfechter Roms. Er war es, der im Auftrage der bedrohten katholiſchen Partei ſich zum Papſt aufmachte, um dieſen zu energiſchen Schritten gegen die Ketzer in Livland anzuſpornen, der aber, auf der Heimfahrt in Riga vom Rath gefangen geſetzt, nach vergeblichen Bekehrungsverſuchen, die der baltiſche Reformator Andreas Knopken mit ihm vornahm, durch die Fürſprache des revaler Raths freigelaſſen, doch mit dem ſtädtiſchen Bann belegt, 1527 nach Reval gezogen zu ſein ſcheint. Von da an verſchwindet er aus der Geſchichte. - Vier Schweſtern werden uns genannt: die eine war mit Peter Klevinckhuſen vermählt, zwei, Elſebe und Katharina, waren Nonnen des Brigittenkloſters bei Reval, Brigitte

endlich war die Ehegattin des revaler Patriciers Jörges Huldermann, Mutter zweier Söhne und einer Tochter. Doch auch bei ihr überwog der in der Familie stark ausgeprägte geistliche Zug, dem folgend sie in demselben Kloster, das ihre Schwestern barg, nach ihres Gemahls Tode weltflüchtig Ruhe suchte. Von ihr soll im Nachfolgenden die Rede sein.

* * *

Einige Jahre, nachdem Jorges Huldermann gestorben, faßte seine Wittwe Brigitte 1512 den Entschluß, nach Dorpat zu ziehen. Da sie auch ihr vom Manne ererbtes Vermögen mit sich zu nehmen gedachte, mußte der Antheil für ihren unmündigen Sohn durch dazu bestellte Vormünder sichergestellt werden, zu welchem Amt der Aeltermann Bartelt Bomhouwer und Peter Klevinckhusen vom Rath verordnet wurden. Auch der Schwiegersohn des Verstorbenen, Helmich Fick, fand es für nothwendig, für den Knaben einzutreten und den Vormündern es ans Herz zu legen, sie möchten „in Hinsicht dessen, daß dessen Mutter sich dachte aus diesem Lübeckschen Rechte (das in Reval galt), da es geerbt und erworben war, in ein freundes Recht zu bringen, — — — zusehen, daß sie seinen Theil von seiner Mutter nehmen und in der Stadt Reval verwahren bis zu seinen mündigen Jahren, sollten auch seiner Mutter nicht in allen Dingen zu willen sein, es möchte hernachmals kommen, so sie an die Mahnung gedenken sollten". Jedoch scheinen die beiden Vormünder die Einmischung von Helmich Fick sehr kühl aufgenommen zu haben, jedenfalls kam es 1513, als die mittlerweile nach Dorpat übergesiedelte Mutter in Reval erschien, um das Vermögen flüssig zu machen, zwischen jenen und Fick, dem sich diesmal der erwachsene Sohn, Thomas Huldermann, angeschlossen hatte, zu einem harten Zusammenstoß. Als Helmich und Thomas nämlich ihrer Mutter Vorstellungen machten, sie möge doch in Reval bleiben, jedenfalls aber des jüngeren Sohnes Antheil hier sicherstellen, erschien Bartelt bei Fick, um ihm zu eröffnen, daß er als bestellter Vormund keinerlei Zwischenrede Unbefugter dulden wolle. Zwei Jahre später, Anno 1515, kamen im Blomeschen Hause zu St. Olaf Vertreter beider Parteien zusammen, wobei das Haus des verstorbenen Jörges Huldermann an Helmich Fick verkauft wurde, damit es nicht in fremde Hände komme. Abermals platzten die Gemüther auf einander; heftig beschuldigte Fick den Bartelt und Klevinckhusen, das Interesse ihres Mündels zu Gunsten der Frau Brigitte schnöde bei Seite gesetzt zu haben. Doch Alles war umsonst; obgleich die Wittwe sich bereit erklärte, des Knaben Erbtheil in Reval zu lassen, entschieden die Vormünder trotz nochmaliger Verwahrung von Seiten Ficks, die Mutter, die des Kindes Beste wohl wahrnehmen würde, solle ihn mit sich nehmen und sein Vermögen verwalten. —

Jahre vergingen, der Knabe verreiſte ins Ausland — vielleicht zu den Verwandten in Lübeck — erſt 1521 kam er, nunmehr 15 Jahre alt, nach Dorpat heim. Gerüchte, daß ſeine fromme Mutter ihr und ſein Vermögen mit allzu freigebiger Hand vertheile, offenbar zu Gunſten der Kirche, waren ihm längſt zu Ohren gekommen und veranlaßten ihn, als der Oheim Bartelt damals zum Beſuch zur Mutter kam, ihn in ſeinem Quartier — „bei der Neuſtadelſchen gegenüber ſeligen Thomas Becker“ — aufzuſuchen und ihn um Rath zu bitten. Der Vormund zuckte die Achſeln, gab die Schenkungen der Mutter zu, meinte aber, ſie laſſe ſich, auch von ihren Freunden, in dieſen Dingen nicht drein reden. So ſah ſich der Knabe abermals von denjenigen, die ſein Beſtes wahrzunehmen hatten, in ſträflicher Weiſe verlaſſen. Es ſollte bald weit ſchlimmer kommen. Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß ſchon damals Brigitte ganz in den Händen ihres Bruders, des Franziscaners Antonius, war, der den Plan gefaßt hatte, das ſchöne Erbe der Schweſter und ihres Sohnes der katholiſchen Kirche zu erwerben. Um das Netz feſter zu ziehen, ſchrieb er 1821 an die Schweſter und forderte ſie auf, mit dem Knaben zu ihm nach Haſenpoth zu kommen. Die beſchwerliche und weite Reiſe wurde angetreten, der ſich der Sohn „aus kindlicher Furcht, unmündig und unverſtändig“, wie er ſelber bekennt, nicht zu widerſetzen wagte. Wer mag aber ſeinen Schreck beſchreiben, als er in Haſenpoth am Tage nach der Ankunft von der Mutter vernahm, „daß ſie es müde ſei, Haus und Hof zu leiten, ſie vielmehr der Welt entſagen und in ein Kloſter treten wolle“. Vergebens wandte er ein, ſo er ihr zur Laſt falle, wolle er gern ſich ſelbſt ſeinen Unterhalt erwerben und bei frommen Leuten in Dienſt treten; die Mutter erwiderte vielmehr mit der Frage, ob nicht auch er ihrem Beiſpiele folgen und das „große heilige Leben der Mönche“ zu dem ſeinigen machen wolle. Doch der Sohn blieb ſtandhaft: lieber wolle er ſein Daſein durch Betteln friſten, als ihr darin zu Willen ſein. Weinend begab er ſich ins Kloſter, wo ihm Antonius ſeine Wohnung bereitet hatte. Das verſtörte Weſen des Knaben mußte dem Oheim das Mißlingen des offenbar auf ſein Betreiben gemachten Vorſchlages verrathen, und er begann nun ſelbſt in der Sache ſich ins Zeug zu legen. Auf des Knaben Erzählung zeigte er ſich äußerſt verwundert und ſagte, er ſolle ſich doch freuen, daß ſeine Mutter ein friedſam Leben annehmen wolle, auch er möge dieſem Gott wohlgefälligen Wege folgen, die Zeiten ſeien böſe genug und glücklich der, der, aller Gefährlichkeit der Welt entflohen, gute und ſorgloſe Tage verbringen könne. Wenige Tage darauf verließ Frau Brigitte den Sohn, um in dem revaler Nonnenkloſter zu St. Brigitten den Schleier zu nehmen. Noch beim Abſchied machte ſie einen Verſuch, den Sohn zum Eintritt ins Mönchsleben zu bewegen, und wies ihn mit vielen Worten auf

das Verdienſtliche dieſes Schrittes hin. Es waren ſchwere 7 Wochen, die für den Vereinſamten folgten, Wochen, in denen der Mönch nicht von ſeiner Seite wich, indem er „mir früh und ſpät mit Liſt nachging, ob er einen Mönch aus mir machen könnte. Deshalb," klagte der Knabe, „mußte ich mit den Mönchen zum Chor gehen, in wollenen Kleidern liegen, ob ich je irgend welche Luſt zur Kutte gewinnen würde, indem er nicht wenige Worte und Heimtücke dazu brauchte." Als die gewöhnliche Ueberredung nichts fruchtete, verfiel Antonius auf ein ſeltſames Mittel, um den Spröden mürbe zu machen. Er kam mit dem Propſt, der nach Memel zu verreiſen hatte, überein, derſelbe ſolle jenen mit ſich nehmen, damit er, durch „das Ungeſtüm und Fährlichkeit der See kleinmüthig geworden, deſto beſſer zur Kutte geneigt würde". Während der Prälat die Reiſe zu Lande antrat, wurde der Knabe gezwungen, in einer kleinen „Schute" bei ſtürmiſchem Wetter ſich auf hohe See zu wagen· müde und mitgenommen gelangte er nach Memel, wo er erfuhr, daß der Propſt bereits zur Heimkehr rüſte, da ſchwere Gefahren die Weiterreiſe verhinderten. So traf der junge Huldermann, gebrochen und krank, bald wieder in Haſenpoth ein, von Antonius ſcheinbar erſtaunt empfangen, was der Grund ſei, daß er wiedergekommen. Auf deſſen kleinmüthige Erzählung, wie übel es ihm ergangen, bemerkte er ſpöttiſch, ob er nun endlich erkannt habe, daß es allein im Kloſter gute Tage gäbe, da man von keinem Unglück wüßte. — Bald darauf brach in der Abtei eine heftige Seuche aus, die mehrere Brüder befiel und Antonius zwang, den Pflegebefohlenen fortzuſenden. Doch ein Zufall wollte es, daß der Sohn von Frau Brigitte ſelbſt kurz darauf erkrankte und im Kloſter Heilung ſuchte. Antonius Bonthouwer erklärte ihm natürlich, Gott wolle ihn durch ein Wunder zu ſich ziehen, er werde das auch der lieben Mutter im Brigittenkloſter berichten. So zogen ſich die Schlingen immer feſter um den Umgarnten, der ſeinem Geſchicke verfallen ſchien. „Ehrſame, wohlweiſe Herren," alſo hat er ſelbſt ſpäter vor dem revaler Rath ſeine Bedrängniſſe geſchildert — „es hat ſich ereignet, als ich ſo im Elend und des Teufels Gefängniß war, wo ich keinen treuen bekannten Freund hatte, der mir irgend etwas zum Beſten rathen könnte, konnte auch meinen eigenen Nutzen oder Beſtes nicht ermeſſen, vernahm auch, daß die Mönche nicht zufrieden wären; ich war da ſtets bei ihnen, wußte nicht, wie ich es anfangen ſollte, iſt zu mir gekommen Antonius und hat mich mit vielen liſtigen Worten gefragt, ob ich auch irgendwie im Sinn hätte, ein klöſterlich Leben anzunehmen; — — — ging mir mit ſolchen und anderen Worten immer nach, wußte zuletzt nicht, was ich anfangen ſollte, nachdem ich ſo überlaufen ward, habe ich zuletzt aus Betrübniß meines Herzens und Verzweiflung die Einwilligung gegeben, als einer, der mit mancherlei Liſt dazu durch Täuſchung gebracht und gedrängt

wurde, konnte auch mein eigenes Beſte nicht merken oder mein Verderben meiden.“ Antonius war am Ziel, dem von der Mutter verlaſſenen Jüngling zwang er das Gelübde des Eintritts ins Kloſter und das Verſprechen, ſein Erbe dem Kloſter zu ſchenken, ab, ja er ſcheint ihn veranlaßt zu haben, in dieſem Sinne an ſeine Vormünder zu ſchreiben.

Geblieben iſt der junge Huldermann in des „Teufels Gefängniß“ nicht. Die Reformation, die ſich in den Livlanden ſiegreich Bahn brach, ſprengte die Kerkerpforten; ob er entflohen oder wie er dem Kloſter entkommen, wiſſen wir im Einzelnen eben ſo wenig, wie das Jahr, da er zur Freiheit gelangte. Nur das ſteht feſt, daß er gegen ſeine Vormünder vor dem Rath Revals wegen ungetreuer Verwaltung ſeines Erbtheils Klage erhob; daß ihm hierbei Genüge geſchehen, dürfte bei der ſeit 1624 auch in Reval durchgeführten Reformation als wahrſcheinlich angenommen werden.

Als ein Zeichen, zu welch verächtlichen Mitteln der Katholicismus jener Tage zu greifen nicht verſchmäht hat, hat die Epiſode von den Leiden des jungen Holdermann ihre Bedeutung auch noch in unſeren Tagen, in denen der alte Spruch Ben Akibas auf mehr denn einem Gebiet erneute Wahrheit erhält. E. S.

Bücherſchau.

Aus Kurlands herzoglicher Zeit. Geſtalten und Bilder von Ernſt Seraphim und Auguſt Seraphim. Zwei Fürſtengeſtalten des XVII. Jahrhunderts. Mitau 1892 248 S.

Die Verfaſſer des vorliegenden Buches ſind den Leſern der „Balt. Mon.“ keine Fremden. Wiederholt ſind ſie mit kleineren Arbeiten vor dieſelben getreten, entweder Neues bietend oder über Arbeiten Anderer referirend. Eine umfangreichere Aufgabe haben ſie ſich in den Geſtalten und Bildern aus Kurlands herzoglicher Zeit geſetzt. In der Vorrede werden noch weitere Publicationen aus demſelben Gebiet in Ausſicht geſtellt, und wir dürfen uns dieſer Ausſicht freuen, denn die in dieſem Buche zunächſt gebotenen beiden Lebensbilder können allen Liebhabern baltiſcher Geſchichte als eine nicht nur belehrende, ſondern wirklich genußreiche Lectüre beſtens empfohlen werden. Ernſt Seraphim hat das Leben der Eliſabeth Magdalene, geb. 1580, geſt. 1649, Gemahlin Herzog Friedrichs von Kurland, behandelt, Auguſt Seraphim des Prinzen Alexander von Kurland, geb. 1658, geſt. 1686. Wer waren dieſe beiden fürſtlichen Perſönlichkeiten? Bisher ſind ſie kaum dem Namen nach bekannt geweſen. Nun aber ſtehen beide in greifbarer Deutlichkeit vor uns, Kinder ihrer Zeit, eng verflochten in die herben Geſchicke des kleinen Ländchens, dem ſie angehören, aber in ihren wichtigſten Lebensintereſſen auch verknüpft mit den großen Actionen der europäiſchen Geſchichte. Wenn es den Verfaſſern gelang, mit eben ſo glücklicher, wie kundiger Hand aus den modernden Schätzen der Archive, in erſter Linie des herzoglichen zu Mitau, ein ſo reichhaltiges Material für die Geſchichte zweier Perſönlichkeiten zu heben, deren Lebensgang an ſich ein außerordentliches Intereſſe nicht bietet, ſo dürfen wir uns der Hoffnung hingeben,

daß auch für Bedeutſameres die geſchichtlichen Quellen nicht ſpärlich fließen werden. Daß es uns aber an Arbeitern nicht fehlt, die mit Liebe zur Sache und fachmänniſchem Urtheil das Vorhandene zu verwerthen wiſſen, zeigen die beiden vorliegenden Biographien.

Eliſabeth Magdalene war eine pommerſche Fürſtentochter. Als zwanzigjähriges Mädchen reichte ſie dem 11 Jahre älteren Herzog Friedrich von Kurland, Gotthard Kettlers Sohn, die Hand zum Ehebunde und hat ihm zweiundvierzig Jahre lang treu zur Seite geſtanden in den mancherlei inneren und äußeren Stürmen, die das kleine Staatsſchiff häufig genug mit dem Untergange bedrohten. Einen Erben ſchenkte die kränkliche Frau ihm nicht. Volle mütterliche Sorgfalt wandte ſie dafür dem Sohne ihres durch eigene Verſchuldung unglücklichen Schwagers Wilhelm, dem jungen Herzog Jacob zu, auf dem allein die Zukunft des Kettlerſchen Hauſes und die des Herzogthums ruhte. Nach den erſten verhältnißmäßig glücklichen Jahren ihrer Ehe ſah ſie Kurland in die gefährlichen Roldeſchen Händel verſtrickt, die dem unbotmäßigen Adel des Landes eine bequeme Handhabe zu Zettelungen mit dem Oberherrn Kurlands, dem Könige von Polen, boten. Das Endziel derſelben lief auf die Schwächung, ja Vernichtung der herzoglichen Gewalt in Kurland hinaus. Die weiſe Verſöhnlichkeit und Standhaftigkeit Herzog Friedrichs wehrte das Schlimmſte ab; ſein Bruder aber, Herzog Wilhelm, der in der Hitze des Streites ſelbſt vor dem Morde nicht zurückgeſcheut hatte, mußte das Land ſeiner Väter meiden und ſeine beſten Jahre ruhmlos in der Fremde vertrauern. In Pommern, bei den Verwandten ſeiner Schwägerin, hat er gaſtfreie Aufnahme gefunden Eliſabeth Magdalene bewahrte dem Vertriebenen eine ſchweſterliche Zuneigung; ihren und ihres Gemahls Bemühungen war es vor Allem zu danken, wenn nach vielen langwierigen Verhandlungen die Nachfolge Jacobs im Herzogthum endlich anerkannt wurde und die Belehnung desſelben durch den König von Polen erfolgte. — In den folgenden Jahrzehnten erfüllte wildes Kriegsgetümmel einen großen Theil Europas. Trauernd ſah Eliſabeth Magdalene ihre pommerſche Heimath von den ſich ablöſenden Truppen der Kaiſerlichen und der Schweden mißhandelt, zu Grunde gerichtet. Sie erlebte das unheimlich raſche Erlöſchen ihres vor Kurzem noch blühenden Geſchlechts und die Zerſtückelung des Landes, in deſſen Beſitz andere Herren ſich theilten. Im Grunde genommen waren es doch dieſelben Gegenſätze, welche auch im Oſten auf einander ſtießen, Katholicismus und Proteſtantismus, die, durch Polen und Schweden vertreten, auch auf baltiſchem Boden den Kampf um die Vorherrſchaft ausfochten. So ſah Eliſabeth Magdalene auch ihre neue Heimath Kurland unter unſäglichen Kriegsleiden ſich faſt verbluten. Kurlands politiſche Selbſtändigkeit ging endlich ungeſchwächt aus dem großen

Kriege hervor Mit dem Jahre 1635 begann hier eine zwanzigjährige Friedenszeit, deren größten Theil Eliſabeth Magdalene noch mit erlebte. Sie hat an ihrem Theil nach Kräften geſucht, das zertretene Land zu neuer Blüthe zu bringen; ihr menſchenfreundliches Gemüth, das Kleines wie Großes mit gleich herzlicher Theilnahme umfaßte, bezeugt ſich in vielen kleinen vom Verfaſſer mitgetheilten Zügen, in ihrem Verhältniß zum Gatten, zu ihren Verwandten, zu Allen, denen ſie in einem ſchickſalvollen Leben und bei ihren weit verzweigten Intereſſen näher trat. Sie war eine ſorgſame Haushälterin, die ihre nicht geringen Einkünfte gut verwaltete und ſich auch um Geringes bekümmerte. Als ihr Gemahl 1642 aus dem Leben ſchied, ſiedelte ſie bald darauf nach Doblen über, wo ſie die letzten ſechs Jahre ihres Lebens in heiterer Ruhe verbrachte, hochverehrt von dem ganzen Lande. Häufig empfing ſie den Beſuch ihres Pflegeſohnes, des Herzogs Jacob, und ſeiner Gemahlin, der brandenburgiſchen Louiſe Charlotte. Die Freude an dem Eheglück des jungen Fürſtenpaares und an dem vor ihren Augen neu heranwachſenden Geſchlecht verſchönte die letzten Jahre der Greiſin. Am 23. Februar 1649 iſt ſie geſtorben.

Die Friedensjahre bis zum Ausbruch des nächſten ſchwediſch-polniſchen Krieges i. J. 1655 ſind die glücklichſten geweſen, die Kurlands Geſchichte aufweiſt. Plötzlich aber zog ſich das Unwetter über dem kleinen Staate zuſammen und entlud ſich mit zermalmender Heftigkeit. 1658 wurde das Land, dem die Neutralität zugeſichert war, unverſehens von den Schweden überfallen, Mitau durch einen berüchtigten Handſtreich genommen, die herzogliche Familie gefangen nach Iwangorod gebracht. In der Angſt dieſer ſchreckensvollen Tage wurde die Herzogin, eine Gefangene im eigenen Schloſſe zu Mitau, von dem Prinzen Alexander entbunden. Die Natur hatte ihn kümmerlich ausgeſtattet: der rechte Arm hörte am Ellenbogen auf und mußte durch einen künſtlichen Lederarm ergänzt werden. Um ſo zärtlichere Sorgfalt wandte die Mutter dem Mißgeſtalteten zu. Erſt 1660 kehrte die herzogliche Familie aus der ſchwediſchen Gefangenſchaft in ihr ſchwer geprüftes Land zurück. Der Prinz wurde noch als Kind an den verwandten berliner Hof geſchickt und empfing dort, fern von den Seinen, den erſten Unterricht. Von 1667 bis 1676, dem Todesjahre ſeiner Mutter, weilte er in der Heimath. Mit Louiſe Charlotte verknüpfte ihn noch ein beſonderes Band: es war der Herzogin gelungen, den jüngſten Sohn für ihren calviniſtiſchen Glauben zu gewinnen, ein Umſtand, der zu dauernder Entfremdung von dem eifrig lutheriſchen Herzog führte. Auch ſpäter konnte ein wirklich herzliches Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn nicht erzielt werden. Die ſoldatiſchen Neigungen des Prinzen fanden die Billigung des Vaters nicht, der ihn zunächſt ſtudiren laſſen wollte. Alexander aber begab ſich nach dem

Tode der Mutter auf Reiſen und blieb, gefeſſelt durch die mächtige Perſönlichkeit des Großen Kurfürſten, an deſſen Hof; gegen des Vaters Willen machte er einige Feldzüge gegen die Schweden mit; das geſpannte Verhältniß zum Herzog erfuhr durch die fortwährenden Geldverlegenheiten des Prinzen immer neue Steigerung. Nach des Vaters Tode trat er vollſtändig in brandenburgiſche Dienſte und fand 1686 vor Ofen einen ehrlichen Soldatentod.

Dies in kurzen Umriſſen der Inhalt der beiden Lebensbeſchreibungen. Man ſieht, etwas Außergewöhnliches weiſt das Leben Eliſabeth Magdalenes und Alexanders nicht auf; gewiß hat es viele deutſche Fürſtinnen gegeben, die, ähnlich der beſprochenen kurländiſchen Herzogin, als treue Gattinnen die Leiden und Freuden ihres Landes mit dem Gemahl theilten, ihm rathend zur Seite ſtanden und ſich allgemeiner Achtung erfreuten; und wie viele deutſche Prinzen haben nicht ebenſo wie Alexander Dienſte bei fremden Herren genommen und ſind auf dem Felde der Ehre geſtorben. Welches beſondere Intereſſe dürfen denn die Seraphimſchen Arbeiten für ſich in Anſpruch nehmen?

Anfangs wollte es uns ſcheinen, als ob das Buch zu weit ausholte und mit zu großer Umſtändlichkeit auch des Lebens Kleinigkeiten nachging. Aber, wie der Verfaſſer ſelbſt ſagt, es ſollte auch ein Bild der Zeit gegeben werden, in welcher die behandelten Perſönlichkeiten lebten und wirkten. Und da durften auch Küchenzettel, Wirthſchaftsrechnungen, Beſchreibungen verſchiedener Ceremonien, umſtändliche teſtamentariſche Verfügungen u. dgl. m. ſehr wohl ihren Platz finden, um ſo mehr, als es ſich um ein Bild aus unſerem provinziellen Leben handelt. Der beſondere Reiz der Provinzialgeſchichte liegt doch neben dem vaterländiſchen Intereſſe, das ſich naturgemäß auch dem Unbedeutenderen zuwendet, darin, daß im Leben der Provinz die Zuſtände und Eigenthümlichkeiten einer größeren Gemeinſchaft in beſonderer Ausprägung zur Erſcheinung kommen. In dieſem Buche ſpiegelt ſich nun aufs Getreueſte das deutſche Fürſtenleben des 17. Jahrhunderts wider: diesſeits wie jenſeits der deutſchen Grenze derſelbe patriarchaliſche Grundzug, der den Fürſten als großen Grundherrn und fürſorglichen Verwalter ſeiner weit ausgedehnten Güter erſcheinen läßt; hüben wie drüben dieſelben Familienintereſſen und kleinlichen Erbſchaftsſtreitigkeiten; derſelbe Kampf mit den Herrſchaftsgelüſten der Stände, dieſelbe Freude an höfiſchem Glanz und Wichtigthuerei mit fürſtlicher Repräſentation; derſelbe Thatendurſt der jüngeren Prinzen, denen die kleinen Verhältniſſe des eigenen Landes zu eng werden und die nur ſchwer eine ſtandesgemäße Verſorgung erhalten; ſchließlich dieſelben elenden Verſe, mit denen devote und berechnende Dichterlinge die verſtorbenen Fürſtlichkeiten beſingen.

Ich möchte ſagen, daß die Biographie mit der Provinzialgeſchichte

etwas Verwandtes hat. Die geſchilderte Perſönlichkeit nimmt zunächſt das Intereſſe in Anſpruch; ihren vollen Reiz gewinnt ſie aber dann, wenn ſie als beſonderes Beiſpiel der Hervorbringungen einer beſtimmten Zeit gezeichnet wird.

Die Verfaſſer haben es verſtanden, ihre Helden auf dem Hintergrunde der kurländiſchen Landesgeſchichte zu ſchildern, ſo daß ſich die Biographien zu einer Darſtellung wichtiger Perioden der kurländiſchen Geſchichte erweitern. Daß die Biographie der Eliſabeth Magdalene bei weitem mehr kurländiſche Geſchichte bietet, als die des Prinzen Alexander, der, jung geſtorben, ſeine beſten Jahre im Auslande verlebte, iſt ſelbſtverſtändlich. In Zukunft wird jede Darſtellung der kurländiſchen Verhältniſſe des 17. Jahrhunderts auf die Seraphimſchen Arbeiten, in denen eine beträchtliche Summe wiſſenſchaftlicher Forſchung niedergelegt iſt, zurückgehen müſſen. Um nur eins herauszugreifen: Kurland galt bis jetzt als ein Land, das im Gegenſatz zu ſeinen Schweſterprovinzen im 16. und in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts im Großen und Ganzen die Segnungen des Friedens ungeſtört genoß. Cruſes Kurland unter den Herzögen, der betr. Theil von Richters Geſchichte der Oſtſeeprovinzen erwähnen den ſchwediſch-polniſchen Krieg unter Guſtav Adolf nur kurz, ohne auf Details einzugehen. Was ſonſt über die Schwedennoth Kurlands in dieſer Zeit an gedrucktem Material vorlag, war verborgen und halb vergeſſen in zerſtreuten Artikeln unſerer hiſtoriſchen Zeitſchriften. Jetzt erſt erhalten wir durch E. Seraphim eine ausführliche Darſtellung des Krieges, die größtentheils vollſtändig Neues bietet und uns zeigt, daß auch das Gottesländchen noch vor dem Ueberfall von 1658 Zeiten der Zerſtörung und namenloſer Kriegsleiden durchgemacht hat, die gewiß nicht geringer waren, als die gleichzeitigen Leiden der deutſchen Länder im 30jährigen Kriege. Daß Kurland damals ſo gründlich verwüſtet worden iſt, wie Livland zur Zeit Iwan Grosnijs, wird immerhin noch mit Fug bezweifelt werden dürfen.

Zum Schluß ſei uns noch die Bemerkung geſtattet, daß die Verfaſſer oder die Setzer die Jahreszahlen etwas ſtiefmütterlich behandelt haben. Zu Beginn des Nachtrages auf S. 151 fehlt die Jahreszahl ganz; ebenſo wird uns auf S. 135 nur der Monatstag der Vermählung Herzog Jacobs, nicht das Jahr desſelben angegeben; S 179 ſchenkt Prinz Alexander ſeinem Schwager einen Hund i. J. 1015, und auch zu dem Datum 8. März 1624 auf S. 102 möchten wir ein Fragezeichen machen. Auf derſelben Seite iſt auch die Numeration der Noten etwas in Verwirrung gerathen. In den Anmerkungen fehlt die im Text angeführte Note 82b.

Bgn.

Die Aufzeichnungen des rigaſchen Rathsſecretärs Johann Schmiedt zu den Jahren 1558—1562. Bearbeitet von Dr Alexander Bergengrün Leipzig Duncker und Humblot 1892. Gr. 8. S. 164 4 M 40 Pf

In der Hoffnung, die von ihm aufgefundenen und in eigenhändiger Abſchrift bewahrten Aufzeichnungen doch noch einſt ſelbſt herausgeben zu können, iſt Hermann Hildebrand ſeiner Arbeit und unſerer Mitte entriſſen. Die unausgeſetzte Beſchäftigung mit dem Urkundenbuche mochte ihn ſchwer zu anderen Unternehmungen, an denen es trotzdem nicht gefehlt hat, gelangen laſſen. Nun iſt dem berechtigten Wunſche, endlich einmal das vielverſprechende Schriftſtück veröffentlicht zu ſehen, mit verſtändnißvoller Pietät entſprochen. Der Herausgeber hat die reichlich vorgefundenen Anmerkungen Hildebrands zum Texte der Handſchrift, wie deſſen Inhaltsangabe und Beſchreibung des ganzen von Joh. Schmiedt zuſammengeſtellten Codex der Manuſcriptenſammlung der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen, deſſen wichtigſten Beſtandtheil jene Aufzeichnungen bilden, ſorgfältig benutzt oder wiedergegeben; die ganze ſaubere und wohl erſchöpfende Bearbeitung des Inhalts iſt ſein eigenes Werk. Was er zur Charakteriſtik der Schmiedtſchen Darſtellung und über ihre Bedeutung ſagt, kann ich nur unterſchreiben. Was Schmiedt ſelbſt über die Riga betreffenden Ereigniſſe in den Jahren 1558—1562 Neues oder das Bekannte Ergänzendes mittheilt, iſt von Bergengrün hervorgehoben und mag vom Geſchichtsfreunde in dem handlichen und ſehr lesbaren Buche ſelbſt nachgeſehen werden. Auf einige ſehr überraſchende Ergebniſſe der textkritiſchen Forſchungen des Herausgebers ſei jedoch ein Hinweis geſtattet.

Sobald der Plan der Edition gefaßt worden, mußte ſich die Frage aufdrängen, ob Spuren einer Kunde von den Schmiedtſchen Aufzeichnungen im Lande vorhanden ſeien. In der That zeigt Winkelmanns «Bibl. Liv. hist.» Nr 7321 ſolche Spuren auf, die einen Theil der Handſchrift in der dorpater Univerſitätsbibliothek abſchriftlich vermuthen ließen. Die genannte Nummer führt den Titel „Genaue und vollſtändige Nachrichten von den Begebenheiten zu Riga in den Jahren 1558 und 1559 und nennt Abſchriften dieſer „Nachrichten" von Brotzes Hand auf der rigaſchen Stadtbibliothek. Es befremdet, daß ſeit der Anzeige, die Hildebrand von ſeinem Funde im Jahre 1877 machte, dem 1878, vielleicht auch ſchon 1869 veröffentlichten Hinweiſe Winkelmanns — ich habe die erſte Ausgabe der Bibl nicht zur Hand — nicht nachgegangen iſt. Bergengrün hat nun den dorpater Codex durchgeſehen und in ihm eine vollſtändige Abſchrift des kopenhagener Originalcodex, der Aufzeichnungen Schmiedts ſowohl, wie aller Beilagen, gefunden, und er hat ferner feſtgeſtellt, daß Brotze wieder den dorpater Codex, „ſoweit er die von Schmiedt geſammelten Materialien

enthält, theils copirt, theils excerpirt hat", auf Brotze[1] aber drei andere Handschriften zurückgehen, von denen zwei nur die Schmiedtschen Aufzeichnungen, eine die übrigen von Brotze copirten Stücke enthalten. In Betreff dessen, was Brotze nun eigentlich copirt hat, wäre wohl eine schärfere Bezeichnung zu wünschen gewesen, da doch nur mit einigem Zwange die „Aufzeichnungen" Schmiedts unter den Begriff des „von Schmiedt gesammelten Materials" fallen, wie auch nicht abzusehen ist, warum auf den Seiten XII bis XIX in den dem dorpater Codex gewidmeten Columnen der Vermerk fehlt, was davon bei Brotze und wo es sich findet, wie ein solcher Vermerk doch auf Seite XI anhebt. Jedenfalls sehen wir aus diesen Mittheilungen mit verblüffender Klarheit, daß wir den Schatz, den Hildebrand ins Haus zurückgebracht hat, längst besitzen, ohne von ihm eine Ahnung gehabt, geschweige ihn verwerthet zu haben. Eine gewisse Mitschuld daran, wenn von einer Schuld überhaupt die Rede sein kann, trifft den Unterzeichneten ebenso wie viele seiner Gefährten in der heimischen Geschichtsforschung. Sie liegt begründet in der unwillkürlichen Einseitigkeit, mit der man die zur Zeit gerade vorliegende Aufgabe und um so mehr, je weiter sie gesteckt ist, zu verfolgen pflegt, und bei der man, was ihr im Augenblicke abseits liegt, zur Rechten und Linken liegen läßt, ohne später den Moment zu finden, zum Liegengelassenen zurückzukehren. Im besprochenen Falle ist durch dieses Uebersehen glücklich nichts versäumt, es hat sich dadurch keine falsche Anschauung gebildet und fortgesetzt; es erweist sich nur die Sammelarbeit Alexandrows, des Urhebers des dorpater Codex, und unseres alten fleißigen Brotze als vergeudet; denn unserer Geschichtserkenntniß hat sie nichts genützt, und wäre sie genutzt worden, so hätte ihr doch immer der Stempel der Authenticität gefehlt, bis Hildebrand die Originalhandschrift aufgefunden. Aber auch nicht ganz vergeblich ist sie gewesen; denn Bergengrün hat dem dorpater Codex den Anhang zu seinem Buche entnehmen können, dessen Stücke Hildebrand wohl beschrieben, aber nicht abgeschrieben hat und die doch nach mancher Seite hin von großem Interesse sind. — Nach Allem scheint es sehr wünschenswerth, den Manuscriptenbestand der dorpater Universitätsbibliothek, an dem Hildebrand vorübergegangen ist, einer gründlichen Durchsicht und Aufnahme unterzogen zu sehen.

Das zweite überraschende und keinen mehr als mich überraschende Ergebniß der textkritischen Forschungen ist der von Hildebrand durch Feststellung der Identität der Schriftzüge Johann Schmiedts in einer Reihe von Vorlagen meiner „Briefe und Urkunden" begonnene und von Bergengrün durchgeführte Nachweis, daß die von mir dem Bürgermeister Jürgen Padel auf

[1] Auf S. XXVII der Einleitung ist statt S. VI S. X zu lesen.

Grund eines ſeine Unterſchrift tragenden Originalbriefes an den rigaſchen Rath zugeſchriebenen Schriftſtücke nicht von ihm, ſondern von Johann Schmiedt herrühren. Der Rathsſecretär hat alſo im Auftrag des Bürgermeiſters einen Privatbrief für ihn geſchrieben und von ihm die Ermächtigung erhalten, mit des Bürgermeiſters Namen zu unterzeichnen. Der Fall iſt allerdings ſo ſeltſam, daß auf ihn von ſelbſt zu verfallen einem Hiſtoriker unmöglich geweſen wäre oder ihn unmöglich gemacht hätte. Wenn aber Hildebrand aus ſeiner Kenntniß des kopenhagener Autographs die Handſchrift Schmiedts in erwähntem Briefe feſtſtellt und Bergengrün zudem nachträglich in einer Schuldverſchreibung Jürgen Padels deſſen Handſchrift kennen gelernt hat und ſie als durchaus verſchieden von jener der ihm von mir zugeſchriebenen Schriftſtücke bezeichnet, ſo kann ich füglich nicht zweifeln, daß ich mich in einem ganz folgerichtig erwachſenen Irrthum befunden habe. Gegenüber einem mit dem Namen des Bürgermeiſters unterzeichneten Briefe in gleicher Handſchrift mit der ganzen Stöße von Acten und Briefen aus den entſcheidungsvollen Monaten jener Jahre, in denen der Bürgermeiſter auf Geſandtſchaften und in Verhandlungen thätig war, konnte ohne Kenntniß der Schriftzüge Schmiedts, die erſt ſpäter durch Hildebrand erlangt worden, ſchlechterdings nicht in Schmiedt der Schreiber geſucht werden. Das einzige beglaubigte Zeugniß ſeiner Hand aber, eine notarielle Vidimation, hat mich, ihren Herausgeber, ſeiner Zeit nicht im guten Glauben beirren und zu erneuter Prüfung veranlaſſen können, weil damals nichts vorlag, wodurch das Augenmerk auch nur irgendwie auf Johann Schmiedt gerichtet wurde. Beim Entdecker und Bearbeiter des Mannes, der nun im Vordergrunde ihres wiſſenſchaftlichen Intereſſes ſtand, war die Sachlage eine andere geworden.

Bergengrün hat nun ganz Recht, wenn er für Johann Schmiedt einen Theil der von mir Jürgen Padel geſpendeten Anerkennung beanſprucht; er hat aber Unrecht in der Anſicht, meine auf Grund eines Irrthums über die Handſchrift gezogenen Folgerungen zu Gunſten der Perſon Jürgen Padels ſeien mit der Erkenntniß jenes Irrthums hinfällig geworden. Jürgen Padel bleibt einſtweilen in Geſinnung und Denkweiſe unverrückt derſelbe, wie ich ihn gezeichnet habe. Die beſondere Faſſung der Gedanken, der ſpecifiſche Ausdruck, den ſeine Geſinnung gefunden, dies allein iſt ihm nicht mehr zuzuſchreiben; ebenſo verringert ſich das Maß ſeiner Arbeitsleiſtung, da die ihm von mir zuertheilten Schriftſtücke nicht von ſeiner Hand verfaßt ſind. Was ihm hier abgezogen wird, kommt auf das Theil Johann Schmiedts. Wer im Verkehr zwiſchen Bürgermeiſter und Rathsſecretär mehr der Gebende, wer mehr der Empfangende geweſen, entzieht ſich für immer unſerer Kenntnißnahme. Das ſteht jedoch feſt, daß der Secretär ſo wichtige Meinungsäußerungen und Entſchlüſſe, wie geſchehen, nicht im Namen der Stadt auf-

ſetzen konnte, wenn ſie nicht vom Bürgermeiſter gebilligt und er ſie im Rath und vor den Fürſten zu vertreten bereit war. Folglich war Padel die in den Schriftſtücken ſich äußernde Geſinnung eigen, denn er hatte vor dem Riſſe zu ſtehen Er war ſo glücklich, wie wir jetzt ſehen, in Johann Schmiedt einen gleichgeſinnten Mann, der ihm in die Hand arbeitete, möglicherweiſe ihn auch förderte und ſtärkte, zur Seite zu haben Freuen wir uns alſo, daß unſer Riga 1561 zwei ſolcher Männer hatte, und erinnern wir uns der Wiederkehr eines ähnlichen glücklichen Verhältniſſes im Riga unſerer Tage!

Friedrich Bienemann.

Herausgeber R Weiß. Für die Redaction verantwortlich: R. Carlberg.

Дозволено цензурою. Ревель, 11-го Марта 1892.
Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Лидфорса въ Ревелѣ.

Die Poeſie im Recht.

(Ein Vortrag.)

Manchem mag wohl, wenn er den obigen Titel lieſt, der Gedanke kommen. Da iſt nun wieder abſichtlich ein barockes Thema gewählt worden, um das Publicum anzulocken! Recht und Poeſie! Klingt das nicht ungefähr ebenſo wie die Titel jener Dramen und Novellen, welche ſchon in ihrer Aufſchrift dem Leſer eine Frage ſtellen, deren Auflöſung unmöglich erſcheint und daher Spannung hervorruft? wie „Haß in der Liebe“, „die Schönheit des Häßlichen“, „Verbrechen aus Ehre“ u. ſ. w.?

In der That, wollte man dem Beiſpiel der Wenigen folgen, welche bisher Poeſie und Jurisprudenz zu verknüpfen verſucht haben, ſo wäre man entweder gezwungen, die für den oberflächlichen Betrachter faſt allein möglich erſcheinende *ſcherzhafte* Beantwortung dieſer Frage zu verſuchen und zu zeigen, wie die Poeſie im Recht nur in der Form von Satyren über Recht und Rechtswiſſenſchaft, in gelegentlichen Epigrammen und Liedern, welche gleichfalls keine große Hochachtung vor dem Recht zu zeigen pflegen, Vertretung gefunden hat und etwa damit ſchließen, daß die Poeſie im Recht geſucht, aber nicht gefunden werden könne. Oder man würde das Thema zwar *ernſt* nehmen, ſich aber damit begnügen, die poetiſchen *Formen* und Reimereien in rechtsgeſchichtlicher Entwickelung vorzuführen, in welcher ſich Rechtsſätze ſeit Alters abgelagert haben, wobei die Darſteller gewöhnlich vergeſſen, daß hier meiſt nicht das *Recht* poetiſch behandelt wird, ſondern Lebensgewohnheiten und tägliche Vorkommniſſe, welche zugleich den Stoff für Rechtsſätze darbieten, gleich den Criminalnovellen der Neuzeit.

Nichts von alledem! Wir wollen unſere Aufgabe heute in ihrem innerſten Kern faſſen und verſuchen, das geſammte Recht und die Rechts-

wiſſenſchaft dichteriſch zu verklären. Wir wollen verſuchen, das Bewußtſein von der Großartigkeit und Schönheit unſeres Stoffes wieder wachzurufen, wie es in früheren Generationen gelebt und wie es ſtets nur geſchlummert, nie aber ganz vernichtet worden iſt. Und wir fürchten nicht, mit dieſem Verſuch zu ſcheitern! Iſt doch die Liebe, die ſo Viele zur Rechtswiſſenſchaft empfinden, der beſte Beweis für die poetiſche Kraft derſelben. Was in der tiefſten Bruſt verborgen ruht, iſt an ſich ſchon ein Gedicht, wenn auch nur für ſeinen Beſitzer.

Wir wollen uns hier nicht auf den Streit über die Begriffsdefinition der *Poeſie* einlaſſen, der dieſe wie alle Künſte begleitet und aus der verſchiedenen Auffaſſung des Begriffs der Schönheit *entſpringt*. Für uns genügt es hier, daß Adel der Gedanken und ſchöne, wohlklingende Form die äußeren Bedingungen jedes dichteriſchen Erzeugniſſes bilden. Und wenn das der Fall iſt, welcher Gedanke eignet ſich beſſer zur dichteriſchen Verwerthung, als der des Rechts, welches ſchon der römiſche Juriſt Celſus dahin definirte: „*Das Recht iſt die Kunſtübung des ſittlich Guten.*“ Der Grundgedanke des Rechts — die große Idee der Wiederherſtellung der durch Egoismus und Leidenſchaft verletzten Wohlfahrt der Einzelnen, der ſtete Kampf der gewaltigſten Erdenmacht gegen die gewaltigſte Erdenſchuld — giebt es einen mächtigeren Vorwurf für den Dichter? Wird hier nicht die ganze Welt und die ganze Weltgeſchichte zu einem Rieſenepos oder Rieſendrama, in welchem ſämmtliche Vorkämpfer der Menſchheit, bald auf Seiten des Rechts, bald auf Seiten des Unrechts, als Helden figuriren? Wohl mag der einzelnen dichteriſchen Begabung dieſe Auffaſſung der Poeſie des Weltgeiſtes als zu mächtig erſcheinen niemals aber darf man es wagen, dieſem Gedanken die Eigenſchaften abzuſprechen, welche ſtets die erſten ſein werden, die das Dichterfeuer entzünden: *Kraft* und *Erhabenheit*!

Und ſchon im erſten Act dieſes Weltdramas finden wir die Dichtkunſt auf dem richtigen Wege. Keine poetiſche Idee vermag ſich bei den Griechen in Bezug auf Häufigkeit der Anwendung und ergreifende Darſtellung mit jener furchtbaren Macht zu meſſen,

„die *richtend* im Verborg'nen wacht,
Die unerforſchlich, unergründet
Des Schickſals dunkle Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen ſich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.“

Die *Nemeſis*, jene Macht der Verfolgung des Böſen, wie ſie von Aeſchylus und Sophokles für alle Zeiten erſchütternd gezeichnet worden, wie ſie die Erinnyen oder Rachegöttinnen dem flüchtigen Verbrecher nachſendet, daß ſie

„ſich heften an ſeine Sohlen,
Das furchtbare Geſchlecht der Nacht.
Und glaubt er flüchtend zu entſpringen,
Geflügelt ſind wir da, die Schlingen
Ihm legend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß
So jagen wir ihn ohn' Ermatten
Verſöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei,"

die Nemeſis, welche nicht in der äußerlichen Strafe, ſondern in der innerlichen Qual des Verbrechers ihr durchgreifendſtes Zuchtmittel erblickt, iſt nichts Anderes als die verwirklichte Rechtsidee, deren gewaltige Macht uns der griechiſche Mythus nicht beſſer zu illuſtriren weiß, als dadurch, daß er auch die Götter ihr unterwirft. Denn ihm verknüpft ſich die ſchreckliche, dunkle und unperſönliche Geſtalt des Alles beherrſchenden *Schickſals* mit dem des *Strafgerichts* — und ſo iſt ihm im erhabenſten Sinne „die Weltgeſchichte das Weltgericht".

Und wenn ſchon die *Macht* allein, ohne Hinzutreten der Sittlichkeit, die Dichter zu großartigen Kunſtleiſtungen begeiſtert hat, um wie viel mehr muß dies bei der Darſtellung der *Gerechtigkeit* der Fall ſein, in welcher ſich Macht und Sittlichkeit verbindet? Alle Bedingungen der Dichtkunſt treffen in derſelben zuſammen. Hier tritt uns die für die Poeſie unumgängliche *ſinnliche, äußerliche Geſtaltung* in gewaltigen Schickſalen entgegen, welche alle von der großen Idee der Gerechtigkeit aus die richtige Beleuchtung erhalten und vor welcher Jahrhunderte zuſammenſinken in einen Athemzug des Weltgeiſtes! *Hier* finden wir die für die Dichtkunſt — im Gegenſatz zu den plaſtiſchen Künſten — erforderliche ſtete *Bewegung*, den ewigen *Kampf*, welcher in jeder großartigen Perſönlichkeit, in dem Leben jedes mächtigen Volkes von Neuem hervortritt, mit allen aufregenden Phaſen eines ſolchen, mit dem ewig ſpannenden Wechſel zwiſchen Sieg und Tod! *Hier* ruht endlich die erſchütterndſte *Tragik* verborgen, jenes tragiſche Mitleid, welches der Untergang großartiger Perſönlichkeiten und Völker ſtets erregen wird, auch wenn derſelbe durch die *Schuld* veranlaßt wurde. — Aber, wird man uns antworten, warum wird nur die *eine* Seite der Rechtsentwickelung hier hervorgehoben, welche die Sühne der Schuld auf Erden übernommen hat — warum nicht die *andere* erwähnt, welche ſich damit begnügt, im Kleinen die Grenzen zu ziehen zwiſchen den *Verhältniſſen des Erdenlebens*, zwiſchen Familie und Staat, zwiſchen Nachbar und Nachbar, zwiſchen Mein und Dein? Kannten die Alten auch hier eine dichteriſche Ausgeſtaltung? Gewiß. Nur war es

hier nicht die Idee der *Erhabenheit*, welche der Poeſie die Flügel lieh, ſondern die Idee der *Wahrheit*! Das Auffinden des Rechts und der Wahrheit in ſchwierigen Fällen, der Kampf gegen die immer von Neuem heranwogenden Irrthümer und Zweifel, das unbeirrte Verfolgen des Weges durch das ſchwierigſte und unentwirrbarſte Dickicht — das war den Alten ein Ideenſyſtem, welches ſie — und wohl nicht mit Unrecht — der *künſtleriſchen Ausgeſtaltung* in hohem Grade fähig erachteten. Die *Kunſt der Rechtspflege*, wie ſie ſich in den Meiſterſtücken der gerichtlichen Beredtſamkeit, in den warmen Darſtellungen der erſten juriſtiſchen Schriftſteller äußert, iſt älter als die Wiſſenſchaft der Rechtspflege. Die Freude an der mächtigen Methode der Wahrheitsauffindung, wie ſie uns das Recht an die Hand giebt, begeiſterte deren erſte Apoſtel in ähnlicher Weiſe zur Verklärung derſelben auch in ſchöner äußerer Form, wie ſie die erſten Darſteller der Philoſophie, Phyſik und anderer Wiſſenszweige anfangs entflammte. *Ueberall hat erſt die Wiſſenſchaft die Poeſie abgelöſt.*

Und jetzt! Muß jetzt nicht Jeder fürchten, dem Fluche der Lächerlichkeit zu verfallen, der es wagt, Recht und Poeſie in Zuſammenhang zu bringen? Ich will hier nicht der Schaaren guter und ſchlechter Gedichte erwähnen, welche ſich im Hohn über die Trockenheit, über die Kleinlichkeit, über die hohle Abſtraction des Rechts und der Rechtswiſſenſchaft ergehen — ich will hier nur darauf hinweiſen, daß auch in der Bruſt des Juriſten ſelbſt ſelten eine Spur von dem Bewußtſein lebt, als ſtehe auch ſeine Beſchäftigung mit den erhabenſten Ideen der Menſchheit im Zuſammenhang. Wohl hat ſo Mancher, welcher dem Studium der Rechtswiſſenſchaft angehörte, ſeinen Namen den erſten Dichtern zugeſellt aber er hat zugleich aufgehört, ſeinen Namen unter den Juriſten figurieren zu laſſen — ich brauche hier wohl nur an *Goethe* und *Heine* zu erinnern — und wenn manch' Anderer neben dem Ruhm eines bedeutenden Dichters auch den eines tüchtigen juriſtiſchen Fachmannes davontrug — iſt doch das phantaſtiſchſte Kind der romantiſchen Schule Amadeus *Hoffmann* ein verdienter juriſtiſcher Beamter geweſen — einen *Zuſammenhang* zwiſchen der *Bureauthätigkeit* und der *poetiſchen Geſtaltung* hat Niemand behaupten wollen und behaupten können. In etwas derben Verſen drückt eine der bedeutendſten poetiſchen Begabungen unſerer engeren Heimath, der ſo früh dahingeſchiedene Carl *Peterſen*, dies aus, wenn er ſeinem dichteriſchen Freunde zuruft:

„Seitdem Du biſt ein Actenreiter,
Gehorcht nicht mehr der Pegaſus;
Ab wirft er jeden Federſtreiter,
Und ſchlägt ihn mit dem Hinterfuß.“ —

Woher denn dieſer gewaltige Sturz von dem Höhepunkt der Poeſie zu dem tiefſten Alltagsleben der Proſa? Haben das Recht und die Rechtswiſſenſchaft es verſchuldet, daß die Schönheit und deren Prieſter ihnen den Rücken kehren, oder theilen ſie nur das Loos aller irdiſchen Ideen? Dieſen Gedanken müſſen wir einige Augenblicke nachgehen, weil ſie uns Gelegenheit geben werden, zu erkennen, was in der Rechtsidee nur vorübergehend und was ewig poetiſch war, welche dichteriſchen Funken durch das kalte Waſſer der wiſſenſchaftlichen Behandlung erſtickt und welche beſtimmt waren, zwar zeitweilig unterzugehen, aber nur um ſtets von Neuem wieder aufzuglühen.

Wir werden uns drei Fragen zu beantworten haben: Warum beſaß das Recht der Alten Poeſie? Warum hat *unſer* Recht die Poeſie verloren? Worin beſteht die ewig poetiſche Kraft alles Rechts?

1.

Warum fanden die Alten im Recht Poeſie? Es lag nicht etwa in der Alles dichteriſch verklärenden Natur der Griechen. Denn wir finden den poetiſchen Schauer der Erhabenheit und Wahrheit der Rechtsidee nicht blos bei ihnen, ſondern, wenn auch in anderem Maße und in anderer Art, bei den Römern und bei den alten Deutſchen. Man braucht hier nur an die Nemeſis der Nibelungentragödie zu erinnern. Es lag vielmehr der *erſte* Grund der Anerkennung der poetiſchen Kraft des Rechts darin verborgen, *daß das Recht noch in der Bruſt des Volkes lebte* und aus derſelben geboren war. Es waren ſeine *innerſten* und heiligſten *Anſchauungen*, welche die erſten Rechtsſätze verkörperten, und nur ungern ließ das Volk ſein eigen Fleiſch und Blut zu der kalten Form von Rechts- und Geſetzbüchern erſtarren. Je theurer der einzelne Rechtsgedanke ſeinem Herzen war, deſto weniger geſtattete es der rauhen Hand des Geſetzgebers, ja auch nur des Richters, ſich desſelben zu bemächtigen. So lange das Recht im Innern jedes Volksgenoſſen lebte, ſo lange Niemand alſo das Unrecht that oder, wer es that, von ſelbſt verfehmt und ausgeſtoßen war — ſo lange brauchte das Recht nicht äußerlich hervorzutreten in klarer, aber unpoetiſcher Geſtaltung. Daher finden wir z. B. die Ideen des reinen Familienrechts, der zarteſten und innerlichſten Beziehungen der Einzelnen, im Verhältniß zur Neuzeit viel weniger in den älteſten Rechtsquellen und dagegen viel häufiger in der ſonſtigen Literatur und in der Dichtkunſt geſtaltet.

Denn aus der Bruſt des Menſchen brach ſein Innerſtes zuerſt nur als Lied. Was ihn daſelbſt als Ungewöhnliches erſchütterte, was nicht bereits zu ſeiner Alltagsempfindung gehörte und dabei Alle gemeinſam bedrückte oder erregte, *das* zündete jenes Feuer an, an welchem noch die heutige erkaltete Menſchheit ſich wärmt, *das* entflammte *Homer* zu jenem

Liede, welches aus dem Heldengeſang einer kleinen Völkerſchaft ein Menſchheitsgedicht geworden iſt, wie nie ein anderes nach ihm, *das* trieb überhaupt in der Dichtkunſt alle jene Blüthen, denen es beſchieden war, unvergänglich zu perenniren. Im Vordergrunde ſteht da die Rechtsidee. Wenn uns ſchon Homer von den gewaltigen Geſtalten der großen Todtenrichter Minos und Rhadamantos ſingt, wenn er die ganze Erzählung von Trojas Fall als ein Lied von der *Gerechtigkeit* des Schickſals darſtellt, wenn er den Untergang der Freier Penelopes trotz der perſönlichen liebenswürdigen Eigenſchaften des Einen oder des Anderen als *Rechtsforderung* hinſtellt, ſo verherrlicht er damit die grundlegende Idee des *Strafrechts*, die *Sühne der Schuld*. Wenn uns Sophokles und die übrigen Tragiker in dem furchtbaren Verhängniß, welches das Haus des Atreus trifft, das ſchauerlichſte Familiendrama der Weltgeſchichte aufrollen, ſo ſehen wir wiederum in einer Folge von Familienverbrechen das eherne Walten der *Nemeſis*, welche zuletzt auch den verhältnißmäßig ſchuldloſen Oreſt vermittelſt ihrer Rachegöttinnen durch die Welt hetzt, bis es ihm gelingt, wenigſtens die eine jener Schandthaten zu ſühnen, welche ſeine Väter auf ſich geladen. Und auch das deutſche Lied von der Nibelungen Noth iſt ein Lied der furchtbaren Gerechtigkeit, wenn dieſelbe ſich auch in jenen rauhen Zeiten in das Kleid wilder Rache hüllt.

Allen primitiven Völkern iſt dieſes Verwachſenſein mit der Rechtsidee eigen. Kein Wunder. Sind doch die Forderungen der letzteren das einzige Schutzmittel gegen die Wildheit der Leidenſchaft, gegen die Unbezähmbarkeit des rohen Egoismus. Im geordneten Staatsleben kann der Einzelne getroſt das Wächteramt und das Rächeramt derjenigen Inſtanz überlaſſen, welche ihren Endzweck in der Wohlfahrt ihrer Schutzbefohlenen ſieht, dem Staat. In jenen ſtaatsloſen Zeiten war es die *Achtung* jedes Volksgenoſſen, welche das Glück des Anderen und ſein Recht heilig hielt, war es die *Entrüſtung* Aller, in welcher der Verbrecher ſeinen Richter und ſeine Strafe ſehen mußte. *Nur, weil das Recht in Allen lebte, war es ein wirkliches Recht und weil es Aller Herzen erfüllte und erregte, war es ein Object des Geſanges.*

Daher rührt der Trieb, die Darſtellung des Rechts ſeinem Inhalte gemäß auch *äußerlich* zu geſtalten. Der Erhabenheit ſeiner Befehle ſollte die Erhabenheit der *Form* entſprechen. Wir brauchen hier nur an eines der älteſten uns erhaltenen Geſetzbücher zu erinnern, an die *Zehn Gebote*, in welchen die äußere Form der Rechtsſätze der großartigen Geſchichte ihrer Entſtehung entſpricht. Und in ihrer äußeren Erſcheinung ward die Vertretung des Rechts vor Gericht, die *gerichtliche Beredtſamkeit*, zu einer wahren *Kunſt*, welche nicht blos von der Dichtkunſt die äußere

Aehnlichkeit entlieh, ſondern den gleichen Adel der Gedanken, den gleichen Schwung der Begeiſterung den erregten und hingeriſſenen Zuhörern predigte. Damals war Beredtſamkeit und Rechtskunde identiſch — denn das, was damals faſt allein die Zungen zu beflügeln und die Herzen zu erwärmen verſtand, war das Recht.

Schon damals aber begann ſich die Gefahr zu zeigen, daß jene hinreißende poetiſche Macht der gerichtlichen Beredtſamkeit dazu mißbraucht werden könnte, die Herzen der Hörer und Richter auch dahin zu reißen, wo das Recht ſelbſt auf der anderen Seite ſtand, und an die Stelle des Rechtsgefühls jene falſchen Surrogate, das perſönliche Mitleid mit der Lage des Verbrechers, die politiſche Leidenſchaft der Parteiſucht in der Bruſt wachzurufen, mit welcher gegenwärtig gewandte Redner die Ueberzeugung unerfahrener Geſchworener irrezuführen pflegen. Schon damals traten jene falſchen Gefühlsapoſtel auf, welche mehr als verderbte Menſchen die Sittlichkeit eines Volkes und damit ſein geſammtes öffentliches und Privatleben zu untergraben verſtehen.

Dieſelbe Entwickelung nahm die Rechtspoeſie auch bei dem Volk der Römer. Auch hier war es die der Dichtkunſt am nächſten ſtehende Kunſt, die Rhetorik, welche blos für die Rechtspflege das Kleid abgab. Und ſelbſt in dem hochciviliſirten Geſetzbuch Juſtinians ſehen wir, wenigſtens bei den klaſſiſchen Juriſten, deutlich das ſtete Beſtreben, durch eine edle Form dem Werthe des in die Form geborgenen Inhalts zu entſprechen. Und endlich auch bei dem uns näher ſtehenden Volke der alten Deutſchen zeigt es ſich auf den erſten Blick, daß auch dort das Recht poetiſch blieb, ſo lange es volksthümlich war. Schon die alten ſog. Formularien wollen als eine Kunſtübung, als die künſtleriſche Darſtellung von Rechtsgeſchäften angeſehen werden und ſtellen daher ausdrücklich auch äſthetiſche Anforderungen an ihre Verfaſſer. Und es iſt nicht Zufall und nicht individuelle Willkür, wenn der Verfaſſer des verbreiteſten deutſchen Rechtsbuches des Mittelalters, des Sachſenſpiegels, ſein Werk mit einer gereimten Vorrede beginnt. Er will dadurch nur die entſprechende klaſſiſche Form einer Gedankenarbeit geben, welche auch inhaltlich ſich als den höchſten und erhabenſten Ideen entſtammend kennzeichnet, indem ſie an die Schöpfung der Erde anknüpft und aus den tiefſten Wurzeln die Rechtsſätze ihrer Zeit ableitet. Auch hier erloſch die Rechtspoeſie erſt mit dem Erblaſſen des eigentlichen Volksrechts, und an die Stelle der gerichtlichen und rechtlichen Beredtſamkeit trat, durch das Chriſtenthum und namentlich durch den Proteſtantismus hervorgerufen, die Beredtſamkeit der Kanzel. Die Kunſt der Rede bildete ſich aber naturgemäß ſtets da aus, wo das Herz des Sprechenden die Zunge führte.

Allein die Innigkeit des Zuſammenhanges von Volksgeiſt und Recht war nicht der einzige Anlaß zur poetiſchen Verklärung des letzteren. Ein zweiter Grund lag vielmehr in der damaligen Verquickung und Verbindung des Rechts mit der Religion und der Sittlichkeit mit dem geſammten ſittlichen und dadurch mit dem geſammten ſinnlichen Leben des Volkes. Prieſter und Richter, Gottesverehrung und Rechtspflege — ſie ſchwammen in einander. Jede Lebensfreude, jede Hochzeit, jedes Volksfeſt, jedes ernſte Vorkommniß, jede Beerdigung, jedes dauernde Volksſchickſal erhielt nicht blos ſeine religiöſe, ſondern auch ſeine rechtliche Weihe und ſeine rechtliche Geſtaltung. Alles wurde damals Gewohnheitsrecht, und erſt einer ſpäteren wiſſenſchaftlichen Entwickelung war es vorbehalten, die Gewohnheiten der Mittagsmahlzeiten und Hochzeitstänze der rechtlichen Form zu entkleiden, in welche ſie ſich gehüllt hatten. Die Poeſie mußte daher ſchon deswegen das Recht mit umfaſſen, weil ſie dasſelbe überall da mit fand, wo ſie eintrat, im Hauſe wie auf der Straße, in der Freude, wie beim Kummer.

Wenn aber vielleicht Mancher unter den heutigen Juriſten mit Wehmuth auf jene Tage der innigen Verbindung von Recht, Sitte und Alltagsleben zurückblickt, dann braucht er nur daran erinnert zu werden, daß dies zugleich die Tage waren, in denen die Rechtsvorſchrift ſich nicht von der Sittenvorſchrift unterſchied, in denen der Verbrecher mit dem Irrenden, das harmloſe Vergnügen mit der ſtrafbaren Luſt zuſammengeworfen wurde. Es war die Zeit, wo die inneren Gedanken ebenſo vom Strafrichter verfolgt wurden, wie die äußere That, wo das Recht den Menſchen zwingen wollte, moraliſch zu ſein, wo jedes menſchliche Gefühl, die Liebe wie der Haß, ſein Gewohnheitsrecht erhielt.

Endlich aber lag die poetiſche Kraft des alten Rechts noch in der größeren Erhabenheit ſeiner Gedanken. Wie alle Gedankenſyſteme in den erſten Stufen ihrer Entwickelung, brauchte es ſich noch weniger mit dem Kleingeld des Verkehrs, mit dem Detail der Rechtsconſequenzen abzugeben. Noch kämpfte es mehr mit dem zwar rohen, aber poetiſchen Verbrechen, als mit der ſpitzfindigen Betrügerei, noch mußte es ſich für ſeine einfachſten, aber machtvollſten Sätze die Exiſtenzberechtigung abringen. Daher ſteht es nur mit ſeinen großartigſten Kernforderungen auf der Tagesordnung der Entwickelung und daher leuchtet vor allen ſeinen Eigenſchaften die der Erhabenheit voraus. Dieſe Idee war es, welche den großen Italiener Dante zu jenem gewaltigen Liede begeiſterte, das ein Sang der Gerechtigkeit in Zeiten ſein ſollte, wo noch das plumpe Unrecht, und nicht das verfeinerte der Neuzeit, die Welt zu überwuchern drohte.

Aus dieſen Eigenthümlichkeiten des Rechtslebens, der Innigkeit des Zuſammenhanges mit den Gefühlen des Einzelnen, der Ungetrenntheit von Religion und Sitte und der Großartigkeit der allein in Frage ſtehenden Principien des Rechts erwuchs dann die Rechtsliebe, welche die edleren Geiſter jener Zeiten erfüllte und zur dichteriſchen Verklärung begeiſterte. Alle Inſtitutionen des Rechtslebens nahmen Theil an der Gabe der Dichtkunſt. Von dem oberſten Richter der Welt, dem Kaiſer, bis zum „letzten Rächer des Geſetzes", dem Scharfrichter, von dem Alles umfaſſenden Weltſtaat bis zur einzelnen Standescorporation und zur einzelnen Stadt wurde Alles in den Rahmen des dichteriſchen Weltgemäldes aufgenommen. Ja, gerade eine Abtheilung der Rechtspoeſie, die Standespoeſie, war es, welche damals ihre Flügel am höchſten trug und in der Beſingung des Ritterthums, einer Rechtskörperſchaft, ihren Hauptberuf fand. Ebenſo tritt in der Meiſter- und Geſellenpoeſie jener Tage die rechtliche Seite jener Corporationen, ihrer feſten Einrichtung und Form, vor der ſocialen Eigenthümlichkeit, wie ſie z. B. in den Dorfgeſchichten unſerer Zeit allein beſungen wird, in den Vordergrund.

Das Recht war poetiſch, weil es noch Allen bekannt, weil es als Ganzes noch in Gefahr, weil es in ſeinen Grenzen noch nicht ſcharf umſchrieben war.

2.

Und warum wurde dies anders?

Erſtens, weil das Recht, ſeiner organiſchen Entwickelung gemäß, von den verwandten Gebieten der Sittlichkeit und der blos äußerlichen Gewohnheiten ſich zu trennen begann, weil es blos die Vorſchriften des äußeren Handelns und nicht mehr des inneren Fühlens ſich reſervirte und auch von dieſen Vorſchriften nur die abſtracteren, die Grenzen zwiſchen den Sphären der Einzelnen, nicht aber die concreteren und plaſtiſcheren, ihre täglichen Lebensgewohnheiten und Gebräuche regelte. Was die neuere Wiſſenſchaft des Rechts als ihren Anfang, mußte die alte Poeſie des Rechts als ihr Ende bezeichnen. Sobald das Recht anfing ſich zu vertiefen, verlor es die poetiſche Verſchwommenheit und begann von einer unangenehm proſaiſchen Klarheit beherrſcht zu werden. Der ſtrenge, von der Logik vorgezeichnete Wortlaut der Rechtsſätze vertrug jetzt nicht mehr weder die gereimte Form, noch den bildlichen Ausdruck, welchen viele Rechtsnormen damals in den ſog. Rechtsſprüchwörtern gefunden hatten; und nur als Curioſitäten erhielten ſich die Ausdrucksformen: „Hand muß Hand wahren", „wo du deinen Glauben gelaſſen haſt, da mußt du ihn wieder ſuchen", „der Todte erbt den Leben-

digen" einer Generation, welcher das volksthümliche Verſtändniß für dieſe poetiſchen Floskeln zu fehlen begann und der ſie einfach zu ähnlichen techniſchen Juriſtenausdrücken wurden, wie die Maſſe der neuen Formulirungen der Wiſſenſchaft. So hat auch die *Arbeitstheilung*, indem ſie die einzelne Arbeit überall verbeſſerte, ſie von den gemeinſamen großen Grundgedanken und dadurch vom Herzen des Volkes mehr und mehr gelöſt.

Hierzu trat aber ein zweiter, gleichfalls der Natur jeder wiſſenſchaftlichen Entwickelung entnommener Vorgang, welcher aber gerade für die Rechtswiſſenſchaft die ſchwerſten Conſequenzen hatte und ſie aus der geehrteſten und dem Volke nächſtſtehenden Geiſtesbeſchäftigung zu der demſelben fernſten und von demſelben am härteſten beurtheilten machte. Dies war die *Entnationaliſirung* des Rechts.

Es liegt in der Natur der Wiſſenſchaft im Allgemeinen, daß ſie nicht ſich auf ihre Nation beſchränken darf. Machen doch die von ihr gefundenen Wahrheiten den Anſpruch, Wahrheiten für *alle* Menſchen zu bilden, und kann doch deren Auffindung auch nur durch eine Methode ermöglicht werden, welche nicht den beſonderen Anſchauungen einer beſtimmten Nation entſprungen iſt, ſondern ſo allgemein abſtract und kosmopolitiſch, wie möglich, operirt. Die Nation vertritt der Wiſſenſchaft gegenüber nur das ſie hemmende Vorurtheil, und es iſt lächerlich, wenn nationale Heißſporne gegenwärtig im Allgemeinen von der franzöſiſchen, der deutſchen Wiſſenſchaft reden

Aber mit dem Aufhören des Zuſammenhanges zwiſchen Wiſſenſchaft und Volk ſchwand auch die Liebe des Volkes zu derſelben Ueberall, in allen Wiſſenszweigen fehlt es gegenwärtig an jener Verehrung, mit welcher der Forſcher des Alterthums und des Mittelalters behandelt wurde, und iſt an deſſen Stelle meiſt der Spott über das Gelehrtenthum und ſeine naturgemäße Einſeitigkeit getreten Keine Wiſſenſchaft aber büßte bei dieſem Vorgange ſo viel ein, wie die des Rechtes. Denn dieſelbe war ausnahmsweiſe, wie eine fortgeſchrittenere Einſicht bald zeigen mußte, wenigſtens in einem großen Theil ihrer Gebiete, ihren innerſten Wurzeln nach national und verlor ihre Hauptkraft, ſobald ſie aufhörte, die heimiſche Erde zu berühren. Nur *das* war dem Volke wirkliches Recht, was ſeine *eigene* innere Anſchauung geweſen war, nur *das* konnte den Anſpruch auf Gehorſam machen, was aus inneren Gründen dem Volke ſeine Anerkennung abrang. Das fremde Recht mochte noch ſo allgemein menſchlich, noch ſo vernünftig ſein, es wurde dem Volke doch nie lieb, weil es fremd war, und kein wahres Recht, weil es der Gedankenüberzeugung des Volkes widerſprach. Kam nun noch hinzu, daß das ſeiner Logik und Formvollendung wegen gewählte römiſche Recht dem Volke auch ſprachlich unverſtändlich blieb, ſo war es kein Wunder, daß das letztere mit allen ſeinen Fibern reagirte gegen den Feind, der ihm ſein Theuerſtes zu rauben drohte,

daß es in dem römiſch gebildeten Juriſten das Hauptobject ſeines proſaiſchen und poetiſchen Spottes erblickte — ich erinnere z. B. hier nur an den Dr. Olearius im Götz von Berlichingen – und daß es, als es dem gewaltigen Gegner in der Wiſſenſchaft doch den Steg laſſen und ſeine ihm allein verſtändlichen Rechtsüberzeugungen unterdrückt ſehen mußte, in bittere Klagen über Alterthümlichkeit und Fremdheit ſeines neuen Rechts ausbrach.

„Es erben ſich Geſetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie ſchleppen von Geſchlecht ſich zu Geſchlechte,
Und rücken ſacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage;
Weh Dir, daß Du ein Enkel biſt!
Vom Rechte, das mit uns geboren iſt,
Von dem iſt, leider! nie die Frage."

Für die Rechtswiſſenſchaft aber war die Lage eine unendlich ſchwierige geworden. Sie ſchien wählen zu müſſen zwiſchen dem Verzicht auf ihre Wiſſenſchaftlichkeit und dem Verzicht auf ihre Volksthümlichkeit. Erſt als nach der Bezwingung der napoleoniſchen Zwangsherrſchaft auch der Gebildete anzuerkennen begann, daß wir auch in unſerem Denkſtoff uns nie ganz von dem Boden der Nationalität zu löſen vermögen, der wir entſproſſen ſind, da begann ſich eine richtigere Einſicht Bahn zu brechen, welche zwar die Denkmethode der allgemeinen Logik, den Rechtsſtoff aber der Geſchichte des eigenen Volkes entnahm und ſo dem Volke zurückgab, was dem Volke gebührte.

Aber der letzte Reſt poetiſchen Duftes war dem Rechte während dieſes Proceſſes entflogen und vermochte auch nicht zurückzukehren, weil auch das neuere Recht ſeine fremde Sprache und „proſaiſche" Methode behielt.

Endlich aber hatte das Recht auch ſchon deswegen ſeine dichteriſche Kraft einbüßen müſſen, weil es von der Behandlung großer erhabener Gedanken zur Detailforſchung übergieng, weil es die Weite des Horizonts verlor, welche den naturgemäßen Hintergrund der dichteriſchen Schöpfung bildet. Welcher Poet konnte es übernehmen, einen Gegenſtand und eine Beſchäftigung dichteriſch zu verwerthen, welche in dem Kampfe mit den kleinen Miſèren des Lebens, mit Streitigkeiten über erbärmliche Marktbetrügereien und Nachbargrenzen ihr Daſein friſten zu müſſen ſchien, welche, zuwider aller poetiſchen Gerechtigkeit, den wahren Erben von der Erbſchaft ſeiner Väter ausſchloß, weil er irgend eine kleinliche Form verſäumt hatte, und den elenden Geizhals und Rabuliſten mit dem rechtlichen Siege krönte, weil ſein Gegner nicht im Stande war, dem trockenen Juriſten den Beweis zu liefern, den für jeden tiefer Empfindenden ſchon ſeine bloße Erſcheinung

und edle Geſinnung erbrachten. Alle Brücken zu den alten erhabenen Grundgedanken des Rechtes wurden abgebrochen. Die Rechtsphiloſophie, welche dieſen Zuſammenhang mit dem Allgemeingiltigen zu wahren hatte, gerieth hinter der Detailarbeit in Mißcredit und der letzte Reſt von Verſtändlichkeit der ganzen Beſchäftigung verſchwand für den Laien.

Da wandte ſich die verbitterte Dichtkunſt mit Recht von dem alten Liebling, um ihn härter zu verfolgen als jeden Anderen. Denn man haßt Niemand ärger als den unwürdigen Geliebten. Aus dem Kummer brach der Spott — und wahrlich! die Rechtswiſſenſchaft hat ſich über den Mangel an demſelben nicht zu beklagen vermocht. Sie war jetzt die Verkörperung des Proſaismus, weil ſie unverſtändlich, „kleinlich“ und antinational geworden war.

3.

Soll nun aber damit das Tafeltuch zwiſchen Recht und Poeſie auf ewig zerſchnitten bleiben? Treffen die Vorwürfe der Trockenheit und des Proſaismus überall das Recht ſelbſt oder nur deſſen zeitweilige Behandlung? Und wenn dieſe Behandlung mit dem Weſen der Rechtsentwickelung untrennbar zuſammenhängt, können wir nicht gerade in ihr neue Keime für edle Gedanken entdecken, welche gleich Funken unter der Aſche die erſtickte dichteriſche Kraft wieder wachrufen? Läßt ſich glauben, daß die Macht, welche in ewiger Feſtigkeit die Erſchaffung und Wiederherſtellung des Guten und Wahren in ſeiner äußerlichen Geſtaltung auf ihr Panier geſchrieben hat, welche alſo zugleich mit den Wurzeln in das Reich der edelſten Sittlichkeit und mit ihrem Gipfel in das concreteſte und plaſtiſchſte Leben ragt, darauf verzichten muß, Herzen und Sinnen der Menſchen zu entflammen?

Mit Nichten! Gewiß liegen in den ewigen Eigenſchaften des Rechtes auch die Bedingungen für eine poetiſche Auffaſſung noch heutzutage verborgen, und wenn ſie ſich auch gegenwärtig nicht gerade für die Form der gereimten und metriſchen Dichtung mehr eignen, ſo liegt dies nicht in der Natur des Rechtes, ſondern in den engeren Grenzen, in welchen ſich das heutige Lied, das heutige Epos, das heutige Drama bewegen. Auch die Poeſie hat in höherem Grade, als im Mittelalter, dem Geſetz der Arbeitstheilung erliegen müſſen. Aber in der Form der veredelten Proſa, in dem Schwunge geſteigerter Rhetorik kann noch heutzutage Auffaſſung und Darſtellung des Rechtes einherſchreiten und ebenſo den Werth einer dichteriſchen Leiſtung beanſpruchen, wie der Roman oder die Novelle. Bevorzugte Geiſter haben in ihren klaſſiſchen Rechtsdarſtellungen ebenſo Kunſtwerke geſchaffen, wie wir dieſelben beiſpielsweiſe in Mirabeaus und Burkes Reden, in Junius' Briefen und in Macaulays Geſchichtsdarſtellung bewundern. Nur muß

man ſich derjenigen Kräfte voll bewußt ſein, welche im Recht Dichterfeuer und Dichterſchwung zu erzeugen vermögen, um ſich von denſelben begeiſtern zu laſſen.

Dieſe poetiſche Kraft des Rechtes liegt aber Allem zuvor in der *Reinheit*, in welcher dasſelbe die *Gerechtigkeitsidee* vertritt. Unbeirrt von den Einflüſterungen der machtvollen Willkür und des rohen Egoismus, frei von den blos momentanen Regungen individueller Empfindungen und individueller Launen, voll Aufopferung des eigenen Glückes und des eigenen Selbſt, zeigt uns das Recht ſeine übermenſchliche Seite der vollſtändigen Entäußerung vom Ich. Wie großartig tritt uns der ſtolze Ausſpruch des vom Könige bedrängten Unterthanen gegenüber: „Es giebt noch Richter in Berlin!“ Wie erhebend und tröſtend wirkt auf uns, in Zeiten der Parteileidenſchaft und Volkserregung, das Recht, wenn es, ohne Menſchenfurcht und ohne Vorliebe, rein die Sache anſchaut und nie die Perſon! Und gerade unſer heutiges Recht, welches weder das Reich der Ethik mehr antaſtet, noch die Rückſichten des Standes mehr kennt, wie einſt, ſtellt dieſes Feſthalten an der Gerechtigkeit in reinerem Maße dar, als das Alterthum.

Eine zweite Anlage zu dichteriſcher Geſtaltung zeigt unſer Recht in ſeiner *Macht*. Unſer Recht iſt wenigſtens in den meiſten Ländern Macht geworden, unendlich viel mehr als früher. Es tritt weit leichter und in viel größerer Kraft in äußerliche Geſtaltung und läßt daher den Gegner weit ärger zittern, als in jenen Tagen, wo Leidenſchaft und Willkür ſo häufig das Recht zwangen, auf Verwirklichung zu verzichten und beſſerer Tage zu harren. Das *Vertrauen auf die Macht des Rechtes* aber iſt ſtets ein Vorwurf für den tieferen Dichter geweſen und mit die ſchönſte Novelle, welche in deutſcher Sprache erſchienen iſt, Michael Kohlhaas von Heinrich v. Kleiſt iſt nach dieſer Seite hin nichts Anderes als eine in Fleiſch und Blut übertragene Apotheoſe des alten Spruches: „*Recht muß doch Recht bleiben!*“

Endlich aber liegt — ſo barock dies vielleicht auf den erſten Blick klingen mag — ein mächtiger Reiz des heutigen Rechtes in ſeiner *Logik*. Der Laie wird vielleicht gerade den proſaiſchen Eindruck, welchen die Rechtslehre bei ihm zurückläßt, auf die mechaniſche Logik zurückführen, welche ihren Anhänger mit eiſerner Hand leitet und zwingt, auf freiere Speculationen zu verzichten. Wer aber einmal die Mitternachtsſtunde bei ſeinem Grübeln über eine ſchwierige Rechtsfrage oder einen verwickelten Rechtsfall hat ſchlagen hören und wer dann endlich rechts und links die Zweifel, falſchen Aehnlichkeiten und ſonſtigen Irrthümer niederfallen ſieht, die zwiſchen ihm und der Wahrheit geſtanden haben, der weiß es, daß dieſe eiſerne Conſequenz ihre eigene Poeſie und ihren eigenen Schwung beſitzt, den Schwung der

Wahrheit. Oder iſt die innere Freude, welche uns dieſe Art der Wahrheitserforſchung erregt, weniger eine Folge äſthetiſcher Geſetze als die Freude an einem Dichterwerk? Liegt nicht auch hier der edle Gedankeninhalt in ſchöner, weil logiſcher Form der Empfindung zu Grunde, die das Herz erregt, wie ſie den Verſtand erhellt?

Und ſo iſt uns Themis noch heute „die hohe, die himmliſche Göttin", nicht blos „die Kuh, die uns mit Butter verſorgt". Noch heute findet der Bergmann, der in die tiefen zweitauſendjährigen Schachte der Rechtswiſſenſchaften einfährt, nicht blos Erleuchtung ſeines Verſtandes, ſondern Erwärmung des Herzens in denſelben. Noch heute iſt es nicht blos die kalte Pflicht, welche den Richter an ſeinen Beruf, den Rechtslehrer an ſeinen Lehrſtuhl kettet, ſondern die warme Liebe zu den großen hehren Gedanken, deren Verkündigung und deren wirkliche Durchführung ihm anvertraut worden iſt.

Und pflanzt ſich dieſe innerliche Auffaſſung des Rechtes auch nicht mehr in Liedern von Munde zu Munde, es iſt dasſelbe „heilige Feuer", welches die Bruſt des wahren metriſchen Dichters erwärmt und welches den Mund des begeiſterten Auslegers des Rechtes zum Reden bewegt. Selbſtverſtändlich iſt nicht jede Uebung des Rechtes poeſiereich. Das Alltagsleben geſtattet jedem Berufe verhältnißmäßig nur ſelten Augenblicke höheren Schwunges. Auch wäre ein derartiges häufiges Hinausreißen aus der gewohnten Temperatur der Seele weder der Objectivität des Richters, noch der Beſonnenheit des Forſchers günſtig. Aber die Kraft der Dichtung ſchlummert nur und ſtirbt nicht, und ein Jeder, deſſen Leben der Uebung des Rechtes geweiht iſt, kennt Stunden, in denen die geſteigerte Wärme der Empfindung in ihm nicht ſeinem ſonſtigen Leben, ſondern den Gedanken des Rechtes gilt. Mag dieſe Wärme nun in Schrift oder Wort, auf dem Katheder oder im Gerichtsſaal nach äußerer, würdiger Geſtaltung ſuchen — ſtets bleibt ſie ein Theil jener mächtigen Kraft und ein Kind derjenigen Kunſt, von der der Dichter ſingt:

„Ein Regenſtrom aus Felſenriſſen,
Er ſtürzt mit Donners Ungeſtüm.
Bergtrümmer folgen ſeinen Güſſen
Und Eichen fallen unter ihm.
Erſtaunt, mit wolluſtvollem Grauſen
Hört ihn der Wanderer und lauſcht,
Er hört die Fluth vom Felſen brauſen,
Doch weiß er nicht, woher ſie rauſcht."

C. Erdmann.

Die Infectionskrankheiten und ihre Heilung[1].

Wenn je ein Zeitalter sich durch eingreifende Umformungen und Neugestaltungen auf allen Lebensgebieten ausgezeichnet hat, so ist es das unsrige. Wir brauchen nur auf wenig Jahrzehnte zurückzuschauen, um uns davon zu überzeugen, daß die äußeren Lebensbedingungen der civilisirten Menschheit großartige Veränderungen erfahren haben und daß trotz aller, bis zu einem bestimmten Grade gewiß berechtigter Klagen die materielle Lebensbequemlichkeit in allen Bevölkerungsschichten gewachsen ist. Den größten Theil dieses culturellen Fortschrittes verdanken wir der modernen Erleichterung des mechanischen und geistigen Verkehrs. Wie sind uns dadurch alle Herrlichkeiten der Welt näher gerückt und leichter erreichbar geworden! Und vor Allem — wie rasch wird heute zum Gemeingut der ganzen Menschheit, was der einzelne große Geist erdenkt und entdeckt! Was sich heute dem staunenden und kaum sich selber trauenden Auge des Forschers als ein neues Wunder der spröden, geheimnißreichen Natur enthüllt — morgen schon wird es auf dem gesammten Erdenrund von den Fachgenossen geprüft und kritisirt — übermorgen spricht die Straße und der Markt davon. Kein Wunder also, daß die Fortschritte unserer wissenschaftlichen Erkenntniß gegenwärtig einen viel rascheren und tiefer greifenden Einfluß auf die gesammte Denk- und Empfindungsweise der Menschheit ausüben, als in früheren, stilleren Zeiten.

Ein wirkungsvolles Beispiel hierfür bietet uns die medicinische Wissenschaft. Erschien sie früher als eine Kunst, die nur ihren speciellen Jüngern

[1] Ein Vortrag gehalten in der Aula der Universität Dorpat am 25. Jan. 1892.

bekannt und nur für sie von Interesse war, so gehören die neueren Errungenschaften dieser Wissenschaft zu den populärsten Gegenständen des allgemeinen Interesses. Und in der That, ihre Entdeckungen sind bedeutend und großartig genug, um jeden denkenden Menschen anzuziehen und zu fesseln. Handelt es sich doch um das größte der materiellen Güter des Lebens, um die Gesundheit des Einzelnen und die Gesundheit ganzer Völker. Hat es doch den Anschein, als könnte die Heilkunst schon jetzt ganze große Krankheitsgruppen besiegen und zum Verschwinden bringen. Von den Wundkrankheiten können wir wenigstens mit Stolz behaupten, daß es in unsere Hand gegeben ist, dieselben zu verhüten und zu überwinden. Das ist der erste große Triumph, den die Welt der modernen Medicin verdankt. Diese unbekannte, oft belächelte und ob ihrer Ohnmacht verspottete Wissenschaft hat sich damit in die erste Reihe der völkerbeglückenden Culturfactoren unserer Zeit gestellt.

Von dem Studium der Wundkrankheiten ausgehend, hat die medicinische Forschung das Gebiet der Infectionskrankheiten von einer neuen Seite her betreten und hier durch die großartigen Entdeckungen der letzten Jahre eine Umwälzung unserer Anschauungen bewirkt, wie sie durchgreifender nicht gedacht werden kann. Die Zeit der Hypothese und der speculativen Deduction, mit der wir früher dem Wesen der Infectionskrankheiten beizukommen suchten, ist vorüber. An ihre Stelle ist die exacte Forschung getreten, welche in den kleinsten Organismen das lebendige Substrat dieser Krankheiten erkannt und unseren Sinnen zugänglich gemacht hat Unserer Erkenntniß sind damit neue Bahnen gewiesen. Wir fühlen wieder festen Boden unter unseren Füßen, und vor uns liegt ein weites, noch unbetretenes Forschungsgebiet. Wohin wir den Blick auch wenden, überall eröffnen sich neue Perspectiven, aber das Meiste liegt vorläufig im verheißungsvollen Nebel der Zukunft verschleiert, und Niemand weiß, welche Erkenntnißschätze uns noch vorbehalten sind.

Der Blick ins Künftige ist dem Menschengeist verschlossen, und nur die Erfahrungen der Vergangenheit und die Beherrschung dessen, was wir gegenwärtig als gesicherten Inhalt unseres Wissens besitzen, lehrt uns, was wir von der Zukunft erhoffen dürfen. Auch im Gebiet meiner heutigen Besprechung ist ein klares Verständniß des bisher Erreichten nur möglich, wenn wir rückschauend die Richtung beurtheilen, in der unser Forschen bisher vorgedrungen ist. Nur so läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit die Bahn erschließen, die wir ferner wandeln werden.

Darum möchte ich bitten, mir zunächst in frühere Jahrhunderte zurück zu folgen. Wir werden hier die oft gemachte Erfahrung bestätigt finden, daß große Entdeckungen ihre Vorboten haben, die wie Wetterleuchten das Dunkel

erhellen und das Kommende ahnen laſſen. Es ſind Gedankenblitze hochgearteter Geiſter, die oft von den Zeitgenoſſen nicht verſtanden und erſt von der Nachwelt gewürdigt werden.

Ein ſolches intuitives Aufleuchten der Erkenntniß begegnet uns in der von Athanaſius Kircher, dem Erfinder der laterna magica, zur Zeit des 30jährigen Krieges ausgeſprochenen Vermuthung, daß die anſteckenden Krankheiten durch kleinſte geflügelte Inſecten auf dem Wege der Luft von Menſch zu Menſch übertragen werden. Wenn dagegen eingewandt wurde, daß noch Niemand dieſe kleinſten Lebeweſen geſehen habe, ſo war die Theorie damit doch nicht widerlegt, und Goiffon, ein Anhänger der Kircherſchen Lehre, ſagt ausdrücklich. „Obgleich zwiſchen der Mücke und einem Elephanten ein großer Unterſchied exiſtirt, ſo verbietet die Vernunft doch nicht, Inſecten anzunehmen, welche ſich an Größe zur Mücke ebenſo verhalten, wie die Mücke zum Elephanten.“ Und gewiß müſſen wir die Kühnheit des Kircherſchen Gedanken bewundern, welcher in dieſer vormikroſkopiſchen Zeit die Exiſtenz kleinſter Organismen vermuthete. Gehört doch auch heute, wo wir gewohnt ſind mit unendlich großen und unendlich kleinen Maßen zu rechnen, ein gewiſſer Entſchluß dazu, ſich Lebeweſen vorzuſtellen, die zu klein ſind, als daß wir ſie jemals mit unſeren ſchärfſten Vergrößerungen wahrnehmen könnten. Und doch ſind wir nach unſeren jetzigen Erfahrungen zu einer ſolchen Annahme gezwungen.

Zu Ende des 17. Jahrhunderts, alſo wenig Jahrzehnte, nachdem Kircher die Exiſtenz kleinſter, unſichtbarer Lebeweſen vermuthet hatte, entdeckte Leuwenhoek mit Hilfe des Mikroſkops im Mundſchleim die erſten Bacterien. Voll naiver Verwunderung berichtet er, daß in ſeiner Mundhöhle wohl mehr ſolcher kleinſter Organismen exiſtiren, als in ſeiner Heimath, den holländiſchen Provinzen, Menſchen lebten. Er ahnte zwar nicht, welch' bedeutſame Aufgabe dieſe kleinſten Weſen im Haushalt der Natur zu erfüllen haben, allein er hat eine gewaltige Erweiterung unſerer Naturanſchauung bewirkt, indem er zeigte, daß die Grenzen des organiſchen Lebens unendlich viel weiter reichen als unſer Auge. Nun erſchien die Vermuthung, daß die anſteckenden Krankheiten durch unſichtbare, lebende Weſen übertragen werden könnten, nicht mehr ſo abenteuerlich, ſondern fand weite Verbreitung. Ja, ſie führte zu den ſonderbarſten Vorſtellungen. Man dachte ſich, daß die Träger der Anſteckung, dieſe ſchlimmen Thierchen, nach Art der Heuſchreckenſchwärme in der Luft umherfliegen, und es wurde in vollem Ernſt der Vorſchlag gemacht, dieſelben durch großen Lärm, durch Trommeln und Kanonen zu verſcheuchen[1].

In den folgenden Jahrhunderten ſchlug die naturwiſſenſchaftliche Forſchung andere Bahnen ein und förderte andere Theorien zu Tage. Man

[1] cf Liebermeiſter in Ziemſſens Handbuch. 2. Band. 1 Hälfte S 8.

ſprach kaum noch von lebendigen Trägern der Krankheiten, deſto mehr aber von Miasmen und chemiſchen Anſteckungsſtoffen, und in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts waren nur noch wenig Aerzte zu finden, die ſich der Lehre von den belebten Krankheitserregern erinnerten. Es erging dieſer Theorie wie allen Hypotheſen, für die ſich keine Beweiſe herbeiſchaffen laſſen, anfänglich viel beſprochen, wurde ſie allmählich vergeſſen und ſchlief endlich ein.

Friſches Leben kam erſt wieder in dieſe Fragen, als die großen Entdeckungen, mit denen die Naturwiſſenſchaft ſich in unſerem Jahrhundert bereichert hat, ihre Rückwirkung auch auf die mediciniſche Forſchung auszuüben begannen. Dem großen franzöſiſchen Forſcher Paſteur verdanken wir die Erkenntniß, daß faſt alle in der organiſchen Welt vor ſich gehenden Gährungen und Zerſetzungen nur zu Stande kommen durch die lebendige Thätigkeit kleinſter Organismen, die wir als Pilze und Bacterien bezeichnen. Dieſe Thatſache iſt es, welche allen unſeren Vorſtellungen von der Entſtehung der infectiöſen Krankheiten eine neue Richtung gab und zunächſt in der Lehre von den Wundkrankheiten eine gründliche Reform bewirkte.

Jede Hausfrau weiß, daß, wenn ſie friſches Fleiſch einige Tage in der Wärme und bei offenem Luftzutritt ſtehen läßt, dasſelbe verdirbt und zu faulen beginnt. Unterſucht man dieſes Fleiſch genauer, ſo findet man, daß es von Milliarden kleinſter Pilze und Bacterien wimmelt. Wenn man eben ſolches Fleiſch dagegen in einer wohlverſchloſſenen Conſervenbüchſe kocht, ſo läßt es ſich jahrelang in unverändertem, friſchem Zuſtande aufbewahren, und keine Spur von Bacterien iſt in ihm zu bemerken. Die Bacterien müſſen alſo daran ſchuld ſein, daß dieſes offen ſtehen gelaſſene Fleiſch in Fäulniß geräth. Analoge Beobachtungen haben die Chirurgen ſchon längſt gemacht. Ein Knochenbruch heilt anſtandslos zuſammen, wenn die Haut des verletzten Gliedes heil geblieben iſt; wenn aber auch die umgebende Haut zerriſſen iſt, ſo erfolgt die Heilung bei Weitem ſchwieriger. Nur zu oft beginnt die Wunde zu eitern und ſich zu entzünden, und wiederum ſehen wir in Eiter Maſſen von Bacterien auftauchen, während bei unverletzter Haut kein einziger Pilzkeim am zerſchmetterten Knochen aufgefunden werden kann. — Nichts liegt näher, als die Vermuthung, daß die Pilzkeime hier ebenſo ſchuld ſind an der Eiterung, wie dort an der Verderbniß des Fleiſches. Wie das Fleiſch durch die Conſervenbüchſe, ſo wird der zerbrochene Knochen durch die umhüllende Haut vor dem Zutritt der Luft bewahrt; aus der Luft, alſo von außen her, müſſen die Pilzkeime ſtammen, welche dort die Fäulniß und hier die Wundverderbniß bewirken. Und in der That lehrt uns das Experiment, daß beide Proceſſe einerlei Urſprungs ſind. Wenn

wir faulende Substanzen, in denen eben die Fäulnißbacterien enthalten sind, mit frischen Wunden in Berührung bringen, so entsteht in denselben Entzündung und Eiterung mit allen ihren verderblichen, oft lebensgefährlichen Folgen; und wenn es uns andererseits gelingt, die Bacterien von einer Wunde fern zu halten, so heilt dieselbe ohne jegliche Störung und ohne zu eitern.

Es ist bekanntlich das unsterbliche Verdienst des großen englischen Chirurgen Lister, die praktische Consequenz aus diesen Thatsachen gezogen zu haben. Er hat uns gelehrt, die Wunden, die wir zu Heilzwecken anlegen müssen, reinzuhalten von aller Infection mit Pilzkeimen, um so den günstigen Verlauf der Operation zu sichern. Hierin liegt das Geheimniß der glänzenden Erfolge, deren die moderne Chirurgie sich rühmen kann. Dank dem Listerschen Operationsverfahren darf der Chirurg nun wagen, mit seinem blanken Messer in die verborgensten Tiefen des menschlichen Körpers vorzudringen, ohne fürchten zu müssen, daß er seinen Kranken dadurch den Gefahren der Wundverderbniß und ihren Folgen aussetzt.

Die Erkenntniß, daß die chirurgischen Wundkrankheiten durch kleinste Organismen hervorgerufen werden, hat aber auch nach einer anderen Richtung aufklärend gewirkt. Wenn eine Wunde sich entzündet, so leidet stets auch der übrige Körper, es entsteht Fieber und in schlimmen Fällen die so gefürchtete Blutvergiftung oder das Eiterfieber. Die Untersuchung hat nun gelehrt, daß in solchen Fällen dieselben Bacterien, welche in der Wunde die Eiterung hervorrufen, sich durch den ganzen Körper verbreiten. Aus der Wunde können sie durch den Blutstrom in die inneren Organe verschleppt werden, und überall, wo sie hingelangen, bewirken sie von Neuem Entzündung und Eiterung. So schließt sich an die locale Infection der Wunde die allgemeine Durchseuchung des Körpers, die unter Fieber und Schüttelfrösten zum Tode führt. Das Krankheitsbild erinnert in vielen Stücken an den Verlauf des Typhus und vieler anderer mit hohem Fieber verbundener ansteckender Krankheiten.

Und nachdem wir nun erkannt haben, daß das Eiterfieber durch kleinste Organismen hervorgerufen wird, liegt gewiß der Analogieschluß nahe, daß auch bei vielen anderen acuten fieberhaften Erkrankungen Bacterien die Ursache derselben sein dürften. Diese Vermuthung hat rasch ihre Bestätigung gefunden.

Das neue Licht, in welchem die chirurgischen Krankheiten sich uns darstellten, strahlt erleuchtend auch in die Domänen der inneren Medicin herüber und zeitigt auch hier die glänzendsten Entdeckungen. Schon im Jahre 1857 fand Brauell, daß bei der Milzbrandkrankheit des Menschen Bacterien

ſowohl am Ort der anfänglichen Milzbrandpuſtel, als auch im geſammten Blut vorhanden ſind, und im Jahre 1873, als eine ſchwere Epidemie des ſogenannten Rückfallsfiebers faſt ganz Europa durchzog, wurde von Obermeier die Entdeckung gemacht, daß im Blut der Kranken kleinſte gewundene Stäbchen vorhanden ſind, welche allemal verſchwinden, ſobald das Fieber aufhört. Nun folgten ſich die analogen Entdeckungen Schlag auf Schlag. Ich will ſie nicht alle einzeln aufzählen, aber den Meiſten von Ihnen wird wohl das freudige Staunen erinnerlich ſein, mit welcher im J. 1881 die großartige Kochſche Entdeckung des Tuberkelbacillus auf der ganzen Welt begrüßt wurde. Wenige Jahre ſpäter geſchah es ebenſo mit dem Cholerabacillus, und heute kennen wir ſchon eine lange Reihe der wichtigſten Erkrankungen bei Thier und Menſchen, die alle durch Bacterien verurſacht werden. Ich nenne nur die verſchiedenen Arten der Lungenentzündung, den Abdominaltyphus, die Diphtheritis, den Tetanus oder Wundſtarrkrampf, die Gehirnentzündung, den Keuchhuſten, viele eitrige Katarrhe der Schleimhäute, den Rotz, die Roſe, und darf als neueſte Errungenſchaft wohl auch die Influenza anführen. Wollten wir auch die bei Thieren vorkommenden Infectionen hinzuziehen, ſo könnte ich Ihnen gegen 70 Krankheiten nennen, die alle bacteriellen Urſprungs ſind.

Dieſes ſchwerwiegende Reſultat iſt leicht ausgeſprochen, allein die Summe der Arbeit, die es gekoſtet hat, läßt ſich ſchon heute kaum überſehen. Es genügt uns nicht, daß wir bei allen dieſen Krankheiten die Bacterien, ſei es im Blut, ſei es in den erkrankten Organen, nachweiſen — der Beweis, daß ſie in der That die Urſache der Krankheiten und keine zufälligen Begleiter derſelben ſind, läßt ſich in zwingender Form nur auf dem Wege mühſeliger Experimente erbringen. Erſt wenn es uns gelungen iſt, den verdächtigen Pilz außerhalb des erkrankten Körpers rein zu züchten und dann durch die Ueberimpfung desſelben an Thieren die urſprüngliche Krankheit von Neuem zu erzeugen, dann haben wir das Recht, von einer unumſtößlichen Thatſache zu reden. Für die von mir genannten Krankheiten iſt dieſer Beweis faſt durchweg gelungen. Ich könnte Ihnen ſo in unſcheinbaren gläſernen Röhrchen, wohlverſchloſſen, die Krankheitserreger der Tuberkuloſe, der Cholera, der Lungenentzündung, des Typhus, der Diphtherie ꝛc. vorweiſen, wenn ich nicht fürchtete, daß zufällig beim Herumreichen ein Glas zerſpringen und die mikroſkopiſchen Uebelthäter, aus ihrem Gefängniß entſchlüpfend, Unheil anrichten könnten. Das ſtolze Triumphgefühl des Pathologen aber iſt gewiß verſtändlich, welcher, ein ſolches Glas ergreifend, ſagen kann: „Hier halte ich, nach meinem Willen gebändigt, die Träger der Kräfte, welche das Weſen der Krankheit ausmachen; ich vermag dieſelben nach Belieben wirken zu laſſen, nach Belieben die Krankheit zu erzeugen.“ Leider iſt das aber nur

ein Triumph des Naturforſchers und nicht des Arztes, denn dieſem Letzteren kommt es nicht darauf an, die Krankheit willkürlich hervorzurufen, ſondern ſie zu heilen und zu vertilgen.

Mit dem Nachweis der Bacterien, ſowie mit der Reindarſtellung und künſtlichen Uebertragung der Krankheitskeime ſind aber nur die erſten Schritte zur Erkenntniß und zur Bekämpfung der Krankheitsurſachen gethan. Was hilft es uns, wenn wir auch wiſſen, daß die Krankheit entſteht, ſobald die Krankheitserreger in den Körper des Menſchen eindringen und ſich daſelbſt vermehren. Das Wie und Warum, alſo der innere Zuſammenhang zwiſchen Infection und Erkrankung, bleibt uns deshalb noch immer verſchloſſen und unerklärt.

Nachdem die Bacterien entdeckt worden ſind, beſteht alſo die nächſte Aufgabe des Forſchers darin, zu zeigen, wie und wodurch ſie gefährlich werden.

Würden die Bacterien ſo, wie man es eine Zeit lang vom Milzbrandbacillus glaubte, durch ihre einfache körperliche Anweſenheit ſchädlich wirken, etwa weil ſie ſich im Blute vermehren und ſchließlich alle feinſten Blutgefäße verſtopfen und den Blutumlauf im Körper behindern, ſo müßten alle Bacterien die gleichen Krankheitserſcheinungen hervorrufen, und es wäre einerlei, ob man ſich mit dem Milzbrand- oder mit dem Typhusbacillus inficirt. Dem iſt nun aber nicht ſo. Die Verhältniſſe ſind viel zu complicirt, um eine ſolche grobmechaniſche Auffaſſung zu geſtatten. Wir müſſen vielmehr die ſchädlichen Wirkungen der Bacterien als einen Effect der Lebensthätigkeit dieſer kleinſten Organismen betrachten, und es fragt ſich nur, worin dieſe Lebensthätigkeit beſteht. Bei der Beantwortung dieſer Frage leiten uns wiederum die Erfahrungen, die wir an den gewöhnlichen Gährungs- und Fäulnißpilzen machen, auf den richtigen Weg.

Wenn wir die gewöhnliche Bierhefe in eine wäſſerige Löſung von Traubenzucker hineinbringen, ſo beginnen die Hefezellen üppig zu wuchern; dabei wird der Zucker zerſetzt, und es entſteht aus ihm Alkohol und Kohlenſäure. Der Hefepilz alſo beſitzt die eigenthümliche Fähigkeit, aus dem Zucker Alkohol zu produciren. Ebenſo entſteht, wenn wir friſche Milch ſauer werden laſſen, aus dem Milchzucker die Milchſäure durch den Hinzutritt eines ſtets in der Außenwelt vorhandenen Pilzes, des ſogenannten Milchſäure-Bacillus Die Kraft dieſes Bacillus beſteht alſo darin, in der Milch die Milchſäure als das ihm eigenthümliche Stoffwechſelproduct zu erzeugen. So hat eine jede Bacterienart ihre beſondere Wirkungsweiſe, und gewiß können wir auch von den kleinſten Krankheitserregern annehmen, daß ſie aus den Geweben und Säften des menſchlichen Körpers und überhaupt aus allen Medien, in denen ſie vegetiren, eigenthümliche Stoffe produciren,

die vielleicht krank machend wirken. Das Experiment hat diese Annahme bestätigt.

Wenn man nämlich faulende, bacterienhaltende Flüssigkeiten durch feinporige Thonfilter durchlaufen läßt, so gelingt es, die Bacterien auf dem Filter zurückzuhalten; die durchgetretene Flüssigkeit aber ist völlig klar, frei von Bacterien und enthält nur die von den letzteren erzeugten gelösten Stoffwechselproducte. Wenn man nun diese Flüssigkeit einem Thier unter die Haut spritzt, so erkrankt dasselbe an hohem Fieber und zeigt dieselben Erscheinungen, wie wenn, etwa im Anschluß an eine Wundaffection, die Bacterien selbst in seinen Körper eingedrungen wären. Diese Beobachtung lehrt uns, daß bei den schweren Formen des Eiterfiebers nicht sowohl die Bacterien an sich, als vielmehr deren Stoffwechselproducte, die sie bei ihrer Vermehrung im Körper erzeugen, die Krankheit hervorrufen. Wie die Fäulnißbacterien, so produciren nun auch die specifischen Krankheitserreger ihre giftig wirkenden Stoffe, und in den letzten Jahren ist es gelungen, mancher dieser Stoffe in der chemischen Retorte habhaft zu werden. So z. B. hat Brieger aus Reinculturen des Tetanusbacillus einen Stoff isolirt und rein dargestellt, welcher auf Thiere ebenso wirkt wie die Bacillen selbst. Er hat diesem Stoff den Namen Tetanotoxin, Tetanusgift, gegeben. Wird nun dieser chemisch reine Giftstoff Thieren, z. B. weißen Mäusen, in das Blut gespritzt, so bekommen sie sofort den Starrkrampf und sterben daran in wenig Stunden. Wenn man die Thiere aber nicht direct mit dem Tetanotoxin vergiftet, sondern ihnen blos die Bacillen des Tetanus einimpft, so dauert es mehrere Tage, bevor sie am Wundstarrkrampf erkranken. Diese Verschiedenheit des Verlaufes ist leicht zu verstehen. Das Tetanotoxin wirkt als Gift sofort, sobald es in den Körper hineingelangt, die Bacillen aber sind an sich noch nicht gefährlich, sondern werden es erst in einigen Tagen dadurch, daß sie das Tetanusgift im Körper der Maus erzeugen. Damit ist der Beweis von der Schädlichkeit und Gefährlichkeit der Bacteriengifte wenigstens für den Krankheitserreger des Wundstarrkrampfes geliefert.

In analoger Weise ist auch das Gift des Typhus, das Gift der Diphtheriebacillen und das Gift der Bacterien der Lungenentzündung aus den Culturflüssigkeiten der betreffenden Bacterien dargestellt und isolirt worden. An dieser Stelle muß ich auch des vielbesprochenen Tuberkulins gedenken. Hat diese geheimnißvolle Flüssigkeit auch nicht die Hoffnungen gerechtfertigt, welche sein großer Entdecker an sie knüpfte, so ist sie doch aller wissenschaftlichen Beachtung werth. Nach dem, was wir bis jetzt über die Herstellung des Tuberkulins wissen, ist dasselbe gleichfalls als eine Flüssigkeit zu betrachten, in welcher Stoffe enthalten sind, die dem Lebensproceß der Tuberkel-

bacillen entſtammen und in derſelben Weiſe fiebererregend wirken wie die Tuberkelbacillen ſelbſt, wenn ſie ſich im lebenden Körper niederlaſſen.

So weiſt Alles darauf hin, daß die Infectionskrankheiten als eine Art von Vergiftung des Körpers mit ſchädlichen Stoffen zu betrachten ſind, nur daß dieſe Stoffe hier nicht ſchon fertig präparirt in den Körper aufgenommen, ſondern im Körper ſelbſt von den Bacterien erzeugt werden. Es iſt eine Art von dauernder Selbſtvergiftung des Körpers, bei der, ſo lange die Krankheit anhält, der Giftſtoff fort und fort neu entſteht und den Körper permanent im Zuſtande der Vergiftung erhält.

Würde dieſe Production der ſpecifiſchen Giftſtoffe ins Unendliche fortgehen, ſo müßte jede Infectionskrankheit zum Tode führen. Zum Glück iſt dem aber nicht ſo. In den meiſten Fällen hört vielmehr nach einer gewiſſen Zeit der Proceß von ſelber auf, die Bacterien verſchwinden, und es tritt Geneſung ein, falls nur der Kranke Kraft genug beſitzt, um den Krankheitsvorgang zu überdauern und das natürliche Ende desſelben abzuwarten.

Ebenſo, wie dafür geſorgt iſt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, ſo geht offenbar auch das Wachsthum der Krankheitsbacterien unter Bedingungen vor ſich, die anfänglich der Entwickelung und der Vermehrung derſelben förderlich ſind, aber ſchließlich den Stillſtand ihres Lebens bewirken, und ſo die *Selbſtheilung der Krankheit* herbeiführen. — Welches ſind nun dieſe Lebensbedingungen? Sind es äußere Umſtände, die das Wachsthum der Bacterien unterbrechen, oder iſt ihr ſchließlicher Untergang im inneren Weſen der kleinſten Organismen ſelbſt begründet? Ich will verſuchen, dieſe wichtige Frage nach dem Stande unſeres heutigen Wiſſens zu beantworten.

Von jeher ſind die Aerzte der Anſicht geweſen, daß der infectiöſe Krankheitsproceß als ein Kampf zwiſchen der Krankheit und dem Kranken aufgefaßt werden kann; der günſtige oder ungünſtige Verlauf dieſes Kampfes hängt dann davon ab, ob der Körper über die Krankheit oder die Krankheit über den Körper den Sieg davonträgt. Dieſer alten Anſchauung hat *Metſchnikoff*, einer der hervorragendſten Schüler *Paſteurs*, durch intereſſante Beobachtungen eine moderne Begründung zu geben verſucht. Im Jahre 1884 ſtudirte er zum erſten Mal eine bei den Daphniden oder Waſſerflöhen vorkommende, durch Pilze verurſachte paraſitäre Krankheit, an welcher ſich die Verhältniſſe dieſes Kampfes deshalb leicht unter dem Mikroſkop beobachten laſſen, weil der Pilz groß und das erkrankte Thier faſt vollkommen durchſichtig iſt. Man erkennt, wie die Pilze, ſobald ſie in den Körper der Daphniden gelangen, von den weißen Blutzellen, die ſich um ſie anſammeln, angegriffen und geradezu aufgefreſſen werden. Das Blutkörperchen, welches ſelbſtändige Beweglichkeit beſitzt, legt ſich ſo um die Pilzzelle herum, daß

dieſe ganz ins Innere des Blutkörperchens kommt und gleichſam von letzterem verſchluckt wird. Hier geht der Pilz zu Grunde und zerfällt in eine lebloſe körnige Maſſe. Im ungünſtigen Fall dagegen entgehen die eindringenden Pilze zum Theil dem Vernichtungswerk der Blutzellen und wuchern im Körper des Waſſerfloßes weiter, bis ſie ihn zu Grunde gerichtet haben[1]. Metſchnikoff nannte die Zellen, welche in dieſer Weiſe den Körper ſchützen, Phagocyten oder Freßzellen und nimmt keinen Anſtand, die Theorie von den Freßzellen auch auf die Bacterienkrankheiten der höheren Thiere und der Menſchen auszudehnen, zumal er ähnliche Beobachtungen auch beim Milzbrand, der Wundroſe und dem Rückfallsfieber gemacht haben will. Die geiſtreiche Weiſe der Metſchnikoffſchen Darſtellung erwarb dieſer Theorie viele Anhänger, und der Schöpfer derſelben verfehlte nicht zu betonen, daß wir in dieſem Kampfe zwiſchen den Bacterien einerſeits und den Freßzellen andererſeits dasſelbe Ringen um die Exiſtenz, denſelben Kampf ums Daſein wiedererkennen, welchen Darwin als ein Grundgeſetz aller lebendigen Entwickelung auf Erden erkannt hat. Allein ſo ſehr dieſe Theorie mit den Anſchauungen der heutigen Naturwiſſenſchaft übereinſtimmt, ſo hat die weitere Forſchung doch nicht zur Beſtätigung derſelben geführt; es läßt ſich nicht beweiſen, daß die Bacterien im menſchlichen Körper thatſächlich durch die Zellen desſelben getödtet und vernichtet werden; es hat vielmehr den Anſchein, als wenn die Lebenskraft der Bacterien in der Regel den Angriffen der Zellen widerſteht, ſo daß von dieſer Seite her ein erfolgreicher Kampf gegen die kleinſten Pilze nicht geführt werden kann.

Wir müſſen daher nach anderen Urſachen ſuchen, welche im Geneſungsfalle den Untergang der Pilze bewirken, und wiederum führt die Beobachtung der in der äußeren Natur vor ſich gehenden Gährungs- und Fäulnißerſcheinungen zum klareren Verſtändniß. Man erinnert ſich des Beiſpiels der durch Hefepilze bewirkten alkoholiſchen Gährung einer Zuckerlöſung. Hand in Hand mit dem Wachsthum und der Vermehrung der Hefepilze geht die Umwandlung des Zuckers vor ſich. Die Löſung wird immer reicher an neugebildetem Alkohol; aber wenn der letztere ſchließlich einen gewiſſen Concentrationsgrad erreicht hat, ſo ſtockt das Wachsthum der Pilze, die Gährung hört auf, und die Flüſſigkeit kommt zur Ruhe. Ebenſo wiſſen wir, daß auch die Fäulniß organiſcher Stoffe nicht von unbegrenzter Dauer iſt, ſondern an einem gewiſſen Punkt Halt macht und mit dem Verſchwinden der Fäulnißbacterien endet. Unter den Zerſetzungsſtoffen der Fäulniß findet ſich aber ſtets auch das Phenol oder die Carbolſäure, von der man ja weiß, daß ſie ein Gift für die Bacterien iſt. Ebenſo wie die Carbolſäure wirkt

[1] Citirt nach Sahli Vollmanns Sammlung klinischer Vorträge № 319/20.

nun auch der concentrirte Alkohol tödtend und zerstörend auf die kleinsten Organismen, weshalb ja auch die Chirurgen ihre Hände und Instrumente nicht nur mit Carbolsäure, sondern ebenso gut auch mit Alkohol desinficiren. Der schließliche Stillstand der alkoholischen Gährung sowohl, wie der Fäulniß wird uns nun verständlich; dort ist es der Alkohol und hier die Carbolsäure (vielleicht unter Beihilfe ähnlicher Substanzen), welche schließlich die Bacterien vernichten. Sie sterben an dem Uebermaß der Stoffe, welche sie selber erzeugt haben.

Es ist nun sehr möglich, daß bei den bacteriellen Infectionskrankheiten ähnliche Verhältnisse vorliegen. Es hindert uns nichts an der Annahme, daß die kleinsten Krankheitserreger, die in unseren Körper eindringen, daselbst Stoffe produciren, welche einerseits, wie wir schon gesehen haben, den Körper krank machen, aber andererseits auch den Bacterien selbst schließlich verderblich werden.

Die bacteriologische Forschung ist noch nicht so weit gelangt, die Richtigkeit dieser Hypothese strict zu beweisen; wir sind nicht im Stande, das feine Gewebe zu entwirren, durch welches Erkrankung und Genesung mit einander verknüpft sind, aber immerhin liegen schon einige Thatsachen vor, welche uns zu der Hoffnung berechtigen, daß auch in dieses Dunkel die leuchtende Fackel des Experimentes Licht hineintragen wird.

An dem Beispiel der Lungenentzündung, das ich hier anführen will, wird man erkennen, welche verschlungene Wege die Natur hier wandelt. Es ist ja bekannt, daß, wenn die Mikroben der Lungenentzündung, die sogenannten Pneumococcen, eingeathmet werden oder sonst wie in die menschliche Lunge eindringen, die Lungenentzündung entsteht. Es erkranken jedoch nicht nur die Lungen, sondern der ganze Körper geräth in Mitleidenschaft, es entsteht Fieber und ein schwerer allgemeiner Krankheitszustand, weil der Giftstoff, den die Pneumococcen produciren, das sogenannte Pneumotoxin, aus den Lungen aufgesogen wird und sich im ganzen Körper verbreitet. Nach einiger Zeit, meistens nach einer Woche, hört das Fieber bei günstigem Verlauf plötzlich auf, und es tritt die zur Genesung führende Krise ein, obgleich die Lungen selbst sich noch nicht reparirt haben und der Pneumococcus in denselben noch lange nachgewiesen werden kann. Dieser eigenthümliche Verlauf wird uns durch folgende schöne Untersuchung der Gebrüder Klemperer verständlich: Wenn man den Pneumococcus in einer passenden Nährlösung, z. B. Fleischbouillon, züchtet und sich vermehren läßt, so erzeugt er in der Bouillon das Pneumotoxin. Es ist nun gelungen, das Pneumotoxin als chemisch reinen Körper in Form eines weißen löslichen Pulvers darzustellen. Spritzt man nun eine wässerige Lösung dieses Pulvers

einem Kaninchen ins Blut, ſo entſteht dieſelbe ſchwere fieberhafte Allgemeinerkrankung, von welcher die richtige Lungenentzündung begleitet iſt. War die eingeſpritzte Giftmenge nicht zu groß, ſo kann das Kaninchen geneſen, und es wird ſo munter wie zuvor. Dennoch iſt eine große Veränderung in dem Körper dieſes Kaninchens vor ſich gegangen. Man kann dasſelbe hinfort mit Pneumococcen impfen oder ihm von Neuem das Pneumotoxin einſpritzen — es bleibt geſund, das Gift hat ſeine Wirkſamkeit verloren, das Kaninchen iſt gegen dasſelbe unempfänglich geworden. Allein noch mehr: man kann nun den Blutſaft dieſes unempfänglich gemachten Kaninchens anderen Thieren, ja ſogar auch Menſchen, die an der Lungenentzündung leiden, unter die Haut ſpritzen, und Menſch wie Thier verlieren ſofort ihr Fieber, gerade ſo, als wenn die natürliche Kriſe eingetreten wäre. Es iſt ein zauberhafter, eben ſo neuer wie vielverſprechender Heilerfolg, den man auf dieſem Wege erzielen kann. Ich muß es mir verſagen, Ihnen den Gang der Experimente auseinanderzuſetzen, welche zu dieſem Ergebniß geführt haben; wir wiſſen aber durch dieſelben, daß im Blut des Kaninchens, dem das Gift der Lungenentzündung eingeſpritzt wurde, ein neuer Stoff, ein Gegengift entſteht, welches die Wirkung des Pneumotoxin aufhebt und deshalb paſſend mit dem Namen Antipneumotoxin belegt wurde. — Dieſe Entdeckung iſt von der größten wiſſenſchaftlichen Bedeutung, denn ſie erklärt uns den natürlichen Verlauf und die von ſelbſt erfolgende Heilung dieſer Krankheit auf folgende Weiſe: Das Pneumotoxin, welches, wie ich ſchon ſagte, in den Säfteſtrom des an der Lungenentzündung erkrankten Menſchen gelangt und den ſchweren Allgemeinzuſtand bewirkt, erzeugt im Blute des Erkrankten das Gegengift, das Antipneumotoxin, und ſobald dieſes letztere in genügender Menge vorhanden iſt, tritt die wohlthätige Kriſe ein und die urſprüngliche Giftwirkung hört auf. Nun können die noch in den Lungen vorhandenen Pneumococcen nicht mehr ſchaden, denn das Gift, das ſie erzeugen, wird durch das neu entſtandene Gegengift unſchädlich gemacht.

Man braucht nicht Mediciner zu ſein, um die hohe Bedeutung dieſer Entdeckungen zu würdigen; ſie zeigen uns, auf welchem Wege die Natur ihre Selbſtheilungen bewirkt, indem ſie dicht neben den infectiöſen, verderblichen Stoffen auch die entſprechenden, natürlichen Heilmittel entſtehen läßt. Die Natur ſelbſt führt uns auf den richtigen Weg, und wir dürfen hoffen, daß es dereinſt gelingen wird, durch die kluge Benutzung dieſer natürlichen Heilmittel das Heilverfahren der Natur nachzuahmen und ſo zu einer wirkſamen Behandlung der Infectionskrankheiten zu gelangen.

Es ſcheint, als wenn Paſteur mit ſeinen bekannten Heilimpfungen bei der Hundswuth, ohne das Gift dieſer Seuche zu kennen, ſchon dieſen neueſten Weg der Therapie betreten habe. Wir bewundern den genialen

Scharfblick dieſes Arztes, der hier vorahnend dem mühſeligen Gange der Forſchung vorausgeeilt iſt.

Von den übrigen Bacterienerkrankungen wiſſen wir überhaupt noch nicht, ob und wie die Selbſtheilungen durch die Stoffwechſelproducte der Bacterien vor ſich gehen. Das Studium der Bacteriengifte hat erſt ſeit wenigen Jahren begonnen, und es wird ſicherlich vieler Geduld und noch vieler Arbeit bedürfen, um einen tieferen Einblick in das Weſen und die Wirkſamkeit dieſer räthſelhaften und doch für das Wohl und Wehe der Menſchheit ſo verhängnißvollen Stoffe zu erlangen.

Nicht weniger wichtig als die Heilung der Krankheiten iſt jedoch *die Aufgabe, ihnen vorzubeugen*. Auch hierin geht die Natur uns mit gutem Beiſpiel voran. Ich habe Ihnen ſchon mitgetheilt, daß ein Kaninchen, welches eine Vergiftung mit dem Pneumotoxin überſtanden hat, gegen jegliche weitere Lungenentzündung gefeit iſt, weil das im Blut des Thieres circulirende Gegengift eine weitere Infection verhindert. Dieſelbe Beobachtung machen wir auch bei der *Diphtherie*, und gerade dieſe Krankheit iſt, wie *C. Fraenkel* gezeigt hat, aufs Beſte geeignet, uns ein tieferes Verſtändniß des Weſens der Unempfänglichkeit gegen gewiſſe Krankheiten zu eröffnen. Wenn man die Bouilloncultur der Diphtheriebacterien filtrirt, ſo läßt ſich in der klaren, von Bacterien befreiten Flüſſigkeit das Diphtheriegift nachweiſen und auf chemiſchem Wege iſoliren. Spritzt man die das Gift enthaltende Flüſſigkeit den Thieren ins Blut, ſo erkranken ſie gerade ſo, als ob man ihnen die Diphtheriebacterien ſelbſt in den Körper gebracht hätte. Wenn man aber dieſe Flüſſigkeit erſt aufkocht und ſie dann den Verſuchsthieren unter die Haut ſpritzt, ſo bleiben dieſelben geſund, weil das Diphtheriegift durch die Siedehitze zerſtört worden iſt. Dagegen äußert die aufgekochte Flüſſigkeit eine andere ſehr merkwürdige Wirkung: die mit der aufgekochten Flüſſigkeit injicirten Thiere verlieren nämlich im Laufe der folgenden Wochen jegliche Empfänglichkeit für die Erkrankung an Diphtherie; ſie ſind gegen dieſe Krankheit immun geworden. Die Diphtheriebacterien haben alſo in der Bouilloncultur zwei verſchiedene Stoffe erzeugt; der eine iſt das Diphtheriegift, welches, wie wir ſahen, durch Kochen zerſtört werden kann, der andere iſt diejenige Subſtanz, welche der Siedehitze widerſteht und die Unempfänglichkeit oder die Immunität erzeugt. Man hat auch in früheren Zeiten ſehr wohl gewußt, daß viele Infectionskrankheiten, wenn ſie einmal überſtanden worden, den Körper gegen eine zweitmalige Anſteckung ſichern; wer z. B. einmal die Maſern durchgemacht hat, wird nie wieder von dieſer Krankheit befallen. Dieſe Thatſache ſtand lange feſt, es war aber Niemand im Stande, dieſelbe zu erklären. Erſt die ſoeben von mir referirten Beobachtungen bei der Diphtherie geſtatten uns ein gewiſſes Verſtändniß

derſelben, denn wir haben nun das Recht, anzunehmen, daß die Krankheitsbacterien im Körper einerſeits die ſchädlichen und krankmachenden Stoffe erzeugen, aber andererſeits auch Subſtanzen hervorbringen, die den Körper vor einer weiteren Erkrankung ſchützen. So entſchädigen die kleinen Organismen uns manchmal für die Leiden, die ſie bringen.

Ohne Ihre Geduld noch lange auf die Probe zu ſtellen, möchte ich nur noch auf eine wichtige Eigenſchaft der Krankheitsbacterien aufmerkſam machen. Dieſe kleinſten Organismen ſind nicht immer gleich giftig, vielmehr verlieren ſie, wenn man ſie längere Zeit außerhalb des menſchlichen Körpers, in Bouillon oder auf Gelatine, fortwachſen läßt, ihre Bösartigkeit und erzeugen nur noch leichte Erkrankungsformen, während ſie früher die ſchwerſten Affectionen bewirkten. Hieraus erklärt ſich vielleicht die auffallende Thatſache, daß nicht alle Epidemien einer Krankheit gleich ſchwer ſind, ſondern bald mehr, bald weniger Opfer fordern. Von der größten praktiſchen Bedeutung iſt nun die Beobachtung, daß die ſchwach wirkenden Pilzculturen nichts deſto weniger ihre immuniſirenden Eigenſchaften behalten können. Darauf beruht z. B. der Erfolg der im Süden Rußlands ſchon vielfach an Thieren ausgeführten Schutzimpfung gegen den Milzbrand. Schafe oder Rinder, denen abgeſchwächte Culturen des Milzbrandbacillus eingeimpft werden, erkranken nur für wenige Tage mit leichtem Fieber und ſind danach für alle Zukunft vor der Erkrankung am ſchweren tödtlichen Milzbrand geſichert. Es kommt nur darauf an, den richtigen Grad der Abſchwächung zu treffen, denjenigen Grad, bei welchem die Culturen nicht mehr das intenſive Krankheitsgift zu erzeugen vermögen, aber dennoch im Stande ſind, die immuniſirenden Subſtanzen im Thierkörper hervorzubringen.

In Vielen wird wohl die Vermuthung aufgeſtiegen ſein, daß die Wirkſamkeit der Pockenimpfung in ähnlicher Weiſe zu erklären ſei, und gewiß muß ich Ihnen in dieſer Vermuthung Recht geben. Das organiſirte Krankheitsgift der Blattern iſt uns zwar noch unbekannt, wohl aber kann als ſicher betrachtet werden, daß die bösartigen menſchlichen Blattern, auf das Rind übertragen und hier von Euter zu Euter fortgeimpft, ſchließlich zur unſchuldigen Kuhpocke geworden ſind. Die Bösartigkeit des Krankheitsſtoffes hat ſich durch die Uebertragung vom Menſchen auf das Rind gerade ſo abgeſchwächt, wie die Giftigkeit des Milzbrandes durch die Uebertragung vom Thier auf den künſtlichen Nährboden. Die Analogie geht aber noch weiter: wie die abgeſchwächte Milzbrandcultur ihre immuniſirende Fähigkeit gegenüber dem eigentlichen Milzbrand bewahrt, ſo entfaltet auch

die Kuhpocke ihre ſchützende Kraft gegen die menſchlichen Blattern zum Heil des Einzelnen und zum Heil der Menſchheit. Wir haben das Räthſel der Schutzimpfung noch nicht gelöſt; ich hoffe aber in Ihnen die Ueberzeugung wachgerufen zu haben, daß die Forſchung auf dem rechten Wege iſt, um endlich auch hier zur Erkenntniß zu gelangen.

Wie mit dieſer Frage, ſo ſteht es mit allen den Thatſachen, Möglichkeiten und Hoffnungen, die ich hier zur Sprache gebracht habe. Auf dem Gebiet der Bacteriologie und der Infectionskrankheiten ſind ja bis jetzt nur die erſten Schritte gethan worden, es liegen nur Einzelbeobachtungen und getrennte Gliedſtücke der Erkenntniß vor, die ſich noch nicht zur lückenloſen Kette des Syſtems zuſammengeſchloſſen haben, allein uns doch ſchon zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigen. Es ſollte mich freuen, wenn meine kurze Schilderung einiger Beſtrebungen und Errungenſchaften, deren meine Wiſſenſchaft ſich rühmen darf, Sie in der freudigen Ueberzeugung beſtärkt haben ſollte, daß, wenn auch ſonſt im Leben der Welt und des Einzelnen Regen und Sonnenſchein mit einander wechſeln und oft das Dunkel vorzuherrſchen ſcheint, die Wiſſenſchaft wenigſtens ſtetig aufwärts zu immer klareren und ſonnigeren Höhen emporſteigt.

Prof. Dr. Karl Dehio.

Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders
(1810—1840)
(Fortsetzung.)

Im Jahre 1822 als Primaner, 16 Jahre alt, machte ich eine Sommerferienreise nach Petersburg zu der meinem Elternhause so befreundeten Familie Schmidt, gemeinsam mit dem Sohne James Schmidt, einem lieben jungen Freunde, der bei meinen Eltern in Pension war. Diese petersburger Reise ist ein Glanzpunkt in meinem Leben Ich habe eine Schilderung derselben besonders niedergeschrieben, kann sie also hier übergehen.

Mein Eifer für die Schularbeiten trieb mich frühmorgens heraus; da man damals aber nicht, wie jetzt, sogleich Zündhölzchen zu Gebote hatte, so mußte ich oft in der Nacht die Dienstmagd wecken, um mir Licht anzünden zu lassen, da ich in dem dunklen, von Fensterläden geschlossenen Zimmer, wo ich schlief, nicht wissen konnte, wie viel es an der Zeit sei. Das gefällige Mädchen, ihrer Blöße oft nicht achtend, wurde nie ärgerlich, wenn es zu früh war und ich wieder zurück ins Bett schlich. Und doch hatte sie es so schwer, aus dem Blechkasten Feuerstahl, Feuerstein, Zunder ꝛc. herauszuholen, um mit dem dicken Schwefelholze, das nur die Soldaten der Garnison zu verkaufen das Recht hatten, es bis zum Anzünden des Lichtes zu bringen. Ja, auf dem Lande wurden in jener Zeit oft brennende Kohlen aus der Riege gebracht, um bei Nacht in dem Gutsgebäude Feuer zu erhalten, wie ich später erzählen hörte.

Als Primaner des Gymnasiums hatte ich mit vielen anderen Mitschülern den Confirmationsunterricht beim Pastor Lenz, zu dem wir uns Alle mit guten Vorsätzen in der Sacristei der Johanniskirche einfanden. Der Küster Willers empfing uns dort das erste Mal mit den Worten:

„Dieſen Winter kratzen alle Alten ab!“ zog ſich aber gleich zurück, als ihm Lenz einen Wink gab, der die lächelnde Miene mehrerer Confirmanden in dieſem Augenblicke doch überraſchend fand. Lenz war Stadtprediger und genoß als Seelſorger wie als Kanzelredner allgemeine Verehrung, in letzterer Eigenſchaft durch ein wohlklingendes Organ unterſtützt. Er übte auch auf ſeine Confirmanden einen wohlthätigen Einfluß aus. Zum Schluß gab er uns am Altar unſer ſchriftliches Glaubensbekenntniß mit freundlicher Ermahnung zurück, und ein jeder der Confirmanden fand unter dem ſeinigen einige ernſte, tröſtliche Worte von Lenz' Hand. Später nahm er auch als Profeſſor der praktiſchen Theologie eine ſehr geachtete Stellung ein.

So war der Schluß meiner Gymnaſialzeit nach 4½ Jahren endlich herangekommen, und ich fühlte, daß ich meinen Lehrern viel zu danken hatte. Ich war zu ernſterem Nachdenken über mich ſelbſt gekommen. Durch Schillers und Goethes dramatiſche und lyriſche Dichtungen ging mir eine Idealwelt auf, in der ich unendlich glücklich war. Es ſchien mir nicht unmöglich, für dieſe Urbilder auch in meiner Wirklichkeit Abbilder zu finden. Für weibliche Schönheit und Liebenswürdigkeit war mir eine größere Empfänglichkeit, ein tieferer Sinn aufgegangen. Emilie T., eine Freundin meiner älteſten Schweſter, der ich früher manchen Tort angethan hatte, ward jetzt der Gegenſtand meiner Jugendſchwärmerei. Ich wäre für ſie gern durchs Feuer gegangen. Mehrere Jahre älter als ich und von der Neigung zu einem wackeren Gelehrten in Petersburg gefeſſelt, der ſie auch heimführte, ließ ſie ſich meine tiefe Ergebenheit und Hingebung gefallen und intereſſirte ſich für mich, den aufſtrebenden Jüngling, in mannigfacher Weiſe. Ja, ſie lehrte mich ſelbſt tanzen. Ihre Verheirathung fand ſtatt, als ich bereits Student war, und ihr Hochzeitstag ſchien mir ein Wendepunkt in meinem Leben. Welche Seligkeit empfand ich, als ſie auf ihrer Nachhochzeit mit ihrer leichten ſchwebenden Geſtalt noch einmal mit mir tanzte und aus ihrem Hochzeitskranze mir ein Myrthenblättchen gab, auf das ich zartſinnige Verſe dichten konnte. Ich brachte ihr zum Andenken die Reichardtſche Compoſition zu Schillers Glocke, Text und Muſikbegleitung zierlich geſchrieben, mit kleiner verſificirter Zueignung.

Innere Ruhe ſuchte ich zu gewinnen durch angeſtrengte wiſſenſchaftliche Arbeit und Unterrichtertheilen im Griechiſchen und Lateiniſchen, wozu ich in einem Privathauſe und in einer Privatſchule Gelegenheit fand; auch war mir das Honorar dafür ſehr willkommen als Zugabe zu meinem Stipendium, da ich gern meinen Eltern möglichſt wenig koſten wollte. Da begegnete mir einmal in der Schule ein amüſantes Ereigniß. In kleineren bekannten Tanzgeſellſchaften war es nicht ungebräuchlich, daß die jungen Mädchen ohne Mütter dazu eingeladen wurden, und bei einer ſolchen Gelegenheit wurde ich

einmal von einer lieben Bekannten im Namen ihres Vaters gebeten, ſie am Spätabend nach Hauſe zu begleiten. Fuhrleute waren ſelten zu haben. Die Damen vertauſchten die Tanzſchuhe mit Stiefelchen, und ich ließ mir's nicht nehmen, die Tanzſchuhe nach Hauſe zu tragen. Einmal hatte ich dieſe nach beendigter Begleitung abzugeben vergeſſen, und am folgenden Morgen in der Schule, noch im Ballkoſtüm, ziehe ich ſtatt meines Schnupftuches ein kleines Paar Tanzſchuhe hervor, damit geſticulirend, bis mich die flatternden Seidenbänder und das fröhliche Gelächter meiner Schüler meinen Irrthum gewahr werden ließen, ohne daß mir das bei ihnen geſchadet hätte.

Gegen junge Damen war ich überhaupt aufmerkſam und zuvorkommend, was meinem chevaleresken Vater gewiß recht war. Siebzehn Jahre alt und Student geworden, wurde ich auch ſalonfähig, fühlte mich ganz emancipirt und nahm bald einen Platz in der Geſellſchaft ein, nicht durch ein gefälliges Aeußere bevorzugt, aber meiner Unterhaltungsgabe und meines beſcheidenen Auftretens wegen von Alt und Jung nicht ungern geſehen.

In meiner Gymnaſiaſtenzeit wurde der Martini- und der Katharinenabend in manchen Häuſern, wo junge Damen waren, durch Empfang von Maskenzügen gefeiert. An ſolchen habe auch ich theilgenommen. Meine älteren Schweſtern hatten mir zu ſolch einer Gelegenheit eine zierliche Spaniermaske ſauber genäht. Charaktermasken, Don Quixotes, altmodiſche Stutzer, Juden, eine Menagerie von allerlei Thieren, ſelbſt ein Elephant, der in jedem der vier Beine einen Gymnaſiaſten barg, wurden bewundert. Es wurde getanzt und bewirthet und dann in ein nächſtes Haus gezogen oder auch in dem erſten geblieben, je nachdem es den Masken gefiel oder je nachdem ſie gefielen.

Fanden die hübſchen Freundinnen meiner älteren Schweſter mehr Beachtung bei mir, als ich bei ihnen, ſo wandte ich mich doch bald mehr den Freundinnen meiner heranwachſenden jüngſten Schweſter zu, die allerliebſt waren. Mit ihnen wurden wohl auch kleine Landpartien gemacht, oft getanzt und geſungen, und unſere Penſionäre waren ebenſo zu allen kleinen ritterlichen Dienſten bereit. Auch mein Vater freute ſich des munteren Geſanges und der guten Laune der Jugend, und Mütterchen wußte dazu das ländliche Mahl, wozu Jeder gern mithalf, zu bereiten.

Die jungen Mädchen ließen es ſich auch wohl gefallen, von mir zu ihren Geburtstagen kleine ſinnreiche Geſchenke, mit zierlichen Verſen begleitet, zu empfangen. Ich finde in meiner Sammlung kleiner Gedichte gar artige Verſe, die bei ſolchen Gelegenheiten entſtanden. Es war ein harmloſer Umgang und keine nachhaltige verpflichtende Neigung daran geknüpft.

Auch Theater ſpielten wir, von meinem Vater dazu ſehr ermuntert. Es wurde nicht übel geſpielt, und ſelbſt meine Mutter machte in Kotzebues

armen Poeten die Rolle ſeiner Wirthin ganz ausgezeichnet. Ich war beim Theaterſpiel ganz in meinem Elemente, in ernſten wie in komiſchen Rollen, als Regiſſeur, Prologdichter oder auch Souffleur. Ja, ſelbſt ſchwere Liebhaberrollen ſoll ich mit großem Beifall durchgeführt haben. Ja, ich dachte ſchon daran, wenn es mit der Wiſſenſchaft auf der Univerſität nicht recht ginge, Schauſpieler zu werden, worin mich die Lectüre von Goethes Wilhelm Meiſter eher beſtärkte, als daß ſie mich davon abgebracht hätte.

Was das Studium betrifft, ſo ging meine Neigung zwar auf Philologie und ſchöne Wiſſenſchaften, wogegen mein Vater als Liebhaberei nichts hatte; aber als poſitives und ſog. Brodſtudium rieth er mir die Jurisprudenz an, der er ſelbſt und ſein Vater ſich gewidmet hatten. Freilich war er Kreisſchulinſpector geworden und nachmals Univerſitäts-Bibliothekargehilfe. Auf ſeinen Wunſch wurde ich ſchon in den Sommerferien 1823 als Student der Jurisprudenz von dem damaligen Rector Dabelow immatriculirt, der in der Juriſtenfacultät eine ſehr geachtete Stellung als Hauptlehrer des Römiſchen Rechtes einnahm. Er war früher anhaltköthenſcher Miniſter in der napoleoniſchen Zeit geweſen, dann Profeſſor in Halle, aber weil er gegen den 13. Artikel der Bundesacte eine kleine Schrift geſchrieben, die auf dem wartburger Feſte verbrannt wurde, in Deutſchland mißliebig. In Venturinis Chronik iſt zu leſen, daß ihm Napoleon, deſſen blinder Bewunderer und Nachahmer ſein Herzog war, geſagt haben ſoll: „Sie ſind ein eben ſolcher Narr wie Ihr Herr!“

Als praktiſcher Juriſt hatte Dabelow auch in Deutſchland Ruf. Er las ſehr monoton, aber mit großem Beifall, auch bei uns, ſo daß ſeine Zuhörer bei ihm nie ſchwänzten; auch war beim Univerſitätsgericht ſeine Stimme immer entſcheidend. Er ſelbſt hielt nur etwas vom Privatrecht, und dies um ſo mehr, als er das öffentliche Recht ſo oft von den Machthabern mit Füßen hatte treten ſehen. Mit einer ſeltenen Offenheit erzählte er mir einmal ſpäter, daß er den in Dorpat gerade anweſenden Curator Lieven, der rationaliſtiſche Profeſſoren abgeſetzt und pietiſtiſche dafür eingeſetzt, gefragt habe, ob die projectirte Wahl eines juriſtiſchen Profeſſors von ihm, dem Curator, beſtätigt werden würde, worauf ihm Lieven antwortete: „Was Profeſſoren anderer Facultäten in Dorpat glauben, bekümmert mich nicht, nur die theologiſchen Profeſſoren erwähle ich mir ſelbſt. Ich denke mir, Sie ſelbſt glauben an gar nichts.“

Dabelow las fünf Mal wöchentlich zwei Stunden nach einander, mit einer Pauſe von zehn Minuten. Als er einmal zur zweiten Stunde wieder ins Collegium trat, fand er nur einen Zuhörer vor, der auf Jemand wartete und Dabelow darauf aufmerkſam machte, ein Zettel, daß er nicht leſen werde, hänge ja an der Thür. Am anderen Tage eröffnete Dabelow

ſeine Vorleſung mit den Worten: „Es hat ſich Jemand den dummen Spaß erlaubt, einen alten Zettel, daß ich nicht leſen werde, den ich unjuriſtiſch genug ohne Datum gelaſſen, an der Eingangsthür aufzuhängen, wodurch wir um die geſtrige Stunde gekommen ſind. Ich wollte ihn hiermit bitten, ſeinen blauen Montag ein andermal lieber ohne uns zu feiern." Ein Freund erzählte mir, daß er an einem dunklen Herbſtabende Zeuge folgender Unterhaltung geweſen, die zwiſchen Dabelow und deſſen Frau, einem hochgewachſenen Weibe, das volle Gewalt im Hauſe hatte, ſtattfand:

Die Frau. „Männeke, die junge Leute, die bei uns Privatiſſimum habe, müſſe Candidate werde."

Dabelow: „Das wird ſich ja im Examen zeigen."

Die Frau: „Die müſſe Candidate werde, das ſind ſolche fleißige, artige Leut."

Studenten (auf der Straße): „Patentes Weib! Was für ein flotter Burſchenſinn!"

Dabelow verwendete ſich für einen armen, fleißigen Studenten wegen eines Juriſtenſtipendiums in meiner Gegenwart bei ſeinem Collegen Cloſſius, der einen anderen ihrer Zuhörer protegirte. Dieſer letztere beſaß bloß eine Tuchkleidung für Beſuche und erſchien ſelbſt im Collegium, um jene zu ſchonen, Sommer und Winter in einem Filzrock, weißen Leinunterhoſen und Fettſtiefeln. Er ſaß auf der letzten Bank im Collegium und Dabelow nahm ſeine leinenen Unterhoſen für weiße Tuchhoſen. In Folge deſſen hielt er ihn für den minder benöthigten Bewerber, trat aber auf meine Schilderung der ärmlichen Garderobe des jungen Mannes lachend mit ſeinem Protegé zurück.

Dabelow erzählte mir einmal aus der Zeit, wo er in Halle dem Univerſitätsgericht präſidirte, daß Studentenaufwärterinnen, ſog. Löffelinnen, eine aus ihrer Mitte dort verklagt hätten, weil dieſelbe für das eidliche Bezeugen des Alibi ihres Herrn bei einem Studentenſcandal einen ganzen Thaler von demſelben gefordert habe, während die ſtreng von ihnen eingehaltene Taxe nur ½ Thl. betragen.

Nach Dabelows Tode vermiethete ſeine Frau das Haus, das auf ihren Namen gekauft war, an eine uns befreundete Familie, die zu den Sommerferien nach Petersburg zog, während ich als Wächter darin zurückblieb. Eines Morgens früh, als ich aus meiner bisherigen Wohnung ein mir nothwendiges Buch abgeholt und nur im Mantel und in Hemdsärmeln ungeſehen über den Hof ſchleichen wollte, während Frau Dabelow auf einer Mulde da Fleiſch klopfte, wurde ich folgendermaßen von ihr begrüßt: „Gu'm Morgen, Herr Anders! Sie ha'n nichts trunder an, ich habe nichts trunder an, wir brauchen uns paide nicht zu ſchenuren." — Ein anderes Mal, als

ich eifrig studirend im Zimmer saß, störte mich ein sonderbares Geräusch, das mitten im Sommer aus dem Ofen kam. Dabei baumelten an der Ofenthür ein paar Pantoffeln, die sich hin und her schoben, bis ein Paar Füße und ein Paar ziemlich entblößte Beine zum Vorschein kamen, zu denen sich endlich aus dem schmalen Ofenloche die lange Figur der Frau Hauswirthin Dabelow herausdrängte, mit der Erklärung, die Töpferburschen besorgten das Verschmieren der Oefen so nachlässig, daß sie ihnen hätte nachkriechen müssen.

Ein anderer Professor des Römischen Rechtes war Closius, ein jüngerer Mann, mit lebendigem, anregendem Vortrage, von dessen Vorlesungen der Studirende nach beendigtem Cursus noch mehr Nutzen gehabt hätte. Er war ein Anhänger der Niebuhr-Savignyschen historischen Schule und Gegner der neuen Gesetzbücher, für welche die Zeit noch nicht gekommen sei, während ich bald für die entgegengesetzte Schule als die zeitgemäße schwärmen lernte.

Der Professor Closius war mir persönlich befreundet. Er heirathete aus einer meinen Eltern näher stehenden Familie, die Frau ließ sich aber nach ein paar Jahren von ihm scheiden und heirathete einen anderen Professor, mit dem sie auch Kinder hatte. Als sich Closius die Scheidung sehr zu Herzen nahm, forderte mich Dabelow auf, den Verlassenen doch wie bisher zu besuchen, wie auch er es thun wolle, und setzte hinzu, sich darum so zu bekümmern wie Closius, wäre doch unnütz; würde ihm so etwas passirt sein, so wäre es ihm allerdings sehr lästig gefallen, aber er hätte sich nichts daraus gemacht.

Professor Closius blieb mein Gönner, und als ich, schon an der Universitätsbibliothek mit auf seine Empfehlung angestellt, mein Rigorosum bei ihm gemacht und sein Urtheil über mich im Examenprotokoll erfahren wollte, fand ich, daß er mir allein den Candidatengrad zuerkannt hatte, während die anderen Examinanden nach seinem Urtheil nur Graduirte werden sollten. Auf meine Frage, warum dieser Unterschied, sagte er mir: die anderen Examinanden hätten nur aus den Heften geantwortet, ich dagegen aus vielseitiger Lectüre. Sie wurden übrigens doch Candidaten nach Beschluß der Facultät, was mir ganz gerecht erschien, da sie manche Frage rascher beantwortet hatten als ich.

Closius ging, ehe er emeritirt war, nach Darmstadt mit der Aussicht, Kanzler der Universität Gießen zu werden, starb aber bald dortselbst mit einem Herzen voll Anhänglichkeit an die Universität Dorpat und an die livländischen Verhältnisse überhaupt.

Der Professor des russischen Rechtes war Neumann, früher in Charkow oder Kasan Professor, wo er als Ausländer zuerst ein Jahr lang lateinisch vorgetragen, dann seine Hefte ins Russische übersetzen ließ, wozu er sich

einen besonderen Uebersetzer hielt. Er sprach das Russische greulich aus, war aber ein gründlicher Kenner besonders des älteren russischen Rechtes und beschäftigte sich so eingehend und vergleichend mit dem älteren slavischen Rechte, daß er auch seine Zuhörer mit Schaffariks slavonischer Grammatik bekannt zu machen suchte, damit sie die älteren russischen Rechtsquellen verstehen könnten. Die anderen Zuhörer blieben bald weg, ich allein war ihm treu. Er kam von einem eine Meile entfernten Sommeraufenthalte zu der Stunde in die Stadt und sprach dann stundenlang mit solchem Feuer, daß er zuletzt kraftlos zusammensank. Er citirte aus Walter Scotts Waverley über die schottische Clanverfassung und aus Schillers Wilhelm Tell wörtlich ganze Stellen. Ich war oft ganz hingerissen von seinem Vortrage.

Er hatte die zweite Frau aus wohlhabender Familie, die sehr kränklich war; die abgeschiedene erste Frau sah man aber in dem Hause oft die Honneurs machen. Er hatte zwei Söhne und eine Tochter aus der ersten Ehe. Die Ersteren suchte er nach englischem Muster durch Selbststudium zu Hause zu bilden; der ältere von beiden, den ich auch etwas kennen lernte, verwünschte aber diese Methode, die ihn vom Besuche der öffentlichen Schule und der Universität ausschloß und ganz vereinsamen ließ. Während Speranskys Thätigkeit für die Gesetzcommission wurde Neumann nach Petersburg berufen, aber einige Zeit darauf wegen Kränklichkeit voll pensionirt. Er kaufte sich im Pleskauschen ein Landgut in so unwirthbarer Gegend, daß er sich eine Compagnie Soldaten ausbitten mußte zum Schutz gegen Räuber und Diebe.

Neumanns Schrift über die Abstammung der Russen, mit Benutzung orientalischer Quellen, wurde besonders geschätzt. Dieselbe unterstützte Ewers' Meinung, daß die Russen von den skandinavischen Warägern abstammten, und nicht von den Chasaren, wie Ewers' Lehrer, Professor Schlözer in Göttingen, behauptete, der darüber eine für ihn wenig ehrenvolle bissige Polemik losließ, während Ewers sich in diesem wissenschaftlichen Streite gegen seinen früheren Universitätslehrer höchst ehrenwerth benahm.

Der Nachfolger Neumanns in der Professur des russischen Rechtes war der bisherige Docent von Reutz, ein noch junger Mann von Geist und liebenswürdigem Charakter, eine fein organisirte, aristokratisch-liberale Natur, durch seine russische Rechtsgeschichte auch als Gelehrter bekannt. Seine Professur ward ihm mit der Zeit lästig, er dankte wegen Kränklichkeit vor der Emeritur ab und zog auf ein Gut seiner zweiten Frau, einer sehr liebenswürdigen Russin, wo er auch gestorben ist. Seinen eben so liebenswürdigen Sohn, der gegenwärtig General ist, habe ich früher in Pension gehabt und war dadurch auch dem Vater näher getreten.

Den Professor des Provinzialrechtes Bunge, den Begründer der Provinzialrechtswissenschaft, habe ich während meiner Studentenzeit nicht

kennen gelernt und ſeine Vorleſungen nicht beſucht, die auch entbehrlich waren, wenn man ſeine ſorgfältig ausgearbeiteten Hefte, denen er mündlich nichts zugeſetzt haben ſoll, ſich zu verſchaffen wußte. Dieſer ausgezeichnete gewiſſenhafte Gelehrte iſt bis in ſein hohes Alter auf dem Gebiete des Provinzialrechtes ſchöpferiſch thätig geweſen.

Als ich Student wurde, war Bunge nur Docent, außerordentlicher Profeſſor des Provinzialrechtes dagegen Bröcker, obwohl der Erſtere dem Letzteren an gründlicher Kenntniß des Provinzialrechtes weit überlegen war. Bröcker war in Riga praktiſcher Juriſt geweſen und las in Dorpat auch nur praktiſche Fächer, die er mit guten Witzen und Anekdoten gelegentlich zu würzen wußte. Als die Profeſſur des Völkerrechtes, Staatsrechtes und der Politik frei wurde, erhielt er dieſe, um Bunge Platz zu machen. Er dictirte ſehr langſam. Ein Zuhörer neckte ihn aber damit, daß er aus einem früheren Satze immer halblaut Worte wiederholte:

Bröcker: „Ich kann hier nicht buchſtabiren!“

Cavietzel (ein witziger Studioſus, der häufigen Anſchlagzettel am Juridicum gedenkend, daß Reutz wegen Heiſerkeit nicht leſen könne): „Es iſt doch ſchlimm für die Juriſten, daß der eine Profeſſor nicht leſen, der andere nicht einmal buchſtabiren kann!“

Aber Bröcker hatte einen leichten fließenden Stil, war zu allem Guten immer bereit und gefällig gegen Jedermann. Ich habe ihn nie anders als bei guter Laune geſehen. Als ich zum Neujahrsgruß als junger Student zugleich mit dem Todtengräber eintrat, rief er dieſem zu: „Wollen Sie mich ſchon haben?“ Auf dem Kirchhofe, als ein College von ihm begraben wurde und eine alte Frau keifend in der Nähe der Gruft ein Grab ihrer Angehörigen zu ſchützen ſuchte, auf das Bröcker ſeinen lahmen Fuß geſetzt hatte, hörte man, während vom Paſtor mit hohler Stimme geredet wurde, folgendes Geſpräch in der Nähe:

Die Frau: „Nehmen Sie Ihren Fuß weg! Sie können doch ſehen, daß dies kein gemeines Grab iſt!“

Bröcker (mit ſeiner überlauten Stimme): „Ach, meine Liebe, hier ſind wir Alle gleich.“

Als auf dem Markte der gelehrte, immer fleißige Profeſſor der Philologie Francke in ſeinem neuen Bärenpelze der Länge nach hinfiel und bei ſeiner Unbeholfenheit ſich nicht ſogleich aufrichten konnte, rief Bröcker mit ſeiner Stentorſtimme: „Ach, lieber College! Sie hat wohl noch Niemand auf der Bärenhaut liegen ſehen!“

Hatte ich nun auch gern die Gelegenheit wahrgenommen, die Glieder der Juriſtenfacultät, zu der ich mich zählte, kennen zu lernen, ſo lag es mir doch eben ſo nahe, mich mit der Studentenwelt zu befreunden, um ſo

mehr, als ich schon aus der Gymnasiastenzeit manche ältere Commilitonen kannte. Ich meldete mich natürlich bei den Livländern, ward mit anderen Füchsen auf den Fechtboden bestellt und mußte mit Handschlag mehrere Vorschriften zu halten geloben, wurde auch mäßig beschatzt mit Abgaben für Fechtboden, Commerse u. dgl. m. Von diesen Vorschriften war mir eine höchst ärgerlich, mit den Kurländern, die als Corporation geächtet waren, keinen Umgang zu pflegen, ja sie nicht einmal zu grüßen, obwohl ich gerade ein paar gute Bekannte schon von früher her unter den Kurländern hatte. Die Vorschrift für die Füchse, vier Mal wöchentlich am Vormittag auf dem Fechtboden sich zu üben, befolgte ich gern und erfuhr nur ein Mal die verdiente gesetzliche Strafe wegen Nichtbeachtung derselben, daß ein guter alter Fechter mit mir einen sog. Rapperjungen ausmachte. Dabei war ich in Hemdsärmeln, der Executor dagegen im dicken Filzrock. Er parierte keinen meiner Hiebe, sondern drosch a tempo auf mich los, was sich für alle Zuschauer sehr lustig ausnahm, mir aber für den ganzen Tag Brust und Arme schmerzhaft machte.

Auf dem ersten Commers in Novum interessirte mich Alles sehr, besonders der sog. Landesvater weckte in mir ein erhebendes Gefühl, auch machte ich da angenehme Bekanntschaften, z. B. die des nachmaligen Professors Hueck, der damals Landsmann der Estonia war und sich am Vormittage desselben Tages auf der Mensur sehr hervorgethan hatte. Er wurde mir später sehr befreundet. Ein alter Livländer, der sich freundlich mit mir unterhalten und mit mir schmolliren wollte, nannte mir seinen Namen und fragte: „Wie heißest Du?" Ich erwiderte: „Anders". Er wiederholte seine Frage; ich antwortete sehr munter: „Anders" Aergerlich wollte er mir für meinen unzeitigen Vorwitz eine Schnödigkeit sagen, da klärte ihn ein Dritter über seinen Irrthum auf, und unser freundliches Verhältniß war gleich wieder hergestellt. — Als wir bei den Burschenliedern und zumal beim Landesvater an langer Tafel saßen, mußte ich mich wundern, wie zwischen den braunlehmeren Schalen mit Glühwein und Punsch die Burschen an den Talglichten ihre Tabakspfeifen anrauchten, die auf dem Grunde der Schalen eine Tabaksjauche zurückließen, von welcher der größere Theil beim Trinken mit verschluckt wurde.

In einem Anrichtezimmer bekamen die älteren Corpsburschen auch wohl Butterbrod mit Käse. Die Füchse wurden da nicht geduldet; ein älterer Corpsbursch aber, der mich hungrig wußte, schmuggelte mich da mit hinein, und nun bekam ich ein so kolossales Butterbrod, daß ich dieses wie auch den Käse zuerst mit den Fingern zertheilen mußte, weil mein Mund, der nichts weniger als klein ist, sich nicht so weit aufsperren konnte. So einfach ging es damals her, und welcher Luxus wird jetzt auf den Commersen im Essen und Trinken getrieben!

Paukereien auf dem Fechtboden ſah ich gern zu, um zu wiſſen, wie man ſich in einem ſolchen Falle zu benehmen habe. Sie kamen ſehr häufig vor, wozu die Füchſe den Paukapparat heranzuſchleppen und abwechſelnd die Thür vor einem Ueberfall durch Pedelle zu überwachen hatten. Nach der Urſache der Paukerei erkundigte man ſich ſelten; ſie wurde damals als bloße ritterliche Uebung betrachtet und oft für den Betreffenden, wenn er ſelbſt behindert war, von einem guten Freunde übernommen, der ſeine Geſchicklichkeit als Fechter zeigen wollte. Es ſchmerzte mich ſtets, wenn dabei nicht ehrlich verfahren, ein legaler Hieb abgeleugnet, ein Burſchenſchafter gelegentlich ſchnöde abgefertigt wurde. Ich wollte, nach meinem idealen Maßſtabe, alle Verhältniſſe der Studenten ehrlich behandelt wiſſen, mußte aber ſchweigen. Die Burſchenſchafter hatten, nach einem ausländiſchen Corporationsgebrauch, das Ehrengericht bei Streitigkeiten unter einander eingeführt und paukten ſich nur mit fremden Corporationen. Erſt Jahrzehnte ſpäter kam das Ehrengericht in Dorpat allgemein in Gebrauch, während es früher von den Meiſten für etwas Unerhörtes gehalten wurde.

Während jetzt alle Corporationen Quartette ſorgfältig pflegen und eine Maſſe klangvoller Lieder zu ſingen wiſſen, kannte man damals nur wenige alte Burſchenlieder, und die Kurländer z. B. konnten, wenn ſie in Maſſe verſammelt waren, kaum das Gaudeamus ordentlich zu Stande bringen; bei Privatkneipereien ging das oft beſſer.

Außer in der Corporation hatte ich als Student auch noch andere freundſchaftliche Beziehungen, die mir werth waren. So erinnere ich mich namentlich gern einiger junger Ruſſen, durch welche ich die damals neue romantiſche Richtung in der ruſſiſchen Literatur kennen lernte, die mich in hohem Grade anzog. Neben Philologie und Alterthumswiſſenſchaft beſchäftigte ich mich beſonders gern mit ſchöner Literatur und neueren Sprachen. Nächſt den deutſchen waren es zuerſt die franzöſiſchen Klaſſiker und franzöſiſche Romane, wie Madame Staels Corinne und Madame Krüdeners Valérie, nicht minder die Allemagne der Erſteren, die mich feſſelten und von denen ich lebhaft zu unterhalten verſtand. Jetzt ging mir durch die Ruſſen, insbeſondere Puſchkin, der damals eben aufgetreten war, ein ganz neues Gebiet auf. Durch einen unſerer Penſionäre, meinen ſehr nahen Freund Studioſus Tatarinow, lernte ich den damals in Dorpat lebenden Dichter Jaſykow, meinen Coetanen, kennen und trat mit ihm in recht warme freundſchaftliche Beziehung Dieſe beiden Freunde waren es, die mir zuerſt die eben erſchienenen Dichtungen Puſchkins zu leſen gaben, welcher damals auf ſeinem Gute im Pleskauſchen conſignirt war, nachdem er aus der Verweiſung in den Kaukaſus hatte zurückkehren dürfen.

Jaſykow war ein mittelgroßer, ſtarkbeleibter junger Mann, der zu

Hause beständig im Schlafrock und Pantoffeln lebte. Sonst freisinnig, beobachtete er doch streng alle vaterländischen Sitten. Vom Weine animirt, wußte er glänzende Verse zu improvisiren. Die deutsche Literatur liebte er Ich habe manche seiner Gedichte ganz zu seiner Zufriedenheit metrisch übersetzt. Aus Moskau hat er mir später die 2 Bände seiner Dichtungen, mit schriftlicher Einzeichnung seines Namens, freundlichst übersandt.

Tatarinow verließ die Universität nach bestandenem Examen i. J. 1829, und das ihm am Embachufer bei „Lokkus" gegebene Abschiedsfest ist mir noch lebhaft in der Erinnerung. Es war ein schwüler, gewitterdrohender Sommerabend, der die lebhaft erregte Gesellschaft am gastlichen Tische vereinigte. Plötzlich brachte Tatarinow, der mich sehr liebte, meine Gesundheit aus, und als ein greller Blitz die Luft durchzuckte, dem ein lautkrachender Donnerschlag folgte, rief er begeistert aus: „Богъ свидѣтель!" (d. i. Gott ist Zeuge!). Ich hatte ihm zum Andenken Schillers Gedichte geschickt mit begleitenden Versen von mir, die ihn sehr ergriffen. Als er später im Apanagendepartement in Petersburg diente, habe ich ihn dort aufgesucht und dann später noch einmal in Helsingfors getroffen, wo er mit Frau und Tochter sich zeitweilig aufhielt und mich mit einem Freudengeschrei begrüßte. Als großer Grundbesitzer im Gouvernement Simbirsk ist er auch, seiner liberalen Gesinnung getreu, für die Freilassung der Bauern sehr thätig gewesen. Seine Anhänglichkeit an Dorpat und sein Vertrauen zu der gründlichen Bildung der deutschen Aerzte hatte ihn dazu veranlaßt, gegen die Meinung Vieler in Simbirsk seine schöne leidende Schwägerin nach Petersburg in die Cur meines Schwagers Dr. J Schmidt zu bringen, der sein Mitpensionär in meinem elterlichen Hause gewesen war. Diese Cur hatte ihr wohlgethan, und auf Schmidts Rath gebrauchte sie auch das Bad in Helsingfors.

Tatarinow starb im Jahre 1862 im Gouvernement Simbirsk; unser gemeinsamer Freund Jasykow war schon vor ihm im Jahre 1848 in Moskau gestorben.

Unter den Universitätslehrern lernte ich außer den schon besprochenen Gliedern der juristischen Facultät noch manche andere kennen.

In meinem ersten Semester ging nach langem Dienste der Professor der Dogmatik, Lorenz Ewers, ab, meines Vaters ehemaliger Kreisschuldirector und mein Taufvater. Ich könnte sagen, er war der beste Mensch, den ich je gekannt; und ich habe doch in meinem langen Leben viele hochachtbare Persönlichkeiten kennen gelernt. Seine Professur gab er trotz seines hohen Alters nur ungern auf, aus Besorgniß, daß ein Nichtorthodoxer sein Nachfolger werden könnte. Er hielt noch eine Abschiedsrede in der Aula, die er theils ablas, theils frei sprach, mit Citaten aus Plato und den Kirchenvätern

im Original, und ſprach in dieſer Rede zum letzten Mal ſein Glaubensbekenntniß aus. Er pflegte ſeinen Zuhörern, wenn ſie fleißig waren, am Ende des Semeſters das Honorar zurückzugeben. Jetzt gab er ihnen bei Gelegenheit ſeines Abganges noch eine Kneiperei in ſeiner Wohnung.

Auf einem Fuchscommers hatte Ewers mit dem Dichter Shukowsky, der ebenfalls als Gaſt anweſend war, ſchmollirt. Shukowsky richtete aus dieſem Anlaß ein längeres Gedicht „An den Greis Ewers", ein rührendes Denkmal für beide betheiligte Perſonen. Ich habe dieſes Gedicht metriſch ins Deutſche überſetzt. Ewers hat mir auch ſein Schenkexemplar der Shukowskyſchen Gedichte in 2 Bänden vermacht, das mir unendlich werth iſt.

Ewers' Wohlthätigkeit iſt oft mißbraucht worden. So wurde erzählt, eine alte Frau, die er jahrelang unterſtützt, habe ihm dankbar einmal erklärt, ſie wolle ſeine Hilfe nicht weiter in Anſpruch nehmen, Gott habe ihr ſchon geholfen. Ewers: „Wie denn?" Die Frau: „Ich habe mir eine kleine Wirthſchaft angelegt." Es war dies aber eine liederliche, wie Ewers bei näherer Nachfrage erfuhr.

Er hörte ſich gern den alten Ewers nennen und verbat ſich alle Titulaturen. Einem Fuhrmann, der ihn unvorſichtigerweiſe überfahren hatte, zahlte er Geld, damit er dieſen Unfall ſeiner Frau nicht erzählen ſollte. In ſeinem hohen Alter hatte er die ältliche Schweſter des Profeſſors Ledebour geheirathet, wohl um ihr die Wittwenpenſion zu ſichern; doch ſagte man, ſie habe ſeine Eigenheiten und ſeinen einfachen Hausrath nicht ſo zu beachten gewußt, wie man es ihm gewünſcht. In der letzten Zeit trug ich ihm ſeine Penſion zu, wobei er mich bat, die zweirubligen Klubbenmarken von den rubligen und halbrubligen ja zu trennen, da er bei ſeiner Blindheit ſie nicht unterſcheiden könne und beim Ausgeben der Marken oft getäuſcht werde.

Er vermachte ſeine anſehnliche Bücherſammlung zur Hälfte der dorpater Univerſitätsbibliothek, zur anderen Hälfte der nach dem Brande Åbos neuerrichteten Univerſität zu Helſingfors. In ſeinem Teſtament hatte er angeordnet, daß ihm die Embleme des Freimaurerordens, in welchem er eine höhere Charge bekleidet hatte, in den Sarg gelegt würden (Kranz, Hammer, Schöpfkelle ꝛc.); ferner, daß er ohne alles Gepränge auf einem einfachen Leiterwagen zur Gruft gebracht würde. Mein Vater, zu ſeinem Teſtamentsexecutor von ihm ernannt, war anfangs bedenklich wegen des erſteren Auftrages, da vor einer Reihe von Jahren jeder Beamte hatte reverſiren müſſen, daß er keiner ſolchen Verbindung angehöre. Nachdem aber mein Vater ſich mit mir darüber berathen, führte er den Willen des Verſtorbenen dennoch aus, da jenes Verbot nur auf den Lebenden bezogen werden könne. Statt des Leiterwagens mußte ſchon der alte Leichenwagen ohne Baldachin und ohne allen Schmuck den alten würdigen Univerſitätslehrer zu Grabe tragen.

Studirende der Theologie gingen zur Seite, und eine große Menſchenmenge folgte unaufgefordert, in warmer Anerkennung der Verdienſte des Verſtorbenen.

In ſeinen Vorleſungen bediente ſich Ewers oft der drolligſten Vergleiche, z. B. in der Moral in Beziehung auf die ſinnlichen Triebe. Als er ſeinen Abſchied erhalten, hielt er meinen Vater auf der Straße an mit den lauten Worten. „Ach, ſagen Sie doch Ihrem Peetz, meine Profeſſur iſt ja nun vacant, da kann er ſich ja darum bewerben.“ Peetz, ein Protegé des herrnhutiſch geſinnten Curators Lieven und der Frau v. Krüdener, war, um vorläufig placirt zu werden, mit Uebergehung meines Vaters zum Bibliotheksſecretär gemacht worden und wartete nur auf eine Profeſſur, nicht der Theologie, ſondern etwa der Geſchichte oder eine andere Profeſſur der hiſtoriſch-philologiſchen Facultät, zu der er ſich durch ſeine elegante Bildung berechtigt glaubte. Leider gelang ihm dies nicht, und auch die Stellung als Bibliotheksſecretär, die er als Sinecure behandelte, verlor er durch einen ſkandalöſen Polizeiproceß und ſeine Arbeitsſcheu, wodurch er ſeiner frommen Partei ſehr ſchadete

Von den unter dem Curator Lieven entlaſſenen rationaliſtiſchen Profeſſoren der Theologie ſind mir noch zwei ſehr erinnerlich, Böhlendorf und Segelbach. Der Erſtere begleitete ſeine akademiſchen Vorträge mit den lächerlichſten Handbewegungen. Bileam ritt auf dem Eſel, indem er den Zeigefinger der einen Hand über zwei Finger der anderen Hand hängte. Er demonſtrirte, man müſſe eine Predigt ſo machen, daß man nach dem üblichen Gebet in der Einleitung Alles aus einem Princip entwickelt, wie aus einer Quelle (mit der Hand von oben herabfahrend), dann den Inhalt in Fächer theilt (mit der Hand wie in Schachteln ordnend) und zuletzt das Ganze mit Blumen beſtreut u. dgl. m. Ein halbirrer Bruder dieſes Profeſſors, der an der Einbildung litt, daß Dorpat untergehen müſſe, wenn er nicht täglich und bei jedem Wetter zwei Mal die Stadt umwanderte, iſt uns auf Spaziergängen mit dem Vater außerhalb derſelben öfters begegnet. — Der andere rationaliſtiſche Theolog, Segelbach, erwarb ſich ein großes Verdienſt im Publicum dadurch, daß er mit Geſchick und Eifer geiſtliche Liederaufführungen einübte und leitete. Seine lange Frau, auch eine Ausländerin und kinderlos, trug auf der Straße immer einen Mops auf den Armen.

Als Profeſſor der praktiſchen Theologie nahm ſpäter eine ſehr geachtete Stellung der frühere Oberpaſtor an der Johanniskirche, Lenz, ein, Nachfolger ſeines Vaters in dieſem Amte, als Seelſorger, Kanzelredner und Gelegenheitsredner mit ſeinem klangvollen Organ ſehr beliebt und in der Geſellſchaft geſucht. Beim Altardienſte ſang er auch in den Reſponſorien, was von den ſpäteren Predigern in Dorpat nicht nachgeahmt wurde. Daß Lenz auch mein Confirmationslehrer geweſen, habe ich bereits früher erzählt. Als die neue

evangeliſche Kirchenordnung in Petersburg berathen wurde, berief man auch Lenz dorthin, um an den Sitzungen Theil zu nehmen, und dort iſt er bald darauf geſtorben.

Sehr lebhaft erinnere ich mich ferner zweier älteren Glieder der mediciniſchen Facultät, des kliniſchen Profeſſors Erdmann aus Sachſen, der früher Profeſſor in Kaſan geweſen, und des Anatomen Eichorius. Erdmann, ein langer wohlgebauter Mann mit männlichen, ausdrucksvollen Zügen, ſtets maßvoll und durchaus Gentleman im Umgange, war als kliniſcher Lehrer ſehr geliebt, und wußte bei den lateiniſchen Doctorpromotionen der Mediciner als Decan, ſelbſt ſehr ſchön Latein ſprechend, die Würde der Feier ſtets aufrecht zu erhalten. Er hatte ſein eigenes Haus, dem Rathhauſe gegenüber am Domabhang und ein zierliches Luſthäuschen darin, in gothiſchem durchbrochenen Style, nach Art altdeutſcher Brunnenverzierungen; vom Dome aus erfreulich zu ſehen, gegenwärtig aber leider nicht mehr vorhanden. Nach dem großen ruſſiſch-franzöſiſchen Kriege berief ihn ſein früherer Landesherr, der König von Sachſen, als Leibarzt zu ſich, und Erdmann folgte pietätvoll dieſem Rufe, kehrte aber nach des Königs Tode wieder nach Dorpat zurück, um hier die Profeſſur der Materia medica zu bekleiden. Sein Wirkungskreis war dabei naturgemäß weniger bedeutend als früher bei der kliniſchen Profeſſur, die frühere geachtete Stellung aber nahm er auch jetzt ein. In ſeinem Verhalten den hohen Oberen gegenüber nahm er ſich äußerlich ſehr ehrerbietig und genoß das beſondere Vertrauen des Curators.

Als Präſident einer Reviſionscommiſſion der Bibliothek, die gegen Profeſſor Morgenſtern als den Director derſelben gerichtet war, eigentlich aber mich traf, hielt Erdmann es für allem möglich und richtig, dieſe Reviſion mir zu übertragen, und nahm ſich dabei ſo tactvoll und wohlwollend, daß ich mich ihm ſchon dadurch allem verpflichtet fühlte. Ueber den Modus der Reviſion eifrig discutirend, warfen wir unverſehens ein großes Tintenfaß um, das meine ſtahlgrauen Pantalons, die ich zum erſten Mal anhatte, über und über begoß, ſo daß ich gezwungen war, um nach Hauſe gehen zu können, mir ein anderes Hoſenpaar holen zu laſſen. Das Komiſche für mich aber war dabei, daß Erdmann, ſich die Schuld beimeſſend, vor mir niederkniete, er, der alte ceremonielle Mann, meine Modeſten trotz aller meiner Bitten mit ſeinem Taſchentuch betupfte und ganz untröſtlich über dieſen Unfall war. Meine ſchönen Stahlgrauen waren allerdings ruinirt. Um ſie nicht ganz einzubüßen, brachte ich ſie zum Schneider, der ſich erbot, ſie aufzutrennen, ſchwarz färben zu laſſen und dann wieder zuſammen zu nähen, was auch geſchah. Aber ich erkannte ſie kaum wieder. Sie waren beim Färben ganz eingeſchrumpft; ich mußte ſie wegſchenken und hatte obendrein den Färber- und Schneiderlohn zu zahlen.

Beim 25jährigen Jubiläum der Universität Helsingfors vertrat Erdmann im Verein mit dem Archäologen Preller die dorpater Universität in so würdiger Weise und mit so schönen lateinischen Reden, daß sie von den begeisterten Studenten dort emporgehoben und umhergetragen wurden. Als ich Erdmann nach seiner Rückkehr im Lesezimmer der Universität traf und ihm sagte, wir fühlten uns alle in ihm mit geehrt, antwortete er, der stramme, förmliche Mann: „Unverdiente Ehre! Wir haben dort gezecht, — geraft, — getobt!"

Mit guten Freunden im terrassirten Garten seines neuen Hauses auf dem Techelferschen Berge (jetzt das von Zur Mühlensche Haus) ein Glas Wein zu trinken, verschmähte er nicht, und wenn er mich und meinen Freund Brock geladen hatte und mit uns bei dem Credenztischchen saß, das er an romantischer Stelle hatte aufstellen lassen, war er bei liebenswürdigster Laune. Auf Brocks Bemerkung, daß die Berge drüben jenseit des Embachs Weinbergen glichen, rief er aus: „Der Mensch sollte nirgend wohnen, wo der Wein nicht wild wächst!"

In seiner Familie war er leider nicht glücklich. Seine beiden älteren Töchter wurden nach Kurland verheirathet, die dritte, ein allerliebstes Kind, vertraute er einem petersburger Erziehungshause an, wo sie sich aber sehr unglücklich fühlte und zurückwünschte. Man hoffte, das werde vorübergehen, bis sie am Heimweh dort starb. Der bekümmerte Vater konnte nur ihr Herz zurückbringen, das er wohlverwahrt in seinem Park unter einem hölzernen Sarkophag mit lateinischer Inschrift bestattete. Er zeigte mir diesen Ort einst selbst mit den Worten: „Sie hatte das beste Herz."

Sein älterer Sohn studirte in Dorpat und wurde Arzt, der jüngere starb vor ein paar Jahren als russischer Admiral in Reval. Die Mutter zog ihren Töchtern nach Kurland nach. Der Vater, unser hochverdienter Professor, ging, nachdem er seinen Abschied genommen, ins Ausland. Er lebte in Mannheim oder Carlsruhe wohleingerichtet als Garçon, empfing Besuch bei sich und hielt es für seine Pflicht, Vorurtheile und falsche Gerüchte über Rußland ehrlich und offen zu bekämpfen. Da wurde er verdächtigt, wie weiland Kotzebue, besoldeter Spion Rußlands zu sein. Alles zog sich von ihm zurück, und er sah sich gezwungen, nach Frankfurt a. M. überzusiedeln, wo er Landsleuten, die ihn besuchten, sein bitteres Loos klagte. In Frankfurt a. M. ist er auch gestorben.

Ein zweiter medicinischer Professor der älteren Zeit mit charakteristischer Persönlichkeit war Eichorius, der Anatom und Physiolog. Er war der vollkommene Gegensatz zu Erdmann: höchst formlos, höchst rücksichtslos in seinen Aeußerungen, durchaus ein Bonvivant. Er las früh um 8 Uhr Morgens und verdoppelte gegen Schluß des Semesters die Stunden, wo er

dann oft ſchon um 6 Uhr Morgens begann. In ſeiner Vorleſung über gerichtliche Medicin bin ich mehrmals als Hoſpitant geweſen. Er citirte da höchſt ausdrucksvoll Stellen aus Schillers Gedicht „Die Kindesmörderin“ u. a. m. Pitavals Causes célèbres, der Univerſitätsbibliothek entlehnt und von ihm beſtändig benutzt, konnten trotz aller Ermahnungen erſt nach ſeinem Tode dorthin zurückgelangen.

Mit ſeinen Zuhörern ſtand Eichorius auf einem guten Fuße. Jeder Mediciner hatte damals beim Schlußexamen eine anatomiſche Demonſtration auf dem Anatomicum zu leiſten; dann konnte Eichorius bei Kuchen und Wein, unter Glasburken mit mißgeſtalteten Fötus und anderen anatomiſchen Präparaten ſehr unterhaltend ſein, oft auf Koſten ſeiner Collegen. Auch ich überwand den Ekel bei der Demonſtration manches mediciniſchen Freundes, dort etwas zu genießen. Einmal wurde während dieſer kleinen Kneiperei ein abgeſchnittenes Menſchenbein aus dem Keller heraufgewunden u. dgl. m.

Mit ſeinem Proſector, dem nachherigen Profeſſor Eſchſcholtz, der die Präparate zur Vorleſung bereit halten mußte, ſtand Eichorius anfangs ſehr gut; als dieſer ihm aber einmal auf ſeinen Wunſch eine Purganz verſchrieben, die zu ſtark wirkte, glaubte er, daß er ihn umbringen wolle, um ſeine Profeſſur ſelbſt zu bekommen, ſchrieb ihm empörende Briefe, mit der Bemerkung auf dem Couvert: „zum Erbrechen“ oder „zur Oeffnung“, bis es zur Klage kam. Einem anderen Proſector ſoll er oft geſagt haben: „Sie ſind noch dummer, als es die ruſſiſchen Geſetze erlauben“ u. dgl. m.

Seine ſchon aus dem Bisherigen erſichtliche Grobheit zog ihm in der Geſellſchaft manche Unannehmlichkeit zu, die er aber durchaus nicht ſchwer zu nehmen pflegte. So hatte er ſich einmal in der ſog. Alten Muſſe (der nachherigen Reſſource) höchſt rückſichtslos gegen einen Offizier geäußert, der fortging und ihn durch den Diener hinaus bitten ließ.

Eichorius (zum Diener): „Fragen Sie den Herrn doch, was er von mir haben will.“

Diener (dies ausführend und zurückkommend): „Herr Profeſſor, ich wage es nicht zu wiederholen.“

Eichorius: „Sagen Sie es nur!“

Diener: „Er ſagt, er will Ihnen eine Ohrfeige geben.“

Eichorius: „Sagen Sie ihm, und wenn er mir auch zwei geben will, ich gehe doch nicht hinaus.“

Vom Duell hielt er ſchon als Student nichts und ſoll in Halle einen Commilitonen, der ihm eine Ausforderung brachte, mit einem Os femoris treppab geſchleudert haben.

Seine Trunkſucht brachte ihn bisweilen in eigenthümliche Lagen. Als er einmal in Dorpat im Rinnſtein neben einem gleich ihm Betrunkenen lag,

ſoll ihm dieſer ein Empfehlungsſchreiben ſeines Vaters überreicht haben. Als er ſich darauf bemühte, den Herrn Profeſſor aufzurichten, ſoll ihm Eichorius lallend geſagt haben. „Laſſen Sie mich liegen! Ich will dieſer verfluchten dörptſchen Polizei doch einmal zeigen, daß hier Einer eine ganze Nacht im Rinnſtein liegen kann, ohne daß ſie es bemerkt.“

Er ſtarb penſionirt. Der Proſector Wachter meldete in der Vorleſung: „Der Herr Profeſſor Eichorius ſind dieſe Nacht gefälligſt geſtorben, ein ſtarker Körper, aber ein verdrehter Geiſt.“ — Sein wunderliches Weſen iſt allen Zeitgenoſſen unvergeßlich geblieben.

Als Gynäkolog war in alter Zeit ſehr geſchätzt der Profeſſor Deutſch, der ſich auch auf Veterinärkunde verſtand, aber auf die plumpe Frage, ob er auch Vieharzt ſei, immer dieſelbe Antwort hatte: „Wollen Sie ſich curiren laſſen?“ Auf das Opponiren bei den lateiniſchen Doctorpromotionen ließ Deutſch ſich nie ein; es hieß, weil er nicht Latein ſpreche. Unter ſeinen Anſchlag am ſchwarzen Brett: „Ich kann heute nicht leſen, Deutſch“, hatte ein Witzling die Worte geſchrieben: „Nun, ſo leſen Sie doch Lateiniſch.“

Der Profeſſor Moier, ein Eſtländer, war ein tüchtiger Chirurg, und man wußte in Dorpat viel von ſeinen geſchickten Operationen zu erzählen. Später wurde er ſehr bequem und ſchob ſolche und andere Arbeiten oft zu lange auf. Als er gerade Rector war, meldete ſich bei ihm ein ihm bekannter Examinand. „Ich habe bei Ew. Magnificenz den Profeſſor Moier zu verklagen, bei dem ich das einzige Fach noch abzumachen habe und der mich wiederholt abgewieſen.“ Moier: „Nun, kommen Sie morgen! Ich ſtehe Ihnen dafür, er wird Sie vornehmen.“

Moier war perſönlich ſehr beliebt und bekam während meiner Studentenzeit auch einen ſolennen Fackelzug. Er war muſikaliſch, konnte ſtundenlang auf dem Clavier phantaſiren und ſich ganz dabei vergeſſen.

Moier erwarb in Dorpat eine ſehr liebenswürdige Frau, eine Ruſſin, geb. Protaſſow, deren ehrwürdige Mutter auch in ſeinem Hauſe lebte. Der Pflegeſohn dieſer Letzteren, der berühmte Dichter Shukowsky, der die Moier und ihre Schweſter, die ſchöne Wojeikow, in ſchönen Liedern beſungen, kam um dieſer Beziehungen willen ebenfalls nach Dorpat zum Beſuch. Er ſoll zum Curator der Univerſität beſtimmt geweſen ſein, und ſein Freund, der Dr Seidlitz, hatte ſchon ein Quartier für ihn gemiethet; aber es kam doch nicht dazu.

Von dem nachmals ſo bekannten Dr Seidlitz, der auch Shukowskys feſſelnde Biographie geſchrieben, will ich eine kleine Geſchichte aus der Studentenzeit erzählen. Seidlitz und ſein Freund, der Theologe Taubenheim, hatten ſich Beide für die Ordnung bei einer Studentenkneiperei verbürgt, aber eine Verletzung derſelben doch nicht hindern können. Dafür

erhielten ſie Carcerſtrafe und ließen ſich nun mitten am Tage auf einer Bahre vom Klinikum, wo Taubenheim bisher krank gelegen, unter großer Begleitung anderer Studenten in den Carcer tragen, wobei Seidlitz, ein Meiſter auf der Clarinette, einen Trauermarſch blies, während Taubenheim die verlogenſte Miene von der Welt machte. Seidlitz und Taubenheim blieben auch in ihrem nachherigen Wirkungskreiſe in Petersburg gute Freunde.

Der Proſector Dr Wachter war auch als praktiſcher Arzt thätig. Sein Hauptmittel für äußere Schäden ſoll ein Fettlappen geweſen ſein, für innere Kamillenthee. Einſt verordnete er einem Kranken wiederum Kamillen, bemerkte aber dann, daß derſelbe unbeweglich dalag, und rief: „Ach ſo, Sie ſein ſchon dot!“ Nichts deſto weniger war Wachter bei der Bürgerſchaft ein ſehr beliebter Arzt, und als Kaiſer Nikolais Gemahlin in Palermo krank lag, meinte eine Bürgersfrau in Dorpat, es ſei doch unrecht, daß ſie in der Ferne Hilfe für ihr Leiden ſuche, da ſie die beſte von Dr Wachter in Dorpat haben könne, der ſich auf vieles Bitten wohl auch entſchließen würde, die Kaiſerin in Petersburg zu behandeln.

Dem Dr. Faehlmann auf der Straße zwiſchen 12—1 begegnend, wo Seelglocken für Geſtorbene aus höheren Ständen geläutet wurden, fragte Wachter: „Iſt das Ihrer?“, worauf Jener ihm zunickte. Am anderen Tage zwiſchen 11—12 Uhr, wo für bürgerliche Geſtorbene geläutet wird, wieder dem Dr. Faehlmann begegnend, rief er ihm zu: „Das iſt meiner!“

Als ich Student wurde, waren noch die Matadore unter den Profeſſoren der älteſten Zeit in voller Wirkſamkeit: Parrot der Aeltere, Jaeſche, Morgenſtern, Struve, Guſt. Ewers, der Hiſtoriker, und Krauſe.

Parrot, der beim Kaiſer Alexander I. ſehr in Gunſt ſtand und ſogar freien Zutritt bei ihm hatte, könnte der Mitbegründer der Univerſität genannt werden. Er war Franzoſe von Geburt, ein feſter, energiſcher Charakter; ſein Fach war die Phyſik. Bei ſeinen Experimenten in den Vorleſungen ließ er dem witzigen Diener des phyſikaliſchen Cabinets, Simon, große Freiheit. Dieſer copirte ihn manchmal vor Beginn der Vorleſung auf dem Katheder ſehr komiſch, wobei Parrot ihn einmal überraſchte, ohne ſich zu ärgern. Wie eigenſinnig Parrot an ſeinen Behauptungen feſthielt, lehrt das folgende Beiſpiel. Er behauptete einmal, man könne nicht unter dem Waſſer ſehen. Der als ruſſiſcher Schriftſteller nachmals ſo bekannte Woldemar Dahl (Владиміръ Луганскій), damals Student, wandte ihm dagegen ein, daß er bei klarem Waſſer auf Fadentiefe eine Silbermünze aus der Tiefe geholt.

Parrot: „Konnten Sie das Gepräge deutlich erkennen?“

Dahl: „Das Gepräge nicht.“

Parrot: „Alſo, meine Herren, man kann nicht unter dem Waſſer ſehen.“

Für Energie und persönlichen Muth spricht das Folgende. Schon ein bejahrter Mann, befand sich Parrot in einem Leichenzuge, als ein Pferd vor einer Droschke, auf der ein College saß, sich hoch aufbäumte. Parrot stieg eilig von seinem Fuhrwerk ab und zerrte so lange an dem Zügel des wildgewordenen Pferdes, bis er es in Ordnung brachte.

Bei der Organisation der Universität als Rector thätig, soll er zur Aufrechterhaltung persönlicher Ehre und Sitte das Duell unter den Studenten selbst eingeführt und die erste Paukerei eingeleitet, ja sich selbst mit einem berühmten ausländischen Fechter in Dorpat gemessen haben.

Großes Verdienst erwarb sich Parrot durch seine Plantationen auf dem Dom, der sich unter seiner Leitung allmählich begrünte und zum Lieblingsspaziergang der Dorpatenser wurde. Hatte Krause dort die wissenschaftlichen Gebäude (Anatomicum, Klinicum, Sternwarte, Bibliothek) errichtet, so sorgte Parrot für schattige Alleen, Bänke und einige Lusthäuschen, an welchen allerdings bisweilen boshafte Kritiken mit Bleifeder aufgezeichnet waren, z. B.:

Herr Parrot, mit dem Zahnarzt einverstanden,
Sind's wohl, die dieses Zugnest hier erfanden.

Christian Simon, der Diener, verfehlte nicht, Parrot auf dergleichen aufmerksam zu machen, mochte aber gelegentlich selbst solches Gekritzel veranlaßt haben.

Parrot wurde später nach Petersburg an die Akademie der Wissenschaften versetzt und bewahrte auch hier seine unabhängige Gesinnung. Als Glied der Commission, welche über die bei Petersburg zu errichtende Sternwarte berathen sollte, gerieth er in heftigen Streit mit den anderen Gliedern derselben, sowie namentlich mit dem Präsidenten der Commission, Grafen Kleinmichel. Die Anderen waren für Pulkowa als Ort der neuen Sternwarte, Parrot dagegen für Oranienbaum, weil hier mehr heitere Tage für die astronomische Beobachtung zu erwarten waren. Parrot schrieb schließlich in den härtesten Ausdrücken über diese Angelegenheit an den Kaiser Nicolai: „Er wisse nicht, ob er die Commission mehr dumm oder frech nennen sollte." Der Kaiser verlangte von dem Grafen Kleinmichel Auskunft über die Sache und fügte die ihn ehrenden Worte hinzu: „Только не трогать старика!" (d. h. nur den Greis nicht verletzen!)

Wie nahe das Verhältniß Parrots zum Kaiser Alexander I. war, geht auch aus Korffs Biographie Speranskys hervor. Als nämlich die Franzosen 1812 in Rußland eindrangen und Speransky von der aristokratischen Partei so arg als Vaterlandsverräther verdächtigt war, daß der Kaiser ihn erschießen lassen wollte, war es Parrot, der ihm dies aufs Beweglichste ausredete, obgleich er kein Anhänger Speranskys war. Speransky hat übrigens in späteren

Jahren, mit ſeiner Tochter aus dem Auslande kommend, auch Dorpat und die Univerſitätsbibliothek beſucht, bei welcher Gelegenheit auch ich ihn kennen lernte: ein langer wohlgebauter Mann, in ſchlichtem braunen Ueberrock und rundem Hut, ohne jede Ordensauszeichnung. Der damalige Rector Parrot der Jüngere begleitete ihn. Speranskij ſprach mit uns franzöſiſch, wünſchte ein anderes Mal bei längerem Beſuch die Univerſität näher kennen zu lernen, die er die fleur de la Russie nannte. Seine ruhige, beſonnene Ausdrucksweiſe, ſeine hohe gedankenreiche Stirn, der man es anſah, daß große Schickſale an ihr vorübergegangen waren, ließen mir einen tiefen Eindruck zurück.

Den alten Akademiker Parrot beſuchte ich in ſeinen letzten Lebensjahren in Petersburg, ohne ihm früher perſönlich näher geſtanden zu haben. Er empfing mich ſehr gütig; für Dorpat hatte er ein warmes Herz bewahrt. Ich habe der Univerſitätsbibliothek ein ſchönes Porträt Parrots, Bruſtbild in Kupferſtich, verehrt, das ihn auf dem Höhepunkt ſeiner Wirkſamkeit als Profeſſor in Uniform darſtellt und jetzt in der Abtheilung der Morgenſternſchen Bibliothek ſteht.

Ein zweiter von den Matadoren der alten Zeit war der Profeſſor der Philoſophie Jaeſche, ein wohlwollender, kindlicher Charakter, ein wackerer Kantianer, der auch zuerſt Kants Logik herausgegeben hat. Logik mußte bei ihm jeder Student ohne Ausnahme hören, und ſein Collegium war auch immer beſetzt. Ich konnte demſelben keinen Geſchmack abgewinnen und habe für ſpeculative Philoſophie wohl überhaupt nicht Scharfſinn genug. Doch hatten mich die Denkübungen, die Jaeſche durch ſeine Seminariſten bei ſich zu Hauſe mit mir und anderen Kreisſchülern bisweilen Sonnabends anſtellen ließ, ſehr intereſſirt. Jaeſche war unſer Nachbar; ſeine Tochter war mit meiner älteſten Schweſter gut bekannt, und ich ſtand mit ſeinen Söhnen dauernd in freundſchaftlicher Beziehung.

(Fortſetzung folgt.)

Indiſche Weisheit[1].

I.

Gieb nimmer auf das eig'ne Streben
Und denk': das Schickſal wird es geben!
Glaubſt du, wenn man das Seſamkorn nicht preßt,
Daß ſich das Oel gewinnen läßt?

II.

Nimmermehr in ſand'ger Wüſte
Kommt der Tſchampako zum Blühen,
Weil im heißen, trock'nen Sande
Durſtig ſeine Wurzeln glühen.

Armer, den ein böſes Schickſal
An den falſchen Ort verſchlagen!
Wenn du nur dem Leben friſteſt,
Haſt du noch von Glück zu ſagen.

III

Vielleicht, wenn man den Sand nur gründlich preßt,
Wird doch zuletzt noch Oel draus fließen;
Vielleicht wird doch ein Durſt'ger noch ein Mal
Das Waſſer der Luftſpiegelung genießen;

[1] Die mitgetheilten Gedichte ſind einer „Sammlung indiſcher Lieder und Sprüche in deutſcher Nachbildung" von L. v. Schröder entnommen, welche unter dem Titel „Mangoblüthen" demnächſt im Verlage von J. G. Cotta in Stuttgart erſcheinen ſoll.

Vielleicht gelingt's noch einem Wand'rer einſt
Ein Haſenhorn nach Haus zu bringen;
Doch zu gewinnen den verſtockten Sinn
Der Thoren — das wird nimmermehr gelingen.

IV.

Ein Waſſertropfen fällt auf glühend Eiſen,
Und ziſchend allſogleich muß er vergehen;
Denſelben Tropfen ſiehſt du wie Demant
Hellleuchtend auf dem Lotusblatte ſtehen;
Und läßt ein gütig Schickſal ihn den Weg
Ins Meer und in der Muſchel Höhlung finden,
Wird er zur echten Perle! — ſieh, mein Freund,
Wie viel es ausmacht, wem wir uns verbinden.

Miscellen.

Hermann Marsow.

Die drei ersten evangelischen Prediger Revals waren Johann Lange, Zacharias Hasse und Hermann Marsow, die seit 1525 das reine Wort Gottes predigten. Diesen dreien wurde vom Rathe aufgetragen, die erste evangelische Kirchenordnung für die Gemeine in Reval zu verfassen. Nach dieser ruhte die oberste kirchliche Gewalt beim Rathe, der von altersher die jura spiritualia hatte. Das Hauptorgan der Kirchengewalt war der „oberste Pastor", gewählt vom Rath und der Gemeine und ausgerüstet innerhalb seines Amtes mit selbständiger Machtvollkommenheit, „so weit er sein Thun vor Gott und jedermann zu verantworten weiß", heißt es wörtlich. Daher war er nicht einfach ein Diener oder Beamter des Rathes, sondern war Mitinhaber des Kirchenregiments. Die Ordnung des Gottesdienstes billigte der Rath auf seine Vorstellung und befahl sodann den ausschließlichen Gebrauch der deutschen Sprache, an Stelle der bis dahin beim Gottesdienste gebräuchlichen lateinischen. Alle gottesdienstlichen Bestimmungen waren nur Sache dieses „obersten Pastors".

Die Wahl und Anstellung der Prediger und Kirchendiener und sogar die Festsetzung ihrer Zahl war Befugniß des obersten Pastors, jedoch mit Zustimmung des betreffenden Kirchspiels, d. h. der sich zur Kirchengemeinde haltenden Personen. Sehr bemerkenswerth ist es, daß der Rath als solcher nichts mit der Wahl und Einsetzung zu thun hatte. Es genügte ihm an der Einsetzung des Hauptes, und dann ließ er dieses weiter sorgen -- Die Verwaltung des Kirchengutes lag aber gänzlich außer der Befugniß und Mitwirkung des „obersten Pastors". Er hatte nur das Recht, Vorschläge nach allen Richtungen kirchlich-ökonomischer Fürsorge zu machen, sowohl beim

Rathe, als bei den Kastenvormündern der einzelnen Kirchspiele. Dem Rathe stand die Aufsicht und die Verfügung über die Kirchengebäude zu.

Es tritt uns hier der eigenartige, in der evangelisch lutherischen Kirche beispiellose Charakter der ersten revaler Kirchenordnung in der strengen Scheidung der Spiritualien von den Temporalien hervor. Während Rechte und Pflichten in ersteren dem „obersten Pastor" nahezu schranken- und rechenschaftslos übertragen werden, hat er mit letzteren gar nichts zu thun, und Rath und Gemeine besorgen ausschließlich deren Verwaltung.

Diese in den Hauptgrundzügen erwähnte Kirchenordnung, die ausführlich bei Bienemann: „Aus Livlands Luthertagen" nach den Acten des revaler Stadtarchivs mitgetheilt ist und die ich deshalb hier übergehe, wurde vom Rathe und den Gilden bestätigt, und Johann Lange zum evangelischen Prediger zu St. Nicolai und Olai als „oberster Pastor", d. i Superintendent gewählt und ihm die Seelsorge in beiden Kirchspielen auferlegt. Darauf übergab Lange die Olai-Gemeinde dem Hermann Marsow, der 1525 aus Dorpat nach Reval gekommen war, und dem Zacharias Hasse die Kirche zum heil. Geiste, um dort das Predigtamt und das Kirchenregiment zu führen. In der Nicolai Gemeinde fungirte Lange selbst als Prediger. Der christlich brüderliche Geist, der, fern von Eifersucht und Eitelkeit, diese drei Männer beherrschen sollte, fehlte jedoch dem Marsow. Er, der da vermeinte, bei der neuen Kirchenordnung das Meiste gethan zu haben, fühlte sich bei der Wahl Langes zum „obersten Pastor" zurückgesetzt und übertrat bald selbst die kirchliche Ordnung, griff in vermessener Weise von der Kanzel den Lange an und überhäufte ihn mit Spott und Hohn, wie es seine Art gewesen sein soll. Lange aber schwieg bei diesen Angriffen Es ist überhaupt eine trübe Erscheinung in den ersten Reformationsjahren, daß sowohl bei Predigern unter sich, als auch bei Laien an vielen Orten über Bibelerklärungen, Textauffassung und über das zulässige Maß der Strafpredigten Meinungsverschiedenheiten bestanden, die innerhalb der Gemeinden häufig zu heftigem Streit führten.

Ein tüchtiger, mit Feuereifer für die neue Kirche überhaupt, wie auch für das Kirchenwesen speciell Revals einstehender Mann war Marsow jedenfalls, und noch ehe er mit seinen Amtsgenossen völlig brach, schrieb er an den Bürgermeister Jacob Richerdes einen Brief, der zwar nicht datirt ist, wohl aber aus dem Jahre 1526 stammen muß. In diesem Schreiben bittet er Richerdes' Unterstützung bei Durchführung folgender Vorschläge: Da das Läutegeld bei Sterbefällen in verschiedenen Kirchen verschieden hoch erhoben würde, wodurch namentlich die Glieder der Nicolai-Gemeinde (an der Lange Prediger war) sehr beschwert wurden, da dort das Läuten theurer war, als in der Olaikirche, so wünschte er gleiche Preise an allen

Kirchen. Wie denn überhaupt im Kirchenregimente mehr Gleichförmigkeit herrſchen müſſe, wenn auch in manchen Dingen Verzichtleiſtungen nicht zu umgehen ſeien. Ferner müßte man ein aufmerkſames Auge auf die Kirchenleute lenken, die öffentlich dem Laſter des Saufens und der Unzucht fröhnten. Es ſei überhaupt im Kirchenregimente manches abzuändern und dazu auch zu beklagen, daß beim Gottesdienſte in den Werkeltagen zu wenig geſungen werde. Zum Schluß erſucht er den Bürgermeiſter, die tags vorher vermeldeten Artikel recht zu Herzen zu nehmen. Dieſe tags vorher von ihm übergebenen Artikel konnten bisher nicht in Erfahrung gebracht werden.

Ein unzweideutiges Zeugniß für die Meinungsverſchiedenheiten der Prediger iſt Luthers herrliches zweites Schreiben vom 17. Juni 1525; nachdem er erfahren, daß etliche unſerer Prediger nicht einhellig lehren und handeln, ſondern einem Jeden ſein Sinn und Vornehmen das Beſte dünkt, ſo wendet er an dieſe ſeine wahrhaft paſtorale Mahnung zur Einigkeit. „Meine liebe Herren," wendet Luther ſich am Ende des Briefes an die Prediger, „laſſe ein Jeglicher ſeinen Sinn fahren, und kommt freundlich zuſammen, und werdet fein eins, wie ihr die äußere Seite des Gottesdienſtes halten wollt" — Die Mahnung hat nun doch nicht immer Früchte getragen, die Prediger wollten ſich nicht immer dem „oberſten Paſtor" fügen, und der Rath mußte eingreifen und auf Eintracht ſehen, zunächſt in der Ordnung des Gottesdienſtes. Da riß denn ſpäter der Rath die ganze Kirchengewalt an ſich, zumal das Beiſpiel aller anderen evangeliſch gewordenen Städte ihn darauf hinwies.

Als ein Widerſpenſtiger zeigt ſich beſonders Hermann Marſow. Er widerſetzte ſich bald aus Ehrgeiz der auch von ihm ausgearbeiteten Kirchenordnung, beleidigte die anderen Prediger öffentlich, erregte in der Stadt Zwietracht, nahm keine Ermahnung ſeiner Amtsbrüder an, ſo vom Paſtor Johann Oſenbrügge, der wahrſcheinlich auch an der Nikolaikirche angeſtellt war, da er als mit Lange zuſammenwirkend angegeben wird. Marſow zeigte ſich ihnen gegenüber ſehr aufgeblaſen. Man hatte ihn einſt, ich weiß nicht, in welcher Veranlaſſung, einen Bucknecht, einen Bauchknecht genannt. Dieſer Spitzname, der ihm blieb, erbitterte ihn dermaßen, daß er Uneinigkeit und Zwietracht zwiſchen nahen Verwandten und Freunden anrichtete. Die beſten Freunde kamen durch ihn aus einander. Auch hat er vom Predigtſtuhle, klagte der Rath, die von Gott verordnete Obrigkeit ohne angeführte Gründe, gegen Recht und Billigkeit, gegen die apoſtoliſche chriſtliche Lehre geläſtert und geſchändet, indem er geſagt, daß der Rath nach Lübeck zwei falſche Urtheile gefällt habe. Dadurch hat er nicht nur unſere Perſonen, ſondern die Ehre unſeres hohen Amtes angegriffen. Der Rath begehrte von ihm zu erfahren, aus welchem Grunde er dieſe ſchwere Anklage geführt hätte,

erhielt aber keine Antwort. Marsow hat mehrmals diejenigen Bürger, die nicht seine Ansicht theilten und nicht zu ihm hielten, ohne sie wegen ihrer häufig angedichteten Fehler und Schwächen vermahnt zu haben, öffentlich von der Kanzel höhnisch bekrittelt, und wenn er auch nicht Namen nannte, so war doch der gemeinte Mann sogleich zu erkennen

Man warf auch dem Marsow vor, daß er sich seiner göttlichen Lehre des Evangeliums in dem Maße gerühmt habe, daß die hervorragendsten Lichter der Christenheit, Martin Luther, Philipp Melanchthon und Johann Bugenhagen, ihn niemals hätten tadeln können.

Vier Jahre war Marsow als Prediger in Reval thätig gewesen, ohne die vielen gegen ihn gerichteten Angriffe zu berücksichtigen. Wegen seiner Zwistigkeiten mit den Bürgern war er mehrmals in die Schreiberei des Rathes citirt worden, damit er in Güte sich mit ihnen aussöhnen sollte. Marsow erschien jedoch nicht. Da faßte der Rath den Beschluß, ihn seines Amtes zu entheben und aus Reval zu verweisen.

Es war am 13. Mai 1529, als dem Pastor Hermann Marsow bei offenen Thüren im Rathe vorgehalten wurde, daß er den Befehlen des Rathes nicht nachkomme, daß er Leute, die ihm Wohlthaten erwiesen haben, verachte und in der Stadt Haß und Neid errege. Ferner habe er den Herrn Pastor Zacharias Hasse am letzten Sonntage in der Olaikirche mit stolzen, vermessenen Worten angegriffen und auch Joh. Ofenbrügge nebst allen Kirchendienern mit Verachtung behandelt, vermeinend, daß er mehr Schriften kenne, als sie Alle zusammen. Seinetwegen wolle fast Niemand mehr, wird ihm vorgeworfen, das Predigtamt führen und mit ihm zusammen leben. Gottes Wort habe er bereits das vierte Jahr schon vom Predigtstuhle gepredigt, aber derartig, daß er nicht nur seine persönlichen Gegner, sondern auch solche, die ihm Gutes gethan, mit Spott verfolgte.

Auch ehrbare Frauen und Jungfrauen habe er verunglimpft. Er verachte das Gebot der Obrigkeit, und wollte auch nicht dem Joh. Ofenbrügge auf dessen schriftliche Vermahnung schriftlich antworten und seine Sache mit göttlicher Schrift verfechten, sondern habe erklärt, nicht der Rath sei sein Richter, sondern die Gemeinde.

Er wiegele die Bürger auf und errege unter ihnen viele Parteien und Secten, wie sich das noch neulich auf der Gildestube offenbart habe, wo es beinahe zu Schlägereien gekommen wäre. Häufig habe er sich von der Kanzel mit Verachtung über den Rath geäußert, weil dieser zwei falsche Sententien gefällt haben soll.

Nachdem man ihm diese Vorwürfe gemacht hatte, fragte man, wer ihn zum Pastor an St. Olai gewählt habe, worauf er die Antwort gab: die Gemeine mit Erlaubniß des Rathes.

Weil er nun je länger, desto mehr Schlimmes in der Stadt veranlaßt und viel Erbitterung erregt habe, so hält der Rath für das Beste, daß er die Stadt verlasse, und zwar müsse er von diesem Tage, als am Donnerstage vor Pfingsten, bis Sonnabend vor Sonnenuntergang die Stadt und die Stadtmarken räumen. Geschähe das nicht, so habe er selbst für die Folgen zu stehen.

Darauf sprach Marsow. Man vergreife sich an seiner Unschuld, man hätte gerecht in der Sache sein sollen. Er sei ein geschworener Bürger des Herrmeisters und dieser Stadt, führte dann Manches zu seiner Entschuldigung an und schloß mit den Worten. „Er lasse dieses Urtheil des ehrbaren Rathes über sich ergehen und befehle seine Sache dem höchsten Gott zu richten.“ Damit trat er ab.

Marsow konnte im gegebenen kurzen Termin nicht abreisen und bat brieflich den Rath am 21 Mai 1529 ihm Aufschub zu gestatten. Nach seinen treuen Diensten und seiner reinen Lehre göttlicher Schrift ist er elendiglich und jämmerlich ausgewiesen, jedoch verhindert abzureisen, weil er Gefahr für sein Leben zum Nachtheil seines armen Weibes und Kindes sieht. Er habe keine Reisegesellschaft gefunden und könne nicht allein fahren, da ihm weder Wege noch Stege in diesem Lande bekannt und dazu seine Augen krank und schwächlich zur Reise seien. Man möge den Aufschub der Reise nicht für Ungehorsam halten und ihm, dem armen, elenden Manne, der sich zu bessern bereit ist, bis Michaelis seinen Lohn aus dem Gotteskasten gewähren.

Aber schon waren die Gilden für ihn eingetreten. Am Sonnabend Abend vor Pfingsten erschienen im Rath die Aelterleute der drei Gilden, nämlich Jürgen v. d. Heide aus der Großen Gilde, Tile Schroder aus der Canuti-Gilde und Hans Wagehals aus der Olai-Gilde, nebst 17 Aeltesten und in ihrer Aller Namen bat Jürgen von der Heide, den Termin für die gar kurz gesetzte Zeit der Abreise Marsows zu verlängern. Auf ihre Bitte schob der Rath den Termin des Abzuges auf 8 Tage hinaus, Marsow sollte den nächsten Sonnabend vor Sonnenuntergang Stadt und Stadtmark verlassen haben und in der Zwischenzeit sich nirgends an öffentlicher Stätte oder auf der Straße finden lassen. Der Rath befürchtete Volksaufläufe und Parteinahme für den Verstoßenen, wie es aus einem Rathsprotokoll hervorgeht — Ob ihm sein Gehalt bis Michaelis gewährt wurde, geht aus den vorliegenden Acten nicht hervor; wohl aber hat er sich in den nächsten Tagen fortbegeben, und schon am 1. Juni schreibt er aus Dorpat an Aelterleute und Aelteste aller drei Gilden und an die „kräftigen“ Schwarzenhäupter und beklagt sich, daß man ihm eine schriftliche Vertheidigung im Rathe nicht vergönnt habe und er ungerechter Weise angeklagt sei. Er habe stets den Frieden gewollt, habe nie Aufruhr angefacht (man weiß wohl, was Aufruhr nach Kaiserlichem und lübischem Rechte ist), sondern sich

mit Predigen des reinen Wortes Gottes beschäftigt. Ein schmähender Angriff auf Frauen und Jungfrauen habe seinem Herzen fern gelegen. Was er aber früher über diese gepredigt habe, ist vom Rathe damals beifällig aufgenommen worden. Wenn er bisweilen Zwistigkeiten mit Predigern gehabt, wie es Alle wissen, so sind sie bald beigelegt worden. Er, der den Bürgereid in Reval abgelegt, verdiente nicht für seine große, schwere Arbeit und seine treuen Dienste aus der Stadt wie ein Mörder und Bösewicht vertrieben zu werden. Man hat ihn einen falschen Propheten gescholten, was aber Niemand wahrmachen könne; wohl aber will er vor dem Gerichte des Herrn verantworten, daß er nur aus göttlicher Schrift zur Ehre Gottes gelehrt habe. Deshalb bittet er um christlicher Liebe willen, ihm ein Zeugniß über seine Lehre geben zu wollen. Eine ehrliche Gesellschaft weiß aber wohl, wie man es mit muthwilligen Schwätzern zu halten hat. Er bittet nicht, ihm in seinen Angelegenheiten förderlich und behilflich zu sein, wohl aber bittet er demüthiglich Alle, die er in Reval mit Worten und Zeichen erzürnt habe, in christlich brüderlicher Liebe von Herzen vergeben und vergessen zu wollen und für ihn zu beten, daß er sich bessere und selig mache durch das ihnen gepredigte Wort Gottes. Er wünscht, daß seinem Weibe und Kinde das zu gute komme, was er Verdienstliches der guten Stadt Reval geleistet.

Aus Reval war er nach Dorpat zurückgereist, woselbst ihm ein Seelsorger-Amt zu Theil wurde, wie er sich dann später Pastor zu Darbt nennt. Von dort schrieb er am 31. Jan. 1539, also nach 10 Jahren nach seiner Ausweisung aus Reval, an den revaler Rath und bat um allendliche Aussöhnung und Vergebung, nicht um Geld und Gut. Der Rath kenne diejenigen Männer, auf deren Veranlassung er Reval habe verlassen müssen. Die Zeit schwäche den Zorn ab und mache geneigter zur Vergebung, und unparteiische Richter, die nicht zugleich Kläger sind, urtheilen mit gerechtem Maße. In seiner Stellung in Dorpat berührten ihn böse Nachreden gar peinlich, zumal man in Umlauf gesetzt hatte, daß schandbare und maßlose Reden und Thaten seine Entfernung aus Reval verursacht hätten. Er selbst hatte von Anbeginn an seine Vertreibung aus Reval in Geduld aufgenommen, bedauerte aber Weib und Kinder wegen der entehrenden Gerüchte, die über ihn im Schwunge waren. Er hatte gehofft, seinen Zweck hinsichtlich der Aussöhnung mit dem revaler Rathe am leichtesten zu erreichen, wenn sich der Comtur von Reval, Remmert von Scharenberg, für ihn beim Rathe verwenden würde, und schrieb deshalb an denselben, erhielt aber von Scharenberg keine Antwort. Deshalb fühlte er sich gedrungen, wenn auch nach 10 Jahren, sich selbst an den Rath zu wenden, und erbat sich ein schriftliches Zeugniß seiner Unschuld und völligen Aussöhnung mit dem Rathe.

Aus einem ganz kurzen und unbeendigten Rathsconcept scheint hervor

zugehen, daß der Rath seine Ansicht über Marsow aufrecht erhalten und in die Aufhebung des früheren richterlichen Beschlusses nicht gewilligt habe.

Auf einen erneuerten Antrag Marsows erklärte der Rath den 10. Juli 1540, daß, falls er in Geschäften nach Reval wolle, ihm die Reise nach Reval und aus Reval gestattet werde. Später erklärte der Bürgermeister Jakob Henke, er seinerseits vergebe und wolle vergessen und sei überzeugt, daß die anderen Rathsverwandten ohne Zweifel auch vergeben werden. Was aber die Vorväter in der Angelegenheit beschlossen hatten, müßten die Nachfolger nach dem Wortlaut aufrecht erhalten.

Actenmäßig ist Marsows Schuld keineswegs erwiesen; so viel geht aber aus dem Dargelegten hervor, daß er sich über seine Amtsbrüder erheben wollte und beim regsten Eifer für die neue evangelische Kirche sich als Sittenrichter gar sehr hat hinreißen lassen, wodurch er sich Feinde, zumal unter den Gliedern des Raths, bereitete.

Aus den Protokollen des dorpatschen Rathes erfahren wir über Marsows dortige Wirksamkeit, daß er Pastor an der Liebfrauen- oder Marienkirche gewesen und anfangs keinen Grund zur Unzufriedenheit gegeben hat. Am 23. März 1547 schlug der Bürgermeister Ewert Neustede vor, Mittel ausfindig zu machen zwecks Vermehrung der Zahl der Prädicanten, Kirchendiener und Diakonen. Der Rath beschloß die Sache einem Ausschuß des Rathes und den Vorstehern des gemeinen Kastens zu übergeben, doch sollte man sich mit dem Pastor Hermann Marsow in Relation setzen.

Bald konnte sich Marsow mit seinen Amtsbrüdern in Dorpat auch nicht vertragen. Am 6. Juli 1547 beschwerte sich Joachim Melzow, Prädicant an der Liebfrauenkirche, beim Rathe über Marsow, daß dieser trotz wiederholtem Vergleiche ihm häufig Aergerniß bereite, und wünschte, wenn ihm nicht Frieden geschaffen werde, seinen Abschied zu erhalten. Der Rath versprach sich der Sache anzunehmen, vertagte sie aber, weil die Uhr bereits 11 gewesen. Bevor der Rath am 13. Juli vollständig versammelt war, ließen sich der Hausbesitzer Heinrich Sudert und der deutsche Prädicant der Johanniskirche Franz v. Witte melden, und machten die Mittheilung, daß es ihnen gelungen sei, die Parten Marsow ꝛc. auszusöhnen; zum Zeichen dessen hätten sie sich die Hände gereicht und verziehen.

Vom August 1547 bis Dec 1549 ist über Marsow nichts zu entnehmen, weil die Protokolle dieses Zeitraumes im vorliegenden Einband fehlen.

Der Luxus in der Kleidung, zumal des weiblichen Geschlechtes erregte Marsows Unwillen, und am 30. April 1550 läßt er durch den Gerichtsvogt Heinrich Cornelius eine Kleiderordnung für Jungfrauen überreichen. Es scheint jedoch, daß der Rath in keine Verhandlung getreten ist, wenigstens keinen Beschluß gefaßt hat.

Wie in Reval, ſo gerieth Marſow auch in Dorpat mit dem Rathe in Colliſion, der ihn jedoch milder behandelte, denn der Rath beſchloß 1551, den Paſtor Marſow wegen ſeiner dem Rathe angethanen Kränkung nicht gerichtlich zu verfolgen. Zur Zeit gab es zwei Paſtore, nämlich Marſow an der Marienkirche und Johannes Vegeſack an der Johanniskirche. Am 22. April 1552 berichten die Abgeſandten beider Gilden, daß unter den Paſtoren ein heftiger Streit entſtanden und in Folge deſſen zu befürchten ſei, einer der Paſtoren werde ſein Amt niederlegen. Sie wünſchten, daß der Rath ſich ins Mittel lege. Dieſer vertagte die Angelegenheit bis nach Oſtern.

Als ein Schulmeiſter in Gegenwart der Abgeordneten der Gilden eine Supplik übergab, in der er ſich gegen einen Paſtor (Marſow) wegen erlittener Injurien beklagt hatte, und Klagen des Prädicanten Albanus Krüger einliefen, gab der Rath mit Einwilligung der Gilden am 26. Oct. 1552 dem Hermann Marſow den Abſchied, nachdem Letzterer ſich wiederholt ausgeſprochen hatte, von ſeiner Stellung zurücktreten zu wollen. Bis Oſtern behielt er Amtswohnung und Gehalt. Ob er die gewünſchte Penſion auch erhalten hat, iſt nicht erwähnt Dem Prädicanten wurde aufgetragen, ſtatt Marſow an Sonntagen die Predigt zu halten, dem Schulmeiſter aber, ſich der Schule beſſer anzunehmen. Nach Gadebuſch livländ. Jahrbücher I. 2, S. 392 iſt Marſow 1555 geſtorben.

Nach Marſows Abgang trat im Amte eines Paſtors an der Marienkirche eine längere Vacanz ein, während der Paſtor zu St. Johannis, Johannes Vegeſack, den Auftrag vom Rath erhielt, bis zur Erwählung eines Paſtors (Oberpaſtors) an der erſteren Kirche „das ganze Regiment über die „Cleraeſie" zu führen". Erſt nach wiederholten Verhandlungen mit den Gilden und der Geiſtlichkeit wird endlich am 2. Nov. 1554 Johannes Crispinus zum Paſtor an der Marienkirche beſtimmt. Derſelbe war erſt im Oct. 1553 „im Namen der heil. hochgelobten Dreienigkeit" vom Rathe als „Kirchendiener" (Prädicant) beſtätigt worden.

In der Rangordnung nahm die Marien- oder Liebfrauenkirche zur Johanniskirche die höhere Stellung ein. In letzterer Kirche wurde ſowohl eſtniſch als deutſch gepredigt.

Die Zahl der ſtädtiſchen „Kirchendiener" betrug im J. 1551 zehn und zwar funktionirten 6 an der Marien- und 4 an der Johanniskirche; im J. 1552 aber im Ganzen nur ſieben. Zu den Kirchendienern zählte man nicht nur die beiden Paſtoren (Oberpaſtoren) und Prädicanten (Prediger), ſondern auch die Küſter. Gotthard von Hanſen.

Bücherſchau.

Das mittelalterliche Riga. Ein Beitrag zur Geſchichte der norddeutſchen Baukunſt herausgegeben von der Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthumskunde der Oſtſeeprovinzen Rußlands. Bearbeitet von W. Neumann. Mit einem Titelbilde 26 Tafeln und zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin. Verlag von J. Julius Springer. 1892. Folio. 56 S.

Während unſere an Specialarbeiten ſehr reiche politiſche Geſchichtsliteratur auffallend arm an tüchtigen zuſammenfaſſenden Darſtellungen größerer Epochen iſt, hat ein anderes Forſchungsgebiet, das erſt ſeit wenigen Jahren mit Erfolg betreten worden iſt, durch überſichtliche Zuſammenfaſſungen das Glück gehabt, in weiteren Kreiſen raſch beliebt zu werden. Die kunſtgeſchichtliche Forſchung in unſeren Landen verdankt ihren plötzlichen Aufſchwung der durch die rigaſche culturhiſtoriſche Ausſtellung vom Jahre 1883 gegebenen Anregung. Schon im folgenden Jahre wurde an die Begründung des Dombauvereins geſchritten, der ſich zunächſt die Reſtaurirung der rigaſchen Domkirche zur Aufgabe ſetzte, aber doch über dieſen Rahmen hinaus anregend und befruchtend wirkte und thatſächlich die kunſtgeſchichtlichen Beſtrebungen in ſich concentrirte. Die letzteren fanden ihren Ausdruck in zahlreichen Arbeiten, welche in der „Baltiſchen Monatsſchrift", in den Publicationen der Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthumskunde zu Riga und in den Sitzungsberichten des Dombauvereins niedergelegt wurden. Als ein beſonders günſtiger Umſtand muß es bezeichnet werden, daß ſich in W. Neumann ſehr bald ein Mann fand, der es übernahm, eine Ueberſicht der in unſeren Provinzen vorhandenen Kunſtdenkmäler und der in Anwendung gekommenen Stilformen zu geben. Sein im Jahre 1887 erſchienener „Grundriß einer

Geſchichte der bildenden Künſte und des Kunſtgewerbes in Liv-, Eſt- und Kurland" trug das kunſtgeſchichtliche Intereſſe aus der Stube des Kenners und Fachgelehrten in die weiten Kreiſe der Gebildeten. Mittlerweile hatte ſich die Zahl der ſpeciell auf die Bau- und Kunſtgeſchichte Rigas bezüglichen Arbeiten derart gemehrt, daß ſich aus ihnen ein recht anſchauliches Bild von dem baulichen Entwickelungsgange der hervorragenderen öffentlichen Gebäude Rigas gewinnen ließ. Es bedurfte nur einer kundigen Hand, welche das in dieſen Arbeiten Gegebene zuſammenfaſſend in ſolcher Form zur Darſtellung brachte, welche ein allgemeines Intereſſe für ſich in Anſpruch nehmen konnte. Dieſer Aufgabe hat ſich Neumann in dem vorliegenden Buche unterzogen. In Text und Bild liefert Neumann uns das, was die Specialforſchung auf dem Gebiete des mittelalterlichen Riga bis zum Erſcheinen ſeines Buches gebracht hat, bereichert um das, was er durch eigene Forſchung ermittelte.

Nicht mit einer Baugeſchichte Rigas im Allgemeinen, ſondern mit einer Baugeſchichte der öffentlichen Gebäude der Stadt und einer kunſtgeſchichtlichen Würdigung derſelben haben wir es zu thun. Den Abſchnitten über die öffentlichen Gebäude gehen, gleichſam nur als Einleitung, zwei die Gründung, die bauliche Entwickelung und Befeſtigung der Stadt behandelnde Capitel voraus. Zu den folgenden werden die Kirchen, das Schloß, das Haus der Großen Gilde und das Schwarzhäupterhaus beſprochen. Von jedem Gebäude wird zunächſt erzählt, was über ſeine Geſchichte bekannt geworden iſt, dann folgt die Beſchreibung und künſtleriſche Beurtheilung desſelben. Das Buch iſt in ſeinem erzählenden Theile angenehm geſchrieben; dagegen möchte ich die Frage, ob nicht eine kürzere Behandlung der rein deſcriptiven Partien desſelben am Platze geweſen wäre, nicht unbedingt verneinen. Wem die bautechniſchen Ausdrücke fremd ſind, der wird trotz des beigefügten Verzeichniſſes derſelben, das natürlich kein vollſtändiges ſein konnte, ſich nur mit Mühe durch einige der Detail beſchreibungen hindurcharbeiten, ſo ſehr das Verſtändniß derſelben durch die zahlreichen Abbildungen und Pläne erleichtert wird. Es wäre vielleicht zweckmäßiger geweſen, dem beſchränkten Verſtande des Laien noch etwas mehr Rechnung zu tragen und einige Details in die Anmerkungen zu verſetzen oder für ſie auf die entſprechenden Specialarbeiten zu verweiſen.

Indem wir von einer Wiedergabe des reichen Inhaltes abſehen, beſchränken wir uns darauf, diejenigen Partien des Buches hervorzuheben, welche culturgeſchichtlich von hervorragendem Intereſſe ſind. Neumanns Ausführungen über die Stadtbefeſtigung und das Ordensſchloß wird jeder mit Vergnügen leſen. Das Intereſſe an denſelben wird erhöht durch die zahlreichen Abbildungen und Pläne. Die Palme unter den letzteren möchten wir dem vom Verfaſſer angefertigten Stadtbilde Rigas um das Jahr 1400

zuerkennen. Was er uns über die Stadtbefeſtigung, Lage und Bedeutung der Thürme, Zwinger und Wälle erzählt, wird erſt an der Hand dieſes Planes anſchaulich. Neumann hat in denſelben die Gebäude nicht nur ihrer Lage nach angedeutet, ſondern dieſe ſelbſt in der Geſtalt, wie ſie ſich für jene Zeit vermuthen läßt, ſkizzirt. Auf abſolute Richtigkeit macht dieſer Plan, den der Verfaſſer ſelbſt nur einen Ergänzungsverſuch nennt, ſelbſtverſtändlich keinen Anſpruch; dem ſubjectiven Ermeſſen war hier ein weiter Spielraum gelaſſen, da wir keine Pläne Rigas aus ſo alter Zeit beſitzen. Aber trotzdem ſind wir geneigt, dem Verfaſſer gerade für dieſen Stadtplan ganz beſonders zu danken. Die Anfertigung desſelben erforderte die mühevollſten Vorſtudien. Mag auch dieſe und jene Einzelheit der Wirklichkeit, wie ſie damals geweſen, nicht völlig entſprechen; in der Hauptſache haben wir hier einen vortrefflich belehrenden und orientirenden Plan des alten Riga erhalten, wie er uns früher immer gefehlt hat.

Zu den bemerkenswerthen Mittheilungen Neumanns über Anlage und Einrichtung der Ordensburgen überhaupt und des Ordensſchloſſes zu Riga im Beſonderen möchten wir uns nur die Bemerkung erlauben, daß es doch zweifelhaft erſcheint, ob unter R e m t e r immer der Speiſeſaal der Ordensbrüder zu verſtehen iſt. Jedenfalls hat er auch zu Verſammlungen gedient. S. 49 ſagt Neumann unter Berufung auf Richters Geſchichte der Oſtſeeprovinzen I, 2, 362 ff.: „Im K a p i t e l ſ a a l e des Schloſſes zu Riga übergab Kettler am 5. März 1562 .. dem Bevollmächtigten des Königs von Polen Radziwill ſein Ordenskreuz ꝛc. . . ., um dafür . . . die Herzogskrone von Kurland zu erhalten.“ Die angezogene Stelle bei Richter, der ſelbſt den Kapitelſaal nicht erwähnt, verweiſt auf Hiärn und Kelch, und auch dieſe nennen keine beſtimmte Räumlichkeit im Schloſſe. Dagegen bemerkt der rigaſche Rathsſecretär Johann Schmiedt in ſeinen kürzlich veröffentlichten Aufzeichnungen S. 118 ausdrücklich, die Feier habe im „großen reventer“ ſtattgefunden.

Der reichen Ausſtattung des Buches haben die im ſelben Verlage erſchienenen Arbeiten C. Steinbrechts: „Preußen zur Zeit der Landmeiſter“ und „Thorn im Mittelalter“ als Muſter gedient. Auch in der Dispoſition des Inhalts zeigt das Neumannſche Buch einige Aehnlichkeit mit dem zuletzt genannten Werke. Zu beſonderer Zierde gereichen dem Buche die auf Grund einer vom Verfaſſer mit Herrn C. v. Löwis angeſtellten Unterſuchung in den Farben ihrer urſprünglichen Bemalung wiedergegebenen Standbilder der Madonna und Plettenbergs am äußeren Burgthor des Schloſſes. Vielen Genuß bereitet auch die Betrachtung der hie und da in den Text verſtreuten kleineren Abbildungen, unter denen wir die des rothen Wachthurmes, des Marſtallthurmes, ſowie des Schalthurmes hervorheben, die dem ſchon ſtark

verwiſchten und undeutlich gewordenen Molhynſchen Kupferſtiche von 1612 entnommen und vom Verfaſſer wieder klar gezeichnet worden ſind.

Zu bedauern iſt, daß der Preis des vortrefflichen Buches, 20 Mark, d. h. nach der Berechnung unſerer Buchhändler 12 Rbl., ein ſo hoher iſt. Wir fürchten, daß es in Folge desſelben nicht die Verbreitung finden wird, welche es durchaus verdient. Würdig ſtellt es ſich den gleichartigen Publicationen des Auslandes an die Seite und einzig ſteht es in ſeiner künſtleriſchen Ausſtattung unter den literariſchen Erzeugniſſen unſeres Heimathlandes da[1]. Bgn.

Rußlands Bedeutung für den Weltgetreidemarkt. Von Dr. Oscar Mertens. In Dr Georg von Mayrs Allgemeinem ſtatiſtiſchen Archiv Tübingen, Verlag der Laupp'ſchen Buchhandlung

Von einer umfaſſenden Darſtellung des Geſammtgebietes der internationalen landwirthſchaftlichen Concurrenz, die Dr. Ruhland in Gemeinſchaft mit anderen wiſſenſchaftlichen Kräften geplant hatte, deren vollſtändige Ausführung aber an verſchiedenen Hinderniſſen ſcheiterte, liegt uns hier ein Theil vor, der gewiß auch bei uns auf Intereſſe rechnen kann, vornehmlich in landwirthſchaftlichen und kaufmänniſchen Kreiſen. Hat doch das Agrargebiet nicht nur in der Wirthſchaftsgeſchichte unſerer Provinzen immer im Vordergrunde geſtanden, ſondern iſt auch für deren geſammte ſociale und culturelle Verhältniſſe von großer Bedeutung geweſen, für das Land in unmittelbarer Weiſe, für unſere Städte aber, ſpeciell die Seeſtädte, durch den Handel, der ſie zu Wohlſtand und Anſehen bringen half.

Rußlands Agrarproduction nun erhält in der vorliegenden Studie auf ſtatiſtiſcher Grundlage eine ſorgfältige Darſtellung. Von den vier Abſchnitten (53 Seiten umfaſſend), die bisher erſchienen ſind, giebt der erſte eine Claſſification der Bodenverhältniſſe des europäiſchen Rußlands und illuſtrirt die Verwendung der verſchiedenen Wirthſchaftsſyſteme in den einzelnen Theilen desſelben; der zweite Abſchnitt orientirt über die Productions- und Exportfähigkeit der einzelnen Theile. Der Entwickelung des Exports im Zeitraume von 1859 bis 1888 iſt der an Zahlentabellen beſonders reiche dritte Abſchnitt

[1] Eine kleine Confuſion, welche bei der Reviſion des Textes überſehen worden iſt findet ſich auf S. 15 und mag auch an dieſer Stelle angemerkt werden Die erſten Worte des dritten Abſatzes ſind auf das Jahr 1549 zu beziehen und weiterhin muß es offenbar heißen. im Jahre 1551 erhielt der Erzbiſchof für die Abtretung der Domkirche eine Abfindungsſumme von 18,000 Mark, aber erſt 1582 ging die Kirche durch eine Schenkungsurkunde des Königs Stephan Bathory in den unangefochtenen Beſitz der Stadt über

gewidmet, worauf im vierten die landwirthschaftlichen Nebenbetriebe behandelt werden, unter denen die auch für unsere Provinzen so bedeutungsvolle Branntweinbrennerei eine wichtige Stelle einnimmt.

Müssen wir es uns leider versagen, auf Dr. Mertens' verdienstvolle Arbeit hier näher einzugehen, so wollten wir doch nicht unterlassen, von derselben Notiz zu nehmen. Wer sich über die Entwickelung der russischen Agrarproduction und ihre Bedeutung auf dem Weltmarkte orientiren will, dem wird die vorliegende Studie hierin gute Dienste leisten.

B v. S.

Auf die dem vorliegenden Hefte beigefügten Beilagen sei auch an dieser Stelle hingewiesen. Die literarische Anzeige von H. Reuthers Verlag in Berlin bringt eine Empfehlung von Martensens „Christlicher Ethik" und anderen Werken des berühmten Verfassers, während die Anzeige von N. Kymmels Buchhandlung in Riga uns das bevorstehende Erscheinen einer Reihe hochwichtiger Publicationen über die Kunstdenkmäler und Kunstschätze unserer Heimath in erfreuliche Aussicht stellt.

Herausgeber R. Weiß

Für die Redaction verantwortlich
N. Carlberg

Дозволено цензурою. — Ревель, 4-го Апрѣля 1892.
Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Alexander Graf Keyſerling.

Ein Gedenkblatt dem Naturforſcher und Menſchen; zur Erinnerung an den Todestag desſelben, den 8. Mai 1891.

L'ardeur du travail c est le génie. Buffon

Sein Herz, das nur Wenige kannten, war ſo groß wie ſein Verſtand, den Alle kannten.

Er war unſer, mag das ſtolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!

Mit dieſen Worten, die Goethe, ſchmerzerfüllt, ſeinem großen Freunde Schiller bei deſſen Scheiden nachrief, ließe ſich der Grundton jener Stimmung kennzeichnen, welche bei der Nachricht von dem plötzlichen Tode Alexander Graf Keyſerlings, des zwar hochbetagten, aber geiſtig wie körperlich noch vollkommen friſchen Mannes, die Herzen aller derjenigen, welche ihn gekannt, erfüllte und die auch in unſerer Tagespreſſe öffentlichen Ausdruck fand. Wir vermögen nicht zu ſehen, wenn unſer Auge von Thränen umflort iſt, nicht zu reden, wenn unſere Stimme vom Schmerz erſtickt wird; es iſt daher verſtändlich, daß ſich bisher keine Stimme an die Oeffentlichkeit gewagt, um den Landsleuten, zumal der jüngeren Generation derſelben zu zeigen, was wir am Grafen Alexander Keyſerling beſeſſen, was für uns mit ihm ins Grab geſunken!

Wenn ich mich nun, nachdem faſt ein Jahr ſeit jener Trauerbotſchaft verfloſſen, dem Drängen meiner Freunde, Verehrern des Verſtorbenen nachgebend, in Folgendem der Aufgabe unterziehe, ein kurzes Lebens- und Charakterbild Keyſerlings zu ſkizziren, ſo muß ich vor Allem um die Nachſicht meiner Leſer bitten, denn „es iſt ... gefahrvoll ... bei dem Bewußtſein eigener Beſchränktheit ſich über die relative Wichtigkeit ruhmvoller Beſtrebungen der Mitlebenden oder Nächſtdingeſchiedenen auszuſprechen". Mit dieſen Worten des „Kosmos" leitete einſt Keyſerling ſeinen Vortrag über

Alexander von Humboldt bald nach dessen Tode ein[1]. „Eingedenk dieser Worte des Kosmos," fährt der Redner fort, „sollte die Gegenwart nicht versuchen, besonders einen Alexander v. Humboldt zu beurtheilen. Ist es schwer, die Ausdehnung seines Wissens und Forschens zu verstehen, so ist es vielleicht noch schwieriger, die Erhabenheit seiner Lebensrichtung zu ermessen und für diejenigen, die ihn gesehen und gehört, unmöglich, dem Einflusse seiner liebenswürdigen, wohlwollenden und wohlthuenden Persönlichkeit ihr Urtheil zu entziehen." Wir brauchen in diesem Citat nur den Namen Humboldt mit Keyserling zu vertauschen, und das Gesagte trifft in vollem Umfange zu.

Das Genie wird als solches geboren und ist uns im Grunde unbegreiflich wie jeder Gedanke des Lichts; es ist daher, wenn auch nicht ohne Interesse, doch nicht von entscheidender Bedeutung bei großen Männern nach ihrem Stammbaum zu forschen. Wo dieses möglich, werden wir finden, daß unter den Ascendenten derselben ein und das andere Glied durch Begabung vor den übrigen Zeitgenossen und ebenso vor den anderen Gliedern desselben Stammes sich auszeichnet. Doch auch in solch einer genetisch zusammenhängenden Gruppe bedeutender Menschen tritt das Genie sporadisch, unvermittelt, gleichsam sprungartig auf, und so will ich, keineswegs die Macht der Vererbung verkennend, darauf verzichten, auch wenn ich in der Lage wäre es thun zu können, einen Stammbaum der Familie Keyserling dem Leser vorzuführen; es hätte dieses nur dann einen Sinn, wenn wir die genannten Glieder des Stammbaumes auch alle schildern und charakterisiren könnten, was, wenn möglich, weit über den Rahmen dieser Skizze hinausgreifen würde. Wir wollen hier nur mittheilen[2], daß das durch zahlreiche hervorragende Männer wie Frauen ausgezeichnete Geschlecht der Keyserlings (ursprünglich der Keseline oder Keselingk, später Keyserlingk genannt), 1492 nach Livland einwandernd, in Kurland von Walter von Plettenberg für geleistete Heeresdienste mit den Gütern Okten und Usseken belehnt wird. Der Okter-Linie und zwar dem Hause Rautenburg entstammt unser Held. Unter seinen Ahnen werden zahlreiche ausgezeichnete Staatsmänner genannt, die am russischen, polnischen, preußischen und braunschweiger Hofe eine sehr hervorragende Rolle gespielt. Allen diesen Männern wird ungewöhnliche Bildung, lebhaftes Interesse für Kunst und

[1] Vortrag, gehalten vom Präsidenten der Ehstländischen literärischen Gesellschaft, Grafen Keyserling, zur Erinnerung an A. von Humboldts Geburtstag (2 Sept. 1859) in den Mittheilungen der Estl. litt. Gesellschaft I. Heft Reval 1860.

[2] Zufolge einer hochinteressanten Zusammenstellung einer „kleinen Chronik" auf Grundlage des ritterschaftlichen Urkundenbuches der Familie Keyserling durch Frau Baronin Helene Taube, der Tochter des Grafen Alex. Keyserling.

Wiſſenſchaft nachgerühmt; ſie zeichnen ſich durch große Arbeitsluſt und Arbeitskraft aus. Beſonders hervorheben wollen wir den Freiherrn Dietrich Keyſerlingk, den berühmten Freund Friedrichs des Großen, von dieſem Céſarion oder Schwan von Mitau genannt (geb. 1698, † 1745). Friedrich der Große drückt ſich über ihn Voltaire gegenüber aus: „Erinnern Sie ſich, daß Céſarion mein Alles iſt“ Ihm hat der große König viele Gedichte gewidmet, unter welchen das unter der Aufſchrift «Aux mânes de Césarion» rührende Liebe für den dahingeſchiedenen Freund ausſpricht und deſſen ſtoiſchen Muth im Tode rühmt. Wir wollen noch erwähnen, daß ein Neffe zweiten Grades des eben genannten Céſarion ein intimer Freund des Philoſophen Kant war, der, Hauslehrer in der Familie des Aeltervaters unſeres Helden, von deſſen Aeltermutter, der Gräfin Caroline Amalie, die Kunſt der feinen Unterhaltung gelernt zu haben behauptet.

Vom Vater unſeres Keyſerling erfahren wir, „daß er ein überaus thätiger Mann war, vom Morgen bis zum Abend beſchäftigt und der Wiſſenſchaft und Kunſt ergeben. Er war ein vollendeter Cavalier und Klavierſpieler. Das Kabillenſche Haus war durch und durch muſikaliſch, und mein Vater hatte Gelegenheit, von früheſter Kindheit an die klaſſiſche Muſik in vollendeter Ausführung zu hören, auch Streichquartett, in welchem der bekannte Freund Mendelsſohns, Amende, die erſte Violine ſpielte. Den Unterricht genoſſen die Söhne bei dem ausgezeichneten Philologen Riemſchneider, der ſeinen Zöglingen Begeiſterung und Liebe ſowohl für die klaſſiſchen Sprachen, die er curſoriſch mit ihnen las, als auch für Mathematik und andere Wiſſenſchaften in hohem Grade beibrachte. Er brachte meinen Vater bis zur Univerſität.“

Alexander Friedrich Michael Lebrecht Nicolaus Arthur Graf Keyſerling wurde zu Kabillen in Kurland am 15. Auguſt 1815 geboren, in dem denkwürdigen Jahre des Wiener Congreſſes, 5 Monate nach ſeinem Freunde, dem Heros unſerer Zeit, Otto von Bismarck, und 9 Tage nach ſeinem Landsmann, dem berühmten Naturforſcher und Reiſenden Alexander Th. v. Middendorff. Eine merkwürdige Conſtellation, ähnlich der des Jahres 1769, in welchem der Welterſchütterer Napoleon und zwei der größten Naturforſcher, Alex. v. Humboldt und George Cuvier, das Licht der Welt erblickten.

Erziehung und Unterricht genoß Keyſerling, wie wir bereits erfahren, im Elternhauſe bis zum neunzehnten Lebensjahre, um ſodann im J. 1834 die Univerſität Berlin zu beziehen, wo er anfänglich Jurisprudenz ſtudirte, doch bald zum Studium der Naturwiſſenſchaften überging. Hier erwarb er ſich bald die Gunſt und Zuneigung von Männern wie Alex. v. Humboldt und Leopold von Buch und knüpfte mit mehreren Alters-

und Studiengenoſſen Verbindungen fürs ganze Leben und manchen engen Freundſchaftsbund; ſo vor Allem mit dem damaligen stud. jur. Otto v. Bismarck, dem er, eine Wohnung mit ihm theilend, durch ſeine muſikaliſche Begabung Verſtändniß für die Muſik, ſpeciell für die unergründliche Tiefe und Größe des Beethovenſchen Genius erſchloß.

Einen engen Freundſchaftsbund knüpfte er ferner mit Auguſt Griſebach, dem nachmaligen berühmten Pflanzengeographen und Syſtematiker, einer vornehmen und edlen Natur, die ſich ſchon in der Jugend nach Keyſerlings eigenem Zeugniß durch „helleniſche Beſonnenheit (σωφροσύνη)“ auszeichnete. Mit dieſem unternahm Keyſerling wiederholt wiſſenſchaftliche Reiſen in die Alpenwelt; eine in die rumeliſchen Gebirge geplante gemeinſame Forſchungsreiſe unterblieb[1]; zu den Vorbereitungen jener Reiſe gehörte auch das Studium der türkiſchen Sprache. „Wir verſuchten das Gedicht „Die Roſe und die Nachtigall“ gemeinſam zu leſen, brachten es aber nicht weit in dieſen Bemühungen[2].“

Von nachhaltigem Einfluß auf die ſpäteren wiſſenſchaftlichen Arbeiten Keyſerlings geſtaltete ſich die Freundſchaft mit J. H. Blaſius, der ſchon 1836 Profeſſor der Naturgeſchichte am Collegium Carolinum in Braunſchweig wurde, welchen Ort wir nunmehr Keyſerling wiederholt aufſuchen ſehen, um die in Berlin in Gemeinſchaft mit Blaſius begonnene Arbeit über die Wirbelthiere Europas fortzuſetzen.

Außer dieſen beiden jungen Naturforſchern gehörten zu dem Keyſerlingſchen Freundeskreiſe noch zwei aufſtrebende junge Männer, die bald, gleich zwei leuchtenden Meteoren, am Horizonte der modernen Naturwiſſenſchaft aufſteigen ſollten: Schleiden und Schwann, die Begründer der neuen Lehre von der Zelle, dem vegetabiliſchen und animaliſchen Formelement.

„Griſebach wohnte mit Schwann,“ berichtet Keyſerling, „einige Zeit in demſelben Hauſe, und erzählte mir viel von dieſem damals unermüdlichen und erfinderiſchen Experimentator. Als dieſer fand, daß der Thierkörper aus ganz ähnlichen Zellen erwächſt, wie ſie Schleiden als Grundelement aller pflanzlichen Gebilde entdeckt hatte, meldete mir Griſebach mit großer Freude, es ſei für alle organiſche Structur gleichſam die einheitliche, elementare Kryſtallform gefunden.“

Von den zahlreichen an der berliner Univerſität wirkenden bedeutenden Lehrern Keyſerlings wollen wir hier nur den großen Phyſiologen Johannes Müller beſonders hervorheben.

---

[1] Von Griſebach allein wurde einige Jahre ſpäter 1839, die Reiſe nach Rumelien ausgeführt und 1841 in einem ausgezeichneten, zweibändigen Werke einem größeren Leſerkreiſe geſchildert.

[2] Bot. Zeitg 1879, S. 526. A Griſebach, ein Nachruf von J. Reinke.

Einen weitgehenden Einfluß auf die Entwickelung Keyſerlings gewann Alexander von Humboldt. Hören wir, was Keyſerling ſelbſt hierüber berichtet: „Nachdem ich im Jahre 1835 die Ferienzeit an der berliner Univerſität zu Studien in den Karpathen benutzt hatte (in Gemeinſchaft mit Blaſius), war ich ſo glücklich, die Aufmerkſamkeit Humboldts zu erregen, und ſeitdem habe ich die Freude gehabt, von Zeit zu Zeit Zeichen ſeiner wohlwollenden Theilnahme zu erhalten. Als im Jahre 1836 der große Geognoſt Leopold von Buch mich veranlaßte, eine Schilderung des Ueberganges über die Alpen durch das Martell-Thal, in der Nähe des Stilfſer Joches, zu machen, die er zum Druck beförderte[1], hatte Humboldt von meinem Manuſcript Notiz genommen und ermuthigte mich zu Reiſeunternehmungen. Ideen, ſagte er, habe er in meinem Aufſatz wahrgenommen, die ein nothwendiges und oft nicht genügend vorhandenes Erforderniß reiſender Naturforſcher wären . . Humboldts Empfehlungen trugen ſpäter weſentlich mit bei, mir eine angemeſſene wiſſenſchaftliche Berufsſtellung in Rußland zu eröffnen. Als ich ihm einen Brief über einige Reliefverhältniſſe des europäiſchen Rußlands ſchrieb, veranlaßte er deſſen Abdruck. Er ſprach mit Antheil von meinen Unterſuchungen im Petſchoralande. „Ein Jeder," äußerte er ſich ſcherzweiſe an der Tafel der Großfürſtin Helene, wo ich im Jahre 1847 im Schloß Bellevue bei Berlin zum letzten Mal mit dem verehrten Greiſe zuſammentraf, „ein Jeder müſſe ſich eine Art Henkel anſchaffen, bei dem er gleich einem Gefäß leicht könnte gehandhabt werden. Er ſei gewohnt, den Chimboraſſo als ſeinen Henkel anzuſehen, bei dem er unendlich oft gefaßt und in Gang gebracht worden wäre. Ich müßte mir vorläufig die Petſchora zum Henkel machen." Er hielt es nämlich für förderſam, wenn die Männer der Wiſſenſchaft in der Unterhaltung ſich leicht und viel mittheilten und hatte mir ſchon in früheren Jahren ſagen laſſen, ich ſollte nur mehr ſprechen."

Dieſe anziehenden Mittheilungen haben uns bis zu einer Zeit fortgeriſſen, wo in den wiſſenſchaftlichen Arbeiten Keyſerlings ein zeitweiliger Stillſtand eintritt, hervorgerufen durch die Beſchäftigung mit der Landwirthſchaft und den Landesintereſſen. Kehren wir zurück zu den Lehr- und Arbeitsjahren in Berlin. Bis zum Jahre 1839 finden wir ihn hier vertieft in die Unterſuchungen der ornithologiſchen Schätze des Muſeums der Univerſität und die mit Blaſius aufgenommene Bearbeitung der Wirbel-

[1] Im „neuen Jahrbuch für Mineralogie Geographie Geologie und Petrefactenkunde", herausgegeben von Dr K C. von Leonhard und Dr H G Bronn, Jahrgang 1837, S. 389–402. Dieſer Aufſatz, mit welchem Keyſerling ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn begann, gab Veranlaſſung, die 50jährige ſchriftſtelleriſche Thätigkeit Keyſerlings im Jahre 1887 am 27 Dec. feſtlich zu begehen

thiere Europas ſo weit fortführen, daß der erſte Band dieſes auf dem Gebiete der claſſificatoriſchen Syſtematik bahnbrechenden Werkes zum Abſchluß gebracht werden konnte[1]. Leider haben äußere Umſtände die Verfaſſer an der Vollendung dieſes Werkes im geplanten Umfange verhindert, doch wird die Nachwelt den Autoren auch für das von ihnen Veröffentlichte zu ſtetem Dank ſich verpflichtet fühlen, und wir können nicht umhin, die Arbeitskraft zu bewundern, welche in relativ äußerſt kurzer Zeit ein Werk von ſolchem Umfange und ſolcher inneren Vollendung geſchaffen. Wir werden ſpäter dieſen Katechismus der Wirbelthier-Syſtematik noch eingehender zu beſprechen haben.

„Bald nach dem Erſcheinen dieſes Werkes ſollten die beiden Freunde wieder Gelegenheit haben, gemeinſam eine wiſſenſchaftliche Aufgabe zu löſen," heißt es in einem Artikel der „St. Petersburger Zeitung"[2], dem wir nun im ferneren Bericht über den äußeren Lebensgang Keyſerlings folgen:

„Der wirkliche Staatsrath Baron Alex. v. Meyendorff wurde nämlich 1840 von der ruſſiſchen Regierung beauftragt, eine Enquête über die Gewerbsthätigkeit, die Vertheilung der Hauptgewerbe und deren natürliche Vorbedingungen im Inneren Rußlands anzuſtellen; als Naturforſcher wurde ihm der braunſchweiger Profeſſor Blaſius beigeordnet. Von Letzterem aufgefordert, ſchloß ſich auch Keyſerling dieſer Expedition an, zu welcher von Seiten des Finanzminiſteriums der Kammerjunker Sinowjew abcommandirt war. Für den Anfang geſellten ſich ihnen noch der berühmte engliſche Geognoſt Murchiſon und der franzöſiſche Geognoſt de Verneuil zu, welche in Begleitung des damaligen Bergoffiziers, jetzigen Akademikers Koliſcharow eine geologiſche Studienreiſe machten. Am 2. Juni 1846 verließ die Geſellſchaft Petersburg in zwei getrennten Abtheilungen, um ſich am 19. Juni in Wytegra zu vereinigen. Von dort gingen Murchiſon, de Verneuil, Keyſerling und Koliſcharow nach Archangel, um in Uſtjug mit den Reiſegefährten zuſammenzutreffen. Darauf ging es auf verſchiedenen Wegen nach Moskau, wo man am 10. Auguſt eintraf. In Moskau trennten ſich Murchiſon und Verneuil von den übrigen Reiſegefährten, welche, theils über Pleskau und Livland, theils über Tula und Smolensk ihren Weg nehmend, am 6. Oct. in Witebsk eintrafen, um von hier in zwei Expeditionen nach Charkow zu gehen. Ende Januar 1841 traf die ganze Geſellſchaft in Petersburg ein.

Das nächſte Reſultat dieſer Expedition für Keyſerling war die Verleihung

[1] Die Wirbelthiere Europas von A. Graf Keyſerling und Prof. J. H. Blaſius. Erſtes Buch. Die unterſcheidenden Charaktere. Braunſchweig 1840.

[2] In der Nr. 364 vom 30. Dec. 1887. Dieſer Aufſatz erſchien in Veranlaſſung des am 27. Dec. feſtlich begangenen fünfzigjährigen Schriftſtellerjubiläums des Grafen Alex. Keyſerling.

des Doctortitels ſeitens der Univerſität Berlin, nachdem er mit Blaſius die geologiſchen Reſultate der Reiſe kurz dargeſtellt hatte[1].

Im Jahre 1841 trat Keyſerling als Beamter zu beſonderen Aufträgen, hauptſächlich für das gelehrte Bergfach, in den Staatsdienſt und wurde gleich im Frühjahr desſelben Jahres zum Mitgliede der Expedition der Geologen Murchiſon und de Verneuil ernannt, welche von unſerer Regierung aufgefordert worden waren, die geognoſtiſchen Formen des Uebergangsgebirges auch im Süden und Oſten Rußlands (Ural, die ſüdlichen Gouvernements und das Donez-Steinkohlenbecken) zu unterſuchen. Nachdem die Reiſenden mit Keyſerling in Lithauen und den Oſtſeeprovinzen geologiſche Unterſuchungen angeſtellt, brachen ſie in Begleitung des ihnen auch diesmal zucommandirten Bergoffiziers Koksharow von Petersburg aus auf, um zunächſt den Bergkalk bei Serpuchow, Tula, Kaluga und an anderen Orten ſüdlich von Moskau zu unterſuchen und ſich dann in zwei Partien nach Orenburg zu begeben, wo die große kupferführende Formation, welche ſie ſchon bei Perm kennen gelernt hatten, ihre Aufmerkſamkeit beſonders feſſelte; auch wurde der Salzſtock von Iletzkaja beſucht. Von Orenburg ging Keyſerling über Uralsk nach der unteren Wolga zum Berge Bogdo, um im Donez-Gebirge ſich mit ſeinen Reiſegefährten wieder zu vereinigen. Im Herbſt 1841 kehrte die Expedition, nachdem noch Charkow, Kurſk und Orel, ſowie der Don bis Woroneſh bereiſt waren, nach Petersburg zurück.

Nachdem ein vorläufiger Bericht über dieſe Reiſe von Murchiſon, de Verneuil und Keyſerling im April 1842 gedruckt worden war[2], erſchien ihr gemeinſames großes Reiſewerk[3], welches nicht nur die Reſultate dieſer Reiſen und der ſpäter zu erwähnenden Expedition Keyſerlings in das Petſchora-Gebiet, ſondern auch viele Beobachtungen enthält, die früher von in- und ausländiſchen Geologen in Rußland angeſtellt worden. Der erſte Band dieſes bedeutenden Werkes, von Murchiſon bearbeitet, enthält die geologiſchen Reſultate der Reiſen; der zweite Band, von Verneuil und Keyſerling bearbeitet, denen ſich Alcide d'Orbigny anſchloß, giebt in den paläontologiſchen Beobachtungen und der Beſchreibung der Petrefacten den

[1] Notiz über Verbreitung von geognoſtiſchen Formationen im europäiſchen Rußland von Prof. J. H. Blaſius und Alex. Graf Keyſerling, im Bulletin de la Société Impériale des naturalistes de Moscou. S. 871—900.

[2] In den Memoiren der geologiſchen Geſellſchaft in London, unter dem Titel: On the geological structure of the central and southern regions of Russia in Europe, and of the Ural-mountains.

[3] Murchison, Rod. Impey, Verneuil, Ed., and Keyserling, Count Alex. The geology of Russia in Europe and the Ural-mountains. Vol. I. London and Paris 1845. 4. Vol. II. Géologie de la Russie de l'Europe et des montagnes de l'Oural. Ib. 1845. 4.

bis dahin vollſtändigſten Beitrag zur Kenntniß der vorweltlichen Fauna Rußlands. Eines der wichtigſten Ergebniſſe dieſes Werkes iſt die definitive Beſtimmung des Alters der am Weſtfuß des Urals weitverbreiteten kupferführenden Formation.

Zur Bearbeitung dieſes großen Reiſewerkes nach Frankreich und England abcommandirt, brachte Keyſerling bei ſeiner Rückkehr nach Rußland im September 1842 eine bedeutende paläontologiſche Sammlung für das Muſeum der Berg-Ingenieure in Petersburg mit.

Im März 1843 zum Kammerjunker ernannt, unternahm Keyſerling bald darauf mit dem Capitän-Lieutenant Paul von Kruſenſtiern eine neue Expedition in das nördliche Rußland zur geognoſtiſchen Erforſchung des Petſchoralandes. Auf dieſer Expedition mußten die Reiſenden von der Mündung der Petſchora bei Oſſina im Hochſommer (Juli) Rennthierſchlitten zur Fahrt nach der Timan-Tundra bis an das Nordende des Timangebirges zum Cap Barmin und dem Waſchkina-Fluſſe benutzen. Im November 1843 trafen ſie wieder in Petersburg ein. Die wichtigſten Reſultate dieſer Reiſe ſind die geologiſchen Unterſuchungen auf dem Ural, die Conſtatirung des bis dahin ſo gut wie unbekannten Landrückens des Timangebirges und die Beſtimmung der geologiſchen Formation desſelben. Für das Werk[1], in welchem die Reſultate dieſer Reiſe niedergelegt ſind, wurde den Verfaſſern die Demidow-Prämie zuerkannt.

Seit 1844 mit einer Tochter des Finanzminiſters Grafen Cancrin vermählt, zog ſich Keyſerling 1847 auf ſein Gut Raikül in Eſtland zurück und ſchied im Januar 1850 aus dem Staatsdienſte aus. Dennoch wurden ſeine Dienſte wieder in Anſpruch genommen, als die Großfürſtin Helene Pawlowna, welche er bereits 1846 ins Ausland begleitet hatte, 1850 wieder eine Reiſe dahin unternahm. Er benutzte dieſe Gelegenheit zur Theilnahme an einer geognoſtiſchen Excurſion der Société géologique de France im weſtlichen Frankreich. In der Heimath widmete er ſich mit Eifer der Landwirthſchaft und den Landesintereſſen; ſo wurde er Präſident des eſtländiſchen landwirthſchaftlichen Vereins, diente 1852 und 1856 als Kirchſpielsrichter, wurde Kreisdeputirter und zwei Mal, 1857 und 1860 zum Ritterſchaftshauptmann gewählt, 1861 zum Landrath und 1871 wiederum zum Kreisdeputirten.

Im Sommer 1860 unternahm er mit ſeinem alten Reiſegefährten de Verneuil eine Expedition in die Pyrenäen, deren Ergebniß in den Verhandlungen der franzöſiſchen geologiſchen Geſellſchaft veröffentlicht wurde[2].

[1] Alex. Graf Keyſerling und Paul von Kruſenſtiern, Wiſſenſchaftliche Beobachtungen auf einer Reiſe in das Petſchoraland im J. 1843. Petersburg 1846. 4° und Atlas in Folio.

[2] Verneuil et Keyserling, Coupes du versant méridional des Pyrénées, in

Ein völlig neues Gebiet der Thätigkeit erschloß sich dem 1859 zum Kammerherrn ernannten Grafen Keyserling, als er am 17. April 1862 als

---

Bulletin de la Société géologique de France, 2-e série, tome XVIII, Paris 1860 und 1861, S. 341—357

Wir fügen hier die übrigen, bisher nicht genannten seit dem Jahre 1841 von A. Graf Keyserling publicirten Arbeiten hinzu. Es sind folgende

Keyserling, Graf Alex. und Blasius. Beschreibung einer neuen Feldmaus Arvicola ratticeps. (Lu le 19. mars 1841. Mem. des sav. étr. T. VI. p. 319—334. (Extrait par M. Brandt.) Bull. Sc. T. I. p. 33—34.

Notiz über den alten rothen Sandstein an der Ishora in den Verhandlungen der Russ. Kais. Mineralog. Gesellschaft zu Petersburg 1884. S. 25—30.

— Id. Separatabdruck (Petersburg 1844). 8.

Beobachtung eines Elasmotherium, mit einer geschichtlichen Notiz über dasselbe von G. Fischer von Waldheim. Bull. de la Soc. Imp. des Naturalistes de Moscou. T. XV. 1842. S. 454—461.

Beschreibung einiger Goniatiten aus dem Domanik-Schiefer. Verhandlungen der Russ. Kais. Mineralog. Gesellschaft zu Petersburg 1844. S. 217—238.

Phosphorsaure Kalkerde in der russischen Kreideformation, chemisch nachgewiesen von A. Chodnew, geognostisch beobachtet von Jasykow, Murchison, Verneuil und Graf Keyserling. Verhandl. der Russ. Kais. Gesellschaft zu Petersburg 1845—1846. S. 140—143.

— Ueber den Domanik. Verhandl. der Russ. Kais. Mineralog. Gesellschaft zu Petersburg 1845—1846. S. 144—160.

Beschreibung einiger von Dr. A. Th. von Middendorff mitgebrachten Ceratiten des arktischen Sibiriens. Avec 3 pl. (Lu le 12. déc. 1845.) Bull. phys. math. T. V. S. 161—174. — Id. Separat-Abdruck (Petersburg 1846). 8.

— Bemerkungen über das Werk: Russia and the Ural-Mountains by R. J. Murchison, de Verneuil and Count Keyserling, und dessen Ergänzung. Beobachtungen auf einer Reise in das Petschoraland. Mitgetheilt in einer Versammlung von Freunden der Naturwissenschaften in Wien am 5. Oct. 1846. (Aus den österr. Blättern für Kunst und Literatur bes. abgedruckt.) Wien 1846. 8.

— Bemerkungen über einige Structur-Verhältnisse der Nummuliten, nebst einigen brieflichen Mittheilungen von Prof. Zeuschner. Verhandl. der Russ. Kaiserlichen Mineralog. Gesellschaft zu Petersburg 1847. S. 17—22.

— Fossile Mollusken, in Middendorffs „Sibirische Reise“. T. I, 1re partie. S. 241 bis 258. 1848).

— Notiz zur Erklärung des erratischen Phänomens (mit Zusatz von dem Akademiker v. Baer). (Lu le 24. avril 1863.) Bull. de l'Acad. T. VI, p. 191—217. Mel. phys. et chim. T. V, p. 505—542.

— Aus den Reisetagebüchern des Grafen Georg Canerin. Mit einer Lebensskizze Canerins. Bd. 1. 2. Braunschweig 1865. 8.

— Polypodiaceae et Cyatheaceae Herbarii Hungeani. Lpzg. 1873 (Engelmann). gr. 8. Gen. Adiantum L. (avec 1 pl.). (Lu le 17. septembre 1874.) Mém. de l'Acad. des Sc. de Pétersbourg. VII-e Série. T. XXII, № 2. 1875.

— Antrag auf Versuche mit einer Wald-Grund-Einschätzung bei der bevorstehenden Haken-Revision (Reval 1878., 4

Nachfolger von Bradkes zum Curator des dorpater Lehrbezirkes ernannt wurde."

Bis hierher ſind wir dem Gewährsmanne der „Petersburger Zeitung" gefolgt. In der Abſicht, auf die nun folgenden acht Jahre des Curatoriums ſpäter näher einzugehen, wollen wir hier noch hinzufügen, daß Keyſerling am 23. Oct. 1869, nachdem er im Jahre vorher zum Meiſter des Hofes Sr. Kaiſerlichen Majeſtät ernannt worden war, die erbetene Entlaſſung aus dem Staatsdienſte Allergnädigſt gewährt wurde. So weit die Stellung als Landrath ſeine Anweſenheit in Reval nicht erforderlich machte, brachte Keyſerling die Zeit der nun folgenden 22 Jahre, mit einer kurzen Unterbrechung von kaum einem Jahre, wo er 1872 bis 1873 in Deutſchland, vorherrſchend in Weimar weilte, auf ſeinem Landgute Raikül in Eſtland zu, der Wiſſenſchaft und den Landesintereſſen lebend. Von Weimar aus beſuchte er ſeine alten Jugendfreunde Griſebach und den Fürſten Bismarck, lernte in Berlin in Veranlaſſung ſeiner pteridologiſchen Studien den damals würdigſten Vertreter der morphologiſchen Botanik Alexander Braun kennen und machte in Jena die perſönliche Bekanntſchaft mit drei der Hauptrepräſentanten des Darwinismus in Deutſchland: Gegenbaur, Haeckel und Strasburger.

Neun Monate vor ſeinem Tode führte ihn eine Aufforderung des einſtigen Stubengenoſſen, des Fürſten Bismarck, zu einem mehrwöchentlichen Beſuch desſelben nach Friedrichsruh.

Daß es an Zeichen äußerer Anerkennung der Thätigkeit eines ſo großen Gelehrten wie Staatsmannes nicht gefehlt, iſt ſelbſtverſtändlich; wir wollen hier nur erwähnen, daß er Ehrenmitglied der höchſten wiſſenſchaftlichen Inſtitution des Reiches, wie zahlreicher in- und ausländiſcher Univerſitäten und Körperſchaften war, desgleichen ordentliches und correſpondirendes Mitglied, Ehrendoctor der berliner und dorpater Univerſität, Geheimrath und Ritter hoher Orden. Die Anerkennung ſeiner Verdienſte um die Wiſſenſchaft, wie um die Landesintereſſen fand einen ſchönen Ausdruck in der ſchlichten, aber herzerhebenden Feier ſeiner fünfzigjährigen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit am 27. Dec. 1887 zu Raikül, worüber ſeiner Zeit unſere Tagesblätter eingehend berichtet haben.

Wenden wir uns jetzt, nachdem wir den äußeren Lebensgang Keyſerlings in den Hauptzügen kennen gelernt, der Betrachtung ſeines inneren Lebens, des Geiſtes- wie Gemüthslebens zu. Beſtreben wir uns, ſeine Geiſtesrichtung zu erfaſſen und aus dieſer die Eigenartigkeit ſeines Wirkens und Schaffens als Forſcher, Gelehrter und Denker zu verſtehen, verſuchen wir es, ſeinen Charakter, die ethiſche Seite ſeiner Perſönlichkeit kennen zu lernen, um den ganzen Menſchen würdigen zu können.

Ein nie raſtender Trieb nach Wahrheit, gezügelt durch die Skepſis eines eminent kritiſchen Verſtandes, verleiht der Geiſtesrichtung Keyſerlings charakteriſtiſches Gepräge. Die Neigung, einerſeits mit unerbittlicher Logik die Begriffe zu analyſiren, andererſeits ſie in originellen, für den Leſer oder Hörer höchſt überraſchender Weiſe zu combiniren, bildet einen weiteren hervorragenden Zug ſeines Geiſtes, der eben ſo kritiſch als productiv iſt, gleich groß in Analyſe wie Syntheſe.

Halten wir hieran feſt, ſo wird es uns verſtändlich, daß Keyſerling bei ſeiner eminenten Begabung während der längſten Zeit ſeines Lebens, bei der Mehrzahl ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeiten hat Befriedigung finden können in der claſſificatoriſchen Syſtematik. Hierin liegt der Schwerpunkt ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit, und ſomit iſt es nicht zutreffend, ihn als Mann der Wiſſenſchaft, wie es allgemein geſchieht, unter die Geologen zu rubriciren. Er war Morpholog, d. h. Zoolog und Botaniker, auf dem Gebiete claſſificatoriſcher und beſchreibender Syſtematik. Mehr Berechtigung hätte es, ihn als Paläontologen zu bezeichnen, denn die Paläontologie iſt, kurz ausgedrückt, angewandte ſyſtematiſche Zoologie und Botanik; ſie wird zu einem integrirenden Theil der Geologie durch die Kenntnißnahme der foſſilen Thiere und Pflanzen zum Zweck geologiſcher Altersbeſtimmung. Keyſerlings Leiſtungen auf dem Gebiete der Geologie und Geognoſie treten durchaus zurück gegen ſeine hervorragenden Verdienſte auf dem Gebiete der Paläontologie, ſo im zweiten Bande des oben erwähnten, großartigen Werkes von Murchiſon, Verneuil und Keyſerling, das die Grundlage der Geologie Rußlands bildet; in dieſem Werke tritt er uns im Grunde als ſyſtematiſcher Zoolog entgegen.

Die größten Verdienſte um die Wiſſenſchaft hat er ſich, wie mir ſcheint, durch die bei der Bearbeitung der Wirbelthiere Europas zuerſt von ihm angewandte „antitheſiſche Methode“[1] der Claſſification erworben. Die Bedeutung dieſes oben erwähnten Werkes: „Die Wirbelthiere Europas ꝛc.“, hebt in richtiger Würdigung der antitheſiſchen Methode Dr. G. v. Seydlitz in ſeiner **Fauna baltica**, die Käfer ꝛc.[2] hervor, wenn er ſagt: „Das Werk „Die Wirbelthiere Europas“, welches Sie zuſammen mit Prof. Blaſius herausgaben, iſt nun ein halbes Jahrhundert alt, aber heute noch ein Muſter natürlicher Syſtematik und unübertroffen daſtehend. Jedem, der ſich mit

[1] Sich ſelbſt hat Keyſerling über die antitheſiſche Methode eingehend ausgeſprochen in der Vorrede zu einer Abhandlung über die Polypodiaceae et Cyatheaceae herbarii Bungeani, 1873. Hier findet auch der Leſer eine Auseinanderſetzung der Begriffe Art, species, die Unterſcheidung von abſoluter und relativer Art. Den Naturforſchern unter meinen Leſern möchte ich die Lectüre dieſer Vorrede angelegentlichſt hiermit empfehlen.

[2] Dr G. v. Seidlitz hat das oben genannte Werk dem Grafen Keyſerling zu deſſen 50jährigem Schriftſteller-Jubiläum als Feſtgabe gewidmet.

Säugethieren oder Vögeln Europas wiſſenſchaftlich beſchäftigt, iſt es ein Katechismus. Aber auch für andere Gebiete der Zoologie war die durch Ihr Werk eingeführte Methode, welche das Ganze der morphologiſchen Thatſachen in der knappen Form dichotomiſch angeordneter Syntheſe darſtellt, bahnbrechend. Statt endloſer Coordination von zuſammenhangloſen Einzelbeobachtungen und Einzelbeſchreibungen brachte dieſe Methode die wahre vergleichende Morphologie zu logiſcher Geltung, übertrug die Forderung unſeres Altmeiſters Carl Ernſt von Baer, Beobachtung und Reflexion zu verbinden, vom Gebiete der Entwickelungsgeſchichte auf das der natürlichen Syſtematik und machte dieſe dadurch zu einer logiſchen Wiſſenſchaft. Ohne dieſe Methode hatte ſich die ſog. Syſtematik, weil eben nichts von Syſtem in ihr zu finden war, die Bezeichnungen „trocken", „geiſtlos" u. ſ. w. erworben, mit derſelben aber wird ſie befähigt, weit über die Grenzen der Fachgenoſſen hinaus an der geiſtigen Schulung der Jugend theilzunehmen und ſo der ganzen Menſchheit zu gut zu kommen."

Die modernen Morphologen, Zoologen wie Botaniker, pflegen meiſt achſelzuckend auf die „Syſtematiker" herabzuſehen, befangen in ihrer Einſeitigkeit und irregeleitet durch das Treiben der auf dem Gebiete der Syſtematik ſich gern tummelnden Dilettanten, die meiſt nur Sammler ſind; es kommt ihnen daher nicht zum Bewußtſein, daß die von dauerndem Werth begleitete Arbeit auf dem Felde der Syſtematik mindeſtens eben ſo viel Begabung, Gewiſſenhaftigkeit, Fleiß, Mühe, Geduld ꝛc. erfordert, als auf dem Gebiete der Anatomie, Entwickelungsgeſchichte und Phyſiologie. Wer auf beiden Gebieten gearbeitet, wird meinem Urtheil gewiß beiſtimmen. Keyſerling beſaß alle zu einem ausgezeichneten Syſtematiker erforderlichen Eigenſchaften nicht nur in hohem, ſondern im höchſten Maße, woher er auf dieſem Gebiete Ewiges geleiſtet.

War Keyſerling auf dem Gebiete der modernen Morphologie und Phyſiologie nicht ſelbſt thätig, ſo beherrſchte er doch dieſelben vollkommen, ſo weit dieſes möglich iſt durch Aufnahme und Aneignung fremder Arbeit; ja, noch viel mehr, er war nicht nur zu Hauſe auf dem Gebiete der geſammten Naturwiſſenſchaften, ſondern, wie wir weiterhin noch ſehen werden, er war auf keinem Gebiete des menſchlichen Wiſſens ein Fremdling.

Als Naturforſcher gehört er zu den letzten derjenigen, welche wir als Naturforſcher im großen Styl zu bezeichnen pflegen, wie z. B. einen Pallas, Cuvier, Humboldt, K. E. v. Baer. Heute hat die Wiſſenſchaft durch den Ausbau ihrer einzelnen Disciplinen einen ſo rieſenhaften Umfang gewonnen, daß ſolch eine Univerſalität, wie ſie uns bei den genannten Männern entgegentritt, nicht mehr möglich erſcheint.

Als Keyſerling ſeine Studien begann, herrſchte in der Zoologie wie

Botanik noch die ſyſtematiſche Richtung, ſeine Freunde Griſebach und Blaſius waren ausgeſprochene Syſtematiker. Freilich lernte er auch früh die Begründer der heutigen mikroſkopiſchen Forſchung: Schleiden und Schwann kennen und verkehrte mit ihnen; ſomit fand er Gelegenheit, auch den Gebrauch des Mikroſkops kennen zu lernen und zu ſchätzen, doch hat er auch bis ins ſpätere Lebensalter bei ſeinen Unterſuchungen vom Mikroſkop Gebrauch gemacht, ſo geſchah es doch in der Weiſe der älteren Forſcher, die moderne mikroſkopiſche Technik hatte er ſich nicht angeeignet und ſah ſich daher, wenn ſeine Unterſuchungen es erforderten, namentlich bei ſeinen Farn-Studien, nach jüngeren Hilfskräften um. So fand Schreiber dieſer Zeilen Gelegenheit dem großen Manne hilfreiche Dienſte zu erweiſen und das ſeltene Glück, ihm perſönlich nahe zu treten. Wie mir ſcheint, hielt Keyſerling ein gewiſſer Mangel manueller Geſchicklichkeit ab, ſich an der mikroſkopiſchen Forſchung zu bethätigen, denn er bezeigte ihr das lebhafteſte Intereſſe und überſchätzte vielleicht die Arbeiten Anderer auf dieſem Gebiete[1], während er ſeiner eigenen claſſificatoriſch-ſyſtematiſchen Unterſuchungen nur mit der größten Beſcheidenheit gedachte und ihnen gewiſſermaßen einen untergeordneten Werth beilegte. Sehr bezeichnend in dieſer Richtung iſt eine Auslaſſung in einer brieflichen Mittheilung (aus Weimar 1873):

„Ob Sie einſt von der via regia der Entwickelungsgeſchichte und Hiſtiologie aus in die Straßen und Gäßchen dringen werden, in denen die tribus, genera und species der Farne etablirt ſind? Sie haben noch zu viel große Gebiete wegbar zu machen, um an die kleinen Städtchen und Dörfer viel zu denken. Indeß könnte es ſich doch einſt zu Ihrer Erholung machen, daß Sie mit einzelnen Farngattungen in ein vertrauteres Verhältniß treten. Dann, denke ich, könnten einzelne Bemerkungen auf meinen Blättern[2] auch für Sie etwas ſachliches Intereſſe haben. Vorläufig kann es Sie nur

[1] Ich möchte hier ein Erlebniß mit Keyſerling am Mikroſkop erzählen, das mir perſönlich außerordentlich werthvoll iſt, inſofern mir dadurch der Blick für das Gefühlsleben Keyſerlings geöffnet wurde. Es war zu der Zeit, wo er ſich eifrig mit dem Studium der Farnkräuter beſchäftigte und mehrfach meine Hilfe in Bezug auf mikroſkopiſche Unterſuchung in Anſpruch nahm. Zufällig legte ich ihm eines Tages ein wohlgelungenes Präparat eines Querſchnittes durch einen Farnblattſtiel vor, ich muß hinzufügen, daß ſolch ein mit geeigneten Reactiven behandeltes Object allerdings einen farbenprächtigen äſthetiſchen Anblick gewährt. Keyſerling prallte wie geblendet zurück, und ein tiefes „Ach! das iſt prachtvoll!“ entrang ſich ſeiner Bruſt. Ich war nicht weniger conſternirt, als ich den ruhigen, ernſten Mann, bei dem ich bisher noch nie, auch nicht den leiſeſten Gefühlsausbruch wahrgenommen, ſo tief ergriffen ſah durch den Anblick eines Präparates, wie andere mehr ich zu Demonſtrationszwecken hergeſtellt hatte.

[2] Polypodiaceae et Cyatheaceae Herbarii Bungeani.

persönlich, wegen des Antheils, den Sie an meinen Beschäftigungen stets so freundlich genommen haben, interessiren." Ferner noch eine Stelle (aus einem Briefe aus Reval, den 7 Sept 1884): „Als Nebenbeschäftigung würde ich jedem neueren Botaniker etwa ein kleines Gehege anrathen zu systematischen Exercitien, um mit dieser relativ für Auge und Einbildungskraft weniger angreifenden Beschäftigung für den Fall der Altersmüdigkeit versehen zu sein!" In Bezug auf die Werthschätzung der vergleichenden Methode und der Entwickelungsgeschichte bei Entscheidung morphologischer Fragen möchte ich noch eine Stelle aus einem Briefe (vom März 1871) mittheilen, in der zugleich ein charakteristischer Zug der originellen Denk- und Ausdrucksweise Keyserlings hervortritt: „Die vergleichende Methode ist gewiß ein königlicher Weg, aber man kann schlecht vergleichen, und das hat oft phantastisch gewirkt. Die Entwickelung wird wohl der päpstliche Weg sein, wenn man die Infallibilität dafür beansprucht. Der Papst hält aber freilich nichts von der Entwickelung, und daher wird er wohl auch nicht infallibel sein."

Der Naturforscher der Neuzeit wird in Bezug auf seinen Standpunkt in erster Linie beurtheilt nach seiner Stellungnahme zur Descendenztheorie, resp. zum Darwinismus. Wir müssen daher noch die Frage beantworten: wie stand Keyserling zum Darwinismus?

Die Frage nach der Abstammung und Entstehung der Arten hat Keyserling fast 40 Jahre seines Lebens beschäftigt, doch hat er seine Ansichten hierüber, mit Ausnahme einer beiläufigen Notiz, nicht durch den Druck veröffentlicht, wohl aber mündlich sehr häufig, seltener brieflich, sich über den beregten Gegenstand ausgesprochen. Unter seinen Vorgängern auf dem Gebiete der Descendenzlehre führt Darwin in der Vorrede zu seinem berühmten, allbekannten Werke: „Ueber die Entstehung der Arten", auch Keyserling an[1] mit den Worten: „Im Jahre 1853 hat ein berühmter Geologe, Graf Keyserling (im Bull de la Société géologique, tome X, p. 357), die Meinung vorgebracht, daß zu verschiedenen Zeiten eine Art Seuche, durch irgend welches Miasma veranlaßt, sich über die Erde verbreitet und auf die Keime der bereits vorhandenen Arten chemisch eingewirkt habe, indem sie dieselben mit irgend welchen Molekülen von besonderer Natur umgab und hierdurch die Entstehung neuer Formen veranlaßte!"

Als Keyserling die Feier seiner fünfzigjährigen schriftstellerischen Thätigkeit beging, unterhielt er nach aufgehobener Tafel seine Gäste mit gewohnter Liebenswürdigkeit in anregendster Weise durch Mittheilungen über Darwin (dem er persönlich befreundet war), Darwinismus und seinen Standpunkt

[1] Charles Darwin. Ueber die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich, übersetzt von Bronn, Stuttgart 1860. S. 5

zu demſelben. Er wurde von den anweſenden Naturforſchern gebeten, ſeine Ideen über die Lehre Darwins zu veröffentlichen, welche Bitte ſpäter noch mehrfach von ſeinem Sohne wiederholt wurde, mit dem Wunſche, der Vater möge die Gedanken und Anſichten, welche er (der Sohn) geſprächsweiſe ſo häufig vernommen, in an ihn gerichteten Briefen formuliren. Zu unſerer Freude iſt die Bitte erfüllt worden; in zwei Briefen, vom Dec. 1888 und Mai 1889, die bald der Oeffentlichkeit übergeben werden ſollen, legt Keyſerling ſeinen Standpunkt in prägnanter Kürze klar und offen dar. Leider iſt es nicht möglich, einen kurzen Auszug dieſer Briefe zu geben, da ſie ſelbſt ein Extract ſeiner im Laufe eines langen Lebens gereiften Anſichten und Erfahrungen darſtellen. Nur die Hauptgeſichtspunkte andeutend, möchte ich in wenigen Sätzen, die dem hochintereſſanten Aufſatz entnommen werden mögen, die Endreſultate der Keyſerlingſchen Gedankenarbeit dem Leſer vorführen.

Es iſt eine merkwürdige Thatſache, daß die Naturforſcher mit dem Begriff „Art“, «species» operiren, ohne feſtgeſtellt zu haben, was man unter dieſem Begriff zu verſtehen hat; der Eine giebt dieſe, der Andere jene Definition, der Eine nennt Art, was der Andere als Varietät bezeichnet und umgekehrt. Man ſpricht von „guten“ und „ſchlechten“ Arten, von Anſchauungs- und Begriffsarten, von phyſiologiſchen Arten. Um nun Mißverſtändniſſen vorzubeugen, ſucht Keyſerling zunächſt den Begriff „Art“ feſtzuſtellen; er gelangt hierzu auf dem Wege ſeiner alten „antithetiſchen Methode“ oder, wie er hier ſagt, durch ein „Syſtem disjunctiver Begriffe“.

„Disjunctive Begriffe ſind ſolche, wo Prädicate, die ſich wechſelſeitig ausſchließen, zwei oder mehreren Subjecten durch disjunctive Urtheile beigelegt werden.“ Demnach iſt die Art *ein Begriff* und *keine Anſchauung*. „Art iſt in einem *Syſtem disjunctiver Begriffe* *ein untheilbarer letzter Begriff*, der unbeſtimmt viel Einzelweſen umfaßt; ein wiſſenſchaftlicher Begriff — ſo lange leer, bis die Anſchauung ihm einen Inhalt giebt. Die Anſchauung liefert wiederum nur Typen, um die herum die Einzelweſen ſchwanken, iſt aber für die Begrenzung der Art, mit Kant zu ſprechen, „blind“.... Viele Naturforſcher ſprechen ſo, als wären die Typen der *Anſchauung* Arten und verlaſſen damit eigentlich den Boden der wiſſenſchaftlichen Syſtematik.“

Auf die Lehre Darwins nun eingehend, macht er ihr drei Vorwürfe, „ſie habe nicht erklärt oder verſtändlich gemacht: 1) die unvermittelten Grenzen zwiſchen den Arten; 2) die von der Paläontologie auf der ganzen Erde nachgewieſene identiſche Ordnung der Folge von Faunen und Floren mit *vorherrſchend ähnlichen* Typen; 3) den Fortſchritt dieſer Typen in geologiſcher Zeit von dem Allgemeinen zum Beſonderen in ihren

Organen, von dem Niederen zum Höheren — bis hinauf endlich zu dem Menſchen, mit ſeinem übermächtigen Gehirn." . . . Er fährt fort: „Es ſcheint aber die Lehre Darwins ohne weſentliche Abänderung ihrer Grundlage recht wohl dahin ausgebildet werden zu können, um auch das zu erklären, was bisher der Erklärung fehlte. Das ſoll im Folgenden verſucht werden, freilich nur in Gedanken."

Die Lehre Darwins, ſo weit ſie durch Beobachtung und Experiment begründet iſt, ſei zureichend nur ſo lange es ſich um die Entſtehung von Racen und Varietäten handelt, in Bezug auf die Arten ſei ſie nur Hypotheſe. Hier möchte ich eine Stelle aus einem Briefe Keyſerlings (vom 7. Sept. 1874) einrücken:

„Nur Ideencombinationen hat der Darwinismus gefördert, aber . . . wo uns die exacten Beobachtungen im Stich laſſen und doch Erklärungen gefordert werden, da drängt er ſich unwiderſtehlich auf. Es giebt bisher nicht eine andere, eben ſo glückliche Combinationsweiſe, trotz aller ſeiner unleugbaren Schwächen," und aus einem anderen Briefe desſelben Jahres noch eine Bemerkung, die gegen die Anhänger des Darwinismus gerichtet iſt, welche meinen, mit den Ausdrücken „Vererbung" und „Variabilität" ſei eine Erklärung gegeben, die eine weitere Erforſchung entbehrlich machte. „Die Vererbung muß doch durch den Keim gehen, in einer Beſchaffenheit des Keimes begründet ſein, die ein Problem der Forſchung iſt. Die Gräfin Belgiojoſo, die viel in den Harems der Türkei verkehrt hat, bemerkt, wie unmöglich es ihr geweſen wäre, den Grund und die Zweckmäßigkeit des weſteuropäiſchen Familienlebens den türkiſchen Frauen verſtändlich zu machen; ſobald man ihnen aber ſagte, ſo iſt bei uns der Gebrauch, ſo glaubten ſie Alles verſtanden zu haben. Mit den Worten „Vererbung" eine Erklärung gegeben zu haben, die keiner weiteren Forſchung bedarf, ſcheint mir ungefähr der Standpunkt jener türkiſchen Frauen."

In dem Chemismus des Keimplasmas, der Keimelemente und zwar des Chromatins, in welchem die heutigen Morphologen wohl allgemein den Träger der erblichen Eigenſchaften ſehen, erblickt Keyſerling die reelle Bedingung, den wahren Grund der Entſtehung der Arten. „Die Keimelemente beſtehen aus Atomgruppen von außerordentlicher Mannigfaltigkeit, in Zahl und Lage; ändern aber ab, wie alle chemiſchen Verbindungen, nicht nach *continuirlichen*, ſondern nach *rhythmiſchen* Verſchiebungen. Die blos continuirlichen Steigerungen und Minderungen mögen Anlaß geben zu Racen und Varietäten — und mögen den Eintritt von rhythmiſchen Aenderungen der Conſtitution in den Keimelementen vorbereiten. . . . So, denke ich mir, wirkten die von Darwin hervorgehobenen drei Vorgänge: die Variation, Ausmerzung und Vererbung, *vorbereitend*, bis nach einer

langen Reihe von immer in etwas anderer Weise wiederholter Auflösung und Ausscheidung der Keimelemente ihre Zusammensetzung an eine Grenze gelangt. In der bisherigen Weise geht es nicht weiter. Aufhören oder nach einem neuen Rhythmus sich fortpflanzen, ist dann der Ausweg. Aussterben oder Metamorphose ist die Alternative." ... „Ueber Stufen und nicht über eine schiefe Ebene hat sich die Thier- und Pflanzenwelt auf Erden zu immer höherer und mehr und mehr differenzirter Organisation emporgehoben."

Ist diese Definition richtig, so kann es keine Uebergangsformen zwischen Arten geben, und thatsächlich ist es so; denn wo man geglaubt hat, solche Zwischenformen zu finden, beruht die Behauptung auf mangelhafter Beobachtung oder unrichtiger Fassung des Begriffes Art, muß Schreiber dieser Zeilen behaupten, auf Grundlage seiner eigenen Untersuchungen an einer sehr polymorphen Pflanzengruppe, in welcher die Heißsporne des Darwinismus eine wahre Fundgrube für Artentstehung durch ganz allmähliche Uebergänge entdeckt zu haben glauben.

Schließen wir mit den letzten Sätzen des Briefes: „Erst wenn man genau die atomistische Constitution des Chromatins erkannt haben wird, läßt sich hoffen, daß wir den realen Grund der Specificationen in der Natur ein wenig mehr werden kennen lernen. Jetzt kennen wir davon nur so viel, daß die Albuminate überraschend vielatomige und durch Gährungen und andere Wirkungen leicht veränderliche Körper sind, von sogenanntem labilen Gleichgewicht. So viel Species, so viel chemisch zu charakterisirende Protoplasten! Darauf, denke ich, wird diese Aufgabe hinauslaufen."

Bevor wir von Keyserling dem Naturforscher scheiden, möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß sein großer Freund, dessen hundertsten Geburtstag wir kürzlich gefeiert, K. E von Baer, durchaus die Auffassung Keyserlings in Bezug auf die Entstehung der Arten durch sprungartige Entwickelung theilte, desgleichen sein Freund Alex. von Bunge, der eben so geistvolle als gründliche Systematiker.

Indem wir uns zur Betrachtung des Gelehrten und Menschen Keyserling wenden, drängen sich uns ganz unwillkürlich die Worte Goethes auf.

„Willst du in's Unendliche schreiten,
Gehe im Endlichen nach allen Seiten!"

denn gleich dem Autor dieser Worte war Keyserling bestrebt den in jenem Spruch enthaltenen Rath zu befolgen, und zwar mit einem Eifer und in einer Ausdehnung, wie es wohl kaum je in höherem Maße von einem Sterblichen geschehen ist.

Die Befriedigung seines unbegrenzten Dranges nach Wahrheit ver-

anlaßte ihn zu steter Arbeit, die sein eigentliches Lebenselement bildete, und zwar Arbeit, welche den ewigen Interessen der Menschheit zugewandt war. Er war ein Genie der Arbeit und erblickte das Genie, mit Buffon, in dem brennenden Durst nach Arbeit. Ausgestattet mit einer enormen Arbeitskraft (er bedurfte in 24 Stunden nur 4 bis 5 Stunden Schlafes), einem ganz außergewöhnlich treuen Gedächtniß, einer leicht und rasch, auch verwickelte Verhältnisse bewältigenden Auffassungsgabe, einem außerordentlichen Scharfblick in Bezug auf das körperliche wie geistige Auge und begabt mit einem eminent kritischen Verstande, hatte er sich ein Wissen zu eigen gemacht, das eben so sehr in die Breite als Tiefe ging, das ebenso durch Vielseitigkeit, als Gründlichkeit Staunen und Bewunderung erregte. Sein Verstand war aber nicht nur von kritischer Schärfe, zersetzend und zerlegend, er war, wie wir schon früher bemerkt, in gleichem Maße productiv, originell, combinatorisch, daher sein treffender, glänzender Witz, häufig von kaustischer, zermalmender Wirkung; kein Wunder, daß Viele eine große Scheu vor solcher geistigen Ueberlegenheit hegten. Hat doch sein Freund Bismarck, der eiserne Kanzler, dem Sohne Keyserlings das Geständniß abgelegt: „Ihr Vater war in meiner Jugend der einzige Mensch, dessen Verstand ich fürchtete!"

Denken wir uns mit diesen hervorragenden Eigenthümlichkeiten des Geistes die trefflichsten Eigenschaften des Herzens, von denen weiterhin die Rede sein soll, vereinigt, so werden wir nicht anstehen, dem Inhaber solcher Schätze das Prädicat wahrer Humanität beizulegen. Es hätte daher die Regierung wohl keine glücklichere Wahl treffen können, als sie 1862, nach dem Ableben v. Bradkes, Keyserling das Amt eines Curators des dorpater Lehrbezirks anvertraute. Er war wie prädestinirt, oberster Leiter eines Lehrbezirks, einer Universität zu sein, er, der die universitas litterarum in sich selbst vereinigte, und daher wie kein Anderer in der Lage, die Bedürfnisse und Leistungen einer Universität zu würdigen. So hat man denn auch stets in Bezug auf die Universität, mit verschwindenden Ausnahmen, seine segensreiche Thätigkeit anerkannt, während von Seiten der Schulmänner mehrfach Aeußerungen der Unzufriedenheit laut wurden, ja, ist er doch sogar als Gegner der allgemeinen Bildung, d. h. Volksbildung, verketzert worden.

Wie mir scheint, haben die Unzufriedenen unter den Schulmännern Keyserlings Intentionen nicht verstanden, er war ihnen zu weitblickend; überdies ist die Schulfrage eine so schwierige und complicirte, daß sie wohl nie und nirgends zu allgemeiner Befriedigung gelöst werden wird. Die Unvollkommenheit des menschlichen Könnens auf diesem Gebiete ist uns in jüngster Zeit besonders nahe vor Augen gerückt worden im großen Nachbarstaate, der gerade durch seine Schulen eine so hervorragende Stellung unter den Culturvölkern einnimmt. Wie eng der Horizont jener Schreier gewesen,

die in Keyſerling einen Gegner der allgemeinen Bildung erblickten, tritt uns heute recht draſtiſch entgegen, wenn wir auf den Weſten Europas blicken. Wohin hat die ſogenannte Volksbildung geführt, d. h. die Verbreitung von Wiſſen, nicht Bildung, unter die Maſſen? Denn wahre Bildung unter das Volk zu tragen, iſt einfach unmöglich. Wiſſen allein, ſelbſt wenn es ein ausgedehntes iſt, macht den Menſchen eher unglücklich als glücklich, mindeſtens unzufrieden. Wir erleben jetzt die Folgen der Verbreitung von Wiſſen unter das Volk: es ſind dadurch jene Geiſteskrüppel gezüchtet worden, welche als Socialdemokraten und Anarchiſten zu einer ernſten, den Culturfortſchritt der Menſchheit bedrohenden Gefahr geworden ſind. Keyſerling war kein Doctrinär, er kannte die menſchliche Natur, die menſchliche Geſellſchaft und deren Bedürfniſſe beſſer als jene Liberalen, welche ſich gern in den Mantel der Humanität hüllen.

Die Univerſität Dorpat hat unzweifelhaft ihre glänzendſten Tage unter dem Curatorium Keyſerlings erlebt, vollends als ſich noch ein anderer Stern erſter Größe in Dorpat niederließ, K. E. v. Baer. Die Führung der Muſen in der Stadt am Embach hatten nun zwei leibhaftige Dioskuren (*Διος κουροι*) übernommen.

Ein Jahr nach ſeinem Amtsantritt veranlaßte Keyſerling die Berufung Schleidens nach Dorpat, des berühmten Reformators der botaniſchen Wiſſenſchaft, der freilich ſchon ſeit einem Decennium in ſeiner Wiſſenſchaft thätig zu ſein aufgehört hatte und ſich mit Anthropologie, Philoſophie und äſthetiſchen Studien beſchäftigte; ein ſehr beweglicher Geiſt und glänzender Redner. Wer die Zeit erlebt, wird ſich der gewaltigen Erregung erinnern, welche ſich der Gemüther in Dorpat bemächtigte, als Schleiden ſeine Vorleſungen über Anthropologie eröffnet hatte. Ganz Dorpat war in zwei Lager geſpalten, nicht nur die akademiſchen Kreiſe. Die Geiſter platzten auf einander, die bisher ſo ruhig neben einander gelebt. Bot Schleiden in ſeinen Vorleſungen nichts poſitiv Neues und wurde die Wiſſenſchaft nicht direct durch ihn gefördert, ſo iſt doch der Einfluß nicht zu unterſchätzen, welchen er durch ſeine ſcharfe und heftige Polemik auf die Gemüther ausübte; es wurden durch ihn doch manche neue Geſichtspunkte eröffnet. Schleidens Stellung war unhaltbar geworden, er erkannte das und verließ nach neun Monaten Dorpat. Es war durch ihn in die ſtudirende Jugend ein friſcher Zug gekommen, der durch ihre Lehrer weiter unterhalten wurde, welche in dem neuen Curator eine bis dahin ungeahnte Quelle geiſtiger Anregung fanden. Wer aus jener Zeit erinnerte ſich nicht mit Freuden der genußreichen, die allgemeine Bildung fördernden „Montag-Abende", der Diners im engeren Kreiſe von meiſt Naturforſchern. Hier hatte man Gelegenheit, den großen Mann von ſtupender Gelehrſamkeit kennen zu lernen

und das geſellſchaftliche Talent des feinen Weltmannes zu bewundern. In der Kunſt der feinen Converſation war er ein unübertrefflicher Meiſter. Drei Eigenſchaften verliehen, wie mir ſcheint, ſeiner Unterhaltung einen unwiderſtehlichen Zauber: die Kunſt zu reden, zu hören und zu ſchweigen; drei Gaben, die ſelten vereinigt zu finden ſind, noch ſeltener in ſo hohem Grade ausgebildet, wie ſie bei Keyſerling angetroffen wurden. Das Geſpräch, an welchem er ſich betheiligte, verflachte nie; eine Trivialität, von ſeiner Seite ganz undenkbar, ließ er auch bei einem Anderen nicht aufkommen; was er aus Anderen hervorlockte, wußte er, wenn es nicht bedeutend war, ſo zu wenden und zu beleuchten, daß eine intereſſante Seite hervorſchaute. In die Enge getrieben, wußte er ſtets durch einen überraſchenden Witz, eine verblüffende Bemerkung oder eine geſchickte Wendung ſich aus der Affaire zu ziehen. Obgleich ſeine Stimme keinen Wohllaut beſaß und der Rede Fluß, wie auf Widerſtände ſtoßend, ſich langſam fortbewegte, wurde man doch ſtets von dem Inhalt ſeiner Worte gefangen genommen in einem Maße, daß man darüber die phyſiſchen Unvollkommenheiten meiſt nicht empfand.

Kein Gebiet des menſchlichen Wiſſens war ihm fremd. Nicht ſelten ereignete es ſich, daß Fachgelehrte in einzelnen Theilen ihres Gebietes bei ihm Belehrung fanden, daß er ihnen in Bezug auf die Kenntnißnahme neueſter Errungenſchaften ihrer Wiſſenſchaft voraus war, oder er beleuchtete, indem er ſich von eigenſten Unterſuchungen von Fachgelehrten Mittheilungen machen ließ, dieſe in einer originellen überraſchenden Weiſe, wobei dem Autor neue Geſichtspunkte aufgingen Alles, was er aufgenommen hatte, war bei ihm gleichſam durch einen Schmelztiegel gegangen und kam dann zu geeigneter Zeit unter dem Gepräge ſeines Stempels wieder zum Vorſchein, neu und glänzend. Die Goldbarren des Wiſſens, die er, durch einen Schmelzprozeß ſich aneignend, zu werthvollen Kleinoden verarbeitet hatte, theilte er freigebig und freudig aus, den erſtaunten Empfänger überſchüttend.

Durch und durch Ariſtokrat, in dem edelſten Sinne des Wortes, ein vollendeter Hof- und Weltmann, war er doch frei von jeglichem Standesvorurtheil; ſchlicht und beſcheiden in ſeinem Weſen, wie in ſeiner äußeren Erſcheinung, imponirte er doch durch edle Würde und Vornehmheit. Sein hoher Wuchs kam nicht ganz zur Geltung durch eine nach vorn etwas gebeugte Körperhaltung. Das leicht zur Seite geneigte, mächtige Haupt, auf deſſen Antlitz unter einer herrlichen Denkerſtirn milder Ernſt lagerte, flößte Ehrfurcht und Vertrauen ein. Auch nach kurzem Verkehr gewann man die Ueberzeugung, daß ihm die ſeinem Freunde Griſebach nachgerühmte Sophroſyne oder helleniſche Beſonnenheit im höchſten Maße eigen war.

Außerordentlich mittheilſam in Bezug auf Alles, was Sache des Verſtandes iſt, war er gleichermaßen zurückhaltend in Betreff aller Aeußerungen

des Gemüthes; nur intimen Bekannten gestattete er Blicke in seinen inneren Menschen. Nehmen wir dazu sein ruhiges, gemessenes Wesen, so wird es verständlich, daß er bei den Meisten, die nicht in dauernde Berührung mit ihm traten, für einen vornehmen, kühlen Verstandesmenschen galt von unheimlicher Größe, dem nichts imponirte, der sich selbst genug war. Es ist mir das um so verständlicher, als auch ich anfänglich Keyserling für einen Mann hielt, der zwar wohlwollend, doch jeder tiefen, warmen Empfindung und Begeisterung nicht fähig sei, der sich das nil admirari zur Lebensregel gemacht, bis mir durch ein zufälliges Ereigniß[1] die Augen für sein Innenleben geöffnet wurden.

Ich habe ihn in der Folge kennen gelernt als einen Menschen von durchaus warmem, liebevollem, zartfühlendem, selbstlosem, opferbereitem Herzen, tief empfänglich und begeisterungsfähig für alles Große, Gute und Schöne. Er war der zärtlichste, liebevollste Gatte und Vater; die schöne Eigenschaft, seinen Freunden Treue bis ans Ende zu bewahren, welche Tugend er an seinen Jugendgenossen Grisebach und Bismarck rühmend hervorhebt, übte er in vollstem Maße. In seinen Briefen unterließ er es fast nie, theilnehmend sich nach seinen Freunden zu erkundigen, an sie Grüße aufzutragen.

Wenn er von Humboldt sagt, daß er geneigt war, „jungen Männern Aufmerksamkeit zu schenken, um sie zu ermuthigen, zu berathen und mit dem ganzen Gewicht seines wissenschaftlichen Ansehens zu unterstützen", so trifft das in vollem Umfange bei Keyserling zu.

An sich selbst die höchsten Anforderungen stellend, war er nachsichtig und anerkennend in der Beurtheilung der Leistungen Anderer, besonders auf wissenschaftlichem Gebiete. Innige Freude empfand er an jedem Fortschritt in der Wissenschaft, zumal wenn derselbe von befreundeter Seite errungen oder gar durch von ihm angeregte und durch ihn geförderte Arbeiten erzielt worden war. Mit einer geradezu rührenden Bescheidenheit wies er seinen Antheil, seine Verdienste zurück, wenn ihm für die geleistete Unterstützung und Förderung der ihm gebührende Dank vom Autor ausgesprochen wurde. Frei von Neid und Eitelkeit, war es ihm im Hinblick auf den Fortschritt der Wissenschaft gleichgiltig, ob *er* oder ein *Anderer* eine neue Wahrheit fand; er freute sich, wenn sie überhaupt gefunden wurde.

Wer an sich die Förderung durch Keyserlings lebhaftes Interesse erfahren, wer die wohlthuende und erwärmende Theilnahme, die aus seinem guten Herzen floß, genossen, wem das Glück zu Theil geworden, seine Gunst, seine herzliche Zuneigung zu erwerben, fürwahr, dessen Leben hat eine Weihe erhalten, der kann, was ihm das Schicksal auch Schweres bringen mag, nicht dauernd unglücklich werden.

[1] Vgl. die Fußnote auf S. 261

Die großartige Selbstlosigkeit und Opferfähigkeit Keyserlings tritt uns in seinem Patriotismus, seiner Liebe zur Heimath entgegen. Er hat mehr als die Hälfte seines Lebens und zwar die besten Jahre desselben, in welchen der Mann seine größte Productivität entfaltet, den Interessen des Landes gewidmet, in welchem er, ein Fremdling, in Anlaß seiner Verheirathung seßhaft wurde. Es liegt außerhalb des mir gesteckten Rahmens, auf die politische Thätigkeit Keyserlings einzugehen; der Leser mag in dieser Beziehung auf die Darstellung von Harald Baron Toll verwiesen sein[1], in welcher Keyserling ihm auch groß auf dem Gebiete der Landespolitik entgegentreten wird Der Mann der Wissenschaft jedoch, zumal der Naturforscher, wird nicht umhin können, sein schmerzliches Bedauern auszudrücken darüber, daß Keyserlings eminente Arbeitskraft der wissenschaftlichen Forschung auf mehr als ein Decennium so gut wie gänzlich entzogen wurde, und das während des productivsten Lebensalters; er wird es um so mehr bedauern, als die Erfolge, welche Keyserling auf dem Gebiete der Landespolitik erzielt, so glänzend sie auch sein mögen, nicht den Hoffnungen entsprachen, die er selbst an seine Hingabe für die Interessen des Landes geknüpft hatte. Die Verhältnisse waren zu eng, zu klein für den hohen Flug seines Kosmopolitismus, er konnte seine Schwingen nicht entfalten, gleich einem Aar, den man in einen zu engen Käfig geschlossen.

Ach! unsere Thaten selbst, so gut als unsere Leiden,
Sie hemmen unseres Lebens Gang.

Die herbe Wahrheit dieser Worte hat Keyserling reichlich erfahren, gerade auf dem Gebiete seiner politischen Thätigkeit. Es liegt hierin die Tragik seines scheinbar so harmonischen Lebens. Stille Wehmuth beschleicht uns nun, wenn wir die Worte Keyserlings in seinen Aeußerungen über das Leben seines Freundes Grisebach lesen. „A. Grisebach gehört zu den Glücklichen, die den Beruf, der ihnen innerlich am meisten zusagt, früh erfaßt haben und ihm ungestört haben folgen können, bis ans Ende." Fühlen wir nicht aus diesen Worten uns das Geständniß entgegen klingen: Ich war nicht einer jener Glücklichen?

War sein Leben nicht ohne Disharmonie, so war doch seine Natur eine durchaus harmonische, und daher fand er das Gleichgewicht der Seele bald wieder. Ließ ihn „in des Lebens labyrinthisch irrem Lauf" der Verstand im Stich, so brauchte er nur in die Tiefe seiner Brust zu greifen, und die Widersprüche glichen sich aus. Kunst und Religion bildeten bei ihm das nothwendige Complement der Wissenschaft, und so besaß er Alles, um ein Philosoph zu sein. Er war Kantianer, von den Alten schätzte er Plato am höchsten.

[1] In der „Rigaschen Zeitung" 1888, auch im Sonderabdruck erschienen unter dem Titel Landrath Alex. Graf Keyserling.

Für seine durchgeistigte Natur ist es bezeichnend, daß von den Künsten die beseelteste und beseligendste, die Musik, seinem Wesen am meisten entsprach und unter den Componisten der eben so gefühls- als geistestiefe Beethoven ihm vor allen zusagte. „Gern spielte er auch Mendelssohn, und in seiner Jugend hat er manches Lied componirt, das leider nicht aufgeschrieben worden ist," heißt es in einem Briefe, welchen ich von competentester Seite erhalten[1].

Wie in der Wissenschaft, war er in der Poesie zu Hause; seine vielseitige und große Sprachkenntniß unterstützte ihn hier in ausgiebigster Weise. Von den Alten war Homer sein Liebling, den er wiederholt im Original, wie in der Voßschen Uebersetzung gelesen. „Für die großartige Poesie der Bibel, die er am höchsten stellte, war er sehr empfänglich. Vielseitig war seine Kenntniß der deutschen, englischen, italienischen, französischen und russischen Literatur. Shakespeare, Molière, Dante, Tasso las er im Original. Unsere großen deutschen Dichter Schiller und Goethe gehörten natürlich zu seinen Lieblingen. Aus dem Faust kannte er viele Stellen auswendig, besonders aus dem Spaziergange und declamirte sie oft, wenn wir im Frühling in Raikül durch Wald und Wiesen wanderten. Er hob in Goethes Werther die ausgezeichneten Naturschilderungen und feinen psychologischen Bemerkungen hervor, wie sie auch in den Wahlverwandtschaften vorkämen, und meinte, daß die Gegenwart diese Werke unterschätzte. . . . Eine gewisse Vorliebe hatte er für Theodor Hoffmanns phantastische Märchen, dagegen hatte er sich für Jean Paul, den er zu geschmacklos fand, nie begeistern können."

Die Religion war Keyserling tief innerlichste Herzenssache; er war frei von jeglichem Mysticismus, frei von den beengenden Fesseln des Confessionalismus. Als diesen seinen Standpunkt bezeichnend, möchte ich einen Ausspruch, den er gelegentlich eines Gedankenaustausches über David Strauß' „Der alte und neue Glaube" brieflich gethan (März 1873), hier mittheilen: „Unsere Pastoren sollten nicht auf Concordienformel und andere symbolische Bücher verpflichtet werden — der falsche Eid rächt sich — sondern auf christliche Liebe, lauteres Wahrheitsstreben und Pflege der Empfindung des Ewigen im Menschen. Diese drei Gelübde sollten sie in Thaten und Worten vor Augen haben, und es wäre das besser als irgend ein Bekenntniß mysteriöser Art." In Betreff seines Christenthums kann ich noch folgende Mittheilung von competentester Seite machen: „Bei aller Schärfe seines eminent

[1] Frau Baronin Taube, die Tochter des Grafen Keyserling, hat die große Güte gehabt, auf die Bitte um Nachrichten über das Innenleben ihres Vaters mir die gewünschte Auskunft zu ertheilen, ihrem Briefe sind außer der oben angeführten Mittheilung noch die weiter unten folgenden entnommen

kritiſchen Verſtandes legte er in der Religion den größten Werth auf die ſogenannte „Liebesmacht“, die er im höchſten Maße in Chriſtus fand und der nachzufolgen, ſowohl in unſeren Beziehungen zu Gott, als zu den Menſchen, er für unſere höchſte Aufgabe hielt; war ja das dreizehnte Capitel im erſten Corintherbrief, ſowie das Evangelium Johannis ihm beſonders lieb.“

Dem Unſterblichkeitsglauben, wie er uns in der Bibel entgegentritt, hat er ein beſonderes Studium gewidmet und das Ergebniß desſelben unter dem Titel: „Bibelſtellen über die Zukunft der Verſtorbenen“ als Manuſcript drucken laſſen, das in zweiter Auflage 1876 erſchienen iſt und mit einigen Zuſätzen aus dem Nachlaſſe des Verſtorbenen bald in dritter Auflage erſcheinen wird.

„Der Tod entriß ihn uns plötzlich inmitten ſeines Strebens, als die Lectüre von Wundts phyſiologiſcher Pſychologie ihm neue Geſichtspunkte öffnete“, heißt es zum Schluß jenes dankenswerthen Briefes.

So finden wir Keyſerling faſt bis zum letzten Athemzuge bei der Arbeit, um den Drang nach Wahrheit zu befriedigen, immerfort beſtrebt, die Geiſtesſchätze der Menſchheit zu mehren und ſich anzueignen; ſonſt bedürfnißlos, dem Streben nach Erlangung materieller Güter durchaus abgewandt, in ſelbſtloſem Intereſſe dem Wohle des Landes ſeine beſten Kräfte leihend, jedes edle Streben nach Kräften unterſtützend, ſeinen nächſten Angehörigen der liebevollſte Gatte, Vater und Großvater, ſeinen Freunden treueſter Freund. In den letzten Jahren in freigewählter Einſamkeit lebend, den Blick aufs Ewige gerichtet, erſcheint er uns in ſeinem Alles umfaſſenden Wiſſen, in ſeiner hohen, lauteren Geſinnung ein ehrfurchtgebietendes und erhabenes Bild menſchlicher Größe und Vollkommenheit — ein Weiſer,

„denn hinter ihm, im weſenloſen Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine!“

Edm. Ruſſow.

Die holsteinschen Truppen bei der Thronbesteigung Katharinas II.

Aufzeichnungen eines holsteinschen Officiers

Der Staatsstreich von 1762, welcher Katharina II auf den russischen Thron führte, war in tiefem Geheimniß vorbereitet; die Ausführung geschah so rasch, daß wenige Stunden zu Katharinas Gunsten entschieden. Peter III. war gewarnt, aber er hatte nichts gethan, das Unheil rechtzeitig von sich abzuwenden. Und als die Bewegung gegen ihn am 28. Juni (9. Juli) plötzlich ausbrach, fand sie keinen nennenswerthen Widerstand. Peter war unentschlossen und was er zu unternehmen versuchte, geschah zu spät und ohne die rechte Energie. So dankte er am 29. Juni (10. Juli) ab.

Die Ereignisse dieser zwei bedeutungsvollen Tage liegen im Allgemeinen klar vor Augen. Eine weniger bekannte Episode daraus bilden nun die Vorgänge bei der kleinen holsteinschen Truppe von Oranienbaum, mit der Peter III. am 28. Juni einen Augenblick wohl gedacht hat sich vertheidigen zu können. Auch die neueren Darstellungen sind hier nicht ganz klar und übereinstimmend. Wann tauchte dieser Plan auf? Wie weit war man, als er gefaßt wurde, in der Umgebung des Kaisers unterrichtet über das, was in Petersburg vorging? In wie weit sind diese Truppen wirklich in Action getreten? Eine präcisere Beantwortung dieser Fragen dürfte nicht ganz des Interesses entbehren.

Aus den Familienpapieren eines livländischen Edelmannes gelangten nun zufällig Aufzeichnungen eines holsteinschen Officiers und Augenzeugen zu unserer Kenntniß, welche hierin eine deutlichere Beleuchtung zu ermöglichen scheinen und welche trotz ihres anspruchslosen Charakters und andererseits gerade deswegen einen nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte jener Tage bieten. Mit der größten Freundlichkeit wurde ihre Benutzung uns freigestellt.

Der Verfaſſer ſtammte aus Livland, war aber in Kiel aufgewachſen, wo auch ſeine Familie lebte. Officier im holſteiniſchen Regiment des Herzogs Georg Ludwig, war er von Peter III. wenige Monate vor ſeiner Abdankung, im März 1762, zum Oberſten ernannt worden. Er genoß als Flügeladjutant das Wohlwollen des Kaiſers, und ſein Bruder bekleidete eine höhere Stellung bei Hofe. Am 28. und 29. Juni befand er ſich bei dem holſteiniſchen Regimente in Oranienbaum und Peterhof und theilte deſſen Schickſal. Durch ſeines Bruders Vermittelung wurde er ſchon nach einem Tage freigelaſſen und erhielt ſodann eine Anſtellung als Amtmann in Holſtein, wohin er ſchon Mitte Juli (etwa 13./24.) wieder zurückkehrte. Bereits im Frühjahr hatte er in Petersburg für ſeine Familie beſtimmte Nachrichten über ſeinen bisherigen Lebenslauf niederzuſchreiben begonnen. Ihnen fügte er nun eine Schilderung des jüngſt im Juni Erlebten hinzu. Dieſe bildet den hier mitgetheilten Abſchnitt ſeiner Aufzeichnungen. Am Anfang ſagt er: „Nachſtehendes habe ich bei meiner Herausreiſe aus Rußland vor Kronſtadt oder eigentlich bei der kleinen Schanze Kronſchlott in der Newamündung nach der Oſtſee geſchrieben.“ Noch auf derſelben Seereiſe in der Nähe von Reval am 28. Juli (8. Auguſt) führt er ſeinen Bericht zu Ende. Man ſieht, es iſt ein offenbar noch unter dem friſchen Eindruck des vor kaum einem Monat Erlebten von einem unmittelbaren Augenzeugen niedergeſchriebener Bericht. Das tritt auch deutlich hervor in einer gewiſſen Erregung und ſcharfen Ausdrucksweiſe, mit welcher der Verfaſſer ſich an einigen Stellen ausläßt.

Bevor wir die Aufzeichnungen ſelbſt mittheilen, ſoll der Verſuch gemacht werden, einige Angaben daraus in der angedeuteten Richtung zu verwerthen.

Am Morgen des 28. Juni (9. Juli) befindet ſich Peter III. in Oranienbaum. Nachdem Vormittags die gewöhnliche Parade gehalten worden, bricht er zwiſchen 11 und 1 Uhr[1] mit ſeiner Begleitung zu Wagen nach dem ungefähr 10 Werſt entfernten Peterhof auf. Erſt einige Werſt hat er

[1] Die Stunde der Abfahrt wird verſchieden, von den Einen auf 10 Uhr (Solowjew, Geſch. Rußl XXV, 113. Auch der öſterreichiſche Geſandte Mercy Argenteau in der Depeſche an Kaunitz 1./12. Juli Mag. d. hiſt Geſ. XVIII, 419), von den Anderen auf 1 Uhr (Mercys Depeſche an Kaunitz 13 24 Juli Ebendo. S. 471 Biographie Peters des Dritten Tübingen 1808. I, 123 nach Caſtera, Brückner, Geſchichte Katharinas, S 101. Bilbaſſow, Geſch Katharinas, Bd I, 487, angeſetzt. Wenn unſer Officier auch 11 Uhr angiebt ſo dürfte ein ſpäterer Termin, etwa zwiſchen 12 und 1 Uhr doch das Richtigere treffen, denn mehr als 2½ bis 3 Stunden werden die Truppen kaum gebraucht haben, ſich fertig zu machen und nach Peterhof zu marſchiren Dort kommen ſie um 4 Uhr an, Peter iſt in dieſen Nachmittagsſtunden im Garten was wir auch anderweitig wiſſen (vgl. unten den Bericht). Die Stunde „11 Uhr“ mag dann wohl ein Verſehen ſein, indem der Verf. dabei etwa an den Beginn der Parade dachte.

zurückgelegt, als der vorausgeeilte Generaladjutant Gudowitſch in größter Haſt wieder zurückgeſprengt kommt und ihm eine Mittheilung macht, deren Tragweite man zwar noch nicht ganz überblicken konnte, die aber doch ſehr geeignet war, Beſorgniſſe zu erregen. Von einem entgegenkommenden Kammerherrn hatte Gudowitſch erfahren, daß die Kaiſerin aus Peterhof verſchwunden ſei[1]; auch mochten irgend welche Gerüchte über Vorgänge in der Hauptſtadt ſchon bis Peterhof gedrungen ſein. Der Kaiſer ſteigt aus dem Wagen und tritt, mit Gudowitſch ſich beſprechend, ein wenig abſeits. Dann wird die Fahrt wieder fortgeſetzt. Etwa auf dem halben Wege kommt ein Bauer entgegengefahren, der durch Winken den kaiſerlichen Wagen offenbar zum Halten zu bewegen ſucht; man beachtet ihn nicht. In Peterhof überzeugt der Kaiſer ſich davon, daß Katharina fort iſt. Inzwiſchen iſt auch jener Bauer wieder umgekehrt und in Peterhof angelangt; er überbringt eine eingehendere Meldung des Directors der Gobelinfabrik Breſſon über die Vorgänge in Petersburg: Katharina iſt zur Kaiſerin ausgerufen, die Regimenter haben ſich für ſie erklärt, Alles iſt in Bewegung. Man geräth in die größte Beſtürzung; der Kanzler Woronzow und Andere werden hingeſandt, um noch Genaueres über die Situation zu erfahren; man denkt an allerlei Pläne zur Rettung, zur Vertheidigung, man ſchwankt, man iſt unentſchloſſen. Zu den Maßregeln, die jetzt ergriffen wurden, zählt man gewöhnlich auch das Herbeiholen des kleinen Häufleins Holſteiner aus Oranienbaum. Hier findet man von Aelteren und Neueren auf der einen Seite nur in allgemeinem Ausdruck angeführt, der Kaiſer habe „zuerſt" oder „anfangs", d. h. als er in Peterhof angelangt war und jene genaueren Nachrichten erhalten hatte, daran gedacht, ſich mit den Holſteinern zu vertheidigen[2]; Andere wiſſen wenigſtens, daß Peter, als er ſeine Gemahlin in Peterhof nicht vorfand, „nach allen Seiten Leute ausſchickte, um die da ſtehenden Regimenter zu verſammeln"[3], oder daß er „nach der Abreiſe Woronzows aus Peterhof" die Holſteiner zu holen befahl[4].

[1] Depeſche Mercys vom 13./24 Juli l. c. Biographie Peters (Tüb. 1808) I 123 (nach Caſtera) Hermann, Geſch. Rußl. V, 295, der auch einen handſchriftlichen Bericht vom 13. Juli benutzte, deſſen Verfaſſer in Oranienbaum war. Vgl auch Solowjew, Geſch. Rußl. XXV, 113. Bilbaſſow, Geſch. Kath. I, 437 läßt Peter irrthümlicher Weiſe erſt in Peterhof das Verſchwunden Katharinas erfahren.

[2] Von Aelteren ſagen dies Mercys Depeſche vom 1./12. Juli l. c. S. 420. Ruſſ. Anekdoten od. Briefe eines deutſchen Officiers ꝛc (Wansbeck 1765) S. 182 Merkwürd. Lebensgeſchichte d. unglücklichen K. Peter d. Dritten (Leipzig 1773), S. 289 und darnach Hist. de Pierre III. (Londres 1774), S. 113. Ebenſo von Neueren Solowjew, Geſch. Rußl. XXV, 114 und Brückner, Geſch. Kath. S. 101.

[3] Merkwürd. Lebensgeſch. Peters d. Dritten (Frankf. u. Lpz. 1763), S. 40.

[4] Biographie Peters III. (Tüb. 1808), I, 135.

War das der Fall, dann war eine ſolche Maßregel zu dieſem Zeitpunkte eine zweck- und ausſichtsloſe, welche durch das zagende Schwanken zwiſchen verſchiedenen Plänen ihre ſcharfe Beleuchtung erhält. Verhielt es ſich jedoch wirklich ſo? Die genauen Angaben unſeres Officiers über die zwiſchen der Abfahrt Peters aus Oranienbaum und dem Alarmiren der Truppe verfloſſene Zeit laſſen nun, will uns ſcheinen, kaum einen Zweifel darüber, daß der Kaiſer die Holſteiner nach Peterhof beorderte, als er über die Vorgänge in der Reſidenz noch nicht genauer unterrichtet war. Daraus ergiebt ſich vielleicht ein Geſichtspunkt, von welchem aus der Verſuch, das Handvoll Holſteiner zu verwenden, weniger lächerlich und zerfahren erſcheinen mag, als man ſonſt wohl zu urtheilen geneigt iſt. Daß Gudowitſch ſelbſt den Marſchbefehl bringt, weiſt auf den Zuſammenhang der Dinge hin. Gudowitſch hört, die Kaiſerin iſt fort, zurückreitend meldet er das dem Kaiſer; Peter beſpricht mit ihm, was nun zu thun ſei, und da beſchließt man, doch für alle Fälle die Holſteiner nachkommen zu laſſen. Gudowitſch ſelbſt jagt ſofort nach Oranienbaum, alarmirt die Truppe und jagt wieder zurück auf der Peterhofer Straße dem Kaiſer nach[1]. Wir wiſſen, daß er wieder bei ihm war, als Peter, um ſich zu überzeugen, in ſeiner haſtigen Weiſe Alles nach Katharina abſuchte.

Inzwiſchen ſind die Holſteiner auch ausgerückt und kommen um 4 Uhr ſchon in Peterhof an[2]. Hier war unterdeß die Beurtheilung der Sachlage doch eine andere geworden. Der Kaiſer gab ihnen zwar auch eine Inſtruction, ja er fragte, ob ſie zu Allem bereit ſeien; aber das geſchah jetzt, wie wir annehmen dürfen, wohl, ohne daß man an einen wirklichen Erfolg dabei dachte. Da die Truppen nun einmal da waren, ſo mochten ſie eben irgend wie verwerthet werden, und der Befehl, daß ſie nicht zuerſt ſchießen ſollten, zeigt, daß Peter ſich ernſtlich auf ſie zu ſtützen jetzt wohl nicht mehr im Auge hatte[3]; auch Münnich wies ja auf das Unzulängliche hin. Wir erfahren, daß er ihre Aufſtellung in einem Walde anordnete[4]. Abends 9 Uhr, als er ſeine verſpätete Excurſion nach Kronſtadt antrat, ließ er ſie wieder nach Oranienbaum zurückmarſchiren[5]. Am anderen Tage erfolgte dann ihre

[1] Gudowitſch kann nicht gut mit dem Kaiſer nach Peterhof zurückgekehrt und dann erſt nach den Holſteinern geritten ſein wie eine einfache Berechnung der dazu nöthigen Zeit ergiebt unter Berückſichtigung der genauen Angaben unſeres Officiers.

[2] Alſo nicht erſt um 8 Uhr, wie Solowjew XXV, 114, doch ohne Angabe der Quelle, ſagt.

[3] Daß in dem Ukaſe vom 29 Juni – Bartenjew, Achtzehntes Jahrh. IV (Moskau 1869, ruſſ.), S. 214 – ſteht, Peter ſei nach Kronſtadt gegangen „indem er ſeine vermeintlichen holſt. Truppen im Stich ließ", iſt doch kaum geeignet, die Annahme von ernſten Abſichten mit denſelben zu unterſtützen.

[4] Biographie Peters (Tüb. 1808) I, 185. [5] Ebenda S. 140.

Entwaffnung, über welche unſer Gewährsmann manche nicht unintereſſante Einzelheit zu erzählen weiß. Ueber dieſe Epiſode war nur wenig mitgetheilt. Abgeſehen von einigen Notizen in den Aufzeichnungen Stählins, hat man darüber eigentlich nur noch Aeußerungen eines franzöſiſchen Agenten, welche nach den Papieren Monmorins, des franzöſiſchen Miniſters des Aeußeren, in einer Biographie Peters verwerthet wurden. Wir theilen beide Stellen weiter unten an zugehörigem Orte mit. Die letztere Nachricht mochte in ihrer etwas ſchroffen Form leicht wie ſtarke Uebertreibung ausſehen, durch den unmittelbaren Bericht unſeres Officiers wird ſie dennoch im Weſentlichen beſtätigt.

Wir laſſen hier den Bericht ſelbſt folgen und begleiten ihn nur mit einigen erläuternden Bemerkungen.

—

„Anno 1762 den 28. Junii (9. Julii) fuhren Ihro kaiſerliche Majeſtät von allen Reußen Peter der Dritte um 11 Uhr von Oranienbaum nach Peterhof, in der Abſicht, den künftigen Tag, als den 29. Junii (10. Julii) auf einen Sonnabend, daſelbſt Dero Nahmenstag Peter recht fröhlich zu feiern. Dieſe Abfahrt geſchahe gleich nach der Wacht-Parade in vollem Vergnügen und Zufriedenheit; aber leider es währete keine halbe Stunde, ſo war dieſe Zufriedenheit auf ewig geſtöret und Peter, der vor dieſer Zeit Selbſthalter von ganz Rußland und ein Schrecken von Europa, hauptſächlich aber für Dännemark ſeyn konnte, war nach dieſen wenigen Minuten der erſte Unglücklicher dieſer Welt. Als der Herr abreiſte, ſo begleitete denſelben Alles zu ſeinem Wagen; ich weis aber nicht, was meiner Seele ſich für Bilder zeigen mochten, ich war nicht zufrieden und ich muß ſagen, daß meine Zufriedenheit während der Trohnbeſteigung nicht gar lange dauerte und da in dieſer Zeit zu St. Petersburg und Oranienbaum von dem Kaiſer vielerlei Luſtbarkeiten angeſtellet wurden, ſo war mir doch Alles auf eine Art zuwider und es kam mir allezeit ſo etwas Trauriges vor.

Es begleitete alſo den Herrn Alles zum Wagen, ich blieb ganz allein oben im Palais ins Fenſter liegen und ſahe dieſe Abfahrt mit meiner mir beiwohnenden Traurigkeit zu, und als der Herr weg war, ſo ging ich nach den Kaſernen, wo ich mein Quartier hatte vor der kleinen ſogenannten Feſtung Peterſtadt. Es war dieſes eine kleine Veſtung, welche der Herr zu ſeinem Vergnügen hatte machen laſſen, nahe bei dem Palais zu Oranienbaum. Ich hatte mich etwas ausgekleidet und dachte nach, wo ich etwas zu Eſſen bekommen könnte und was es ſeyn ſolte, weil außer etwas Milch und Brod nichts ſonderliches zu bekommen war. In dieſem Augenblick kam einer geritten bei der Kaſerne vorbei nach der Veſtung hinein, als wenn er

Hals und Beine brechen wolte. Als ich zuſahe, ſo war es des Kaiſers General-Adjutant Hudowitz[1]; gleich darauf wurde die Trommel gerührt und Lärmen geſchlagen; als ich dieſes hörete und dabei des Hudowitz gewahr worden war, welcher eben ſo ſtark zurückritte, meinete ich der Herr wolte die Leute verſuchen, ob und wie bald ſie ins Gewehr kommen könnten. Es wurde aber bald bekannt, daß in Petersburg ein Aufſtand ſei, und weiter war für uns nichts nöthig zu wiſſen, denn dieſes Unglück mußte man ſeit einiger Zeit ſchon immer befürchten.

Nunmehro war Alles in Unordnung, es wurde nach Kanonen und ſcharfe Patronen, ja nach Alles gegriffen, was zur Vertheidigung unſer Aller nötig war. Der Kaiſer war nur eine Viertel Meile von Oranienbaum geweſen, als man ihm die Zeitung gebracht, es ſey ein allgemeiner Aufruhr und man habe ihn abgeſetzt, die Kaiſerin Seine Gemahlin hätte man wieder zur Souverainen Monarchin gemacht. Der Herr ſandte alſo gleich genannten Hudowitz zurück, um die in Oranienbaum befindlichen holſteiniſchen Truppen nach Peterhof zu beordern. Dieſe machten überhaupt an wehrhafter Mannſchaft 800 Mann aus!! Dieſe gegen eine Armee von mehr als 14000 Ruſſen! Als man nun von dieſem Unglück vollkommen ſichere Nachricht hatte, ſo kann man denken, wie uns zu Muthe geweſen ſeyn müſſe und welch ein Schrecken uns überkommen; es wurde uns dabei verkündiget, daß ein grauſames Morden unter den Teutſchen vor ſey[2] und hieraus konnten wir für uns ein ſchlechtes Glück für unſer Leben weiſſagen. Doch in der Unordnung achtete man nicht ſo viel darauf, weil ein Jeder dergleichen Fatalitäten bei ſolchen Vorfällen für natürlich und unvermeidlich anſahe; mithin machte ſich alles fertig ſein Leben zur Wahlſtätte hinzubringen, denn was konnte man wohl anders denken, 800 Mann ohne faſt allen nötigen Kriegsvorraht gegen 14 bis 15 Tauſend Mann, welche alle mit einem böſen Gewiſſen zum Streit ausgingen, weil ſie Verräther an ihrem Kaiſer geworden waren. Wir marſchirten ſo eilig als willig zum Kampf aus und nach Peterhoff, welches eine gute Meile von Oranienbaum liegt, und kamen um 4 Uhr da an.

Dem Kaiſer wurde die Ankunft dieſer unnützen Hülf-Armee gemeldet, welches ihm lieb zu vernehmen war, wobei Er mich frug, ob die Leute willig und zu allem bereit wären. Die Antwort war Ja! Der General Löwen[3], ein Liefländer von Adel, der ſo zu reden wie Champion von einem

[1] Graf Andrej Waſſiljewitſch Gudowitſch.

[2] Solcher Gerüchte erwähnt auch Bolotow, Memoiren (ed. Pbg. 1871) II, S. 276, 278, ebenſo Pauzie in ſeinen Aufzeichnungen, Ruſſk Starina I, S. 217.

[3] Friedrich Baron Löwen, Beſitzer von Schloß Lohde in Eſtland. Vgl. Hupel, Nord. Miſc. St. 18 und 19, S. 187, 276. Vgl. St. 18, S. 180. Nr. 36.

Landjunker zu dieſer Charge geſtiegen war, führete das wichtige Commando bei unſerem unglückſeligen Haufen. Wenn er nun in 4, höchſtens 5 Jahren ſo hoch geſtiegen war, ſo war er zu dieſem Geſchäfte im geringſten nicht fähig, und wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo diente bei unſrem Haufen bewandten Umſtänden nach juſt ein ſolcher Held, denn es war doch nichts, wie ein jeder leicht einſehen kann, für uns auszurichten. Als wir nun eine kurze Weile uns ausgeruhet hatten, ſo ritt ich zum Kaiſer, um zu vernehmen, wie dieſe Armee von 800 Mann ausgeſtellet werden ſolte, oder wie ſelbige agiren ſolte. Ich ging als ein alter Favorit und allezeit treuer Diener, auch als Flügeladjutant gerade auf den Kaiſer zu, obgleich noch andere von denen Ruſſen mich aufhalten wolten, um wie ſie ſagten mich zu melden.

Als ich nun bei Ihm kam und ſagte warum ich gekommen, ſo gab der Kaiſer mir eine mündliche Dispoſition, womit ich ſodann forteilete[1]. Der Kaiſer war im Garten zu Peterhof und zwar unten an der Newa[2]. Er ſaß auf einem Stuhl neben der Gräfin Woronzowen[3], welche weinte und mußte ſie nun wohl merken, daß nunmehro auch für ſie ein vollkommenes Unglück bereitet worden. Der Herr ſahe ziemlich ruhig aus, jedoch ſchien er etwas matt zu ſeyn und roch auf ſein Tuch, welches mit Lavendel-Waſſer angenetzet war. Hier habe ich Ihn zum letztenmale in meinem Leben geſehen! Die Cavaliers und Dames, die bei Ihm waren, hielten ſich alle etwas entfernt von Ihm, welche wohl insgeſamt den Ausgang ihrer Mitverräterei erwarteten, denn ich glaube, daß da bei Ihm ſehr wenige geweſen, welche nicht Theil hatten an dieſer Frevelthat. Hauptſächlich befahl der Kaiſer, daß unſre wenige Mannſchaft nicht zuerſt ſchießen ſolte. An General Löwen ſagte ich ſodann, was er thun ſolte; er war aber ganz confus und ich konnte nebſt den Uebrigen deutlich genug einſehen, daß es weit ſchwerer ſei, die Dienſte eines Generals zu thun, als den Namen zu führen. Gleich darauf hieß es, die Ruſſen hätten 50 Mann Cavallerie nahe bei uns, mithin würde das Eyereſſen bald angehen, ein Jeder nahm daher mit lachendem Munde Abſchied von ſeinen Cameraden. Ich war neugierig zu wiſſen, ob die Ruſſen ſchon nahe wären, und bot mich an bei unſrem General und großen Held von Löwen, ich wolte herum reiten und zuſehen, ob etwas vom Feinde ſo nahe wäre; er gab es gerne zu.

Ich nahm einen Lieutenant und etliche Huſaren mit und ritt aus auf Partei. Von dieſen Huſaren ſandte ich Etliche voraus und auf den Seiten, behielte auch Etliche bei mir zu meiner Sicherheit. Ich ritte Anfangs etwas langſahm einige Werſte oder kleine vierteil (Meile) Weges, wurde aber nichts

[1] Vgl. oben S. 276.

[2] So auch Biographie Peters (Tüb. 1808) I, 135

[3] Elisabeth Woronzow.

gewahr. Die ausgeſandten Huſaren mußten mir immer rapportiren und ſodann ſandte ich wieder friſche Parten aus. Als ich nun eine ganze Strecke geritten und nichts geſehen hatte, ritte ich etwas ſtärker zu, bis ich auf die 14 Werſte oder 2 gute Meilen avanciret war. Ich hatte ein ſehr gutes Pferd und ſchön Wetter, deswegen wagte ich mich ſo weit, welches ſonſten nicht rathſam geweſen wäre. Als ich beinahe die letzte Viertelmeile zu Ende geritten hatte, ſandte der liebe Gott mir einen kleinen Knaben entgegen, der ein Ruſſe war und ſich ganz durch Umwege ſo weit geholfen hatte, um vermuthlich ſeinen Angehörigen zu Peterhof oder Oranienbaum Nachricht zu geben, wie es in Petersburg zuginge. Dieſen Jungen examinirte ich ſo gut als möglich, wodurch ich erfuhr, daß ohngefähr 2000 Schritte die feindlichen Vorpoſten ſtünden mit ſcharfgeladen Gewehr und auch geſpanntem Hahn[1]. Man kann denken, daß ich froh war dieſen Boten hier vorzufinden, weil die Ueberlegenheit an Mannſchaft mir leichte den Garaus hätte zuwege bringen können. Ich kehrete alſo gleich um und ließ den Jungen mit aufs Pferd bei einem Huſaren ſetzen und frug ihn ferner, wo er herkäme, da er mir dann im Fortreiten antwortete, man habe von des Morgens früh an in St. Petersburg ein großes Lärmen auf den Straßen gemacht mit Marſchiren und Reiten, nachhero hätte man beſtändig hurra geſchrieen, weil die Kaiſerin den Trohn beſtiegen, und dabei gerufen: wir, nemlich das rebelliſche Volk, haben keinen Kaiſer mehr, ſondern eine Kaiſerin! Weil nun doch alles ſo ſeyn mußte, ſo war mir für mein Leben nicht mehr ſo bange, welches ich hätte ſeyn müſſen, wenn ein Ruſſe wäre auf den Trohn erhoben worden. Nunmehro ließ ich mein Pferd laufen, was es konnte nach Peterhof zu und als ich des Nachts ungefehr um 12 Uhr ankam, ſo war alle unſre Mannſchaft fort und ich wußte nicht wohin und es war ſogleich kein Menſch da von dem ich es erfahren konnte. Ich ritte hinunter in den Garten, aber der Kaiſer war auch fort, endlich begegnete mir ein geringer Hofbedienter, der ſagte mir, daß der Kaiſer mit allen nach Kronſtadt hin wäre[2], auf die zwei Jagdten, die vor Peterhof lagen, und unſre Soldaten nach Oranienbaum zurückgekehret Der Kaiſer hatte von Frauensleuten bei ſich in den Jagden . . . die Gräfin Woronzowen — 1, die Madame Brüs[3] eine Officiersfrau — 2, die Oberjägermeiſtern[4] Narſchkin — 3, die Kneſin Gagarin mit

[1] Schon um Mittag war Militär unter Menſchikow aus Petersburg auf dem Wege nach Peterhof ausgerückt Mercys Depeſche an Kaunitz 1 (12. Juli Mag. d. hiſt Geſ XVIII, 419 Katharina II ſelbſt ritt erſt um 10 Uhr Abends aus. Auf dem Wege nach Peterhof ſtand aber auch das gleichfalls für Katharina gewonnene Regiment des Prinzen von Holſtein-Beck Hermann, Geſch Rußl. V, 280.

[2] Peter III fuhr etwa um 10 Uhr Abends von Peterhof aus nach Kronſtadt

[3] Gräfin Bruce

[4] Maria Naryſchkin. Gemahlin Simeon Naryſchkins.

zwei Töchter — 6, die Gräfin und Landräthin Steinbocken[1] und ihr Mann — 7, ſie iſt eine Brockdorffen aus Holſtein, die Stallmeiſtern[2] Löf Naryſchkin — 8, ihr Mann war bei dem Kaiſer ſehr in Gnaden und ſpielete eigentlich einen Narren, er war auch mit. Dieſen ſein Bruder, der Oberhofmarſchall[3], der holſteinſche Oberjägermeiſter Bredahl[4] und ſeine Frau — 9; dieſe kann ich mir nur erinnern, es waren aber noch mehr Frauensleute mit[5]. Der preußiſche Miniſter Baron Goltze[6] war auch auf dieſer Wallfahrt.

Hier ſäumete ich nun auch nicht lange mehr, ſondern ging mit nach Oranienbaum. Die Leute fand ich Alle beim Gewehr und ſie blieben auch die Nacht (bis) gegen Morgen ſtehen; ich ging, als Volontair, der ich kein eigentliches Commando hatte, weil mein Regiment 20 Meil davon in Narva war, zu Bett mit völliger Kleidung. Um 4 Uhr[7] kam Lärm, der Kaiſer wäre von der Reiſe nach Kronſtadt wiedergekommen, indem ſie Ihm nicht einlaſſen wollen; wäre Er aber gleich dahin gegangen, als der Lärm anfing und der Feldmarſchall Münich[8] ihn gut gerathen, ſo könnte vielleicht Alles gut abgegangen ſeyn. Um 10 Uhr kam ein General Ismailoff[9], der vorhin ein guter Freund zu ſeyn ſchien, den auch der Kaiſer kurz vorher vom Oberſtlieutenant zum General erhoben und ihm den Annenorden gegeben hatte, mit dem Begehren von der Kaiſerin, daß der Kaiſer auf das Reich renonciren ſolte und Seine Leute zur Ruhe weiſen, und wenn dieſes geſchehe, ſo ſolte Niemanden einiges Leid geſchehen. Mit dieſer Verſicherung war ein Jeder zufrieden, weil man gegen 12 und mehr Tauſend Mann, die die Kaiſerin bei ſich auf Peterhof hatte, nichts ausrichten konnte, und dieſe Armee war dazu mit 60 oder 70 Kanonen verſehen. Um halb 11 Uhr mußte der Kaiſer mit dieſem Ismailoff nach Peterhof[10] und nahm ſeine Gräfin Woronzowen und Hudowitz[11] — welcher letztere ſehr viele Schläge bei der Ankunft zu Peterhof bekommen hat — mit. Nun hatte der Kaiſer

[1] Gräfin Stenbock

[2] Die Gemahlin des Lew Naryſchkin.

[3] Alexander Naryſchkin

[4] Peter von Bredal

[5] Oelbaſſow, Geſch. Katharinas II Bd. I, 437, giebt 17 Damen an. Hermann, Geſch Rußl. V, 294, nur 15.

[6] B. W Freiherr v. d Goltz.

[7] D h. Morgens, den 29. Juni

[8] Münnich

[9] Michael L Ismailow, der die wenigen in Oranienbaum befindlichen ruſſiſchen Truppen befehligte Er war bekanntlich der Kaiſerin nach Peterhof entgegengeſchickt und kehrte nun mit deren Inſtructionen zu Peter III zurück.

[10] Er kam dort etwa um 1 Uhr an.

[11] Bekanntlich nahm Gudowitſch nach kurzem Arreſt ſeinen Abſchied und zog ſich auf ſein Gut im Tſchernigowſchen zurück

bei uns Holsteinern seine völlige Endschaft erreicht. Ehe der Kaiser wegging, befahl Er noch Allen ein Monats-Sold zu geben, welches auch geschahe.

Des Nachmittags 2 Uhr ging mit uns armen Kriegsmännern die traurigste Commedie an, inmaßen ein russischer General Suworow (nachher Graf und Feldmarschall[1]) mit etlichen von der Garde zu Pferde und ein Regiment Husaren bei uns ankam und verlangte, daß alles Gewehr abgegeben werden solte[2], da denn der Anfang bei den Officiers gemacht wurde, wonächst sämmtliche holsteinische Truppen in die kleine Vestung Peterstadt getrieben wurden und kein Mensch wieder ausgelassen. Dieser Suworow war ein Elender, den nichts als eine niederträchtige Wuth der alten Russen zu Masregeln diente, mithin mußte er denen gefangenen Teutschen alles Herzleid anthun; während der Zeit, daß die Leute nach der Vestung gesammelt wurden, so war sein Zeitvertreib denen Officiers die Hüthe vom Kopf mit seinem Degen herunterzuschlagen, und wobey er sich beständig beklagte über wenigen Respekt. Hierauf fing er an das vorrätige Geld, Sachen und Kostbarkeiten zu suchen. Die armen Leute und Officiers mußten unterdessen in der kleinen Vestung fast auf einander liegen und unter Furcht und Hofnung warten, was ferner von diesem Esel angenommen (l.: vorgenommen) werden solte. Wir mußten die Nacht hindurch uns kümmerlich behelfen und schliefen ein Theil draußen auf dem Wall, andere in den paar Häusern, welche in der Vestung waren. Elend genug! Ich für meine Person kam noch auf etwas Bettzeug zu liegen. Nun fing ich an Betrachtungen über meinen Zustand zu machen und ich sahe in einem Augenblick ein, daß ich mit Frau und Kindern ein höchst unglücklicher Mensch war, denn es war mir unmöglich zu begreifen, wo ich mit Frau und Kindern mein Brod einigermaßen finden solte, zudem ich noch glauben mußte, daß das holsteinische Land nunmehr dem Könige von Dännemark Niemand streitig machen würde. Mit diesen elenden Betrachtungen schlief ich ein und beim Erwachen waren selbige noch weit stärker da; doch dachte ich, Gott wird ja wohl ferner für mich und die meinen sorgen.

Des Nachmittags kam der Suworow wieder zum Vorschein und fing an die Leute zu sortiren; die Unterthanen von Rußland mußten da bleiben[3] und die Ausländer mußten fort nach Kronstadt[4]; bei dem Auslesen so gab

[1] Zusatz späterer Abschrift

[2] Auch die in Petersburg vorgefundenen holsteinischen Officiere waren zeitweilig arretirt worden

[3] Unter den Holsteinern befanden sich z. B. auch Livländer, Ukrainer u. a., denen freigestellt wurde in russische Dienste zu treten oder den Abschied zu nehmen. Vgl. Mercys Depeche 13/24 Juli l. c. S. 476.

[4] Im Reskript an Admiral Talyzin 28. Juni hieß es „Die zu Schiff angelangten holsteinischen Officiere und Soldaten halten Sie bis auf weitere Befehle unter Aufsicht

er einem Jeden einen ziemlichen Schlag und Schub im Nacken, besonders denen Preußen. Als dieses zu Ende war, mußten die Ersteren nach der russischen Kirche und die Huldigung leisten, woselbst ein Jeder seinen Namen unter den Eid schreiben muste, alsdenn bekamen die Officiers auf ihre Parole die Freiheit nach ihrem Quartier zu gehen. Auf Fürbitte meines Bruders in St. Petersburg, dessen Eingangs genug gedacht ist, erhielt ich auf allerhöchsten Befehl der Kaiserin von Suworow meinen Degen und gänzliche Freiheit[1]; indessen hielte er mich noch bis zum andern Abend (d. h. des 1. Juli) auf unter allerlei Vorwand, glaubend, ich würde ihn noch viel gute Worte geben. Diese Verzögerung verdroß mich ungemein, denn ich hatte keine Zeit übrig bei diesen kritischen Umständen auf eine solche Art zu verschleudern, indem ich auf die Versorgung der Meinigen bedacht sein muste und also meine Gegenwart in St. Petersburg sehr nothwendig war. So wurde ich nun auch wieder lebendig und nahm mir vor diesem elenden Kerl die Wahrheit zu sagen und zu sehen, ob ich sein Blut auch ein wenig in Wallung bringen könnte Mein Schwager S war zugegen; wie ich nun ein wenig laut an zu reden fing und zwar ohne sonderliche Complimente, — gerieht (er) zuerst in Verwunderung und zuletzt wurde er böse; als ich dieses merkte, so zog ich noch mehr aus und gab ihm Alles, was die Kürze der Zeit erlauben wollte Weil ich nun bei meiner Dreistigkeit gegen diesen Narren auf der Kaiserin Gnade pochte, so wurde er endlich stille und er mußte mich denselben Abend fortlassen und dadurch kam mein Schwager auch mit fort, sonst hätte er ihn noch länger festgehalten Wie grob er war, kann man daraus abnehmen, daß er einen General en chef, einen General-Lieutenant und einen General-Major andeutete, sie solten dicht hinter seinem Pferde gehen und die übrigen vornehmen Officiers könnten sodann mit denen übrigen folgen, auch bot er einem Brigadier an, wie derselbe einige Schritte auf und nieder ging, etliche Musikanten holen zu lassen, wenn derselbe Lust zu tanzen hätte. Einige Officiers bekamen viele Schläge und Rippenstöße in Menge. In der Zeit als nun alle in der Vestung unter Wache waren, so plünderten die Husaren, Kürassiere, Spitzbuben

---

und mit Vorsicht in Kronstadt fest, und wenn etwa Russen sich unter ihnen finden sollten, so schicken Sie diese ins Kriegscollegium zur Einreihung in die russischen Regimenter). Mag. d. hist. Ges VII, S 106. Suworow erhielt 6. Juli 2000 Rbl zum Unterhalt der Holsteiner und 10 Juli noch 1000 Rbl um sie zu Schiff nach Kiel zu befördern Ebenda S 121 122

[1] So erhielt von den holsteinischen Officieren z. B auch Oberstlieutenant Kiel die Vergünstigung frei in sein Haus in Oranienbaum entlassen zu werden, da er „durchaus nicht verdächtig sei“ Mag d hist Ges VII S 107

und Bedienten die Quartiere, so daß Mancher nichts nachbehielt, als was er am Leibe hatte[1].

In St. Petersburg kam ich des Nachts um 4 Uhr an und bezog mein verlassenes Quartier bei meinem Bruder." . . . .

Dr. Fr. Bienemann in Birkenruhe.

[1] Stählin in seinen Aufzeichnungen Tschtenija d. Kais. Ges. für Gesch. d. d. Mosk. Univ. Jg. 1866. Miscellen S. 108, erzählt, ein Husarenleutenant habe den Landrath Grafen Stenbock um ein Trinkgeld gebeten und ihm dabei den ganzen Beutel weggenommen. Und über die Entwaffnung in Oranienbaum: „Der abscheuliche Mensch, der Senateur Suworow, ruft den Soldaten zu: Haut ein auf die Preußen! und will haben, daß sie alle entwaffneten Soldaten niederschlagen. Die Husarenofficiere aber beruhigen sie und sagen: Fürchtet euch nicht, wir werden euch nichts übles thun, man hat uns betrogen und gesagt, daß der Kaiser gestorben ist." — In der Histoire de Pierre III. Paris, an VII d. l. rep. = 1798, I, 278 heißt es über die Holsteiner: «Les troupes d'Oranienbaum eprouvèrent des traitements différens, elles furent pillées, maltraitées et chassées de l'Empire. Souvorof, qui fut chargé de la commission de s'assurer de ce corps de troupes ne démentit pas son caractère naturel et se distingua par sa brutalité. Il traita comme les dernières des hommes les officiers, qui étoient des meilleures familles de Livonie et de Courlande» ꝛc. Viele seien von allem entblößt nach Haus gekommen. Die nach Kronstadt gebrachten Truppen hätten nicht genug zum Leben bekommen. Vgl. dazu oben S. 283 Anm. 1.

Erinnerungen des Bibliothekars Emil Anders.

(1810–1840).

(Schluß.)

Professor der Geschichte war Gustav Ewers, ein Hannoveraner von Geburt, der aber eine Livländerin, Baronesse Maydell, geheirathet hatte. Der Curator und nachherige Minister Lieven war ihm sehr gewogen. Ewers war ein als Professor und Rector sehr verdienter Mann, der sich durch ein leutseliges Wesen auszeichnete. Er soll, wenn ihm von Studenten Nachts die Fenster eingeschlagen wurden, was in jener Zeit öfters vorkam, gleich neue Scheiben haben vorsetzen lassen, die er in Vorrath hatte. Sein Handbuch der russischen Geschichte bis auf Peter den Großen, in knappem kernhaften Style, mit Berücksichtigung des Cultur- und Verfassungslebens, wurde hoch geschätzt. Sein Vortrag war immer fesselnd, auch wenn er gelegentlich einmal aus Rottecks Weltgeschichte Seiten lang vorlas. Auch ich folgte seinen Vorträgen stets mit gespanntester Aufmerksamkeit. Ewers las Allgemeine Geschichte, Russische Geschichte, Geographie und Statistik und Politik durchaus zur Zufriedenheit der Zuhörer, wie auch des damaligen Curators Lieven, der ihn durch Orden und Rang besonders auszeichnete.

Mich persönlich fesselten in nicht geringerem Grade die Vorträge des Professors Morgenstern über Alterthumswissenschaft, Antiquitäten, Archäologie und Aesthetik, über Plato und Horaz. Drei Jahre lang habe ich eifrigst bei ihm gehört und ward ihm als fleißiger Schüler, wie auch durch die Semestralprüfungen näher bekannt. An seine Weitläufigkeit gewöhnte ich mich bald. Seine Gelehrsamkeit war groß, und dabei verstand er in seinem Vortrage so viel Neues und mit so viel Geschmack vorzubringen und durch Vorzeigen großer archäologischer Kupferwerke anschaulich zu machen, daß ich durch ihn für das klassische Alterthum begeistert ward.

Er las in einem kleinen Auditorium neben der Zeichenanstalt im alten Universitätsgebäude. Hinter seinem Katheder führte eine verschlossene Thür in die Zeichenanstalt. Einmal in der Aesthetikvorlesung, als er gerade mit erhöhter Stimme sprach, drang durch das Schlüsselloch hinter ihm Rauch hindurch, der ihn wie den olympischen Zeus in Wolken einhüllte. In seinem Eifer merkte er nichts davon, wir Zuhörer aber um so mehr. Der einarmige Oberst Reutern, Shukowskys späterer Schwiegervater, der gerade in der Zeichenanstalt arbeitete, hatte sich diesen Spaß erlaubt.

Morgenstern schrieb Deutsch und Lateinisch klassisch schön, und seine Reden, in der Aula vor einem zahlreichen Publicum über Klopstock, Winkelmann u. s. w. ausdrucksvoll vorgetragen, fanden immer große Bewunderung.

Beim Professor Francke hörte ich Aristophanes' Frösche und Taciti Germania erklären. Ich erinnere mich noch, daß er das Gequak der Frösche sehr komisch vortrug. Francke war sehr gelehrt Mit Morgenstern gerieth er in einen wissenschaftlichen Streit über Inschriften, die ein Reisender, der livländische Edelmann Herr von Richter, aus dem Orient mitgebracht hatte. In diesem Streit hatte Morgenstern den jüngeren Collegen etwas vornehm abgefertigt, wofür sich dieser aber bei seiner abweichenden Interpretation gründlich zu rächen wußte. Leider starb dieser verdienstvolle Gelehrte als ein noch junger Mann.

Nächst den genannten Professoren besuchte ich drei Jahre lang fleißig die Vorlesungen des Professors der russischen Literatur, Perewoschtschikow, der in des famosen Magnitzky Zeit klösterlich im Seminar erzogen, die Universität nur als Schule betrachtete, ohne das geringste Verständniß für akademische Freiheit. Beim Vortrage der russischen Literaturgeschichte sprach er allein, die übrigen Lectionen behandelte er als Privatstunden, in denen er übersetzen ließ und die eingelieferten Aufsätze, nachdem er sie corrigirt, beurtheilte. Ich war sein fleißigster Schüler, und er zeichnete mich dafür aus; doch mußte ich es mir gefallen lassen, daß er in der ersten Stunde des Semesters regelmäßig den Scherz anbrachte: „Теперь великій знатокъ русскаго языка г. Андерсъ намъ отвѣчать будетъ“ ꝛc. (d. h. Jetzt wird der große Kenner der russischen Sprache, Herr Anders, uns erwidern ꝛc.) Ich schwärmte, wie schon früher erzählt, angeregt durch meine russischen Freunde, für die neuere romantische Poesie der Russen und war dreist genug, die ältere russische Poesie eines Cheraskow und Anderer in meinen Aufsätzen herunterzureißen. Perewoschtschikow warnte mich sehr vor dieser freien Richtung, ja selbst mit Thränen in den Augen, und bat meinen Vater, seinen Einfluß über mich in derselben Richtung geltend zu machen, was mir äußerst rührend war Er empfing mich auch gern in seinem Hause, wo ich ihn als zärtlichen Familienvater kennen lernte.

Die sog. Professorstudenten, junge Leute, die auf russischen Universitäten schon einen akademischen Grad erworben und sich in Dorpat oder auch im Auslande noch weiter ausbilden sollten, um später auf einer russischen Universität eine Professur zu bekleiden, waren hier Perewoschtschikows besonderer Aufsicht unterstellt. Er besuchte sie auf ihren Zimmern, und da mehrere von ihnen ziemlich unordentlich und cynisch lebten, meldete er Solches aus Gewissenhaftigkeit dem Curator Lieven, dabei äußernd, daß sich der Geist unter den Studenten unter dem Rectorat von Ewers verschlimmert habe. Namentlich hatte er sich ungünstig ausgesprochen über den nachher so berühmt gewordenen Professorstudenten Pirogoff. Dieser aber hatte eben der Universität eine ausgezeichnete chirurgische Preisarbeit eingeliefert, die am 12. December mit der goldenen Medaille gekrönt wurde. Ewers, über jene Anklage von Lieven befragt, sandte diesem das Urtheil der medicinischen Facultät (über Pirogoffs Arbeit) und veranlaßte zugleich das Conseil die Frage zu beantworten, ob der Geist unter den Studenten sich unter seinem Rectorat verbessert oder verschlimmert habe. Die Professoren sprachen sich einstimmig für das Erstere aus Pirogoff erhielt darauf von der Kaiserin eine kostbare goldene Uhr nebst goldener Kette, Ewers den Annenstern, Perewoschtschikow aber einen Verweis. Nach einigen Verdrießlichkeiten mit den Studenten wurde Perewoschtschikow pensionirt und verließ Dorpat.

Da ich als Jurist immatriculirt war, gestattete man mir auch nur ein juristisches Gradualexamen zu machen. Darauf war ich am Schluß meines dreijährigen Universitätscursus eigentlich gar nicht vorbereitet und hätte mich lieber zu einem Examen als Philologe gerüstet. Nun aber war ich gezwungen, juristische Disciplinen zu bearbeiten, über die ich nie Vorlesungen gehört. Es war noch gut, daß ich wenigstens Pandecten bei Dabelow fleißig besucht hatte, wenn ich auch nicht von ihm, sondern von Clossius examinirt wurde. Es gelang mir das Examen zu absolviren; meine ausführliche Candidatenschrift habe ich erst nach Jahren eingeliefert und sie wurde von der Juristenfacultät für des Druckes würdig erklärt.

Ich war am 1 Mai d. J. 1826 als stellvertretender Bibliothekargehilfe angestellt worden und bezog auch das Gehalt dieses Amtes. Bibliotheksdirector war Morgenstern, Bibliothekssecretär mein Vater, damals schon ein älterer Mann; Kanzlist der noch ältere Rath Leibnitz, dessen Finger schon so steif waren, daß ich genöthigt war, auch alle Schreibereien allein zu besorgen. Ich wurde mit Uebergehung des alten Leibnitz angestellt und zahlte ihm daher, ebenso wie auch mein Vater, monatlich 8 Rbl. Banco auf meines Vaters Wunsch, mit Rücksicht auf seine zahlreiche Familie. Ich machte mich gleich mit den Geschäften bekannt, hatte es aber schwer, nothwendig gewordene Aenderungen in dem Gange derselben durchzusetzen, da von dem

bisherigen Usus nicht abgegangen werden sollte. Von dem Bibliotheksdirector hing jede Bücheranschaffung ab. Die Facultäten wie auch die einzelnen Professoren wandten sich aber mit ihrem Begehren lieber an mich, da ich dann mit dem Bibliotheksdirector mündlich oder schriftlich verhandelte. Mündliche Verhandlung mit ihm scheute jeder Professor wegen Morgensterns Weitläufigkeit. Ich kam recht gut mit ihm zurecht, war sein Schüler gewesen und genoß sein volles Vertrauen und besonderes Wohlwollen, das er mir unverändert bewahrte. Neue Einrichtungen mit ihm vorher zu besprechen, führte zu nichts, wenn er sie aber unerwartet vorfand und billigte, sagte ich ihm, ich hätte sie in seinem Geiste ausgeführt, was er dann gern hörte.

Leider hatten wir nur zwei Bibliotheksdiener, von denen Morgenstern den jüngeren und brauchbareren den größten Theil des Tages bei sich behielt, auch mit ihm ausfuhr; den älteren, der nur heizen, stäuben und reinigen konnte, ließ er mir zurück. Dieser war nicht einmal im Stande, mir große Folianten zuzutragen. Ich war genöthigt, die Bücher selbst aus ihren Fächern zu holen, darüber quittiren zu lassen und die zurückgelieferten wieder einzureihen. Professoren holten sich die Bücher selbst heraus, die Beamten aber hatten sie zurückzustellen. Jeder Professor hatte ein besonderes Ausleihebüchlein, in welchem er die entlehnten Bücher notirte. Da die Professoren aber häufig ihre Bücher unter einander austauschten, requirirte man oft vergeblich nach den Ausleihebüchlein, bis ich durchzusetzen wußte, daß ein jeder Professor wie jeder andere Bibliotheksbesucher für jedes entlehnte Buch eine besondere Quittung ausstellen mußte.

Mit den Studenten, denen ich Bücher auszutheilen hatte, kam ich ganz gut zurecht, obwohl sie in der ersten Zeit sehr legère Manieren hatten und z. B. ihre Mützen, Reitgerten, ja selbst die geschriebenen Bibliothekkataloge auf dem Ausleihetisch herumwarfen, was ich durch ruhige Vorstellung abzuändern wußte.

Mancher komischen Scene erinnere ich mich dabei. So wünschte z. B. ein Pole Sokrates' Werke zu haben.

Ich. „Sie wollen Platos Werke im Original oder in der Uebersetzung, der die sokratische Philosophie behandelte."

Pole: „Nein, Sokrates' eigene Werke."

Ich: „Vielleicht habe ich nicht recht gehört; Sie wollen den attischen Redner Isokrates?"

Pole: „Den will ich nicht."

Ich. „Da kann ich Ihnen nicht dienen; Sokrates hat nichts selbst geschrieben."

Ein Studiosus der Theologie fragte nach Büchern der schönen Literatur,

die aber ausgeliehen waren. Ich bot ihm Jean Pauls Flegeljahre an, die ich mit großem Behagen gelesen, er wies dieselben jedoch sichtlich verletzt zurück. Er hatte mein Angebot für eine Schnödigkeit gehalten, wie er mir nach Jahren, wo er ein geachteter Prediger und mir sehr befreundet war, lachend erzählte. — Wenn ein Student nach einer Notiz in seinem Taschenbuch von Friedrich von Schillers Werken etwas verlangte, so wußte ich gleich, daß ich einen Studiosus der Militärwissenschaften oder einen Pharmaceuten vor mir hatte. Diese waren mit der schönen Literatur meist ganz unbekannt; übrigens waren die deutschen Klassiker damals in den Familien noch wenig verbreitet.

Unser Kanzlist Leibnitz, ein alter Mann von stattlichem, ehrwürdigen Aeußeren, stand mit den Studenten vielfach auf dem Neckfuß. Den stud. Schulz fragte er, als derselbe lange Zeit nicht auf die Bibliothek gekommen, wo er denn gewesen sei.

Schulz: „Ich war in Kurland.“ Leibnitz: „Was haben Sie denn da gemacht?“ Sch.: „Ich suchte bei meinen Verwandten Geld.“ L.: „Bekamen Sie denn welches?“ Sch.: „Nein.“ L.: „Ach, wären Sie doch zu mir gekommen! Ich hätte Ihnen allerdings auch kein Geld geben können, aber Sie hätten doch nicht nöthig gehabt, nach Kurland zu reisen.“

Ein anderer Student erbat sich den Band aus Krünitz' ökonomisch-technologischer Encyklopädie zur Ansicht, wo der Artikel „Haarsalbe“ stehe.

Leibnitz (der einen ganz kahlen Scheitel hatte): „Bekommt man durch diese Haarsalbe sein Haar wieder?“ Student (spöttisch): „Nun, Sie wollen doch nicht mehr davon Gebrauch machen?“ L.: „Nein,“ aber ich habe einen alten Muff, dem ist das Haar ausgegangen.“

Den Professor Morgenstern, unseren Bibliothekdirector, chicanirte Leibnitz auf mancherlei Weise. So trank er ihm bei einer Neujahrsgratulation eine ganze Flasche schönen Wein aus, während Morgenstern sich mit anderen Gratulanten unterhielt. Als der Curator Lieven bei seinem Besuche Dorpats auf der Bibliothek äußerte, man werde dort wohl bald an Raum zu kurz kommen, sagte Leibnitz. „Ich habe schon Herrn Director Morgenstern gerathen, die Puppen (damit meinte er die schönen Gypsabgüsse der antiken Musen aus dem Vatican, die sinnreiche Zierde des mittleren Bibliothekssaales) hinausbringen, grün anstreichen und auf dem Dom aufstellen zu lassen.“ Morgenstern (ganz empört). „Herr Leibnitz, es hat Sie Niemand um Ihre Meinung befragt!“ Wir konnten uns schwer des Lachens enthalten, und darauf hatte es Leibnitz abgesehen.

Als ein Schnellläufer an einem Sommernachmittag auf dem Wege nach Rathshof seine Kunst producirte und nach der Uhr lief, sah ich nicht

weit von mir Freund Leibnitz unter anderen Bürgern mit geschwungenem Rohrstock daſtehen, den er jedoch sogleich sinken ließ, als der Schnellläufer vorübergelaufen war. Auf meine Frage, was das bedeute, sagte er mir vor den Umstehenden, er habe bemerkt, daß der Schnellläufer mit einer Peitsche Knaben, die ihm zu nahe gestanden, aus dem Wege gepeitscht; da nun sein eigener (Leibnitzens) Sohn auch nahe gestanden, so habe er, falls diesem dasselbe passirte, den Schnellläufer auf seiner glänzenden Laufbahn mit einigen Stockprügeln aufhalten wollen, was er auch gewiß ausgeführt hätte.

Ich stand mit dem alten Leibnitz im besten Verhältniß, schaffte aber den Mißbrauch ab, daß die Doctoranden, die ihre Abhandlungen aus einer Anzahl der auf der Bibliothek vorhandenen Inauguraldissertationen verschiedener Universitäten zusammenschrieben, drei Rubel dafür zahlten, daß Leibnitz sie ihnen zusammenkramte. Ich war ihnen gern selbst dabei behilflich, ersetzte aber dem Leibnitz diese Einbuße, die damals bei der geringen Zahl der Mediciner nicht so oft in Betracht kam. Leibnitz weigerte sich anfangs das Geld zu nehmen, that es aber schließlich doch, da er viele Kinder und nur ein mäßiges Gehalt hatte.

Er wußte viel von Weimar zu erzählen, wo seine Familie, entfernte Verwandte vom großen Philosophen Leibnitz, zu den Honoratioren-Familien gehörte. Als Knabe hatte er von Goethe ein paar tüchtige Hiebe erhalten, als er im großherzoglichen Parke sich von einem edlen Baume eine Reitgerte geschnitten. An seinem Confirmationstage sollten die Confirmanden, die Söhne der Honoratioren und die der Handwerker, die sich draußen oft auch während der Lehrzeit geholzt hatten, hinter dem großen Altarbilde noch einmal zusammentreffen, und benutzten dies, um sich unbemerkt von der Gemeinde die letzten Püffe zu ertheilen und dann von verschiedenen Seiten an den Altar zum Abendmahl zu treten. Dergleichen wäre doch in Dorpat undenkbar gewesen.

Wenn der berühmte Herder als Generalsuperintendent katechisirte und von den Katechumenen dumme Antworten bekam oder dieselben auch gar nicht zu antworten wußten, soll er oft mit dem Katechismus zugeschlagen haben. Ueberhaupt sei er in dem Publicum wenig beliebt gewesen; seine Gattin aber um so mehr. Diese hat nach seinem Tode auch seine Biographie in zwei Bänden geschrieben, die ich mit größtem Interesse vor Jahren gelesen habe. Herder bildete mit Wieland zusammen gegenüber der Goethe-Schillerschen Partei eine Gegenpartei, die weniger schroff als jene war und auch mittelmäßige Talente beschützte und ermunterte. Auch von Christiane Vulpius, der Geliebten und nachherigen Frau Goethes, die nicht bei Hofe erscheinen durfte, wußte Leibnitz zu erzählen; sie habe sich später auch mit Studenten herumgetrieben u. dgl. m.

Endlich nahm Leibnitz selbst seinen Abschied, da ihm der Gang zur Bibliothek den Dom hinauf schon zu beschwerlich geworden, namentlich bei schlimmer Witterung, wo er dann oben oft unmuthig ausrief: „Lieber gar kein Wetter, als so ein Wetter!“ Ich konnte noch zu seiner Beerdigung einen Beitrag liefern, wies aber die Zumuthung seiner Tochter, der Wittwe eines jüdischen Schankwirths in Moskau, kurz ab, als sie, während der Vater noch im Dienste war, bei mir eindrang und mich brutal mit den Worten anredete. „Sie haben nun lange genug meinen Vater unterstützt, jetzt bitte ich mir auch Geld von Ihnen aus!“

Auf Leibnitzens Grabe fand ich später einen Denkstein mit der Inschrift, die er sich wahrscheinlich selbst bei Lebzeiten gesetzt:

Als Knabe kannt' ich kaum des Lebens Lust,
Als Mann und Vater füllte Sorg' die Brust,
Als Greis beinahe hoffnungslos,
Voll Hoffnung nur im Grabesschooß.

Mein Verhältniß zum Bibliotheksdirector Morgenstern gestaltete sich immer freundlicher und er lud mich öfters zu Tische, wo mich seine Gattin, eine geborene Lesedow, die er nicht mehr jung geheirathet, empfing und sich gern mit mir unterhielt. Sie war sehr gebildet, hatte eigene Gedanken und war dazu auch sehr musikalisch. Morgenstern mußte seine Wohnung im alten Universitätsgebäude zur Aufnahme des Curators räumen und bezog sein eigenes Haus, dessen Hauptsaal mit schönen Gemälden und anderen Kunstwerken geziert war. Seine Unterhaltung war mir immer sehr interessant. Er sprach langsam und mit sehr gewählten Ausdrücken. Ein Dienstmädchen, Lyddi mit Namen, schien ihm besonders recht zu sein und er gab ihr von seinem Teller oft einen Rest, den sie zwar annahm, aber nichts desto weniger hinter seinem Rücken ihm Fratzen schnitt; dabei war sie nicht hübsch. Sie brachte Morgenstern einmal, wo er größere Mittagsgesellschaft hatte, in große Verlegenheit, indem sie dem Professor Lebedour, der im Frack und in weißtuchenen Pantalons und Glanzstiefeln dasaß, eine heiße Bratensauce über den Kopf goß, daß die silberne Saucenschale auf seinem kahlen Schädel sich umkehrte. Lebedour mußte aufstehen und fortgehen. Morgenstern, der ihm nachrannte, konnte den ärgerlichen Collegen nicht mehr zurückbringen und rief der Lyddi, die auf das Gespräch bei Tisch mehr geachtet hatte als auf die Saucenschale, aufgeregt zu: „Lyddi, sag' doch, wie kam denn das?“ und diese Frage wiederholte er dem verdutzten Mädchen mehrmals, bis der Rector Meier, der dem Professor Lebedour an dem großen runden Tische gerade gegenüber gesessen, rief: „Ach, ich habe ja Lyddi angestoßen, so kam es!“ worauf Morgenstern Lyddi tröstete: „Nun, beruhige

dich, Lyddi, Moier hat dich selbst angestoßen!" welcher Ausspruch die ganze Tischgesellschaft wieder erheiterte.

Ich habe bei Morgenstern auch mit dem Professor Aderkas, dem letzten Professor der Militärwissenschaften in Dorpat, dinirt. Er war ein liebenswürdiger, sehr unterhaltender Greis, der auch mir sehr zugethan war, mich immer „kleinster Emil" nannte, und lateinische Sprüchwörter, sowie Reminiscenzen aus römischen Dichtern passend anzubringen wußte. Als seine Professur aufgehoben wurde, ging er nach Herrnhut ins Ausland. Er war in Preußen der Lehrer des berühmten Diebitsch-Sabalkanski gewesen, der ihn auch in Dorpat besuchte. Am Vorabend seiner Abreise hatte ich mich, vor der Gluth des Sommertages flüchtend, etwas hingelegt und war eingeschlafen. Beim Erwachen fand ich ihn an meinem Bette sitzen. Er wollte mit mir noch zum Abschied eine Flasche guten Rheinwein bei einer Fahrt auf dem Embach leeren. Leider durfte ich dieser gemüthlichen Einladung nicht folgen, da sich ein aus dem Auslande kommender durchreisender Freund bei mir zum Abend angemeldet hatte.

Im Jahre 1829 besuchte Kaiser Nicolai I. Dorpat, was die ganze Stadt natürlich in die größte Aufregung versetzte. Er war begleitet von dem damaligen Generalgouverneur und Curator Baron Pahlen, und besuchte bei dem schönen Maiwetter auch die Anstalten der Universität auf dem Dom. In den Straßen der Stadt war er, von einer zahlreichen Menschenmenge umgeben, auf einer Droschke umhergefahren und hatte, wie erzählt wurde, einen Studenten in den Carcer abführen lassen, der ohne Halstuch mitgezogen. Im Kanzleizimmer des Conseilsecretärs hatte der Kaiser, Tintenflecke auf dem Fußboden bemerkend, geäußert, das müsse nicht sein. Auf der Bibliothek hatte ich vom Rector Moier die Weisung, dem Kaiser links zur Seite zu gehen, einen halben Schritt zurück, um auf jede Frage desselben rasch antworten zu können, damit der weitläufige Morgenstern ihn nicht begleiten sollte. Beim Eintreten in den großen mittleren Bibliothekssaal machte der Kaiser die Bemerkung, daß der Ofen links schief sei und umgesetzt werden müsse. Vergebens hoffte ich auf ein Zeichen des Beifalls über den architektonisch so geschmackvoll ausgebauten Saal mit den Gypsstatuen der Musen. Der Kaiser, ein Heros an Gestalt und edler Haltung, das Ideal eines absoluten russischen Herrschers, stieg rasch die Stiege hinauf in den oberen Saal, wo er sich der Aussicht über den grünen Dom hinweg auf die Stadt erfreute. Er sprach mit uns Beamten nur deutsch, mit dem Generalgouverneur Pahlen russisch. Er ließ sich auch ein paar große Kupferwerke zeigen und fragte nach Manuscripten und Seltenheiten, deren wir aber nur wenige besaßen. Wir wiesen ihm orientalische Handschriften vor, die nach dem glorreichen persischen Feldzuge aus dem

Kloſter Edſchmiadzin an unſere Bibliothek gekommen waren. Als er fragte, ob an der Univerſität ein Katheder für orientaliſche Literatur ſei, antwortete Morgenſtern raſch, der Profeſſor der bibliſchen Exegeſe vertrete zwar die orientaliſchen Sprachen, die zur Bibelerklärung dienten, aber der Univerſität wäre eine beſondere Profeſſur der orientaliſchen Sprachen ſehr erwünſcht. Pahlen wandte dagegen ein, wichtiger wäre für die Oſtſeeprovinzen wie für das ganze Reich eine Veterinäranſtalt, worauf der Kaiſer entſchied, die letztere ſolle ſogleich errichtet werden, die Bibliothek aus dem Chor der Kirche anderswohin übergeführt und die ganze Domruine zur Kirche ausgebaut werden. Der ſchiefe, aber gute und brauchbare Ofen wurde erſt 20 Jahre ſpäter umgeſetzt; eben ſo lange dauerte es mit der Errichtung der Veterinäranſtalt, und der Plan des Ausbaues der Domruine unterblieb ganz. In den nächſten Tagen nach der Abreiſe des Kaiſers wurde die Bibliothek von mehreren Damen beſucht, die an dem Fenſter des oberen Saales und zwar an der Stelle, wo der Kaiſer geſtanden, auf die Stadt ſehen wollten. Da die drei Fenſter neben einander dieſelbe Ausſicht boten, wies ich bald auf das eine, bald auf das andere Fenſter hin, wo ſie dann fanden, daß gerade dort die ſchönſte Ausſicht ſich biete, und ſich frommgerührt dort hinſtellten. Den Ausſpruch des Kaiſers, daß die Bibliothek zum Ausbau der Kirche anderswohin verlegt werden ſollte, benutzte der ſpätere Curator Krafſtröm dazu, mir jede Bitte um nöthige Reparaturen im Bibliothekslocale abzuſchlagen.

Einen ſehr freundlichen Eindruck ließ der Beſuch der Großfürſtin Helene Pawlowna in mir zurück, die ich ſchon als Student auf dem Platze vor der dorpater Poſtſtation zuerſt geſehen, als ſie, von ihrem Bräutigam, dem Großfürſten Michael, begleitet, nach St. Petersburg reiſte. Sie verließ damals ihren Wagen nicht. Wir Studenten begleiteten ſie bis zur petersburger Rogatka und ſie wehte uns mit ihrem Taſchentuch beſtändig Grüße zu. Als ſie ſpäter auf der Durchreiſe ins Ausland Dorpat im Frühling beſuchte, begleitet von dem Dr. Seidlitz, den ich aus Petersburg kannte, ſandte mir dieſer am frühen Morgen ein Billet mit dem Auftrag, mich ſchleunigſt auf die Bibliothek zu begeben, die die Großfürſtin, ſobald ſie bei dem ſchönen ſonnigen Morgen die Domruine betrachtet, ſehen wolle. Er habe ſie benachrichtigt, daß ich ſie dort empfangen werde. Ich möge nicht in Uniform erſcheinen, ſondern im ſchwarzen Frack und Niemanden ſonſt davon benachrichtigen, da ſie alle Förmlichkeiten ſich verbeten und gleich nachher abreiſen wolle Sie ließ ſich von mir in den Sälen umherführen, that kluge Fragen in deutſcher Sprache, auf die ich nicht blos mit Ja und Nein zu antworten hatte, und war äußerſt liebenswürdig und gütig gegen mich. Morgenſtern bedauerte ſchmerzlich, ſie nicht ſelbſt haben empfangen zu können und ließ mich umſtändlich von ihr erzählen.

Auch einen Prinzen von Heſſen-Darmſtadt habe ich auf der Bibliothek empfangen, begleitet vom Curator Kraffström. Der Adjutant des Prinzen, ein Fürſt Wittgenſtein, unterhielt ſich noch lange nachher mit mir und ſuchte mich die verdrießliche Aeußerung des Curators vergeſſen zu machen, der im Dämmerlichte des Vorſaales über ein Fußeiſen geſtolpert war.

Auch ſonſt hat die Bibliothek zu meiner Zeit noch manchen vornehmen Beſuch in ihren Räumen geſehen. So beehrte uns der Miniſter der Volksaufklärung Norow, der bei Borodino ein Bein verloren und als Stelzfuß umherging, mit ſeinem Beſuch. Er ließ ſich einige Incunabeln zeigen und erzählte lächelnd, er habe ſich ſehr gefreut, beim Beſuch der dörptſchen Schulen nicht in derſelben Weiſe regalirt zu werden, wie ſonſt überall auf ſeinen Reviſionsreiſen durch Rußland, nämlich durch die Declamation eines Gedichtes auf die Schlacht bei Borodino, das ihn überall verfolgt hatte. — Der Feldmarſchall Graf Friedrich v. Berg beſuchte die Bibliothek in Begleitung des Curators v. Bradke. Er unterhielt ſich viel mit uns und ließ uns auch eine Bananenfrucht mitkoſten, die man ihm im botaniſchen Garten dargeboten. — Auch der chevalereske Generalgouverneur Fürſt Suworow erfreute ſich des Anblickes der Bibliothek und der Ausſicht aus ihren hohen Bogenfenſtern.

Als Perſonen, die aus Petersburg ins Ausland reiſten, noch den Weg über Dorpat nahmen, ehe die Eiſenbahnen benutzt werden konnten, wurde die Bibliothek wie die anderen Anſtalten der Univerſität viel beſucht, und ich hatte manche Gelegenheit, mich in fremden Sprachen zu unterhalten, im Franzöſiſchen, im Ruſſiſchen, ſpäter ein paar Mal im Engliſchen, einmal auch im Lateiniſchen mit einem hohen griechiſchen Prälaten. Ein ruſſiſcher Beſucher fragte mich einmal, ob ich ein geborener Ruſſe ſei. Ich antwortete lächelnd „Soll das Malice ſein? Sie werden doch an meiner Ausſprache meine deutſche Abſtammung hören.“ Er: „Ich dachte, bei einem längeren Aufenthalte unter Deutſchen in Dorpat könnte ſich auch die Ausſprache eines Ruſſen etwas verändern.“ Ich: „Auch ſonſt möchte wohl nichts an mir an einen Ruſſen erinnern, wenn auch die romantiſche Poeſie der Ruſſen und der Wohlklang der Sprache, die ich überhaupt für ſehr bildſam halte, einen beſonderen Reiz für mich hat.“ Er (mit freundlichem Lächeln). „Ihre freimüthige ruſſiſche Phyſiognomie!“

In meinem Freundeskreiſe hatte ich ſpäter oft zu hören: „Da kommt Anders mit der freimüthigen ruſſiſchen Phyſiognomie!“

Als ich ſpäter eine große Vorliebe für das Engliſche faßte, trat bei mir das Ruſſiſche ſehr zurück, auch hatten die mir befreundeten Ruſſen Dorpat verlaſſen, und es fehlte mir die äußere Anregung zu dem Ruſſiſchen. Aber bekannt war ich auch mit Perewoſchtſchikows Nachfolger Profeſſor Rosberg,

der aus Odessa nach Dorpat berufen wurde, um hier die Professur der russischen Literatur zu bekleiden. Er war ein gründlicher Kenner seiner Sprache und Literatur und auch sonst ein sehr gebildeter Mann, ideenreich und für einen gewissen Cultus des Geistes schwärmend, vielleicht der einzige Cultus, den er anerkannte. Er mied jeden Familienverkehr, war aber immer unterhaltend. Ein paar Mal bei öffentlichen Diners bat er mich, sein Nachbar bei Tische zu sein, und ich fand großen Genuß an seinen feinen und geistreichen Bemerkungen. Als Professor leistete er nichts, schwänzte mehr, als daß er Collegia las, und war zufrieden, daß jeder Student mehrere Semester hinter einander Vorlesungen bei ihm belegen und bezahlen mußte. Er rühmte sich, beim Examen so humane Forderungen zu stellen, daß kein Student sein wissenschaftliches Fach deshalb zu vernachlässigen brauchte. Man erzählt, daß ein Student, der mehr Russisch verstand, einmal auch für einen Anderen zum Examen vorging, der in diesem Fache schwächer war. Rosberg soll ihn ruhig examinirt und dann gesagt haben: „Als Sie neulich Schmidt hießen, bestanden Sie besser als heute, wo Sie Schulz heißen."

Im Jahre 1827 den 12. December wurde das 25jährige Jubiläum der Universität Dorpat groß gefeiert und brachte uns das Wiedersehen mancher älteren Commilitonen.

In meinen amtlichen Verhältnissen konnte ich zufrieden sein, wenn ich auch bei meiner großen Arbeitslast wenig Unterstützung hatte und fast Alles selbst machen mußte. Für juristische Studien hatte ich keine Zeit und keinen Sinn. Es war wichtiger, daß ich meine allgemeine Bildung vervollständigte, um als Bibliothekar immer genügend Auskunft geben zu können. Auch beauftragte mich Morgenstern noch damit, Fremden das Kunstmuseum zu zeigen, wo ich auch zu diesem Zwecke bald hinreichend bewandert war.

Der erste Curator des dörptschen Lehrbezirkes, der seinen ständigen Wohnsitz in Dorpat nahm, war der Generallieutenant Kraffström, der im Jahre 1836 sein Amt antrat. Die früheren Curatoren residirten in Petersburg und kamen nur von Zeit zu Zeit zum Besuch nach Dorpat. Mit Kraffström begann für Dorpat eine neue schwere Zeit, die noch jetzt in der Erinnerung auf denjenigen, welche gleich mir seine 19 Jahre dauernde Verwaltung mit erlebt, wie ein Alp drückt. Alle Harmlosigkeit hörte damit auch bei der Universität auf.

Ohne Bildung, aber nicht ohne Verstand, ein strenger unbeugsamer Charakter, der für akademische Freiheit durchaus keinen Sinn hatte, die Universität wie eine Schule behandelte und überall Betrug gegen die Krone witterte, hätte Kraffström gern in Schule und Universität militärische Disciplin eingeführt. Mit der Competenz ausgestattet, jeden Untergebenen bis zum Hofrathsrang ohne Weiteres zu entlassen, ist es ihm doch zur Ehre

anzurechnen, daß er davon höchst selten und nicht ohne zureichenden Grund Gebrauch machte; auch war er allmählich uns für ehrlich zu halten genöthigt. Den Schulen war er geneigter als der Universität, da jene ihm ganz ergeben sein mußten, während diese ihm doch gegen Willkür ihr Universitätsstatut, wenn auch oft schwach, entgegensetzte Lieb hat Krafftström die Universität nie gewonnen; in diesem Sinne äußerte er sich auch gegen den Pastor Frommann aus Petersburg, der ihn in Dorpat besuchte.

Als der Bibliotheksdirector Professor Morgenstern einen längeren Urlaub ins Ausland erbeten hatte, verlangte Krafftström zuvor eine Revision der Universitätsbibliothek. Professor Erdmann, zu dem er besonderes Vertrauen hatte, sollte dieselbe leiten. Dieser besprach sich deshalb mit mir, da man den alten Director Morgenstern in dieser Angelegenheit gern ex nexu stellen wollte. Erdmann wollte die ganze Sache mir übertragen. Auf meine Einwendung, daß die Revision ja gegen mich als den eigentlichen Verwalter der Bibliothek gerichtet wäre, bemerkte er, eine zuverlässige Revision könne auch nur von mir ausgeführt werden und werde dann Glauben finden. Er fragte mich, wie viel Zeit ich dazu wohl brauchte? Ich antwortete: Wenn die Benutzung der Bibliothek wie bisher fortgehen solle und ich die Accessionskataloge seit Beginn der Bibliothek, d. h. seit dem Jahre 1802, mit den systematischen Katalogen vergleichen müsse, nach denen die Bücher selbst aufgestellt seien, so werde das wenigstens ein Jahr Zeit erfordern; übrigens werde die Revision nicht nur zur Beruhigung der Universität, sondern auch zu meiner eigenen dienen, da meines verstorbenen Vaters und mein eigener guter Ruf daran hafte, wiewohl die Bücher alle in offenen Schränken ständen und wir dort keine Wohnung gehabt.

Ueber diese Mittheilung höchst ungehalten, hatte der Curator geäußert, er übernähme die Revision eines Regiments in drei Tagen und ich wollte zur Revision der Bibliothek ein ganzes Jahr beanspruchen! Mir selbst sagte er bei Gelegenheit, er wolle die Sache eine Zeit lang noch so ansehen, dann aber andere Maßregeln ergreifen.

Unterdeß konnte Morgenstern nicht abreisen und war über meine Weitläufigkeit ziemlich ärgerlich. Ich aber betrachtete nun die Revision als Ehrensache und wollte sie zu Ende führen, dann aber, da mein guter alter Vater nicht mehr zu unterstützen war, ins Ausland reisen und später in Petersburg eine passende Anstellung suchen, wozu meine dortigen Verwandten gern behilflich sein wollten. Nach Ablauf eines Jahres war die Revision beendet und die Zahl der in 36 Jahren abhanden gekommenen Bücher so gering, daß von einem Ersatz derselben nicht die Rede sein konnte.

Charakteristisch für Krafftströms Verwaltung war, daß beim Umbau der großen Dombrücke die sinnreiche Inschrift Otio et musis sacrum,

gewiß mit Rückſicht auf die wiſſenſchaftlichen Inſtitute des Domes von Morgenſtern gewählt, gegen die glatte Inſchrift Otium reficit vires vertauſcht wurde.

Sein Uebelwollen gegen die Studenten zeigte Krafſtröm gleich. Als dieſelben nach gewohnter Weiſe am 21. April vom Dome aus unter Geſang zum ſog. Völkercommers hinausziehen wollten, geſtattete er dies nur jeder einzelnen Gruppe in aller Stille (Corporationen waren ja verboten). Es wurde dies auch ſo ausgeführt, aber bei der Rückkehr ſang ein Haufe Kurländer auf dem Markte das Gaudeamus und rief vor der Univerſität ein Vivat Academia, während ein Rigenſer einen umflorten Priſtaw als Symbol der niedergetretenen akademiſchen Freiheit in die Vorhalle des Univerſitätsgebäudes warf. Die Namen dieſer Schuldigen, von den Pedellen notirt, mußten dem Curator gemeldet werden. Mehrere wurden geſtrichen und durften nach den damaligen Univerſitätsvorſchriften nicht ohne des Curators Bewilligung wieder aufgenommen werden. Unter ihnen war ein Kurländer Otto, stud. juris, deſſen letztes Semeſter nach ein paar Monaten zu Ende gehen ſollte und der ſich wenig daraus machte, früher geſtrichen zu werden. Als er ſich aber zu Beginn des neuen Semeſters zum Gradualexamen meldete, verbot der Curator dies, da Otto ſonſt ohne Strafe geblieben wäre. Dieſer war nun längere Zeit in einer ſehr peinlichen Lage. Er ſollte in Bauske die Stadtſecretärsſtelle antreten, konnte dies aber nicht, bevor er das Examen gemacht, und die Stelle mußte inzwiſchen ſtellvertretend für ihn verwaltet werden. Als einige Zeit darauf der Curator eine Reiſe nach Petersburg machte, hatte der Decan Bröcker ihn bei ſo guter Stimmung gefunden, daß er ihm noch beim Hineinſteigen in den Wagen die Begnadigung des unglücklichen Otto abzuringen vermochte. Als Bröcker ſpäter dem Curator den tiefgefühlten Dank der in ärmlichen Verhältniſſen lebenden Familie abſtatten wollte, erhielt er zur Antwort. „Es thut mir noch leid, daß ich damals ſo ſchwach geweſen bin nachzugeben.“

Den ſpäteren Dr. Hermann Girgenſohn, der in Wolmar Geiſteskranke glücklich behandelt hat, ließ er in ſeinem Fuchsſemeſter ſtreichen, als er nach einem heiteren Frühſtück, ohne betrunken zu ſein, mit anderen Commilitonen über den Markt gehend, ziemlich laut geſprochen hatte. Als der Oberlehrer Girgenſohn den Curator bat, ſeinem Neffen doch nicht ſeine ganze Zukunft zu zerſtören, antwortete ihm dieſer, der Neffe könne ja noch Schuſter oder Schneider werden. Später geſtattete er indeſſen die Wiederaufnahme des jungen Mannes mit Rückſicht auf deſſen achtbare Verwandten.

In die Verwaltungszeit des Curators Krafſtröm fiel auch meine Sendung nach Petersburg zum Empfang der Klingerſchen Bibliothek, welche durch die teſtamentariſche Schenkung von Klingers Wittwe der Univerſität

Dorpat zugefallen war. Ich wurde von dem Rector Neue dazu aufgefordert, dem der Curator bei seiner Abreise zu einer Schulrevision gesagt hatte, man möchte mir ordentliches Reisegeld dazu geben. Da ich noch denselben Tag nach Petersburg abreiste, bat ich, man möchte mir das Nöthige bei der Rückkehr zahlen. Im Departement der Volksaufklärung in Petersburg empfing man mich ganz freundlich. Der in die Klingersche Bibliothek geschickte Beamte zog sich gern zurück. Ich meldete dem Rector Neue, wie ich die Sache vorgefunden und daß ich den mitgebrachten schriftlichen Katalog der Bibliothek mit dem Bestande derselben in den Bücherschränken vergleichen und die Bücher wohlverpackt nach Dorpat senden wolle. Der Rector antwortete mir, er habe meinen Brief dem Curator gleich mitgetheilt, der Alles zum Voraus genehmige, was ich für nothwendig finde, auch den Bibliothekdiener Part, falls ich es wünsche, mir nachgeschickt wissen wolle, was ich jedoch ablehnte, da Part in Dorpat nicht entbehrt werden konnte. Ich hatte in Petersburg bei schönem Sommerwetter täglich 4—5 Werst von der Wohnung meiner lieben Verwandten auf dem Stückhofe bis nach Wassili-Ostrow zum Klingerschen Hause zu machen. Sonntags besuchte ich sie in Pargola. Das Schlafzimmer Klingers fand ich noch unverändert. Ich benutzte die Klingerschen Dienstleute zur Reinigung des Locals; anderweitige Hilfe konnten sie mir nicht leisten.

Die Bücher standen ungeordnet in den einfachen Glasschränken und es kostete mich sieben Wochen Zeit, sie nach dem Katalog zu numeriren und wieder einzustellen. Ich freute mich zu sehen, daß diese Sammlung von Werken allgemein-wissenschaftlichen Charakters der deutschen, französischen, englischen und italienischen Literatur unsere Universitätsbibliothek in Dorpat vortrefflich ergänzen würde. Klinger war Vorleser der Kaiserin Maria, der Gemahlin Pauls, gewesen, und diese ließ ihn von den meisten Werken zwei Exemplare anschaffen, von denen das eine für ihn bestimmt war. So hatte er diese Bibliothek, darunter Serien kostbarer Werke, zusammengebracht. Seine Gemahlin war von Klingers Freunden dazu bewogen worden, diese werthvolle Büchersammlung der Universität Dorpat zu vermachen, deren erster Curator Klinger gewesen.

Einmal während dieser Wochen ging die Newa am Morgen so hoch, daß Kanonenschüsse schon das Publicum warnten. Ich bestieg eine kleine Schaluppe, um für den Fall der Wassersnoth zeitig im Klingerschen Hause zu sein, bemerkte aber, daß mein stämmiger Fährmann ein Greis mit halben Beinen war, der seine lappenumwundenen Knie beim Ausholen mit den Rudern fest gegen die Ruderbank stemmte. Es dauerte eine Weile, bis wir aus der Brandung am Ufer herauskamen. Ich faßte eine Stange des Baldachins fest an, um in dem Falle, daß das Fahrzeug umschlug, mich

noch halb schwimmend erhalten zu können; wir erreichten aber glücklich Wassili-Ostrow, wo die Holzbrücke unter dem Andrang der Wogen schon Schlangenlinien bildete. Doch legte sich der Sturm allmählich, und ich kehrte glücklich wieder zu Fuß nach Hause zurück. Später las ich in Dorpat in der „Petersburger Zeitung", daß ein Bootsfährmann ohne Beine in Petersburg eingefangen sei, der nach und nach acht Passagiere mit seinem Ruder plötzlich niedergeschlagen und dann in die Newa geschleudert habe Es war dies offenbar mein Fährmann von damals, dessen Heldenkraft ich sehr bewundert hatte.

Auf Anfrage des Departements der Volksaufklärung hatte ich einige Mal über meine Arbeit demselben kurze Berichte abzustatten, die ich selbst in russischer Sprache abfaßte, mit der Bitte um Nachsicht, wenn ich den Kanzleistyl verfehlt, worüber man mich freundlich beruhigte. Der Departementsdirector sagte mir beim Abschied, ich möchte selbst dafür sorgen, daß ich von der dorpater Universität zu einer anständigen Belohnung für meine mühsame Arbeit vorgestellt werde; hier werde er die Sache bestens unterstützen.

Auch vom Minister Uwarow wurde ich bei meinem Abschiedsbesuch gütig empfangen, ebenso in Dorpat vom Curator und Rector, die sehr zufrieden damit waren, daß ich die einfachen Klingerschen Bücherschränke als Appertinenz der Bibliothek mit nach Dorpat hatte bringen lassen. Mit Oelfarbe neu gestrichen bergen dieselben noch jetzt die Klingersche Bibliothek im oberen Bibliothekssaale. Ein lebensgroßes Brustbild Klingers, Kupferstich, wußte ich in dem Raume passend anzubringen. Die vom Curator angeordnete Revision der Bücher fiel auch sehr günstig aus, und ich bekam ein Lob in meine Dienstliste. Damit aber war die Sache auch für mich geschlossen. Progon und Diäten wurden mir im Betrage von ca. 50 Rbl. erst nach einem halben Jahre gezahlt; nach meinen anderweitigen nothwendigen Ausgaben in der Klingerschen Wohnung wurde aber nicht weiter gefragt, noch ein Ersatz derselben von mir in Antrag gebracht, was in jener geizigen Zeit auch dem Rector Neue gewiß lieb war.

In das erste Jahrzehnt nach meiner Anstellung bei der Universitäts-Bibliothek fielen Ereignisse, die in unser häusliches Leben tief eingriffen. Drei Geschwister, meine dritte Schwester und meine beiden jüngeren Brüder, und ich selbst befielen ziemlich gleichzeitig am Typhus. Der ältere Bruder war Mediciner und wahrscheinlich bei der Pflege des jüngeren angesteckt. Beide Brüder erlagen dem typhus abdominalis, den man damals noch nicht zu behandeln verstand. Ich, damals nicht in unserem Hause wohnend, überstand die Krankheit leichter. Die gute Familie Schartz nahm meine

kaum genesende Schwester bei sich auf, damit sie die Brüder nicht sterben sehen sollte. Mein Vater ward seit dieser Zeit nie wieder heiter, und mit der Geselligkeit in unserem Hause war es für lange Zeit aus.

Meine älteste Schwester, die sich gern wissenschaftlich beschäftigte, französische und englische Bücher las und sich auch im Generalbaß unterrichten ließ, bereitete sich zu einem Gouvernantenexamen vor und trat als Lehrerin in das Haus der Baronin Uexküll in Linamäggi, um dort zwei junge Mädchen, die Pflegetöchter der Baronin, zu unterrichten. Während des Winters lebten sie in der Stadt und die jungen Mädchen besuchten in dieser Zeit auch unser Haus. Die Eine von ihnen, Gräfin Pauline Stenbock, fesselte bald meine ganze Seele, wogegen alles frühere Wohlgefallen an weiblichen Wesen ganz bei mir zurücktrat. Ich fühlte mich so glücklich, daß sie meinem Gespräche immer gern zuhörte und ihr seelenvoller Blick mir ein freundliches Vertrauen schenkte. Auch waren wir (damals lebten noch meine beiden jüngeren Brüder) im Sommer nach Linamäggi geladen, wo ich ihr näher treten konnte. Das Cholerajahr 1831 führte sie zu ihrer Mutter zurück, und daß ich auf ihre Nähe verzichten mußte, machte mich unendlich traurig. Auch ohne Hoffnung, sie je zu besitzen — wie konnte ich daran bei der Ungleichheit des Standes nur denken? — für sie zu leben, auf ihr Leben irgend einen wohlthätigen Einfluß auszuüben, schien mir schon ein hohes Glück, und dieses hoffte ich zu erreichen.

Mein Junggesellenleben bei emsiger Arbeit und im Umgange mit gebildeten jüngeren Männern, die meine Gesellschaft suchten, war aber nicht trostlos. Der Bruder einer der Freundinnen meiner jüngsten Schwester, Fritz Brock, der aus Berlin kam, wo er fünf Jahre lang Hegel gehört, schloß sich mir bald an, und es war ihm oft heimischer in meiner Wohnung, als in seinem Studentenquartier. Ja, da er mich abgehärtet wußte, legte er sich gelegentlich, wenn er mich am Abend nicht zu Hause fand, in meinem Bette schlafen, sicher, daß ich auf meinem Sopha eben so fest wie in meinem Bette schlafen würde. Mein Vetter Vogelsang, der eine Zeit lang als Arzt auf dem Lande fungirt hatte, ließ sich jetzt als solcher in Dorpat nieder und machte mich mit dem Dr. Fählmann bekannt, den ich hoch verehren lernte. Unserem Kreise schlossen sich auch noch andere junge Gelehrte an. Brock war in unserem Kreise wohl der gebildetste. Er dichtete ganz artig und sang ausdrucksvoll zur Guitarre, blieb aber im Leben ziemlich unmündig und holte sich in seinen wichtigeren Angelegenheiten oft bei mir, dem viel Jüngeren, Rath und Unterstützung.

Selbst älter und reifer geworden, suchte ich mein Leben durch Bekanntschaft mit fremder neuerer Literatur vor Einseitigkeit zu bewahren.

Im Jahre 1833 starb auch der letzte der Brüder meines Vaters und

hinterließ mir ein kleines Vermögen, das mir die Möglichkeit gab ins Ausland zu reisen. Allein der Rector Meier, der von meinem Wunsche gehört, machte mich darauf aufmerksam, daß dies die Pensionirung meines kränklichen alten Vaters zur Folge haben würde, und Morgenstern hatte erklärt, daß er dann selbst als Bibliothekdirector abdanken müsse. Während meines Typhus hatte er sich aus Besorgniß, mich zu verlieren, oft nach meinem Befinden erkundigen lassen, und als ich, kaum genesen, ihm meinen ersten Besuch machte, war er so bestürzt und erfreut zugleich, daß er aufschrie und eine Rede, die er gerade für den Vortrag in der Aula memorirte, zur Erde warf und mit Füßen trat. Meine Reise wurde unter solchen Umständen auf Jahre hinausgeschoben, Morgenstern aber blieb mein großer Gönner, und ich habe seiner lebhaften, von Anderen oft redselig genannten Unterhaltung viel zu danken. Er war gereist, hatte viele bedeutende Persönlichkeiten im Leben kennen gelernt und stand mit ihnen in Correspondenz. Auch als Bibliothekdirector wußte er sich im Fall der Noth energisch zu nehmen.

Miscellen.

Eine Bekanntſchaft mit Hans von Bülow.

Es war in Petersburg im Frühjahre 1873, als ich Hans v. Bülow zum erſten Mal hörte und Zeuge des großen Aufſehens war, welches ſein eminentes Gedächtniß und ſeine geiſtreiche Interpretation klaſſiſcher Werke hervorriefen. Bülow durfte mit ſeiner Aufnahme zufrieden ſein; das ruſſiſche Publicum iſt bekanntlich ſowohl einheimiſchen als ausländiſchen Künſtlern gegenüber außerordentlich liebenswürdig und trägt denſelben nicht nur warmherzige Anerkennung, ſondern auch richtiges Kunſtverſtändniß entgegen. Das iſt die Anſicht der Ausländer, das iſt auch die Bülows über das ruſſiſche Publicum. Er hat außerdem bewieſen, daß er Rußland in muſikaliſcher Beziehung eines beſonderen Intereſſes würdigt, und die Ruſſen haben gewiß Urſache, ihm dafür dankbar zu ſein, denn die ruſſiſche Muſik würde ſich nur langſam, vielleicht gar nicht im Auslande verbreiten, wenn ſich nicht geniale und einflußreiche Männer wie Bülow darum bemühten.

Im Jahre 1875 reiſte Hans v. Bülow nach Amerika, wo er ſich verpflichtete, in einer Reihe von 140 Concerten aufzutreten. Die geiſtige und phyſiſche Anſtrengung dieſes coloſſalen Unternehmens untergruben vollends ſeine ſchon ſtark angegriffene Geſundheit; kurz vor dem 139. Concerte fand man ihn eines Tages an ſeinem Flügel zuſammengebrochen bewußtlos am Boden liegen. Das Engagement wurde aufgehoben, an Muſik war für lange Zeit nicht mehr zu denken; Bülow kehrte in einem Zuſtande vollſtändiger Nervenzerrüttung nach Europa zurück, und anderthalb Jahre hat die Muſikgeſchichte kein Mal ſeinen Namen auf der Liſte der Activen verzeichnen dürfen.

Ein bedeutungsvoller Tag war es für die Muſikannalen, als im Auguſt des Jahres 1877 in Baden-Baden der Name Hans von Bülow wieder ein Concertprogramm adelte; — charakteriſtiſch für den Künſtler war der Zweck ſeines Auftretens. Er verhalf einer jungen ruſſiſchen Pianiſtin zu einem nicht erwarteten Erfolge durch ſeine liebenswürdige Mitwirkung in ihrem Concert; er leitete das Concert und geſtaltete es zu einem nationalruſſiſchen, indem er in Deutſchland zum erſten Male die Ouvertüre zu „Shiſn ſa Zara" (das Leben für den Zar) zur Aufführung brachte, das Concert mit Anklängen an die ruſſiſche Nationalhymne eröffnete und außerdem noch Werke ruſſiſcher Componiſten dem deutſchen Publicum vorführte.

Doch auch außerhalb ſeines künſtleriſchen Berufes ſehen wir in Bülow einen höchſt anziehenden und bedeutenden Menſchen, deſſen außergewöhnliche Begabung und vielſeitige Bildung ſelbſt bei oberflächlicher Bekanntſchaft einen Jeden feſſeln muß. Seine Ausſprüche und Schlagworte, die ihn in ſeiner Liebenswürdigkeit zum beliebteſten, in ſeinem Sarkasmus zum gefürchtetſten Geſellſchafter machen, tragen zur Charakteriſtik dieſer eigenartigen Natur nicht wenig bei.

Bülow brachte mehrere Wochen in Baden-Baden zu; ich hatte kurz vor ſeinem „Debut" (wie er in ſcherzhafter Weiſe ſich ausdrückte) das Vergnügen gehabt, ihn kennen zu lernen; ich beſuchte als Muſikfreund jedes Concert, jede Probe. Bülow benutzte das badiſche Curorcheſter, das bekanntlich ein ſehr gutes iſt, und das nun unter der Leitung eines ſo genialen Capellmeiſters Vorzügliches leiſtete. Bülow war beim Dirigiren ſo lebhaft, ſo eifrig, ſo nervös, daß ihm bei ſeinen haſtigen Bewegungen das portecigares aus der Rocktaſche flog und ſeine Hand, die den Stab ſchwang, wund war und blutete. „Das thut nichts," ſagte er auf meine Bemerkung, „lieber ein unangenehmes Gefühl empfinden, als gar keines, — lieber Schmerz als Langeweile" Er dirigirte die Ouvertüre zu „Shiſn ſa Zara" einmal nach der Partitur, das zweite Mal bereits auswendig. Als ich mein Erſtaunen darüber äußerte, meinte er: „Ich habe ja die Oper einmal in Mailand gehört, ſie hat mir ſehr gefallen, Glinka iſt ein capitaler Muſiker," und er drückte ſein Bedauern darüber aus, daß er gerade zur Zeit der großen Faſten in Rußland geweſen ſei, wo die Theater geſchloſſen und er die Oper auf nationalem Boden nicht hatte beſuchen können. Ich erinnerte ihn an eine Matinée in Petersburg, in welcher er nach einander 6 Sonaten von Beethoven, verſchiedene Variationen desſelben — und auf ſtürmiſches Verlangen des Publicums noch eine ſiebente Sonate zum Beſten gegeben. „Ja," erwiderte er, „es war eigentlich ein Unſinn; jetzt würde ich ſo etwas nicht mehr thun."

Bei einer anderen Gelegenheit ſagte Jemand zu Bülow: „Man erzählt ſich eine Geſchichte von Ihnen" . . .

„Man erzählt ſich viele Geſchichten von mir," unterbrach ihn Bülow mit ſarkaſtiſchem Lächeln, „was ſoll ich dieſes Mal gethan haben?"

„Man erzählt ſich, Sie hätten einmal eine Compoſition öffentlich vorgetragen, die Sie nie vorher geſpielt, die Sie nur den Noten nach memorirt? Das klingt unglaublich!"

„Und doch hat man ſich gerade dieſes Mal etwas Wahres von mir erzählt. Ich hatte einem Freunde verſprochen, eine Compoſition von ihm in meinem nächſten Concerte vorzutragen, ich hatte nicht die Zeit, das Stück auch nur einmal durchzuſpielen, ich nahm das Heft mit auf die Reiſe, ſtudirte meine Rolle im Waggon und ſpielte die Compoſition am Abend direct im Concert. — Dieſe Art und Weiſe zu ſtudiren, zuerſt mit dem Kopfe und dann mit den Fingern, möchte ich jedem Muſiker ans Herz legen! Muſiker ſollten ſich nie ohne ein Notenheft auf Reiſen begeben."

Bülow wohnte auf dem Schloßberge an einem der maleriſchſten Punkte des lieblichen Baden, angeſichts der alten Schloßruine, er bezog, ſo oft er nach Baden kam, ſtets dasſelbe Haus, weil es ſeinen Anſprüchen entſprach. „Ich rechne im Stillen darauf," ſagte er lächelnd, „daß es für Andere beſchwerlich ſein möge, den Berg zu erſteigen." Doch weder dieſer artige Ausſpruch, noch der hohe Berg ſchützten ihn vor manch läſtigem Beſuch: Muſiker warteten ihm auf, gute Freunde wollten ihn ſehen. Dieſe Alle waren nicht wenig überraſcht, eines ſchönen Tages an der Außenthür ſeiner Wohnung einen Zettel angebracht zu ſehen, auf welchem mit deutlichen Buchſtaben geſchrieben ſtand: „Vormittags nicht zu ſprechen, Nachmittags nicht zu Hauſe." Man ſtand vor der Thür, man hörte Bülow im Hauſe ſpielen, man lachte und ſtieg die Treppen wieder hinab. — Bülow bewohnte allein den zweiten Stock eines Privathauſes; aus ſeinen Fenſtern hatte man die ſchönſte Ausſicht auf Berge, Wälder, Ruinen, Thäler, blühende Gärten und hübſche Villen. Alles, was zum alten Schloß hinauf wollte, mußte an ſeiner Wohnung vorbei. Oft hatte er auf dieſe Weiſe aufmerkſame Zuhörer, man ſchritt vor ſeinem Hauſe auf und ab, man ſetzte ſich ſogar draußen auf die Schwelle ſeiner Hausthür.

Auch ich hatte den lebhafteſten Wunſch, Bülow üben zu hören und ſann auf eine Möglichkeit, meinen Zweck auf ſchickliche Art zu erreichen. Der Hauswirth Bülows, Herr Gimpel, war unter Anderem Kunſtfreund und Antiquitätenſammler. Ich führte mich bei ihm ein, indem ich vorgab, beſonderes Intereſſe für Alterthümlichkeiten zu hegen. Herr Gimpel öffnete mir auf die verbindlichſte Weiſe ſeine Kunſtkammer, die gerade unter Bülows Muſikſalon lag und in welcher man jeden Ton hören konnte. Mein Intereſſe war anfangs ein ſehr getheiltes; ich wünſchte jedem muſikaliſchen Gedanken zu folgen, und konnte doch nicht anders, als die wirklich bemerkens-

werthen antiken Sachen bewundern. Endlich war ich damit fertig und ſtatt mich zu verabſchieden, brachte ich nach meinem Dank die Bitte vor, noch einige Zeit in dem Raume verweilen zu dürfen, um Bülow ſpielen zu hören. Die Bitte wurde mir mit Vergnügen gewährt, und in vollkommener Stille und Abgeſchloſſenheit brachte ich längere Zeit dort zu und hörte mit Intereſſe und Staunen dieſem Studium zu. Bülow ſpielte Beethoven; ſo oft ich ſeinem Hauſe vorübergegangen bin und ihn ſpielen gehört habe, war es ſtets Beethoven. Er memorirte einen Satz einer der letzten Sonaten; er wiederholte einzelne muſikaliſche Sätze zu je 10—12 Mal, bald die rechte, bald die linke Hand einzeln beſchäftigend; techniſch gelangen die Paſſagen ſchon längſt vortrefflich, dennoch hörte ich ein und dasſelbe häufig wiederholen. „Ich kann nie ein Stück ſpielen, das ich nicht Note für Note im Kopfe habe," ſagte er mir ſpäter einmal. Allmählich kamen die Abrundungen in den Nüancen und dem Tempo dazu, und ſo hörte ich mit namenloſem Intereſſe das Kunſtwerk entſtehen, das Bülow bald darauf in einem Concerte vollendet vortrug. — Ich drückte beim Abſchiede Herrn Gumpel meinen Neid aus um ſolchen Hausgenoſſen und die täglichen intereſſanten Concerte.

„Ich genieße dieſe Muſik auch wirklich mit Bewußtſein," ſagte er mir, „und ſei es auch um 3 Uhr in der Nacht."

„Wie? ſpielt denn Herr von Bülow ſo ſpät noch?"

„Ja, in der letzten Zeit leidet er an Schlafloſigkeit; da geſchieht es häufig, daß er erſt um 2 Uhr Nachts nach Hauſe kommt, lange auf und ab geht, endlich ſich an den Flügel ſetzt und bis zum nächſten Morgen ſpielt. Wenn andere Menſchen aufſtehen, legt er ſich hin."

„Und das ſtört Sie nicht?"

„Eben weil Herr v. Bülow weiß, daß es mich nicht ſtört, lebt er ſtets bei uns, wenn er in Baden iſt Er kann in ſeiner Lebensweiſe keinerlei Zwang ertragen, Herr v. Bülow iſt unvernünftig fleißig; er ſpielt mehr, als er ſpielen darf; hören Sie, nun ſtudirt er ſchon mehrere Stunden ohne Unterbrechung, während der Arzt ihm darin große Mäßigkeit anempfohlen hat. Er iſt ja noch Reconvalescent. Wenn's einmal Tage lang da oben ſchweigt, ſo iſt das ein böſes Zeichen; dann hat Herr v. Bülow einen Anfall ſeiner ſchlimmen, nervöſen Kopfſchmerzen."

Am häufigſten verkehrte Bülow mit dem Violoncelliſten Coßmann und dem der muſikaliſchen Welt wohlbekannten Wagnerverehrer und Kritiker Dr. Richard Pohl; er war mit Beiden intim befreundet. Ich erinnere mich eines genußreichen Abends im Hauſe des Dr. Pohl. Es war ſein Geburtstag und Bülow hatte ſeinem Freunde als Geburtstagsangebinde verſprochen, am Abend bei ihm zu ſpielen. Es verſammelte ſich eine große Geſellſchaft, in welcher eine eben ſo ſchöne als liebenswürdige Wirthin die Honneurs machte;

ſie war gleichfalls mit Bülow gut befreundet. Man war an dem Abend beſonders heiter, Bülow war ſehr aufgelegt und wie überall, ſo auch hier die Seele der Geſellſchaft. An dem verſprochenen Geburtstagsgeſchenk ſollte die ganze Geſellſchaft Theil haben: Coßmann holte ſein Inſtrument hervor, Bülow wählte eine Sonate von Saint-Saëns für Pianoforte und Violoncello und nahm ſeinen Platz am Flügel ein. Der Stuhl erwies ſich als zu niedrig.

„Du, Pohl!“ rief er, „gieb mir ein Notenheft zum Sitzen, haſt Du nicht die „Schöpfung“ von Haydn?“

Dr. Pohl reichte ihm lachend einen Packen hin, mit dem Bemerken, er beſitze leider nicht das gewünſchte Werk, ein anderes Heft würde es wohl auch thun Da rief Bülow.

„Es iſt noch zu niedrig! Du kannſt mir recht noch das „Frühlingslied“ von Mendelsſohn geben!“

Wie er hier mit Worten ſein muſikaliſches Glaubensbekenntniß theilweiſe kund gegeben, ſo that er es ſpäter in Tönen; er ſpielte viel und meiſt ſeine Lieblinge: Saint-Saëns, Chopin, Liszt, Rubinſtein, Raff. Von Chopin ſpielte er gern und häufig das vierte Scherzo in E, „weil es“ — wie er ſich etwas derb ausdrückte — „zu den Stücken gehört, die Einem noch nicht zum Halſe herauswachſen.“

„Chopin,“ ſagte er, „können eigentlich nur Ruſſen gut ſpielen; die Polen haben oft zu wenig Rhythmus, und die Deutſchen ſind zu ſchwerfällig und zu ſentimental. Mir kann es geſtohlen werden, dieſes „deutſche Gemüth,“ dieſe deutſche „Innerlichkeit“, die doch nie herauskommt[1].“

Rubinſtein ſpielte er mit großer Vorliebe und ſprach ſich mit Wärme über den „großen Zug“ aus, der durch alle ſeine Compoſitionen gehe; er nannte ihn eine „groß angelegte Natur“. Jemand aus der Geſellſchaft ſprach die Anſicht aus, daß man an dem Spiele Rubinſteins die Accurateſſe vermiſſe, die den anderen großen Künſtlern eigen ſei. . .

„Ich wollte nur,“ meinte Bülow, „ich könnte alle meine falſchen Noten mit ſolch einer Liebenswürdigkeit nehmen, wie Meiſter Anton.“

Es wurde ein Concert beſprochen, in welchem ein junger Sänger, dem ſowohl die Stimme, als auch die Schule gefehlt, mit ſehr wenig Erfolg debutirt hatte.

„Um ſo ſingen zu dürfen, hätte Herr S. wenigſtens Geſandtſchaftsattaché ſein müſſen,“ ſagte Bülow. „Ich begreife nicht, woher der junge Menſch die Unverfrorenheit nimmt, ſich Sänger zu nennen. Das iſt der ſchädliche Einfluß der Conſervatorien! Seitdem die vielen Conſervatorien

[1] Es war damit Robert Franz gemeint

Europas die Kunst „künstlich“ betreiben, sieht es um die Förderung der wahren Kunst traurig aus. Jeder, der sein Diplom in der Tasche hat, nennt sich „Künstler“ und will sich produciren; da aber in den verschiedenen Conservatorien jährlich „Künstler“ in beträchtlicher Anzahl in die Welt gesetzt werden, die alle den Trieb haben sich zu produciren, so übersteigt leicht das Angebot die Nachfrage und erwächst den jungen, oft strebsamen Menschen ein kümmerliches Dasein. Das Conservatorium ist die Pflanzstätte des musikalischen Proletariats.“ Er warf den Conservatorien Einseitigkeit vor; Selbststudium, Reisen und Rathschläge der verschiedensten bedeutenden Künstler seien für einen angehenden Musiker, dessen Fortkommen vor allen Dingen Talent garantire, der Weg zur Vervollkommnung.

Die anwesende russische Pianistin ermuthigte er auf die liebenswürdigste Weise. „Sie müssen reisen, und zwar fangen Sie mit dem Gewandhause an. Ich kann leider nichts dazu thun, um Ihnen zu diesem für alle jugendlichen Künstler wichtigen Debut zu verhelfen; ich bin etwas brouillirt mit Leipzig, seitdem ich einen unvorsichtigen Ausspruch gethan, ich behauptete einmal: ich spiele lieber im „Hausgewande“ als im „Gewandhause“, und seitdem will man dort nichts mehr von mir wissen. — Spielen Sie öffentlich, so viel Sie können, arbeiten Sie weiter, — haben Sie aber einige Monate nichts zu thun, dann gehen Sie zu Liszt und lernen Sie von dem.“

Einige Tage nach diesem Abend fand das Concert des Violoncellisten Cossmann statt, in welchem Bülow als Dirigent, sowie als Pianist zum zweiten Male in jenem Sommer die Concertestrade betrat, zum größten Jubel des Publicums, das an jenem Abend seinen Liebling besonders auszuzeichnen gedachte. Das solide deutsche Publicum versteigt sich selten zu glühenden Ovationen, was in unseren Concertsälen mit Leichtigkeit ausgeführt wird, trägt in Deutschland oft den Stempel der Schwerfälligkeit und muß sogar, wie in dem nachstehenden Falle nach unseren Begriffen als vollständig mißlungen angesehen werden.

Es hatten sich Bülows Freunde verabredet, den großen Künstler bei seinem Erscheinen vor dem Beginn der Symphonie mit einem Regen von Lorbeerkränzen zu begrüßen. Als das Publicum sich versammelte, sah man mehrere Herren und Damen mit enormen Kränzen bewaffnet in den Saal treten, stehen bleiben, mit Spannung den Moment des Sturmes erwartend. Bülow erschien, der große Moment war da — doch keine Hand rührte sich, Keiner hatte den Muth, der Erste zu sein, Alles blieb still, und die Symphonie begann. Auch in den Pausen blieb Alles ruhig; zum Schluß endlich, als das Publicum sich bereits erhob, um den Saal zu verlassen, kam etwas geflogen, ein vereinzelter Kranz, der, mit zu wenig Schwungkraft geschleudert, die Estrade nicht einmal erreichte und auf den Boden fiel, gerade in dem

Moment, wo Bülow die Estrade verlassen, also nichts davon gesehen hatte. Die übrigen Kränze wurden alle einem Capelldiener übergeben, der sie, 6—8 an der Zahl, wie Bretzel auf seinen Arm reihte und sie schließlich auf dem Instrumente aufthürmte. Bülows Seele ahnte nichts von dieser Feier, und wir wollen hoffen, daß er nie etwas davon erfahren hat, denn er ist kein Freund von dergleichen Auszeichnungen, wovon Baden einige Zeit nachher ein Beispiel erlebte.

Im Sommer darauf brachte Bülow wieder mehrere Wochen in Baden zu; er lebte abermals im Hause des Herrn Gimpel, er studierte nach wie vor, war derselbe witzige, liebenswürdige, unbarmherzig sarkastische Gesellschafter — leider aber auch eben so nervös und reizbar, wie zuvor. In Momenten des bis zur Krankhaftigkeit hinaufgeschraubten Affects konnte er Alles um sich her vergessen und dann bis über die Grenzen der Schicklichkeit hinaus rücksichtslos sein.

In einem Concert, in welchem er fast ausschließlich allein spielte, dessen Ertrag er aber einer jungen unbemittelten Sängerin bestimmte, wurde in einem Zwischenact von einem Diener ein schöner Lorbeerkranz hereingetragen und über die Lehne des Stuhles vor dem Instrument gelegt. Bülow, der eben im Begriff war, an den Flügel zu treten, blieb stehen, als er den Kranz erblickte, stampfte mit dem Fuße und rief: „Heraus damit!" Der Diener nahm erschreckt den ihm anvertrauten Kranz von der Lehne und deponirte ihn behutsam in einer bescheidenen Ecke der Estrade. „Zum Teufel! heraus damit, sage ich" — rief er außer sich — „ganz heraus!" — Der Kranz mußte den Weg wieder durch den Saal machen. Im Publicum machten sich Regungen von Verlegenheit, Schreck und Unwillen bemerkbar; dem Spender des Lorbeers, falls er sich im Saale befunden, mochte dabei nicht wohl zu Muth gewesen sein. Bald darauf setzte sich Bülow an den Flügel und spielte — wunderbar! Es waren Compositionen von Händel, Beethoven, Schubert, Raff, Tschaikowski und Rubinstein. Alle die widerstreitenden Empfindungen, die seine gesellschaftlichen Rücksichtslosigkeiten kurz zuvor im Publicum heraufbeschworen, wußte der Künstler von Gottes Gnaden zu lösen und in den Ausdruck des enthusiastischen Entzückens, der höchsten Bewunderung und Verehrung zu verwandeln.

Nach dem Concert trat er in den Saal und war bald von Bekannten und Freunden umringt; Jeder wollte ihm Dank sagen und einen Händedruck von ihm empfangen. Aus einer Gruppe junger Mädchen, mit denen er lebhaft scherzte, trat eins auf ihn zu und sagte:

„Aber wie konnten Sie heute nur so heftig werden, Herr v. Bülow? Sie haben gewiß dem sehr wehe gethan, der mit dem Kranz doch nur seiner Verehrung für Sie einen Ausdruck geben wollte. Das war böse von Ihnen."

„Wann werden die Menſchen endlich begreifen," rief Bülow, „daß ich dergleichen nicht mag; ich bin kein Jüngling mehr, den man zu ermuthigen hat. Wenn man mir zum Lorbeer doch wenigſtens Salz und Pfeffer ſpenden wollte, dann könnte ich mir einen Salat daraus machen; aber was fange ich ſo mit dem Grünwerk an? — Und was die „Verehrung" des Publicums anbetrifft, ſo zum Kuckuck mit der, ich habe ſie nicht nöthig. — Uebrigens, war der Kram von Ihnen?"

„Nein."

„Von Ihnen? — von Ihnen?"

Ueberall antwortete man ihm mit einem Kopfſchütteln.

„Nun, dann liegt mir nichts daran."

Bülow hatte, da man ihn nie zu Hauſe traf, die Höflichkeit, einen Beſuch ſofort zu erwidern. Er erhob ſich gewöhnlich vom Stuhle, nachdem er eben Platz genommen: „Sie entſchuldigen, wenn ich umhergehe, ich bin ein wenig nervös" — pflegte er zu ſagen. Seine Unterhaltung war ſtets lebhaft und im höchſten Grade anregend; ſie bot reichlich Gelegenheit, ſeinen ſprühenden Geiſt und ſeine weitumfaſſenden Kenntniſſe zu bewundern; vier Sprachen, deutſch, franzöſiſch, engliſch und italieniſch, beherrſchte er in gleicher Vollkommenheit.

Eines Sonntags Vormittags lud er einige Bekannte zu ſich ein: „wenn es Sie intereſſirt, etwas Muſik zu hören" — ſetzte er hinzu. Bülow war bei der Gelegenheit, wie die Damen ſich ausdrückten, „dämoniſch" liebenswürdig; er ſpielte Stunden lang, ſich Beſtellungen einholend, auf alle Bitten eingehend. Alle Anweſenden waren wie von einem Zauber befangen. In den Pauſen ſcherzte er auf die heiterſte Weiſe, Schlagworte flogen hinüber, herüber; er reizte durch ſeinen frivolen Ausſpruch: er finde es geradezu verbrecheriſch, wenn eine Dame nicht kokett ſei — die anweſende Damenwelt zum verzweifeltſten Widerſpruch und erging ſich in Auseinanderſetzungen, die auf eine religiös-freiſinnige Denkungsweiſe ſchließen ließen. Ein junges Mädchen, das ſich ſeines beſonderen Wohlgefallens erfreute und ſich lange mit ihm angelegentlich unterhielt, ſagte darauf hin halb zaghaft, halb vorwurfsvoll: „Aber, Herr von Bülow, wie kann man nur ſo wunderſchön ſpielen und dabei an keinen Gott glauben?"

„Mein Fräulein, woher nehmen Sie an, daß ich an keinen Gott glaube?" antwortete Bülow. „Vielleicht iſt der Gott, der in meiner Bruſt lebt, derſelbe, an den Sie glauben, wir nennen ihn nur bei verſchiedenen Namen! Der Menſch kann meiner Anſicht nach ohne einen Gott gar nicht exiſtiren; doch jeder Menſch hat ſeinen Gott" — und er ging ins Nebenzimmer, holte ein Buch heraus, Goethes Fauſt, ſchlug die Stelle auf, in welcher Gretchen den Fauſt fragt: „Glaubſt du an Gott?" und Bülow las laut die Antwort Fauſts:

„Mein Liebchen, wer darf ſagen.
Ich glaub' an Gott!
Magſt Prieſter oder Weiſe fragen,
Und ihre Antwort ſcheint nur Spott
Ueber den Frager zu ſein
— — — — — — — — — —
Ich habe keinen Namen dafür!
Gefühl iſt Alles!"

„Glauben Sie mir, mein Fräulein," rief Bülow, das Buch ſchließend, „wenn ich eine Sonate von Beethoven ſpiele und dabei etwas fühle, wenn ich durch Töne auf meine Zuhörer wirke und in ihnen Empfindungen erwecke, in ſolchen Stunden ſteckt mehr Religion in mir, als in manchem „gläubigen" Gemüth."

Bald darauf rüſtete ſich Bülow zur Abreiſe; er hatte das Capellmeiſter-Amt am Hoftheater zu Hannover angenommen. Am Tage vor ſeinem Abſchiede begegnete ich ihm in Geſellſchaft einiger Freunde auf der Promenade. Ein herzliches Lachen empfing mich.

„Hören Sie doch nur," rief mir Bülow entgegen, „was der Coßmann eben für einen prächtigen Witz gemacht hat; er meinte. „alſo morgen wird man ſingen können: Ueber allen Gimpeln iſt Ruh'!" . Iſt das nicht köſtlich?"

Im Winter darauf erſchien ein kleines literäriſches Werk, das ſehr viel Aufſehen erregte und überall mit dem größten Intereſſe geleſen wurde. „Eine Liebesepiſode aus dem Leben Laſſalles". Auch ich hatte die Broſchüre geleſen und theilte mit Allen den Wunſch, den Namen der ſympathiſchen jungen Heldin des Romans, der anonymen Schreiberin jener Epiſode, zu erfahren. Sie erwähnt eines genußreichen Abends bei Laſſalle, an welchem ſie mehrere ſeiner Freunde kennen gelernt, unter Anderen die Herren Pritzel, Scherenberg und Bülow. Ich hoffte jetzt durch Letzteren zu erfahren, wer die junge Dame geweſen, und ſchrieb ihm zu dem Zweck nach Glasgow, wo er ſich gerade aufhielt. Umgehend erhielt ich folgende Antwort:

„Wohlerzogenheit und Eigenliebe kämpfen einen harten Kampf in mir ſeit Empfang Ihrer Zeilen: die erſte trägt den Sieg davon — ich will Ihnen aufrichtig ein Geheimniß verrathen, deſſen Entdeckung meinen Ruf vernichten kann. Mein Gedächtniß iſt bei weitem nicht ſo wunderbar, als Fama zu rühmen beliebt. Habe abſolut keine Erinnerung mehr an ruſſiſches Fräulein nebſt dero Vater, die ich einmal mit anderen Schriftſtellern in meines hochverehrten unglücklichen Freundes Laſſalles Hauſe getroffen haben könnte. May be; wenn ich bei Laſſalle war, hatte ich nur Augen und Ohren für den mir ſo ſympathiſchen heldenhaften Mann,

— alle übrigen Anwesenden waren für mich Statisten, Figuranten, Schatten, Tagesgespenster. Agréez mes respects. — Herren Pritzel und Scheerenberg u. s. w. möchten eher Aufschluß geben können.

Ich habe die Ehre Sie zu grüßen

Ganz ergebenst (wiewohl eilig)

Hans v. Bülow.

Seitdem haben wir das Glück gehabt, zu wiederholten Malen Bülow in Rußland zu sehen und zu hören. Bis jetzt können die Besucher der Symphonieconcerte in Petersburg die Saison nicht vergessen, in welcher er als Orchesterdirigent an Interpretation so Vollendetes leistete, und selbst russische Compositionen in so charakteristischer und genialer Weise zu Gehör brachte, wie es, weder vor noch nach ihm der Fall gewesen ist. Wie interessant war es, den Proben beizuwohnen, Bülows treffende Bemerkungen zu hören und zu beobachten, wie er jedem Instrument seinen Geist einzuverleiben wußte, bis die Composition schließlich als vollendete Verkörperung seiner Idee vor uns stand. Daß es in solchen Stunden bei einer so nervösen und eigenartigen Individualität wie Hans von Bülow an den malitiösesten, originellsten und beißendsten Bemerkungen nicht fehlte, kann man sich denken. — So war es bei dem Einstudiren eines Chorwerkes, daß Hans Bülow zu einer geistreichen Parallele durch die mitwirkenden Damen des Chores herausgefordert wurde, welche, wie leider üblich, in der Probe die Zeit dazu benutzten, sich ihre Tagesneuigkeiten mitzutheilen.

„Meine Damen," unterbrach sie Bülow, „es handelt sich hier nicht darum, das Capitol zu retten, sondern ein Chorwerk einzustudiren!"

Es werden wohl wenig Personen mit Hans von Bülow in Berührung gekommen sein, die nicht ähnliche originelle Episoden und geistreiche Aussprüche[1] von ihm zu verzeichnen hätten.

O. Eblis.

[1] Meist aber auch sehr unfeine Aussprüche Die Red.

Karl von Ditmar †.

Am 13. (25.) April d. J. iſt in Dorpat ein an Erfahrungen und Erlebniſſen, an Arbeit und Erfolg mannichfacher Art reiches Leben erloſchen: Karl von Ditmar, Beſitzer des Guts Kerro im Pernauſchen Kreiſe Livlands, als wiſſenſchaftlicher Reiſender und Erforſcher Kamtſchatkas in den weiteſten Kreiſen rühmlichſt bekannt und hochgeachtet, iſt aus dem Leben geſchieden.

Sohn des Dr juris und weiland Privatdocenten in Dorpat Woldemar von Ditmar und ſeiner Gemahlin, geb. Baroneſſe von Stackelberg, wurde K. v. Ditmar am 27. Auguſt 1822 auf dem großväterlichen Gute Fennern im Pernauſchen geboren und erhielt ſeine Schulbildung in der bekannten Krümmerſchen Anſtalt in Werro. 1841 zur Univerſität gelangt, begann er erſt Landwirthſchaft zu ſtudiren, verharrte jedoch, von einer bereits im Knaben ausgeſprochenen Liebe zur Natur beſeelt, bei den naturwiſſenſchaftlichen Fächern derſelben und gab ſich ſchließlich, durch den eben damals nach Dorpat berufenen Profeſſor Hermann Abich, nachmaligen Akademiker in St. Petersburg und berühmten Kaukaſusforſcher, mächtig angeregt, voll und ganz dem Studium der Mineralogie und Geologie hin. Nachdem er 1847 die Univerſität mit dem Grade eines Candidaten dieſer Wiſſenſchaften verlaſſen und darauf daſſelbe Studium noch in der Bergakademie in Freiberg in Sachſen und in Leipzig fortgeſetzt und ſpäter eine Bildungsreiſe durch Deutſchland, Frankreich, Italien und die Schweiz gemacht hatte, kehrte er 1850 in die Heimath zurück und wurde auf Verwendung des Herzogs Maximilian von Leuchtenberg beim Kriegsgouverneur von Kamtſchatka, Capitän (nachmals Admiral) Sawoiko, als Beamter für beſondere Aufträge im Bergfach angeſtellt. Der forſchungsluſtige, zu allen Entbehrungen bereite und vor keinen

Mühen und Gefahren der Reiſe durch unwirthbare Gegenden zurückſchreckende junge Gelehrte gewann bald das beſondere Wohlwollen ſeines Chefs und erhielt durch ihn Gelegenheit, die im Inneren noch faſt unbekannte, durch ihre zahlreichen und rieſigen Vulcane hochintereſſante Halbinſel mehrfach ſowohl ihrer ganzen Länge nach, wie kreuz und quer zu bereiſen. Die Rückreiſe von Kamtſchatka fand zur See nach der Amurmündung, dieſen damals noch wenig bekannten Strom aufwärts und durch Sibirien ſtatt, und das Weihnachtsfeſt 1856 ſah Ditmar wieder in ſeiner Heimath.

Hier erwartete ihn eine Thätigkeit, der er ſich anfangs nur ungern hingab, da er am liebſten ſogleich an die wiſſenſchaftliche Bearbeitung des in Kamtſchatka zuſammengebrachten Materials an Beobachtungen, Sammlungen, Karten- und Tagebuchaufzeichnungen gegangen wäre. Aber die Umſtände erheiſchten es dringend, daß er ſich des inzwiſchen von ſeiner Mutter in umſichtiger Fürſorge für ihn gekauften Landgutes Kerro annähme, das in landwirthſchaftlicher Beziehung zwar ſehr verkommen war, bei ſeiner großen Ausdehnung aber und ſeinem coloſſalen Waldareal einen ſehr anſehnlichen Schatz in ſich barg. Um dieſen zu heben, bedurfte es nur einer ſtarken, mit voller Hingebung arbeitenden Kraft. Und dieſe, am anderen Ende der Welt im Kampf mit der Natur und mit Hemmniſſen und Hinderniſſen aller Art geſtählte Kraft war jetzt da, um Vieles noch verſtärkt dadurch, daß Ditmar, der Reiſeluſt entledigt, jetzt ſein eigenes Haus gründete und damit feſte Wurzeln in der Heimath faßte. Auf die hier entwickelte Thätigkeit im Einzelnen einzugehen, gebricht es hier an Raum. Es genüge nur anzuführen, daß in der Waldeinöde von Kerro im Laufe eines Menſchenalters, außer dem großen ſchloßartigen Wohnhauſe und allen erforderlichen, in demſelben Maßſtabe gehaltenen Wirthſchaftsgebäuden, eine ganze Reihe von induſtriellen, mit Dampfbetrieb arbeitenden Gewerken und daneben — last not least auch eine Kinderbewahranſtalt und Schule entſtand, die, mit beſonderer Liebe und Sorgfalt gepflegt, Zeugniß von der humanen Geſinnung ihres Begründers gab und ihm die Herzen aller Untergebenen gewann.

Inmitten dieſer von einer glücklichen und ſonnigen Häuslichkeit erhellten und getragenen Thätigkeit kehrte Ditmar in den Mußeſtunden gern zur Bearbeitung ſeiner Reiſe-Erfahrungen und Erlebniſſe nach den an Ort und Stelle niedergeſchriebenen Tagebüchern zurück. Einen raſcheren Fortgang konnte dieſe jedoch erſt im letzten Decennium nehmen, als er, zum Theil auch ſeines Herzleidens wegen, den Winter ſtets in Dorpat zu verbringen beſchloß, wo ihm manche literäriſche Hilfsmittel geboten werden konnten. Erſt zwei Jahre ſind es her, daß ſein Werk „Reiſen und Aufenthalt in Kamtſchatka in den Jahren 1851—1855, erſter Theil" im Druck erſchien und durch ſeinen reichen wiſſenſchaftlichen Inhalt, wie durch die einfache und

und anspruchslose Schilderung gefahrvoller Reisen, wechselnder Naturbilder und eines eigenartigen Völkerlebens allgemeines Interesse erregte. Seitdem war er anhaltend bemüht, das dort entworfene Bild nach allen Seiten wissenschaftlich zu vervollständigen und zu vertiefen — bis ihm die Feder, leider ohne ganz abgeschlossen zu haben, der müden Hand entsank. Hoffen wir, daß auch dieser zweite Theil, wenngleich nicht in dem ursprünglich beabsichtigten Umfange, im Druck erscheinen wird, um mit jenem ersten zusammen ein schönes Denkmal von Ditmars Thätigkeit im äußersten Nordosten Asiens abzugeben.

Ich kann, so gering der mir zugemessene Raum ist, nicht schließen, ohne noch ein Wort über die Persönlichkeit Ditmars gesagt zu haben. Allen, die auch nur in flüchtige Berührung mit ihm gekommen, wird seine einnehmende, überaus liebenswürdige, selten reich begabte Persönlichkeit stets in freundlichster Erinnerung bleiben — die fesselnde Macht seiner mündlichen Rede, die drastische, farbenreiche Ausdrucksweise, die überraschenden, immer treffenden Bilder und Vergleiche, der nie versiegende frische Humor. Wer ihn näher und tiefer gekannt, wem es beschieden gewesen, mit ihm ein Stück Lebens zu theilen, der konnte in ein wundervar harmonisches Innere blicken, in welchem neben starker Willenskraft und Energie ein unendliches Wohlwollen und eine milde Humanität das Scepter führten. Und diese letzteren blieben sich immer treu, seinen engeren Heimathsgenossen, wie den fernen Kamtschadalen und Korjaken gegenüber, ja, im Verkehr mit diesen trat seine Menschenfreundlichkeit erst recht hervor, denn er sah in ihnen nur erwachsene Kinder, und in seiner eigenen Brust schlug, trotz aller Männlichkeit, ein kindlich weiches und warmes Herz — die tiefste und mächtigste Triebfeder seiner Handlungen. Liebe und Ehre seinem Andenken! Friede seiner Asche!

St. Petersburg, 22. April 1892.

L. v. Schrenck.

Herausgeber R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich
R. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 30-го Апрѣля 1892

Печатано въ типографіи Императорскаго Университета въ Ревелѣ

Die Fürstin Natalie Borissowna Dolgoruki,

geb. Gräfin Scheremetjew.

Die Fürstin Natalie Borissowna Dolgoruki beansprucht unter den hervorragenden Frauen des 18. Jahrhunderts unsere besondere Aufmerksamkeit durch ihre ideal angelegte Natur und den Adel ihres Charakters, der sich unter den härtesten Schicksalsschlägen bewährte. Wir sehen sie schuldlos hineingerissen in die entsetzliche Katastrophe, die im Intriguenspiel um Macht und Herrschaft ihren Mann und seine ganze Verwandtschaft in Verbannung und Elend und dann mit durch eigene Unvorsichtigkeit aufs Blutgerüst zu qualvollem Tode führte. In allem Unglück und Kummer zeigt sich uns das menschlich schöne Bild einer gottergebenen Dulderin, deren ganzes Leben erfüllt war von hingebender selbstloser Liebe.

Die Hauptquelle für ihr Leben sind ihre als Bruchstücke hinterlassenen Aufzeichnungen, ein rührendes Zeugniß kindlichen Gemüthes und edler Weiblichkeit. Ihre Denkwürdigkeiten schrieb sie kurz vor ihrem Tode im Jahre 1767 als Nonne nieder, auf Bitten ihres ältesten Sohnes und ihrer Schwiegertochter[1]. In diesen Aufzeichnungen tritt ihre hingebende warme Liebe, freilich auch ihre naive Parteilichkeit deutlich hervor. Die Ihrigen, besonders ihren Mann und dessen Wohlthäter Peter II. idealisirt sie, seine Gegner und die Kaiserin Anna, unter der er gelitten, schildert sie ungünstig, aber auch bei diesen subjectiv gefärbten ungünstigen Urtheilen tritt ihre christliche, milde, dem Hasse und der Rachsucht abgewandte Gesinnung wohlthuend hervor. Bei solchen Eigenschaften der Verfasserin ist besonders wichtig, was und wie sie Selbsterlebtes erzählt, und wohl zu unterscheiden von dem, wo

[1] Die Denkwürdigkeiten sind gedruckt mit dem Nachweise der früheren Ausgaben und anderen Mittheilungen aus ihrem Leben im Русский Архивъ. 1867 S. 2 ff.

ſie die damals gang und gäben Legenden wiedergiebt. Sie ſchrieb ihre Aufzeichnungen 1767, zu einer Zeit, als ſich über das Schickſal der Fürſten Dolgoruki ſchon die verſchiedenartigſten Legenden gebildet hatten, Legenden, deren Unrichtigkeit und mangelnde Begründung jetzt durch Nachweiſe aus dem Staatsarchiv dargethan iſt. Beſonders iſt dies der Fall mit dem, was die Fürſtin über den Urheber der Verfolgung gegen die Fürſten Dolgoruki ſagt. Sie hält Biron dafür — denn ſo bezeugte es die Legende. Dem widerſpricht die einfache Thatſache, daß im Jahre 1720, wo der Sturz der Fürſten Dolgoruki erfolgte, Biron ein noch wenig einflußreicher Mann war, der eben erſt begann den Boden für künftige Erfolge zu ſondiren und vorzubereiten. Es iſt urkundlich nachgewieſen, daß die Dolgoruki ſelbſt für ihre Hauptfeinde Jaguſhinski, Golowkin, Oſtermann, Wolynski, Theophan Prokopowitſch gehalten haben und allen Grund dazu hatten, da dieſe von ihnen vielfach verletzt und in ihrer Stellung durch ſie bedroht waren. Wenn weiter unten die Aeußerung über Biron trotzdem abgedruckt wird, ſo nur deswegen, weil ſelbſt in dieſem parteiſchen Urtheil die milde Geſinnung der Verfaſſerin ſelbſt gegen den, den ſie für den Urheber des Unglückes anſah, deutlich hervortritt.

Bemerken müſſen wir noch die Art und Weiſe, wie ſie des Verſuches erwähnt, die autokratiſche Gewalt der Monarchin zu beſchränken. Aus ihren Aeußerungen erfahren wir, was man ſich davon in dem Kreiſe der Dolgoruki erzählte und wie ſie es von ihrem Manne erfahren hatte. Sie glaubte die „Punkte", die die Kaiſerin hatte unterzeichnen müſſen, wären zum Beſten des Volkes erlaſſen und ihre Feſtſtellung wäre auf allgemeinen Wunſch erfolgt Von den Machinationen der Dolgoruki hatte ſie offenbar keine Ahnung.

Bevor wir aber die Fürſtin Natalie Borriſſowna kennen lernen, müſſen wir kurz die damaligen politiſchen Zuſtände Rußlands uns vergegenwärtigen[1], die Zuſtände, die den Schlüſſel liefern zum Verſtändniß des tragiſchen Geſchickes, auf deſſen düſterem Hintergrunde die liebliche Geſtalt unſerer Heldin in ihrer anſpruchsloſen Schönheit ſich abzeichnet

Peter der Große, „ein ſouveräner Monarch, der niemandem auf Erden von Seinen Verrichtungen Rede und Antwort geben darf, ſondern Macht und Gewalt hat, Sein Reich und Länder als ein chriſtlicher Potentat nach

[1] In der Schilderung der damaligen politiſchen Zuſtände folgen wir im Weſentlichen der Schrift I. A. Kopeinowitſch Bonaparte Императрица Анна Іоанновна. Казань. 1880. Zur Abfaſſung dieſer Schrift wurde dem Verfaſſer ſeiner Zeit auf Befehl Kaiſer Alexanders II das Reichsarchiv in St. Petersburg geöffnet Von demſelben Verfaſſer iſt neuerdings erſchienen und iſt gleichfalls bei der Darſtellung benutzt Изъ эпохи реформъ (Статьи XVIII вѣка. Казань 1891 In dieſem Werke ſind viele Legenden die ſich in Bezug auf die Fürſten Dolgoruki gebildet hatten auf ihren wahren Werth zurückgeführt worden

eigenem Willen und Gutdünken zu regieren“ — wie er ſelbſt im Kriegsreglement ſeine Stellung bezeichnet — hatte von ſeiner Machtvollkommenheit ausgiebigſten Gebrauch gemacht, um eine Reform im umfaſſendſten Sinne anzubahnen und Rußland europäiſch zu machen. Nicht nur das ſtaatliche, politiſche Leben ſollte von Grund aus anders werden; die Reform ſollte ſich erſtrecken auf das ganze Fühlen und Denken, die Anſchauungen, Ueberzeugungen, das Gewiſſen, kurz auf das ganze Leben des Volkes. Es ſollte Alles europäiſch werden. Feſt und unbeugſam hatte er mit eiſerner Conſequenz die Rieſenarbeit in Angriff genommen und mächtig gefördert, trotz des Widerſtandes, auf den er ſtieß, denn das Volk, deſſen ganzes Leben und Sein reformirt werden ſollte, hielt am Hergebrachten feſt. Peters furchtbarer Energie gegenüber zeigte ſich, abgeſehen von den erſten Jahren, nur paſſiver Widerſtand. Die vornehmen Geſchlechter, aus denen bisher die Leiter des Staates hervorgegangen waren, die denſelben nach dem Herkommen geleitet, wohl auch hie und da Verbeſſerungen verſucht und durchgeführt hatten, verſchloſſen den Groll über die Beſeitigung des ehrwürdigen Hergebrachten, über die Verſpottung der alten Sitten und Gebräuche in ihrem Inneren, ſie ertrugen es murrend, neue Leute niedrigen Standes und Fremde an der Spitze des Staates zu ſehen: ſie flüchteten ſich in die Erinnerungen der alten Zeit des moskowiſchen Zarthums oder in fremde Länder und ſuchten die Ideale eines beſſeren Seins in der Vergangenheit des eigenen Landes oder in den beſtehenden Zuſtänden benachbarter Staaten.

Die mittleren Klaſſen, die Dienſtleute und Alles, was ſich aus dem niederen Volk durch eigene Tüchtigkeit heraufarbeitete, fügte ſich zum Theil der Reform, denn dieſe eröffnete ihnen die Möglichkeit, emporzukommen zu Macht und Einfluß, ja, in die erſten Reihen zu gelangen.

Das niedere Volk widerſtrebte der Reform, denn dieſe nahm ihm das gewohnte Alte und brachte ihm keine Ausſicht auf Beſſerung, ſondern nur Laſten: ſchweren Steuerdruck und noch ſchwerere lebenslängliche Rekrutenpflichtigkeit. Dieſen Laſten ſuchte der Bauer ſich zu entziehen durch die Flucht über die Wolga in die unermeßliche Steppe, in die mütterliche Einöde, oder über die Grenze in die litthauiſchen Wälder.

Mit Peters Tode trat in der Reformbewegung ein Stillſtand ein. Es war Niemand da, der in ſeinem Geiſte und mit ſeiner Energie ſein Werk fortgeſetzt hätte. Seine Diener und Gehilfen hatten wohl die äußere Form ſich angeeignet, aber das Weſen ſeiner Thätigkeit war ihnen verſchloſſen geblieben, ſeinen Geiſt beſaßen ſie nicht! Ihnen gegenüber zeigte ſich die Möglichkeit einer Oppoſition, eines Eintretens für das alte Herkommen und die alten Lebensanſchauungen.

Unter den alten Geſchlechtern, die im alten Rußland an der Spitze

der Staatsangelegenheiten geſtanden hatten, regte ſich ſofort eine Oppoſition. Dieſe wurde um ſo mehr herausgefordert, als die Aufhebung der alten Thronfolgeordnung durch Peter und ſein Geſetz: Jeder Kaiſer ſei befugt, ſeinen Nachfolger nach eigenem Ermeſſen zu ernennen, großes Mißfallen erregt hatte Durch dies Geſetz wurde die Stetigkeit der Thronfolge, auf der die Ordnung und Sicherheit des ganzen Staates beruhte, erſchüttert, und wurden die Staatsſtreiche und Gewaltthaten eingeleitet, welche im vorigen Jahrhundert die Thronbeſteigungen ſo oft begleiteten und erſt durch die von Kaiſer Paul erlaſſene, jetzt geltende Thronfolgeordnung für immer beſeitigt worden ſind. Peter der Große ſtarb ohne ſeinen Nachfolger ernannt zu haben. Die alten Geſchlechter forderten die Thronfolge Peters II., Sohnes des unglücklichen Alexei, denn von der Gemahlin Peters, Katharina, die aus niederem Stande war, wollten ſie nichts wiſſen, eben ſo wenig von deren Töchtern. Die neuen Emporkömmlinge, welche im Prozeſſe Alexeis eine wenig ehrenhafte Rolle geſpielt hatten, und vor Allen Menſchikow, hatten von einer Thronbeſteigung Peter Alexejewitſch' Alles zu fürchten. So nahm der Streit die Form des Kampfes um die Macht an. Die Anhänger der Reform, die Emporkömmlinge und die Fremden behielten durch das gewandte Eingreifen des holſteinſchen Reſidenten Baſſewitz die Oberhand, indem es ihnen gelang, die Kaiſerin Katharina I. auf den Thron zu erheben. An die Spitze der Geſchäfte trat ein Höchſter Geheimer Rath, in den auch Mitglieder aus den alten Geſchlechtern berufen wurden. Dieſer Höchſte Geheime Rath leitete die Staatsgeſchäfte ziemlich ſelbſtändig und ergriff verſchiedene Maßregeln, um die das Volk drückenden Laſten zu erleichtern Die Anhänger des Alten hatten nunmehr Theil an der Regierung. Es zeigte ſich ihr Einfluß bei der Ordnung der Thronfolge Die Kaiſerin Katharina I. übte zum erſten Mal das von Peter dem Herrſcher zugeſprochene Recht aus und ernannte in ihrem Teſtament den Enkel Peters des Großen, den oben erwähnten Sohn Alexeis, zum Thronfolger und, für den Fall ſeines Hinſcheidens ohne Ernennung eines Nachfolgers, ihre älteſte, mit dem Herzoge von Holſtein-Gottorp vermählte Tochter Anna mit ihrer Deſcendenz und ſodann ihre zweite Tochter Eliſabeth und deren Deſcendenz. Die Regentſchaft ſollte aus den beiden Prinzeſſinnen, dem Herzoge von Holſtein und ſämmtlichen Mitgliedern des Höchſten Geheimen Rathes beſtehen. Nach ihrem Tode folgte ihr auf Grund ihres Teſtamentes Peter II Als Menſchikow die Verlobung ſeiner Tochter mit dem jungen Kaiſer durchgeſetzt hatte, riß er alle Gewalt an ſich, entfernte den Herzog von Holſtein und deſſen Familie aus Rußland und gerirte ſich, als ſei er Regent. Seine Hoffahrt und Gewaltthätigkeit, ſeine Willkür und Habſucht brachte Alles gegen ihn auf. Durch den Jugendfreund des jungen Kaiſers, den Fürſten

Iwan Alexejewitſch Dolgoruki, gelang es, den „Allmächtigen“ zu ſtürzen: er wurde nach Berefow verbannt, die Verlobung des Kaiſers mit ſeiner Tochter ward gelöſt.

Die Dolgoruki und Galitzyn erhielten den größten Einfluß auf den Kaiſer, ſie hatten das Uebergewicht im Höchſten Geheimen Rath, der Hof ſiedelte nach Moskau über. Dieſe Ueberſiedelung ſollte darauf hinweiſen, daß nun das Alte wieder zur Herrſchaft gelange. Der junge Kaiſer verlobte ſich mit der Schweſter ſeines Günſtlings, der Fürſtin Katharina Dolgoruki.

Die Fürſten Dolgoruki und Galitzyn waren durch die Geſchichte an die Spitze der alten Geſchlechter geſtellt worden, ſie ſtammten aus Geſchlechtern, welche bereits über 100 Jahre bedeutende Stellungen im Staate bekleidet hatten. Ein Dolgoruki hatte 1608 das Dreifaltigkeitskloſter ſiegreich gegen die Polen vertheidigt, ein anderer hatte als Mitglied des Bojarenrathes ſich geweigert, Wladislaw von Polen zum Zaren zu wählen und hatte zugleich mit Galitzyn auf den jungen Romanow als den geeigneten Throncandidaten hingewieſen. Seine Tochter wurde die erſte Gemahlin Michael Romanows. Während des ganzen 17. Jahrhunderts hatte die jüngere Linie dieſes fürſtlichen Hauſes im Vordergrunde geſtanden, unter Peter dem Großen ragten zwei Repräſentanten dieſes Zweiges hervor durch ihre Bildung, erfolgreiche Thätigkeit im Staatsdienſte und unbeſtechliche Ehrenhaftigkeit. Jedoch hingen ſie an den alten Ueberlieferungen des moskowiſchen Zarthums, ſie hatten Theil genommen an den gemäßigten Reformen unter dem Zaren Fedor.

Die ältere Linie trat in den Vordergrund unter Peter d. Großen. Waſſili Lukitſch, der Oheim des Fürſten Iwan, wird als der liebenswürdigſte und gebildetſte Mann ſeiner Zeit geſchildert, als klug und ungemein thätig. Dagegen war der Vater des Fürſten Iwan, der Fürſt Alexei Grigorjewitſch, beſchränkt und habſüchtig. Er bereicherte ſich durch Erpreſſungen und beutete die Stellung ſeines älteſten Sohnes und ſeiner Tochter auf das Schamloſeſte aus. Sein Sohn hat oft genug Proteſt erhoben gegen das Gebahren des Vaters, doch hatte das nur die Folge, daß der Vater ihn nicht leiden mochte und ſogar den vergeblichen Verſuch machte, ihn durch ſeinen jüngeren Sohn beim Kaiſer zu erſetzen. Fürſt Iwan Alexejewitſch benutzte ſeinen Einfluß auf den Kaiſer nur zu Thaten der Milde und Gnade. Er war ein glänzender Repräſentant der damaligen vornehmen Jugend und hatte eine wilde, leichtſinnig verbrachte Jugend hinter ſich[1]. Um dem wüſten Jugendrauſch ein Ende zu machen, beſchloß er zu heirathen. Er freite unter Anderen um die Tochter Jaguſhinskis, aber von einer Verbindung mit einem polniſchen Geſchlecht niederer Abkunft wollte

[1] Von Natur war Fürſt Iwan edel angelegt und gutherzig.

ſein Vater nichts wiſſen. Dieſe Kränkung hat Jaguſhinski nie vergeſſen, er ward ein unverſöhnlicher Feind des ganzen Hauſes[1]. Allein auch ſpäter trat ſein Leichtſinn wieder hervor und ſtürzte ihn ins Verderben. Den Adel ſeiner Seele aber bewies die Ergebung, mit der er den entſetzlichen martervollen Tod erlitt, im jugendlichen Alter von 31 Jahren

Eine hervorragende Rolle im Höchſten Geheimen Rath ſpielten zwei Fürſten Galitzyn, deren Vorfahren während des ganzen 18. Jahrhunderts bis in die Zeit Peters des Großen hinein wichtige leitende Stellungen eingenommen hatten. Ein Galitzyn war der erbitterſte Feind Boris Godunows geweſen, hatte die Fahne des Aufſtandes gegen ihn erhoben, einen Sohn ermorden laſſen, ſpäter hatte er die ihm angebotene Krone aus patriotiſchen Gründen abgelehnt und Michael Romanow vorgeſchlagen. Ein Anderer, der ſogenannte große Galitzyn hatte während der Jugend Peters unter Sophia den Staat nicht ungeſchickt geleitet, ſein Neffe Boris Galitzyn hatte als Anhänger Peters in der erſten Zeit eine bedeutende Rolle geſpielt — hatte aber dann zurücktreten müſſen, wie es ſcheint, weil Peter eiferſüchtig auf ihn war.

Die Geſchichte hatte dieſe beiden Geſchlechter in den Vordergrund geſtellt, die Repräſentanten derſelben glaubten den Kampf mit den Emporkömmlingen und Fremden, den Anhängern der gewaltſamen Reformen Peters aufnehmen zu können. Durch den Sturz Menſchikows, das Vertrauen und die Sympathie, die der junge Kaiſer ihren Beſtrebungen entgegenbrachte, ſchienen ſie den Sieg davonzutragen. Da ſtarb der junge Kaiſer nach kurzer Krankheit an den Pocken. Um die Macht in Händen zu behalten, begannen die Dolgoruki und Galitzyn ein gewagtes Spiel, das ihre Stellung für immer befeſtigen ſollte und — verloren es. Das Teſtament der Kaiſerin Katharina wurde damals, nach dem Sturze Menſchikows, als ſein Machwerk, als gefälſcht angeſehen, dem Geſtürzten konnte man ja Alles in die Schuhe ſchieben. So glaubten die Dolgoruki und Galitzyn ſich einfach über dasſelbe hinwegſetzen zu können. Ja, als die Krankheit Peters II. eine bedenkliche Wendung nahm, meinte Alexei Dolgoruki, es müſſe der Kaiſer veranlaßt werden, ein Teſtament zu Gunſten ſeiner Braut zu unterzeichnen. Das Teſtament war fertig und bedurfte nur noch der Unterſchrift Peters II. Dieſe ſollte der Liebling des Kaiſers, der Fürſt Iwan, beſchaffen — allein er fand oder wollte keine Gelegenheit finden, dasſelbe unterzeichnen zu laſſen. Als von der Abfaſſung des Teſtamentes die Rede war, hatte Fürſt Iwan geäußert, ſeine Handſchrift ſei der des Kaiſers täuſchend ähnlich, er hatte ſeinen Verwandten zwei Blatt Papier vorgelegt, auf einem hatte Kaiſer

[1] L. A. Kopiewo. i. Ист. анекд. русскихъ сказаній XVIII вѣка. Казань. 1891. S. 100.

Peter II. ſeinen Namen geſchrieben, auf dem anderen er des Kaiſers Namen, es war die echte Unterſchrift von der nachgemachten nicht zu unterſcheiden geweſen; er hatte dann ein Exemplar des Teſtamentes unterzeichnet, und man hatte ſeine Unterſchrift von einer echten nicht unterſcheiden können. Sein Vater hatte dieſes Exemplar benutzen wollen, allein es war beſeitigt und ſchließlich verbrannt worden.

Da unter der hohen Beamtenwelt der Wunſch Ausdruck erhielt, geſichert zu werden gegen die Willkür Einzelner, wie man ſie unter Menſchikow erfahren hatte, und in beſtimmter Weiſe Theil zu nehmen an der oberſten Verwaltung, ſo verſuchte der Oberſte Geheime Rath dieſe Strömung zu ſeinen Gunſten auszunutzen und eine Beſchränkung der abſoluten Gewalt des Kaiſers durchzuſetzen. Um dieſen Plan durchzuführen, beſchloß man, eine der Töchter des älteren Bruders Peters des Großen, des Zaren Joann, auf den Thron zu berufen. Weil dieſe Prinzeſſinnen bisher gar keine Ausſicht gehabt hatten, auf den Thron zu gelangen, ſo meinte man, ſie würden auf Alles eingehen. Man überging die ältere, an den Herzog von Mecklenburg verheirathete, Tochter Katharina und berief die jüngere Anna Joannowna, die verwittwete Herzogin von Kurland, die in Mitau reſidirte. Man ſtellte ihr Bedingungen, durch welche die abſolute Gewalt der erwählten Kaiſerin zu Gunſten des Höchſten Geheimen Rathes beſchränkt wurde. Der Oberſte Geheime Rath hatte dieſe Beſchränkung nur zu ſeinen Gunſten ſtipulirt, daher war die übrige hohe Beamtenwelt unzufrieden und die Feinde und Gegner der Dolgoruki und Galitzyn, Jagujhinski und Andere, benachrichtigten die Herzogin von den Machenſchaften und gaben den Rath, die Bedingungen, die ſogenannten „Punkte", ſcheinbar anzunehmen, es werde ſich ſchon nach der Thronbeſteigung die Gelegenheit finden, dieſelben zu beſeitigen. So geſchah es. Der Oberſte Geheime Rath hatte der Kaiſerin vorgeſtellt, das Volk wünſche eine ſolche Beſchränkung, in dem Manifeſte erklärte man, die Beſchränkung ſei der Wunſch der Kaiſerin. Die Täuſchung dauerte nur wenige Tage. Die hohen Beamten, die Generalität, die in Moskau dienenden Edelleute erſchienen in großer Zahl bei der Kaiſerin, um eine andere Organiſation zu erbitten. Die Bitte wurde gewährt, die „Punkte" wurden zerriſſen, und die Kaiſerin erklärte, ſie ſtelle die Selbſtherrſchaft wieder her. Von der „anderen Organiſation" war nicht weiter die Rede. Wir wiſſen, daß z. B. Twiſchtſchew eine ſolche in der Taſche hatte, aber es für angezeigt hielt, ſie nicht weiter zur Sprache zu bringen. So hatten die bisherigen Machthaber, die Galitzyn und Dolgoruki, das Spiel verloren; der Oberſte Geheime Rath wurde aufgelöſt und die Mitglieder desſelben traf die Anklage auf Hochverrath. Es war eine rauhe Zeit, wer die Macht verlor, verlor alle ſeine Freunde, ſelbſt ſeine Verwandten zogen ſich meiſt

zurück, ſoweit ſie nicht ſelbſt von der Anklage erfaßt wurden — wen auch nur die Anklage auf Hochverrath traf, der verlor Vermögen, Freiheit und meiſt auch das Leben. Folter und qualificirte Todesſtrafen herrſchten damals noch. In den Sturz eines Vornehmen wurde ſeine ganze Familie hineingezogen. Zunächſt traf die Mitglieder des Höchſten Geheimen Rathes harte Verbannung und Vermögensconfiscation[1].

Natalie Boriſſowna war die Tochter des erſten Feldmarſchalls Rußlands, des Grafen Boris Scheremetjew. Der berühmte Feldmarſchall und glänzende Cavalier gehörte zur nächſten Umgebung Peters. Im Jahre 1712, 60 Jahre alt, heirathete er zum zweiten Mal die 35jährige Wittwe des Bojaren Lew Naryſchkin, eines Oheims Peters des Großen, eine geb. Saltykow, die in ihrer Jugend zur luſtigen Geſellſchaft Peters gehört hatte. Dieſer Ehe entſprangen zwei Söhne und drei Töchter. Natalie Boriſſowna wurde als zweites Kind und älteſte Tochter im Jahre 1714 geboren. Alles ſchien ihr eine glückliche, glänzende Zukunft zu weiſſagen. Freilich verlor ſie ihren Vater noch in früher Jugend, doch hinterließ er die Familie in glänzenden Verhältniſſen

Sie ſchreibt. „Meine Mutter erzog mich ſorgfältig, in Künſten und Wiſſenſchaften wurde ich unterrichtet — ſie hoffte Freude an mir zu erleben und ſich in mir eine treue Freundin in Freude und Leid zu erziehen. Sie liebte mich grenzenlos — es war eine ſchöne Kinderzeit Doch all mein Glück fand ein zähes Ende. Der Tod ſchied uns. 14 Jahre alt war ich, als mich dieſer erſte ſchwere Schickſalsſchlag traf. Wie ſehr ich weinte, doch war es meiner Liebe zu ihr immer noch nicht genug. Meine Thränen und meine Seufzer haben ſie nicht zurückgebracht. Ich blieb als 14jährige Waiſe zurück bei meinem 15jährigen Bruder, der nun Herr im Hauſe geworden war — mein Leben war ein anderes geworden. Kann man all den Kummer ſchildern, der mich heimſuchte Ob ich wohl auf Glück hoffte, ſo floſſen doch meine Thränen häufig. Meine Jugend half mir über manches hinweg und lehrte mich Geduld in Hoffnung kommenden Glückes. Ich meinte, auch meine Zeit werde kommen, wo ich die Freude des Lebens koſten würde, und ahnte nicht, daß die Vorſehung mich mit ungemeſſenem Leide bedrohe. Zwei Jahre verbrachte ich nach dem Tode meiner Mutter freund- und freudelos. Mein ſtolzes Selbſtbewußtſein gab mir Kraft, und von meinem Verſtande ließ ich mich leiten. Ich ſchloß mich ein und mied die Geſellſchaft, um mich nicht Kränkungen auszuſetzen. Es war damals eine ſchlimme Zeit, der Verkehr in der großen Welt war nicht wie jetzt, und junge vornehme Mädchen

[1] Die Fürſten Dolgoruki waren ſehr reich an ſie hauptſächlich waren große Reichthümer aus dem confiscirten Vermögen des verbannten Fürſten Menſchikow übergegangen. So folgte die Nemeſis dem Unrechte auf dem Fuße

mußten ſehr vorſichtig ſein, um ſich nicht übler Nachrede und kränkenden Bemerkungen auszuſetzen. Dann kam mein Glück."

Die junge Gräfin lernte den glänzenden Fürſten Iwan Alexejewitſch Dolgoruki, den Günſtling und unzertrennlichen Freund des Kaiſers, kennen. Der Fürſt Iwan, 22 Jahre alt, von einnehmendem Aeußeren, liebenswürdig und lebensluſtig, von edlem Charakter, machte einen unauslöſchlichen Eindruck auf ſie. Es war eine Liebe fürs Leben, ausdauernd in allem Leide bis zum Tode.

Sie ſchreibt: „Als das Glück kam, glaubte ich die Glücklichſte auf Erden zu ſein — mein Bräutigam war ja die erſte Perſon im Staate, der Liebling des Kaiſers. Ich geſtehe, daß die Bewerbung eines ſolchen Cavaliers mir ſehr ſchmeichelte. Aber obwohl ich ihn vorher gar nicht gekannt hatte, hat ſeine wahre und innige Liebe zu mir ſofort meine Gegenliebe entzündet Ich war ſehr glücklich — ich liebte es ſehr zu hören: „Ach, wie iſt ſie glücklich!" Ich wußte es nicht, daß das Glück mit mir nur ſpiele · es zeigte ſich mir, damit ich ſchmecke, wie glücklich die ſein können, welche Gott ſegnet. Damals ahnte ich von dergleichen nichts. Ich ſtrahlte vor Glück, nichts fehlte mir: mein Geliebter an meiner Seite, mein für immer, Ehre und Reichthum umgaben mich, Alle bewarben ſich um meine Gunſt. Ich war ja ein 15jähriges Ding und glaubte Sphärenmuſik zu hören. Der Glanzpunkt dieſer Glückszeit war unſere Verlobung. Die ganze kaiſerliche Familie war gegenwärtig, alle fremden Miniſter[1], die ganze vornehme Welt, die geſammte Generalität. Die Verlobung vollzog ein Biſchof unter Aſſiſtenz zweier Archimandriten. Die Verwandten überſchütteten mich mit Brillanten. Mein Bruder ſchenkte meinem Bräutigam 6 Pud an alten ſilbernen Gefäßen. Meiner Kurzſichtigkeit erſchien mein Glück ſichergeſtellt fürs Leben, ich wußte noch nicht, daß hier auf Erden nichts ſicher ſei. Vor dem Hauſe brannten Theertonnen, es war tageshell, große Volksmaſſen drängten ſich herzu, und das Volk pries mich glücklich, denn mein verſtorbener Vater, der Feldmarſchall, war beim Volke ſehr beliebt geweſen.

Und wie lange dauerte dieſes Glück? Vom December 1729 bis zum 18. Januar 1730! 26 Tage Glückes büßte ich mit 40 Jahren Leides · für jeden Tag Glückes faſt 2 Jahre Kummer. Sechs Tage ſind abzuziehen. Doch wer kennt die Zukunft? Wer weiß, was mir noch bevorſteht, wenn mein Leidensweg ſich noch verlängert?"

Doch nun kommen wir zu anderen Schilderungen. „Noch jetzt erfaßt mich Grauen, wenn ich zurückdenke, wie jäh nach aller Freude und allem Glanz der Sturm über mich hereinbrach. Herr Gott! gieb mir Kraft, mein

[1] Der Herzog de Liria berichtet über die große Schönheit der Braut.

Mißgeſchick zu ſchildern, zum Nutzen für Andere, zum Troſt für Betrübte, daß ſie, meiner Leiden gedenkend, getröſtet werden! Alle Tage meines Lebens habe ich im Unglück verbracht, ich habe Alles erduldet: Verfolgung, Pilgerſchaft, Verbannung, Armuth, Trennung von denen, die ich liebte, Alles, was ihr nur erdenken könnet. Ich rühme mich nicht meiner Geduld, aber ich rühme mich der Gnade Gottes, daß er mir die Kraft verliehen hat zu tragen und noch verleiht. Ein ſterblicher Menſch kann ſolche Schickſalsſchläge ohne Gottes Hilfe nicht ertragen: denkt nur an meine Erziehung und meine jetzige Lage."

Am 18. Jan. 1730 ſtarb Kaiſer Peter II. Die ganze Auffaſſungsweiſe damaliger Zeit tritt uns entgegen in den Worten. „Es war Gottes Wille, das Volk zu ſtrafen für ſeine Sünden." Die damaligen Verhältniſſe zeigen ſich in charakteriſtiſcher Eigenthümlichkeit, wenn wir leſen:

„An dieſem Tage verſammelte ſich meine ganze Verwandtſchaft, bedauerte, beklagte mich und berieth, wie mir das Unglück mitzutheilen ſei. Als ich aufſtand, bemerkte ich an den verweinten Geſichtern, daß ein Unglück geſchehen ſei, aber ich ahnte nicht, welches; ich wußte, daß der Kaiſer an den Pocken erkrankt ſei, aber daß er ſterben könne, kam mir nicht in den Sinn. Was mit mir vorging, als man mir den Tod des Kaiſers meldete, weiß ich nicht. Als ich zur Beſinnung kam, ſchwebte mir nur ein Gedanke vor: ich bin verloren. Ich kannte zu gut die Gewohnheiten meines Vaterlandes, um zu wiſſen, daß jeder Günſtling eines Herrſchers nach deſſen Hinſcheiden ein verlorener Mann ſei. Doch hatte ich keine Ahnung deſſen, was mich erwartete: da ich wußte, wie ehrenhaft mein Bräutigam ſtets handelte, wie unſchuldig an Mißbräuchen und Verbrechen er ſei, ſo konnte ich nicht ahnen, daß es möglich ſei, einen Menſchen ohne Gericht und wider das Recht zu verurtheilen, ihm Ehre und Gut zu nehmen. Ich ſollte erſt noch erfahren, daß im Unglücke Recht und Wahrheit nichts gelten. Ich war untröſtlich und meine Thränen ſtrömten. Meine Verwandten ſuchten mich zu tröſten: ich ſei noch jung, ich ſolle mich nicht ſo unſinnig meinem Kummer hingeben und mich zu Grunde richten. Wenn es meinem Bräutigam ſchlimm gehe, ſo könne man ihm abſagen; es würden ſchon andere ſich finden, nicht ſchlechter als er, wenn auch vielleicht nicht ſo hohen Ranges. Ja, es fand ſich damals ſogar einer, der mich gern genommen hätte, nur ich wollte nicht, wenn auch meine ganze Verwandtſchaft mich beſtürmte, ihn zu nehmen und dem Unglück zu entgehen. Dieſer Vorſchlag war mir ſo entſetzlich, daß ich ihn keiner Antwort würdigte. Erwägt doch, wie ſollte mir das ein Troſt ſein und wie konnte ich mit reinem Gewiſſen ſo handeln: ſo lange er groß und reich war, war ich ſeine glückliche Braut, als er ins Unglück gerieth, ſollte ich ihm abſagen. Solchem ehr- und gewiſſenloſen Rath konnte ich

nicht folgen. Mein Sinn ſtand ſo: Einem hatte ich mein Herz gegeben, mit ihm vereint zu leben und zu ſterben. Kein Anderer konnte meiner Liebe theilhaft werden. Ich kann nicht heute den und morgen einen Anderen lieben, wie es heute Mode iſt. Ich habe der Welt bewieſen, daß meine Liebe treu iſt. In allem Unglück bin ich ſein Genoſſe geweſen und kann in Wahrheit ſagen, trotz allem Unglücke habe ich niemals bereut, ihn geheirathet zu haben, und habe nie gegen Gott gemurrt. Gott iſt mein Zeuge, Alles habe ich durch meine Liebe zu meinem Manne ertragen, und ſo viel ich konnte, habe ich ihn noch geſtärkt. Meine Verwandten dachten anders, oder vielleicht gaben ſie mir jenen Rath aus Mitleid."

Sie blieb ſich ſelbſt getreu: ſie würdigte dieſen Vorſchlag keiner Antwort. Sie that, was treue Liebe, Ehre und Gewiſſen ihr vorſchrieben.

Erſt am Abend dieſes Unglückstages ſah ſie ihren Bräutigam und erfuhr die Einzelheiten des rührenden Heimganges des jungen Kaiſers, der bei vollem Bewußtſein von ſeinem Freunde Abſchied nahm. Die Verlobten ſchwuren ſich Liebe und Treue und feſtes Aushalten, nur der Tod könne ſie ſcheiden.

Die Anzeichen kommenden Unglückes mehrten ſich. Die zahlreichen Anhänger und Freunde verſchwanden, ſelbſt die Verwandten zogen ſich zurück und mieden ſie. Die Beerdigung des Kaiſers ſah ſie von ihrem väterlichen Hauſe aus. „Der Anblick meines Bräutigams war erſchütternd Er war todtenbleich, der Blick, mit dem er zu mir aufſchaute, ſchien zu ſagen: wen begraben wir? wen geleite ich zum letzten Mal? Ich war ſo erſchüttert, daß ich ohnmächtig zuſammenbrach Als ich zu mir kam, ließ ich meinen Thränen freien Lauf um unſeren jugendlichen Herrſcher, voll aufrichtiger Liebe zu ſeinem Volke. Mir ſchien es, daß nicht nur die Menſchen, ſondern auch der Himmel und die Elemente weinten. Unter den Menſchen wird es freilich auch ſolche gegeben haben, die ſich freuten, weil ſie von der neuen Herrſcherin für ſich Gunſt und Gnade hofften.

Nach einiger Zeit fand der feierliche Einzug der neuen Herrſcherin ſtatt. Ich fuhr ins Palais und ſah von einem Fenſter aus die ganze Ceremonie. Dicht unter meinem Fenſter ging die Kaiſerin vorüber. Da ſah ich zum letzten Mal meinen Bräutigam an der Spitze ſeines Regimentes, der Kaiſerin die militäriſchen Ehren erweiſen. Bei der Rückfahrt vom Palais mußte ich durch die Reihen der Soldaten fahren. Einige riefen „Das iſt unſeres Vaters Braut", manche liefen zum Wagen. „Mütterchen, wir haben unſeren Kaiſer verloren", andere dagegen: „Eure Zeit iſt vorüber, jetzt iſt nicht mehr die alte Zeit.""

Sie ſchreibt: „So wie die Kaiſerin in die Selbſtherrſchaft eintrat, ſo begann die Verfolgung unſerer Familie, nicht daß ſie ſo ſehr erbittert geweſen

wäre, aber ihr Favorit, der beständig um sie war, legte es darauf an, unser Geschlecht zu vernichten und vom Erdboden zu vertilgen; denn als man sie auf den Thron berief, war unter anderen Punkten auch der bestimmt worden, daß dieser Favorit, der ihr Kammerherr war, in unseren Staat nicht kommen sollte: denn sie lebten in ihrem eigenen Lande. Wenn sie auch unsere Prinzessin war, so war sie verheirathet worden und lebte als Wittwe in ihrem Lande und er sollte zu Hause bleiben und bei uns keine Stellung und Einfluß erlangen, was sie auch unterschrieben und zugesagt hatte. Allein zahlreiche Uebelgesinnte, Feinde ihres eigenen Vaterlandes, befestigten die Punkte und gaben ihr in Allem die Unabhängigkeit wieder und vernichteten das vom Volke Gewünschte, und ihm gestatteten sie Zutritt zu ihr. Als er mächtig wurde, war es sein erstes Werk uns zu vernichten. Er sagte es öffentlich: ich werde dieser Familie kein Haus lassen! Er hat es auch ausgeführt. Als er eine hohe Stufe erlangt hatte, konnte er uns nicht ruhig ansehen. Er fürchtete uns und schämte sich; er kannte unsere Familie, daß sie seit hunderten von Jahren in eigenem ererbten Besitze gewesen war, dann vielen gekrönten Häuptern gedient hatte. Die Vorfahren der Kaiserin hatten unser Geschlecht geliebt um treuer Dienste willen, dem Vaterlande erwiesen. sie hatten ihres Lebens nicht geschont und viele waren auf dem Felde der Ehre gefallen. Für solche sonderliche Dienste waren sie von den Herrschern mit Ehren und Orden belohnt worden und hatten auch in fremden Staaten sich ausgezeichnet, wo ihr Name einen guten Klang hatte. Er aber war von niedriger Abkunft und erlangte eine solche Stufe, daß ihm eigentlich nur die Krone fehlte. Man küßte seine Hand; was er wollte, das geschah, man titulirte ihn Hoheit. Er meinte seine Pläne nicht durchführen zu können, wenn er nicht die vornehmen Geschlechter vernichte, so hat er denn außer unserer auch eine eben so vornehme Familie[1] zerstört und in die Verbannung geschickt. Alles beugte sich vor ihm. Doch davon will ich schweigen, um nicht zu viel zu sagen, ich will ja nur mein Unglück schildern und nicht fremde Schuld."

„Man quälte mich mit Nachrichten! Bald hinterbrachte mir Einer: man wird ihn verschicken, bald der Andere. man nimmt ihm Rang und alle Orden. Nur 16 Jahre alt, mußte ich das Alles allein ertragen, nirgends eine Freundeshand, nirgends Jemand, mit dem ich mich besprechen konnte, und doch mußte ich handeln, die Würde des Hauses, Ehre, Pflicht und Treue aufrecht erhalten. Meine große Liebe zu ihm trieb alle Furcht aus meinem Herzen, und doch glaubte ich manchmal vor Kummer erliegen zu müssen. Es war eine entsetzliche Zeit! Mir scheint es, wenn der Antichrist

[1] Die Fürsten Galitzyn.

kommt, wird es nicht ärger ſein. Mein Blut wallt auf, wenn ich daran denke, was damals für Häuſer zu Grunde gerichtet wurden, bis heute können wir uns noch nicht aufrichten — was mich betrifft, für dieſe Welt bin ich für immer zu Grunde gerichtet.

Dieſer elende Zuſtand dauerte bis zum April. Meine einzige Freude, mein einziger Troſt waren ſeine Beſuche. Wenn er kam, ſaßen wir zuſammen und weinten. Wo war mein Frohſinn hin! Das ſah nicht aus wie Beſuche eines Bräutigams bei ſeiner Braut Was mußte ich im Hauſe leiden." Die Verwandten redeten ihr zu, dieſe Heirath aufzugeben. „Doch da ſie meine Feſtigkeit ſahen, mußten ſie nachgeben. Mein älteſter Bruder lag krank an den Pocken. Mein jüngerer Bruder, der mich ſehr liebte, war damals der Anſteckung wegen ganz von uns getrennt in einem anderen Hauſe.

Meine Verwandten, ſelbſt die nächſten, zogen ſich ganz von uns zurück. Meine Großmutter (Maria Saltykow, geb. Fürſtin Proſorowski) ſtarb damals, ſo war ich ganz verlaſſen. Gott ſelbſt gab mich zur Ehe, Niemand anders. Der Tag der Hochzeit war beſtimmt und Niemand da, mich zu geleiten. Gott ſelbſt erweichte das Herz zweier alten Tanten, daß ſie mir das Geleit gaben. Seine Verwandten, ſeine Eltern und Brüder waren alle zugegen." Die Trauung fand in einer Villa 15 Werſt von Moskau ſtatt, wohin der Vater des Bräutigams ſich nach dem Tode des Kaiſers zurückgezogen hatte.

„Der Abſchied vom kranken Bruder war kummervoll, unſer Jammer und unſere Thränen hätten einen Stein erweichen können. Welch ein Unterſchied zwiſchen der Verlobung und der Trauung. Von dem Augenblick an, wo ich das väterliche Haus verließ, bin ich faſt beſtändig auf der Wanderung geweſen.

Am 3. Tage nach der Hochzeit wollten wir Viſiten machen, doch ſtatt deſſen wurde meinem Schwiegervater ein Ukas eröffnet, der ihn bis auf Weiteres auf ſeine entfernten Güter verbannte. Wie mißfiel mir das, ich war jung, als junge Frau wollte ich nun anfangen zu leben und zunächſt Viſiten machen Ich ſagte meinem Schwiegervater und Mann: Ihr ſeid unſchuldig, wie kann man Euch ohne Urtheil verbannen. Geht zur Kaiſerin und rechtfertigt Euch. Mein Schwiegervater blickte mich verwundert an über meine jugendliche Naivität. Ich ſetzte es durch, daß wir Viſiten machten. Als wir zum Oheim kamen, fragte er erſtaunt: „Habt ihr noch keinen Ukas erhalten — ich bin verbannt." Bald verſammelte ſich die ganze Verwandtſchaft bei ihm: ſie waren Alle verbannt. Nun ſah ich ein, es war nichts zu machen — wir fuhren nach Hauſe: ich habe Keinen wiedergeſehen, ich habe von Keinem Abſchied genommen! Als ich nach Hauſe kam, fand ich

allgemeine Verwirrung; es war befohlen, in dreien Tagen abzureisen — ich begriff, es blieb nichts übrig, als sich fügen: für den, der im Unglücke war, gab es keine Rechtfertigung, nicht besser als bei den Türken; wenn die seidene Schnur geschickt wurde, mußte man sich erwürgen.

Ihr könnt Euch denken, wie mir zu Muthe war, um mich nur Weinen und Klagen, Jeder sucht seine Sachen zu packen. Nun ergriff auch mich die Angst, wohin ich fahre, weiß ich nicht, wo ich leben werde, auch nicht. Die Verwandten meines Mannes sind mir fremd, und nun sollte ich fort von all den Meinen. Mein Mann, im Auslande erzogen, der nie in Rußland eine Reise gemacht hatte, überließ mir die Reisevorbereitung. Ich verstand von nichts, konnte mir bei Niemandem Raths holen. Ich meinte, ich bedürfe nichts, man werde uns bald zurückrufen. Obwohl ich sehe, wie meine Schwiegermutter und die Schwestern meines Mannes sich Brillanten und Geld und Schmuck in die Taschen stecken, so schickte ich Alles, was ich an Geld und Brillanten, Spitzen und Kleidern und Pelzwerk hatte, Alles zu meinem Bruder zum Aufbewahren und nahm nur das Nothdürftigste mit. Mein Bruder sandte mir 1000 Rbl., ich behielt nur 400 Rbl. — ich meinte, ich bedürfe dessen nicht, wir würden auf Kosten meines Schwiegervaters reisen, da mein Mann von seinem Vater nicht abgetheilt worden war.

So reisten wir ab. Meines Mannes 5 Reitpferde und 10 Dienstboten nahmen wir mit, unterwegs erst erfuhr ich, daß ich auf eigene Kosten reise und für uns selbst zu sorgen habe. Es war April, die Flüsse überall ausgetreten und 800 Werst hatten wir zu machen, bis zum Gute des Schwiegervaters, auf dem wir leben sollten. Von meinen Verwandten war Niemand gekommen, von mir Abschied zu nehmen: wagten sie es nicht oder wollten sie nicht, Gott mag das entscheiden. Mich begleitete meine Madam, eine Ausländerin, die meine Erzieherin gewesen war, und meine Jungfer; wie freute ich mich, Bekannte um mich zu haben. Wie schwer mir auch zu Muthe war, doch mußte ich meinen Kummer verbergen, um meinen Mann aufzurichten, der sich quälte, daß ich um seinetwillen ins Unglück gerathen sei. An ihrem Glanze und ihren Freuden hatte ich nicht Theil genommen, aber in ihrem Kummer ward ich ihr Gefährte und dazu noch die Jüngste, da mußte ich gegen Alle dienstfertig sein. Ich hoffte auf meinen frohen Sinn und daß es mir gelingen werde, Alle zu befriedigen.

Als wir 90 Werst gefahren waren, holte uns in Kolomna ein Courier ein — es war befohlen, die Orden abzunehmen. In der Residenz hatte man sich gescheut, Unschuldige zu berauben, so sandte man auf die Landstraße. Wir gaben mit Freuden Alles ab und glaubten, nun werde man sich beruhigen. Auf dem Wege mußten wir in Zelten übernachten, hier

konnte ich ſehen, wie wenig man mich leiden mochte. Die beſte Stelle wurde für die Eltern ausgeſucht, dann für die Töchter, dann für die unverheiratheten Söhne, dann endlich für uns, als ob wir gar nicht zu ihnen gehörten. Oft war es ſo feucht, daß Alles naß wurde. Eine kleine Zerſtreuung machte ſich mein Schwiegervater, ein leidenſchaftlicher Jäger, unterwegs durch die Jagd. Wenn Alle zur Jagd gingen, blieb ich allein und weinte mich aus." Beim Ueberſetzen über einen kleinen Fluß wäre der Fürſt Iwan faſt ertrunken. „Seitdem ließ ich ihn nicht mehr von meiner Seite. Nach dreiwöchentlichen Fahrten war der halbe Weg zurückgelegt, wir hatten ein kleines Gut meines Schwiegervaters erreicht und wollten hier ausruhen. Kaum waren wir drei Wochen da, ſo erblickten wir eines Tages Soldaten, die das Haus umſtellten und in dasſelbe eindrangen. Ich weiß nicht, was man meinem Schwiegervater eröffnete, ich umklammerte meinen Mann und ließ ihn nicht mehr los, ich fürchtete, daß man uns trennen wollte. An allen Thüren ſtanden Schildwachen mit aufgepflanztem Bajonnet. Für uns war im Gutsgebäude kein Raum geweſen, wir ſchliefen in einer Heuſcheune, nur in Begleitung zweier Soldaten durfte ich hin, meine Sachen zu holen. Denſelben Abend mußten wir aufbrechen. Auf der Fahrt erfuhr ich, wir ſeien verſchickt" — an denſelben Ort, wohin die Dolgoruki Menſchikow hatten bringen laſſen, nach Bereſow, ſo raſch folgte die Nemeſis — „dort müßten wir unter ſtrenger Bewachung leben, Niemand werde zu uns gelaſſen, wir zu Niemandem, nur in die Kirche, zu ſchreiben werde nicht geſtattet, Papier und Tinte uns zu geben, ſei verboten Alſo abgeſchloſſen von aller Welt, von meinem Bruder, lebendig, aber für alle Anderen todt. Mich erfaßte Verzweiflung, und ich lag lange Zeit in Erſtarrung, erſt ſpäter fanden ſich lindernde Thränen, doch ich überwand meine Schwäche und unterdrückte meine Verzweiflung aus Liebe zu meinem Mann· er war mir theurer als Alles. Die Liebe hat mich Alles ertragen laſſen; ich habe für ihn Alles freudig hingegeben, Ehren, Reichthum, Verwandte, ich habe freudig mit ihm den Pilgrimſtab ergriffen und habe mit ihm gelitten, meine ungefälſchte Liebe hat mich Alles tragen laſſen. Vor Gott und vor der ganzen Welt bekenne ich es: er allein iſt in meinem Herzen geweſen. Es war, als wären wir für einander geboren und könnten ohne einander nicht ſein.

Auch heute noch denke und fühle ich ſo, ich klage nicht, daß mein Leben verloren iſt, ich danke Gott, daß er mich einen ſolchen Mann hat finden laſſen, der es werth war, daß ich für ſeine Liebe mit meinem ganzen Leben zahle, mit einem ganzen Leben voll ſchwerer Pilgrimſchaft und Leiden.

Mein Schwiegervater erſchrak, als er meinen Zuſtand ſah. Man brachte uns zur Stadt, wo wir eine Woche blieben, bis das Fahrzeug, auf dem wir uns einſchiffen ſollten, eingerichtet war. Meine treue Erzieherin, eine

Deutſche, Marie Stauden, die mich bisher begleitet hatte, mußte mich nun verlaſſen, was ſie thun konnte, um mein Schickſal zu erleichtern, that ſie, ſie richtete uns auf dem Boote einen Verſchlag ein, verſtopfte die Ritzen und verklebte Alles, ſie gab mir noch alles Geld, was ſie bei ſich hatte. Zur Bedienung gab man uns 10 Perſonen, davon 5 Mädchen, doch ſetzten meine Schwägerinnen es durch, daß meine Jungfer nicht mitgenommen wurde, man gab mir eine von ihren, die nichts verſtand als Waſchen. Als wir auf die Struſe gingen, begleitete mich meine Erzieherin. Ich dankte ihr innig, als ich ſah, was ſie für uns gethan hatte, ich fiel ihr um den Hals und erſtarrte. Wer und wie man uns getrennt hat, weiß ich nicht; als ich erwachte, lag ich auf dem Bette in unſerem Verſchlage und mein Mann rieb mir die Schläfe. Ich ſtürzte nach oben, doch wir waren ſchon weit fort. Ich hatte mich von all den Meinen getrennt um ſeinetwillen, er war mein Alles."

Auf der Struſe fuhren ſie vom 24. Juni bis zum 1. Auguſt die Oka und Wolga hinunter und dann die Kama hinauf, oft durch Sturm und Wellen in Gefahr.

„Als die Waſſerfahrt ein Ende hatte, freute ich mich, ich glaubte, ſolche Angſt und Lebensgefahr nicht mehr befürchten zu müſſen. Ich ſollte erſt erfahren, daß es viel ſchlimmer wurde. 300 Werſt mußten wir übers Gebirge fahren, beſtändig hinauf und hinunter, ein ſchmaler Weg für ein Pferd eingerichtet, furchtbar ſteinig, jeder Stoß des Rades machte mir die entſetzlichſten Schmerzen — ich flehte oft um kurze Erholung — nichts half. Die Befehlshaber eilten ſo raſch als möglich vorwärts. Alle 40 Werſt ein kleines Häuschen zur Erholung für die Reiſenden und zum Füttern der Pferde. Oft wurden wir ſo naß, daß wir uns im engen Raum kaum trocknen konnten. Als ich das erſte Mal ein ſolches Häuschen betrat, vergaß ich mich zu bücken und ſchlug mit der Stirn ſo hart an den Thürbalken, daß ich beſinnungslos zuſammenbrach. Meine arme Schwiegermutter verlor den Gebrauch ihrer Hände und Füße und ſtarb nach zwei Monaten."

Vom 1. Auguſt fuhren ſie auf Teleggen von Solikamsk ab Am 3. erreichte ſie ein Courier des Senats, der ein Inventar aller in ihrem Beſitze befindlichen Sachen aufnahm, doch ließ man ihnen noch dieſelben, ſpäter nahm man die Koſtbarkeiten weg. Am 24. Auguſt trafen ſie in Tobolsk ein Eine ausrangirte Barke wurde für ihren Transport den Ob hinab nach Berefow nothdürftig eingerichtet. „Hier verließen uns der Gardeofficier und die Gardeſoldaten, die uns hierher gebracht hatten; wir weinten, als trennten wir uns von Verwandten, waren es doch Leute, die uns im Glück geſehen hatten, die da wußten, wer wir waren. Von nun an waren wir blos noch Arreſtanten ohne Namen — es giebt nichts Elenderes auf Erden.

Die Barke, die man für uns zugerichtet hatte, war alt und unbrauchbar, ein Wunder, daß wir nicht untergingen. Die Verſchläge waren roh aus Brettern zuſammengeſchlagen, überall Ritzen und Löcher, beim geringſten Winde ein entſetzlicher Zug. Dabei ſchmutzig. Der Officier, in deſſen Gewalt wir waren, war roh und ungebildet, aus dem Bauerſtande hatte er ſich aufgedient, er hielt ſich für zu vornehm mit uns zu ſprechen, aber er kam täglich, um mit uns zu ſpeiſen, über das Hemd hatte er einen Soldatenrock geworfen und Pantoffeln an bloßen Füßen. Einen ganzen Monat fuhren wir unter ſeinem Commando. Sturm und Ungewitter bedrohten uns oft, und ſelbſt unſer Commandeur war einmal im Begriffe, ſich und die Soldaten zu retten und uns im Stich zu laſſen. Endlich langten wir in Bereſow an: einem kleinen Städtchen auf einer Inſel, vom niedrigſten Volke bewohnt, das ſich von rohen Fiſchen nährt, mit Hunden fährt und ſich in Felle kleidet. Die Häuſer aus Cedernholz, die Fenſterſcheiben aus Eisplatten. 8—10 Monate Winter, nichts wächſt da, nicht einmal Kohl, rund umher Sumpf und Wald. Getreide wird 1000 Werſt weit hergebracht zu Schiff. Nicht das Geringſte war zu haben. Ich beklagte, daß ich nicht geſtorben ſei. Mein armer Mann erkrankte ob all dem Kummer. Der Jammer, daß er mich im Unglücke ſah, zehrte ihm am Herzen. Er ſuchte Troſt im Gebet, im Almoſengeben, im Faſten und im Abendmahl. Er warf ſeinen Kummer auf den Herrn, hegte gegen Niemanden Haß, dachte nicht an das Böſe, das ihm geſchehen war. Ich hatte Alles in ihm: einen liebevollen Mann, Vater und Lehrer. Er lehrte mich beten, mich Anderer erbarmen, er lehrte mich die Bibel kennen, die er täglich las. Er lehrte mich die Feinde lieben und alle Kränkungen vergeſſen. Er hat den Grund zu meinem Seelenfrieden gelegt, daß ich mit Allem zufrieden bin, das aus Gottes Hand kommt, denn er hat mich gelehrt Gott für das Kreuz, das er uns auflegt, zu danken."

Bei ihrer Ankunft trafen die Dolgoruki in Bereſow noch die nunmehr zurückkehrende Familie des durch ſie verſchickten und im Exil verſtorbenen Fürſten Menſchikow. Den Dolgoruki war ein mit hohen Palliſaden umgebenes Haus angewieſen, nur der Beſuch der naheliegenden Kirche war ihnen geſtattet und nur unter ſtrenger Bewachung. Bald nach der Ankunft (September 1730) im November ſtarb die alte Fürſtin. Das Leben der Verbannten wurde vergiftet durch Familienhader. Der Vater und die älteſte Schweſter Katharina, die geweſene Braut Peters II. überhäuften den Fürſten Iwan mit Vorwürfen, er ſei ſchuld am Untergange des Hauſes. Obwohl bei dieſen häßlichen Zänkereien der Name der Kaiſerin nicht geſchont wurde, ſo hatte doch eine Denunciation nur die Folge, daß man aus Petersburg den Verbannten einſchärfen ließ, ſie ſollten in Ruhe und Frieden leben.

Der Fürſt Iwan ſuchte Troſt in der Religion, ihn quälten Gewiſſensbiſſe, daß er das, wie erwähnt, verbrannte Teſtament mit dem Namen Peters II unterzeichnet habe; ſein Beichtvater tröſtete ihn Gott wird es vergeben. Am 2. April 1731 gebar Natalie Boriſſowna ihren älteſten Sohn. Im Jahre 1734 ſtarb der alte Fürſt. Fürſt Iwan war nun Haupt der Familie, aber bei ſeinem ſchwachen und dabei leicht aufbrauſenden Charakter nicht im Stande, ſeiner hochmüthigen Schweſter gegenüber ſeine Autorität aufrecht zu erhalten. Dieſer ganze Jammer mußte mit doppelter Schwere Natalie Boriſſowna drücken, auf der außerdem noch die Sorgen und Mühen um die wirthſchaftlichen Nöthe laſteten

Unterdeß waren in den äußeren Verhältniſſen der Verbannten durch Connivenz der Vorgeſetzten vielfache Erleichterungen eingetreten. Der Wojewode und der Chef der Garniſon geſtatteten ihnen manche Freiheiten und verkehrten mit ihnen auf freundſchaftlichem Fuße. Fürſt Iwan machte Bekanntſchaften mit Officieren, unter deren Einfluß änderte ſich ſeine religiöſe Stimmung, er ſuchte ſich auf Gelagen in lärmender Geſellſchaft zu zerſtreuen, er rief ſich die Zeiten ſeines Glanzes zurück und erging ſich in prahleriſchen Erzählungen über ſeine frühere Macht und in reſpectwidrigen Aeußerungen über die Kaiſerin und die Prinzeſſin Eliſabeth und ſeine Gegner. Es gab Denunciationen. Es kam der Befehl, die Aufſicht über die Verbannten zu verſchärfen. Ein betrunkener Beamter Tiſchin, von dem Korſakow meint, es ſei ſehr möglich, daß er von den Feinden der Dolgoruki als agent provocateur abgeſandt war, hatte der Fürſtin Katharina freche Anträge gemacht, wofür er von einem mit dem Fürſten Iwan befreundeten Officier durchgeprügelt worden war. Durch denſelben ließ ſich der Fürſt Iwan zu den unvorſichtigſten Aeußerungen hinreißen, unter Anderem: er habe die Chefs ſo reich bezahlt und beſchenkt, daß eine Denunciation nicht wirken werde. Auf Tiſchins Denunciation mit dem ominöſen слово и дѣло wurde ein Verwandter Uſchakows, des entſetzlichen Chefs der geheimen Kanzlei, entſandt, „um das Loos der Verbannten zu erleichtern“. Unter dieſem Vorwande wurden alle die ermittelt, die zu den Dolgorukis in guten Beziehungen ſtanden. Kaum war Uſchakow abgereiſt, ſo wurde Fürſt Iwan, der ſich mit den ſchönſten Hoffnungen ſchmeichelte, verhaftet, von Frau und Geſchwiſtern getrennt und in eine Erdhütte geſperrt; Niemand durfte zu ihm. Seine Frau konnte ihn nur ſehen, wenn ſie ihm das Eſſen brachte und nur ſo lange die Thür geöffnet war und die Wache das Eſſen entgegennahm.

„Man hat mir mein Leben genommen,“ ſchreibt ſie, „meinen herzlieben Mann und Vater, mit dem ich Alles theilen wollte, Bande und Tod. Das erbärmliche Zimmer, in dem wir lebten, war mir durch ſeine Gegenwart mehr als der ſchönſte Palaſt. Doch Gott hat es zugelaſſen um

meiner Sünden willen, und durch die Bosheit ſeiner Schweſter und ſeines Bruders habe ich ihn verloren.“

Am 4. Auguſt 1738 wurde Fürſt Iwan weggebracht, ohne daß ſeine Frau eine Ahnung davon hatte.

„Man ſagte mir, er ſei fortgebracht, ich ſchrie auf, ich riß mir die Haare, ich flehte Jeden an: laßt mich Abſchied nehmen von ihm, erbarmet Euch, wenn Ihr Chriſten ſeid. Aber da war Keiner, der mich getröſtet hätte. Man griff mich, ſperrte mich ein und ſtellte eine Schildwache mit aufgepflanztem Bajonnette davor.“

Auf Grund jener Denunciationen und der Ermittelungen Uſchakows wurden der Wojewode, zwei Officiere, vier Geiſtliche, zwei Brüder des Fürſten Iwan, mehrere ſeiner Diener und andere Bewohner Bereſows nach Tobolsk gebracht. Dort begann die Unterſuchung mit Folter unter Uſchakows Leitung. Fürſt Iwan, ſchon erſchöpft durch die lange Einſchließung in Bereſow, wurde an Händen und Füßen gefeſſelt in Tobolsk in ein feuchtes Gefängniß geſperrt. Auf der Folter erzählte er vom Teſtamente und von Allem, was ſeine Verwandten vor 9 Jahren geſprochen und geplant hatten. Jetzt begann ein Hochverrathsproceß mit allen Grauſamkeiten jener Zeit. Alle Dolgoruki und Galitzyn wurden aus ihren Verbannungsorten nach Schlüſſelburg gebracht, gefoltert und verurtheilt. Das tragiſche Geſchick der Dolgoruki wollte, daß beim Beginne des Proceſſes Schafirow, der Schwiegervater eines der Fürſten Dolgoruki, ſtarb, dem es eben gelungen war, ſeinem Schwiegerſohne die Stellung eines Geſandten in England zu verſchaffen. Er ſollte ſchon nach England abreiſen, da wurde er verhaftet, in den Proceß verwickelt und hingerichtet.

1739 am 8. November wurde Fürſt Iwan in Nowgorod geviertheilt; er ſtarb mit Ergebung und unter Gebeten. Mit ihm wurden drei ſeiner Oheime hingerichtet. Zwei andere Fürſten Dolgoruki, ſowie die Fürſten Galitzyn wurden zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt.

Der Chef der Garniſon von Bereſow wurde hingerichtet, der Beichtvater des Fürſten Iwan und die Geiſtlichen wurden mit der Knute beſtraft und verſchickt.

Einer der Brüder des Fürſten Iwan, der von den Unterſuchungsrichtern trunken gemacht und zu Ausſagen gegen ſeinen Bruder gebracht worden ſein ſoll, machte bald darauf einen Selbſtmordverſuch. Beide Brüder wurden 1740 nach Tobolsk geſchickt, dort ſollten ſie mit der Knute beſtraft und ihnen die Zunge ausgeſchnitten werden. Als Biron Regent wurde, war eine ſeiner erſten Maßregeln, dieſe Strafe aufzuheben — allein, der Befehl kam zu ſpät, die Strafe war bereits vollzogen

Nach der Trennung von ihrem Gemahl, unter den entſetzlichſten Seelenleiden gebar Natalie Boriſſowna im October 1739 ihren dritten Sohn Dmitri, der ſein ganzes Leben kränklich war und ſchließlich in Melancholie verfiel.

Aus der Zeit bald nach der Hinrichtung des Fürſten Iwan iſt folgende Verfügung der Geheimen Kanzlei erhalten: „Der Frau des Fürſten Iwan wird auf ihre Bitte: „Falls ihr Mann noch lebe, nicht von ihm getrennt zu werden, falls er nicht mehr lebe, ins Kloſter gehen zu dürfen" — geſtattet, zurückzukehren."

Sie ſchreibt: „Nach meiner Rückkehr mußte ich in Moskau drei Jahre hindurch in fremden Häuſern als Wittwe ärmlich mein Leben friſten, um meine Kinder zu erziehen. Wie viel Feindſchaft und Verleumdung, wie viel Unterdrückung, wie viel Schaden und Einbuße mußte ich erleben. Gott iſt mein Zeuge."

Unterdeſſen waren die Hauptfeinde der Dolgoruki geſtorben: Theophan Prokopowitſch, Graf Jaguſhinski, Graf Golowkin, Wolynski war hingerichtet, Biron war geſtürzt, Oſtermann und der jüngere Golowkin waren verbannt. Die Kaiſerin Eliſabeth rief alle unter den vorigen Regierungen Verbannte zurück, unter ihnen die Dolgoruki, von denen mehrere an den Hof kamen. Die Fürſtin Katharina heirathete den Grafen Bruce, doch iſt ſie bald darauf geſtorben, nachdem ſie gemeinſam mit ihrer Schwägerin in Nowgorod eine Capelle zur Erinnerung an ihren unglücklichen Bruder geſtiftet. Seit 1743, als ihr älteſter Bruder die Fürſtin Tſcherkaski, eine Jugendfreundin von ihr, geheirathet hatte, lebte Natalie Boriſſowna bei ihm. Ihr geliebter jüngerer Bruder unterſtützte ſie mit Rath und That, es gelang ihr einen Theil des Vermögens für ihre Söhne zurückzuerhalten. Ihre Söhne ließ ſie in die Garde treten. Den älteſten verheirathete ſie mit einer Fürſtin Galitzyn, und nachdem dieſe geſtorben, vermittelte ſie ſeine Ehe mit einer Baroneſſe Stroganow. Dann zog ſie ſich nach Kiew in ein Kloſter zurück und nahm 1758 als Schweſter Nektaria den Schleier. 1767 ſchrieb ſie auf Bitten ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter ihre Denkwürdigkeiten wieder. Bald darauf ward ſie Klausnerin nnd erwartete ihren Tod. Allein, die in ihren Memoiren ausgeſprochene Befürchtung, ihr könne noch neuer Schmerz und neuer Kummer bevorſtehen, erfüllte ſich. 1768 ſtarb ihr geliebter jüngerer Bruder, im Jahre darauf ihr kränklicher, an Melancholie leidender jüngſter Sohn, der ſchon längere Zeit in einem Kloſter gelebt hatte. Im Jahre darauf erlebte ſie alle Schrecken der Peſt. Kurz vor ihrem Tode ſchrieb ſie in ihr Tagebuch: „Ihr, die Ihr hier zurückbleibt, weiht dem Andenken meines elenden

Lebens eine Thräne. Jeden Chriſten aber bitte ich, dem Herrn zu danken, daß mein Leben beſchloſſen iſt, denn nun ſind meine Thränen getrocknet und mein Seufzen iſt erhört. Euch Alle befehle ich Gottes Vaterhuld, die mich begnadigt hat und mich zu meiner ſtillen Ruheſtätte geleiten wird."

Am 3. Juli 1771 iſt ſie, 57 Jahre alt, den Leiden dieſer Zeit enthoben worden.

J. Engelmann.

Luthers Stellung zu den Juden.

Im Jahre 1523 gab Luther eine seiner epochemachenden Schriften heraus, betitelt: daß Jesus Christus ein geborener Jude sei. Das Büchlein hat nur einen geringen Umfang, ist aber für die Stellung der evangelischen Kirche zu den Juden von höchster Bedeutung. Wir erfahren hier, wie Luther in der Blüthe seines reformatorischen Wirkens die Bekehrung der Juden erhoffte und wie er sie behandelt wissen wollte, um sie zum Christenglauben zu reizen. Er giebt es zu, daß die Bekehrung der Juden unter dem Papstthum keinerlei Erfolge gehabt, das schreibt er aber nicht den Juden, sondern ungerechter Weise allein ihren Bekehrern zu. Er sagt: „Unsere Narren, die Päbste und Sophisten, die groben Eselsköpfe haben bisher also mit den Jüden gefahren, daß wer ein guter Christ wäre gewesen, hätte wohl mocht ein Jüde werden. Und wenn ich ein Jüde gewesen wäre und hätte solche Tölpel und Knobel gesehen den Christenglauben regieren und lehren, so wäre ich ehe ein Sau worden denn ein Christen." Die Judentaufen, die bisher stattgefunden hatten, waren nach Luthers Dafürhalten wegen der Oberflächlichkeit, Leichtfertigkeit und Verkehrtheit des papistischen Unterrichts reine Scheintaufen gewesen. Die getauften Juden waren nach Luthers Erfahrungen innerlich Juden und dem christlichen Glauben fremd oder feind geblieben. Er sagt „Ich habs selbst gehört von frommen getauften Jüden, daß wenn sie nicht bei unser Zeit das Evangelium gehört hätten, sie wären ihr Lebenlang Jüden unter dem Christenmantel blieben. Denn sie bekennen, daß sie noch nie nichts von Christo gehört haben bei ihren Täufern und Meistern."

Die Unempfänglichkeit und Verstocktheit der Juden für christliche Einflüsse war nach Luthers Dafürhalten begreiflich bei den erbitternden Mißhandlungen, welche die Juden zu erleiden hatten. Luther erklärt es für Lügentheidingen, daß man den Juden Schuld gebe, sie müssen Christenblut haben, daß sie nicht stinken und bezeichnet alle übrigen Vorwürfe gegen dieselben als Narrenwerk. Den tiefgewurzelten Hang der Juden durch schlechte Geldgeschäfte Land und Volk auszuwuchern, will Luther nicht wie billig, ihrer Habgier und ihrer auf Menschenverachtung beruhenden Unredlichkeit zuschreiben. Daß die Juden dem Wucher ergeben waren, findet Luther allerdings sehr tadelnswerth, aber doch begreiflich. „Daß man ihnen verbeut unter uns zu ärbeiten, handtiren und andere menschliche Gemeinschaft zu haben, damit man sie zu wuchern treibt, wie sollten sie das bessern?" Luther hält es für sehr unrecht, daß die Christen mit den Jüden gehandelt haben, als wären es Hunde und nicht Menschen, haben nichts mehr kunnt thun, denn sie schelten und ihr Gut nehmen, nur mit Hochmuth und Verachtung sei gegen sie gehandelt worden „Wenn die Apostel, die auch Jüden waren, also hätten mit uns Heiden gehandelt, wie wir Heiden mit den Jüden, es wäre nie kein Christen unter den Heiden worden. Haben sie denn mit uns Heiden so brüderlich gehandelt, so sollen wir wiederumb brüderlich mit den Jüden handeln, ob wir etliche bekehren mochten, denn wir sind auch selb noch nicht alle hinan, schweig denn hinüber" — Er lebte der Hoffnung: „wenn man mit den Jüden freundlich handelt und aus der heiligen Schrift sie säuberlich unterweiset, es sollten ihr viel rechte Christen werden und wieder zu ihrer Väter der Propheten und Patriarchen Glauben treten. Will man ihnen helfen, so muß man christlicher Liebe Gesetz an ihnen üben, und sie freundlich annehmen, mit lassen werben und ärbeiten, damit sie Ursach und Raum gewinnen bei und umb uns zu sein, unser christlich Lehre und Leben zu hören und zu sehen. Ob etliche halsstarrig sind, was liegt daran, sind wir doch auch nicht alle gute Christen"

Wir sehen, Luther fordert vom christlichen Deutschland ein Aufgeben der alten Vorurtheile gegen die Juden, Freundlichkeit und Liebe gegen die Blutsfreunde, Vetter und Brüder des Herrn. Er verlangt, daß den Juden ermöglicht werde, ihren Unterhalt anders als durch Wucher zu erwerben, indem man ihnen ehrliche Erwerbsarten gestattete Er wünscht, daß die sociale Absonderung aufhöre und die Juden, unter den Christen arbeitend und mit den Christen verkehrend, mit christlichem Leben und christlicher Lehre vertraut würden Eine Judenemancipation im modernen Sinne zu fordern, lag ihm dabei völlig fern. Ungetauften Juden Vollbürgerrechte zuzugestehen und sie nicht nur social, sondern auch politisch den christlichen Eingeborenen Deutschlands gleichberechtigt an die Seite zu stellen, fiel dem gesund mittel-

alterlich empfindenden Luther, der den modernen Wahn vom abstracten Staatsbürgerrechte nicht kannte, auch nicht im Traume ein. Vielmehr hoffte er ohne Einrichtung besonderer Missionsveranstaltungen, die seiner Zeit fern lagen, ein großes aufrichtiges, aus dem Herzen kommendes Drängen der Juden zu Christus und seiner Gemeinde erleben zu können, wenn er sich auch sagen mußte, daß mancher Jude verstockt bleiben werde Wer spürt nicht in diesen Worten Luthers die Menschenfreundlichkeit seines großen liebewarmen Herzens, und freut sich der Aufrichtigkeit und Rückhaltslosigkeit, mit der er jeder Ausschreitung seiner lieben Deutschen entgegentrat. Zugleich werden wir erfahreneren Kinder des 19. Jahrhunderts, die wir die ungeheure Schwierigkeit der Arbeit an Israel kennen, über Luthers überschwängliche Hoffnungen für die baldige Bekehrung Vieler in Israel billig erstaunen und sie auf einen Mangel an Nüchternheit zurückführen, welcher in jenen unerfahrenen Tagen begreiflich war. Luthers Hoffnungen konnten gar nicht in dem Maße in Erfüllung gehen, er mußte lernen, sie immer mehr herabzustimmen, bis seine nicht mit Nüchternheit gepaarte Liebe zu den Juden immer mehr erkaltete und ein auf natürliche und religiöse Gründe zurückzuführender Zorn gegen dieses Volk ihn erfüllte. Zu dieser inneren Umwandlung Luthers hat namentlich eine Berührung mit drei gelehrten Juden beigetragen. Er berichtet darüber selbst (Erlanger Ausgabe 32, S. 156): „Drei gelehrte Jüden kamen zu mir der Hoffnung, sie würden einen neuen Jüden an mir finden, weil wir hie zu Wittemberg ebräisch anfingen zu lesen; gaben auch fur, weil wir Christen ihre Bücher begünsten zu lesen, sollts bald besser werden Da ich nun mit ihnen disputirt, thäten sie ihrer Art nach, gaben mir ihr Gloſſen, da ich sie aber zum Text zwank, entfielen sie mir aus dem Text und sprachen, sie müßten ihren Rabbiner gläuben, wie wir dem Pabst und Doktoren u. s. w Nun hatte ich Barmherzigkeit mit ihnen, gab ihnen eine Furbitte an die Geleitsleute, daß sie umbs Christus willen sie sollten frei ziehen lassen, ich erfuhr aber hernach wie sie mir den Christum hatten einen Thola genennet, das ist einen erhenkten Schächer. Darumb will ich mit keinem Jüden mehr zu thun haben, sie sind, wie St. Paulus sagt, dem Zurn ubergeben, jemehr man ihnen helfen will, je härter und ärger sie werden, laß sie fahren." — Luther lernte ferner aus den Schriften der Juden, die er zu lesen bekam, ihren furchtbaren Haß gegen Christus kennen und wurde mit heiligem Zorne gegen sie erfüllt. Immer mehr erkannte er, daß an dem Hang der Juden zum Wucher nicht die Christen, sondern die Juden selbst schuld waren, daß die Judenverfolgungen nicht von christlichem Fanatismus, sondern zunächst vom Judenwucher verursacht worden waren. Die halsstarrige, mit wildem Haß und Verachtung versetzte Abneigung der Juden gegen das Evangelium erfüllte Luther mit

Schmerz und Entrüſtung. Dieſe jüdiſche Halsſtarrigkeit beraubte ihn nun jeder Hoffnung, daß ſie ſich bekehren würden. Er erklärte, ein jüdiſches Herz ſei ſo ſtock-ſtein-eiſen-teufelhart, daß mit keiner Weiſe es zu bewegen ſei. Die Juden hält er für junge Teufel zur Höllen verdammt, an einigen, meint er, gebe es noch etwas Menſchliches und denen möchte auch das Evangelium zu Nutz kommen. „Vom ganzen Haufen mag hoffen wer da will, ich habe da keine Hoffnunge, weiß auch davon keine Schrift. Können wir doch unſer Chriſten den großen Haufen nicht bekehren, müſſen uns am kleinen Häuflein genügen laſſen, wie viel weniger iſt's möglich dieſe Teufelskinder alle zu bekehren. Denn daß etliche aus der Epiſtel zun Römern am elften Kapitel ſolchen Wahn ſchöpfen, als ſollten alle Jüden bekehret werden am Ende der Welt, iſt nichts; St. Paulus meint gar viel ein anderes.“ — So verbaute Luther ſich ſelbſt den Weg zu den Verheißungen der Schrift, die es ihm ermöglicht hätten, der gegenwärtigen Verſtockung Iſraels zum Trotz ſeine dereinſtige vollseinheitliche Bekehrung zu Chriſtus zu erglauben und zu erhoffen. So kam es denn dahin, daß er im Jahre 1543 zwei Schriften gegen die Juden herausgab, erſtens: Von den Juden und ihren Lügen, zweitens: Vom Schem Hamphoras — zwei Bücher, welche an vulkaniſcher Leidenſchaft und zerſchmetternder Zorneswucht Luthers großen Streitſchriften gegen den allerhölliſchſten Vater zu Rom, den Hans Wurſt zu Braunſchweig, die Sacramentsſchwärmer und die räuberiſchen und mörderiſchen Bauern gleichkommen. In beiden verlangt Luther Austreibung der Juden aus Deutſchland, weil ſie Feinde Chriſti und des deutſchen Volkes ſeien. Womit begründet nun Luther dieſe Behauptung und Forderung?

Er geht davon aus, daß die Juden wie die Türken, Papiſten und Rotten wohl behaupten Gottes Volk und Kirche zu ſein nach ihrem Eigendünkel, aber es fehle ihnen an dem rechten einigen Glauben und Gehorſam gegen Gottes Gebote. So ſieht er in ihnen alten Ungläubige, denn den Hiſtorienglauben läßt er nicht als Glauben gelten. Die Juden wiſſen nichts, was das geringſte Geſetz Gottes ſei, alles iſt bei ihnen mit „rabbiniſchen unfläthigen Aufſätzen und Mißglauben alſo beſchmeißt, daß Moſe wohl nicht mehr kenntlich bei ihnen iſt“ (S. 219). Luther ſpottet darüber, wenn den Juden Frömmigkeit zugeſchrieben wird (S. 232), er ſagt: „ſolche Frömmigkeit iſt bei ihnen ſelbſt ſo heimlich, daß ſie auch ſelbſt nicht davon wiſſen können, was ſoll denn Gott davon wiſſen? denn ſie ſind alles Bosheit voll, voll Geizes, Neides, Haſſes untereinander, Hochmuths, Wuchers, Stolzes, Fluchens wider uns Heiden, daß ein Jüde müßte ſehr ſcharfe Augen haben, ſo er ſollt einen frommen Jüden erkennen, ſchweige, daß ſie ſollten alleſammt Gottes Volk ſein, wie ſie rühmen, denn ſie verbergen wahrlich ihre Frömmigkeit ſtark unter ihren öffentlichen Laſtern, und wollen gleichwohl alleſammt,

keinen ausgeſchloſſen, Abrahams Blut, Moſes Volk, das iſt Gottes Volk ſein, gegen welchen die Heiden eitel Stank ſein müßten." Luther findet die moraliſche Verderbtheit der Juden ſo arg, daß er mit vollem Ernſte behauptet: „wenn nicht mehr da wäre denn das alte Teſtament, ſo wollt ich ſchließen und ſollt mich kein Menſch anders bereden, daß dieſe itzige Jüden müßten ſein etwa eine Grundſuppe aller loſen böſen Buben aus aller Welt zuſammengefloſſen, die ſich gerottet und in die Länder hin und her zerſtreuet hätten wie die Tattern und Zigeuner und dergleichen" (S. 313). Luther wundert ſich nicht darüber, denn er ſagt (S. 139): „Der Teufel hat dies Volk mit allen ſeinen Engeln beſeſſen" Daher findet er es auch ganz begreiflich, daß der chriſtliche Name ihnen ſo verhaßt ſei. (S. 181:) „Sie haben ſolchen giftigen Haß wider die Gojim von Jugend auf eingeſoffen von ihren Eltern und Rabbinen und ſaufen noch in ſich ohn Unterlaß, daß es ihnen durch Blut und Fleiſch, durch Mark und Bein gangen, ganz und gar Natur und Leben worden iſt. Und ſo wenig ſie Fleiſch und Blut, Mark und Bein können ändern, ſo wenig können ſie ſolchen Stolz und Neid ändern, ſie müſſen ſo bleiben und verderben. . ." (S. 120:) „Sie ſind die rechten Lügener und Bluthunde, die nicht allein die ganze Schrift mit ihren erlogenen Gloſſen von Anfang bis noch da her ohn Aufhören verkehret und verfälſcht haben. Und all ihres Herzens ängſtlich Seufzen und Sehnen und Hoffen gehet dahin, daß ſie einmal möchten mit uns Heiden umbgehen, wie ſie zur Zeit Eſther in Perſia mit den Heiden umbgingen. O, wie lieb haben ſie das Buch Eſther, das ſo fein ſtimmt auf ihre blutdürſtige rachgierige mördiſche Begier und Hoffnung! Kein blutdürſtigers und rachgierigers Volk hat die Sonnen je beſchienen, als die ſich dünken laſſen, ſie ſeien darumb Gottes Volk, daß ſie ſollen und müſſen die Heiden morden und würgen. Und iſt auch das furnehmeſte Stück, daß ſie an ihrem Meſſia gewarten, er ſolle die ganze Welt durch ihr Schwert ermorden und umbbringen, wie ſie denn im Anfang an uns Chriſten in aller Welt wohl beweiſeten und noch gern thäten, wo ſie könnten, habens auch oft verſucht und darüber auf die Schnauzen weidlich geſchlagen ſind."

Luther bleibt dabei, daß ein Chriſt (S. 244) nächſt dem Teufel keinen giftigeren und bitteren Feind habe, denn einen Juden. Dieſe Geſinnung der Juden, welche Luther ihnen zuſchreibt, iſt ſeines Dafürhaltens auf das hohe Anſehen des Talmuds zurückzuführen, „ſchreiben doch ihre Talmud und Rabbinen (S. 192), das Tödten ſei nicht Sünde, ſo ein Jüde einen Heiden tödtet, ſondern ſo er einen Bruder in Iſrael tödtet und ſo er einem Heiden den Eid nicht hält, iſt nicht Sünde, item ſtehlen und rauben, wie ſie durch den Wucher thun den Gojim, ſein ein Gottesdienſt, denn ſie halten, weil ſie das edle Blut und beſchnittene Heiligen ſind, wir aber verfluchte Gojim, ſo

können sie es nicht zu grob mit uns machen noch sich an uns versündigen, weil sie der Welt Herren und wie ihre Knechte, ja ihr Vieh sind. Auf solcher Lehre beharren auch noch heutiges Tages die Jüden und thun wie ihre Väter, verkehren Gottes Wort, geizen, wuchern, stehlen, morden, wo sie können und lehren solches ihre Kinder immer fur und fur nachthun."

Was Luther 1523 als Lugentheidingen und Narrenwerk verdammt hatte, das traut er jetzt selber den Juden zu S. 182 sagt er. „daher giebt man ihnen oft in den Historien Schuld, daß sie die Brunnen vergift, Kinder gestohlen und zerpfriemet haben wie zu Trent, Weißensee u. s. w. Sie sagen wohl nein dazu, aber es sei oder nicht, so weiß ich wohl, daß am vollen ganzen bereiten Willen bei ihnen nicht fehlet, wo sie mit der That dazu kommen könnten heimlich oder offenbar, des versiehe Dich gewißlich und richte Dich danach "

Aehnlich drückt er sich S. 244 aus. „Ich habe viel Historien gelesen und gehört von den Jüden, so mit diesem Urtheil Christi stimmen, nämlich wie sie die Brunnen vergiftet, heimlich gemordet, Kinder gestohlen, item daß ein Jüde dem andern einen Topf voll Blutes auch durch einen Christen zugeschickt, item ein Faß Wein, da das ausgetrunken ein todter Jüde im Faße gefunden und dergleichen viel, und das Kinderstehlen hat sie oft, wie droben gesagt, verbrennet und verjächt Ich weiß wol, daß sie solches und alles leugnen, es stimmet aber Alles mit dem Urtheil Christi, daß sie giftige bittere rachgierige hämische Schlangen, Meuchelmörder und Teufelskinder sind, die heimlich stechen und Schaden thun, weil sie es öffentlich nicht vermögen, darumb ich gerne wollte, sie wären da keine Christen sind." Weil nun die Fürsten und Obrigkeiten schnarchen, „das Maul offen haben" und die Juden in ihrem Treiben keineswegs hindern, darum ist der Reichthum und die Macht der Juden, nach Luthers Meinung, in dem Grade gewachsen, daß sie die Herren und Tyrannen im Lande geworden waren. S 183 schreibt Luther. „Die Fürsten lassen die Juden aus ihrem offenen Beutel und Kasten nehmen, stehlen und rauben, was sie wollen, das ist, sie lassen sich selbst und ihre Unterthanen durch der Jüden Wucher schinden und aussaugen und mit ihrem eigenen Gelde sich zu Bettlern machen, denn die Jüden als im Elende sollten za gewißlich nichts haben und was sie haben, das muß gewißlich unser sein, so ärbeiten sie nicht, verdienen uns nichts ab, so schenken oder geben wir's ihnen nicht, noch haben sie unser Geld und Gut und sind damit unser Herren in unserm eigenen Lande und in ihrem Elende Wenn ein Dieb zehen Gülden stiehlet, so muß er henken, raubet er auf der Straßen, so ist der Kopf verloren, aber ein Jüde, wenn er zehen Tonnen Goldes stiehlet und raubet durch seinen Wucher, so ist er lieber denn Gott selbst und zu Wahrzeichen rühmen sie es getrost und stärken ihren Glauben und

giftigen Groll wider uns, sprechen untereinander „halt fest, siehe wie Gott mit uns ist und sein Volk auch im Elend nicht verläßt. Wir arbeiten nicht, haben gute faule Tage, die verfluchten Gojim müssen uns fur arbeiten, wir aber kriegen ihr Geld, damit sind wir ihre Herren, sie aber unsere Knechte. Halt fest, lieben Kinder Israel, es wird besser werden, unser Messia wird noch kommen, wenn wir so fortfahren und aller Heiden Hembdath durch Wucher und sonst auch an uns bracht haben. Wohlan, das leiden wir von ihnen unter unserem Schutz und Schirm, noch fluchen sie uns, wie gesagt."

S. 242: „Wir sind ihre Hauswirthe, so rauben sie und saugen uns aus, liegen uns auf dem Halse die faulen Schelme und müssigen Wämste, saufen, fressen, haben gute Tage in unserm Hause, fluchen zu Lohn unserm Herrn Christo, Kirchen, Fürsten und uns allen, dräuen und wünschen uns ohn Unterlaß den Tod und alles Unglück. Denke doch, wo kommen wir armen Christen dazu, daß wir solch faul müssig Volk, solch unnütz böse schädlich Volk, solche lästerliche Feinde Gottes umbsonst sollen nähren und reich machen, dafür nichts kriegen denn ihr Fluchen, Lästern und alles Unglück, das sie uns thun und wünschen können, sind wir doch wohl so blind und starrende Klötze in diesem Stücke, als die Juden in ihrem Unglauben, daß wir solch große Tyranei von den heillosen Schelmen leiden, solchs nicht sehen noch fühlen wie sie unser Junkern ja unsere wüthige Tyrannen sind, wir aber ihre Gefangene und Unterthan, klagen noch, sie seien unsere Gefangene, spotten unser dazu, als müßten wir's von ihnen leiden."

S. 230: „Nun siehe, welch eine feine, dicke, fette Lügen das ist, da sie klagen, sie seien bei uns gefangen. Es sind über 1400 Jahr, daß Jerusalem zerstöret ist und wir Christen zu der Zeit schier 300 Jahr lang von den Juden gemartert und verfolget sind in aller Welt, daß wir wohl möchten klagen, sie hätten uns Christen zu der Zeit gefangen und getödtet, wie es die helle Wahrheit ist." — Kein Mensch habe sie aus Palästina nach Deutschland gerufen, ungeladen seien sie gekommen und eine schwere Last für das ganze Volk geworden. Luther vergleicht sie den Blutschwären, einer schweren Pestilenz und Plage für die Deutschen, darum verlangt er nun eine gründliche Zerstörung der unleiblich gewordenen Verhältnisse. Die Juden sollen aufhören, sich als Herren in Deutschland zu fühlen, ihre Häuser sollen ihnen genommen und zerstört werden, mögen die dann leben wie die Zigeuner, meint Luther S. 235, ihr Vermögen, das sie ja nur durch Wucher gestohlen und geraubt hätten, sei ihnen zu confisciren, S. 236, nur den ernstlich bekehrten Juden seien 100—300 Gulden zum Unterhalte ihrer Familien zu lassen, die jungen starken Juden aber mit Gewalt zur körperlichen Arbeit zu zwingen (S. 238, 259), noch besser aber sei es, den lieben Kaiser Karl zum Muster zu nehmen, der sie aus ihrem allerbesten Nest, Hispanien, ver-

trieben habe. Möchten ſie doch wieder in ihr Land Jeruſalem hinziehen (S. 243), gern würden die Deutſchen ihnen noch Geſchenke geben, um ſie los zu werden, in ihrer alten Heimath könnten ſie dann nach Belieben lügen, fluchen, läſtern, ſpeien, morden, ſtehlen, rauben, wuchern, ſpotten und alle läſterlichen Greuel treiben. So ſpricht Luther, der mittelalterliche deutſche Patriot. Bei aller Rauhheit und Härte ſeines Tones wird der kräftigen deutſch-nationalen Selbſtſucht, die er vertritt, ein hohes Maß von ſittlicher Berechtigung nicht abzuſprechen ſein. Auch dürfen wir uns über den rohen Klang ſeiner Worte nicht wundern, hat ja doch der Sauerteig der Aufklärung erſt viele Generationen ſpäter zu gähren begonnen und den rückſichtsloſen internationalen Humanismus erzeugt, welcher eine Milde gegen die Juden allgemein verbreitet hat, die Luther von ſeinen Vorausſetzungen aus nicht verſtehen konnte. Außerdem war ſein Staat, wie er ihn überkommen hatte und wie er ihn mit Bewußtſein vertrat, der corporativ gegliederte mittelalterliche Ständeſtaat und nicht der moderne Staat der Rechtsgleichheit und des freien Wettbewerbes. Wie er ſich als Kind unſeres Jahrhunderts in nationaler und ſocialer Beziehung zu den Juden geſtellt hätte, können wir nicht des Genaueren wiſſen. So viel aber dürfte ruhig zu behaupten ſein, daß Luther auch als Sohn unſeres Jahrhunderts ein Gegner der Judenemancipation und Judenherrſchaft ſein würde, und bei der rauhen Männlichkeit ſeines Temperamentes für kräftige Maßregeln gegen die Juden eintreten würde.

Luther hat in den Jahren ſeiner vollen Kraft den Anſatz gemacht, den mittelalterlichen Begriff von der chriſtlichen Obrigkeit und ihrer Pflicht, den Glauben gegen den Unglauben und die Ketzerei zu ſchützen, zu überwinden und demgemäß eine weitgehende Toleranz gegen alle Ketzereien gefordert, alle Glaubenskriege verurtheilt. Als er aber älter wurde, gewannen die unüberwundenen Reſte mittelalterlicher Gedankenreihen in ſeinem Geiſte neue Macht, und die moſaiſchen Verfügungen gegen die Abgötter und Gottesläſterer wurden für ſein irrendes Gewiſſen verbindlich. Mittelalterlich iſt daher die religiöſe Verbindung, womit er die Verfolgung und Vertreibung der Juden motivirt. Luther ſtützt ſich auf Deut. 13, 16 und 12, 32 und 1. Sam. 15, 23, daraus, meint er, gehe doch hervor, daß eine Stadt, die Abgötterei treibe, mit Feuer zerſtört werden müſſe. Falls Moſes lebte, würde er ſelbſt der Erſte ſein, die Judenſchulen und Judenhäuſer anzuzünden, denn ſie ſeien die ärgſten Feinde und Läſterer des Meſſias, S. 234. Freilich, ſagt Luther, zum Glauben könne Niemand gezwungen werden, S. 241, aber öffentlich den rechten Glauben läſtern und verfluchen zu laſſen, S. 246, das ſei weit ein anderes; es dürfe nicht geduldet werden, durch Zuſehen und Schweigen, daß ſie Gott den Vater in Seinem Sohne läſtern und

ſchänden und Chriſten zu ihrer Gottloſigkeit verführen. Solche Duldſamkeit würde die Deutſchen nur mitſchuldig machen an dem Haſſe der Juden gegen Chriſtus. Daher fordert Luther zur Erfüllung der chriſtlichen Separationspflicht, daß ſich, S. 241, die Deutſchen nicht theilhaftig machen des teufliſchen Wüthens und Tobens der Juden durch Gewährung von Schutz und Schirm, Eſſen, Trinken, Herbergen und anderer nachbarlicher Wohlthat. Die Synagogen als Stätten der Gotteslästerung ſollen (S. 233, 252, 254, 259) verbrannt werden, den Juden ihre Bücher genommen werden, namentlich der Talmud und ihre Gebetbücher (S. 235, 252). Den Rabbinen, Luther nennt ſie Raben und Rangen, ſolle bei Todesſtrafe verboten werden, in deutſchem Lande öffentlich Gott zu loben, zu danken, zu beten und zu lehren, da ja ihr Lob, Dank und Gebet eitel Gotteslästerei, Fluchen und Abgötterei ſei (S. 252). Doch hält Luther dieſe Maßregeln für nicht durchgreifend genug, heimlich würden ſie ja doch in ihren Sauſchulen und Teufelsneſtern ihr altes Unweſen weiter treiben, Gott und dem Herrn Chriſtus zum Tort. So ſchrak Luther nicht vor der letzten Forderung zurück und ſchrieb S. 254: „Und weil wir wiſſen, daß ſie es heimlich thun, ſo iſt es eben ſo viel, als thäten ſie es öffentlich. Denn was man weiß, das heimlich geſchieht und geduldet wird, das heißt doch nicht heimlich und gleichwol unſer Gewiſſen damit fur Gott beſchweret iſt. Wohlan, da müſſen wir uns furſehen. Meines Dünkens will's doch da hinaus: ſollen wir der Jüden Läſterung rein bleiben und nicht theilhaftig werden, ſo müſſen wir geſcheiden ſein und ſie aus unſerem Lande vertrieben werden; ſie mögen gedenken in ihr Vaterland, ſo dürfen ſie nicht mehr fur Gott uber uns ſchreien und lügen, daß wir ſie gefangen halten, wir auch nicht klagen, daß ſie uns mit ihrem Läſtern und Wuchern beſchweren. Dies iſt der näheſt und beſte Rath, der beide Pärte in ſolchem Fall ſichert." Dieſe ungeheuerlichen, dem Geiſte des Evangeliums ſchnurſtracks entgegen laufenden Maßregeln empfiehlt er als eine ſcharfe Barmherzigkeit, die einem treuen Arzte geziemt, der auch vor ſtrengen Mitteln nicht zurückſchrecken dürfe Darum ſolle man mit ihnen nach aller Unbarmherzigkeit umgehen, wie Moſes that, Barmherzigkeit könne man hier nicht üben, die würde ſie nur in ihrem böſen Weſen beſtärken, alſo müſſe man ſie „wie tolle Hunde" ausjagen, damit die Chriſten nicht ihrer greulichen Läſterung und Laſter theilhaftig, mit den Juden zuſammen Gottes Zorn verdienen und verdammt werden

Es liegt auf der Hand, daß Luther hier nicht aus dem Geiſte des neuen Teſtamentes und der Reformation heraus argumentirt und Forderungen aufſtellt, vielmehr erweiſt er ſich hierin als übermannt vom mißverſtandenen alten Teſtament und von mittelalterlichen, vom Evangelium gerichteten Wahnvorſtellungen. Die evangeliſche Kirche hat daher die Irrthümer

des alternden Reformators als für ſich nicht maßgebend abgelehnt und ſieht in der Schrift Luthers, daß Jeſus Chriſtus ein geborener Jude ſei, welche 1523 erſchien, den wahren Ausdruck reformatoriſchen Geiſtes. Luther ſelbſt iſt an ſeiner ſpäteren Beurtheilung der Juden nicht mehr irre geworden. Seine letzten, kurz vor ſeinem Tode in Eisleben gehaltenen Predigten enthalten leidenſchaftliche Ausfälle gegen die Juden. Am 14. Februar 1546 verlangte er von der Kanzel die Wegtreibung der Juden, weil ſie Chriſtum täglich läſtern und ſchänden und die Chriſten nicht nur durch ihren Wucher ausſaugen, ſondern auch, wo ſie können, tödten.

Dieſe Rathſchläge Luthers, ſo ſehr ſie ihm am Herzen lagen, hat das deutſche Volk nicht befolgen wollen, weil ſie mit dem Evangelium und den Begriffen moderner Humanität ſich nicht vertragen. Die Forderung, die Juden als Feinde Chriſti aus dem Lande zu jagen, die Luther aufſtellt und ſo eifrig begründet, iſt unproteſtantiſch und als Nachwirkung der katholiſchen Staatsanſchauung zu betrachten. Es hat die Chriſtenheit daher wohlgethan, dieſe Ermahnungen des gewaltigen Mannes unbeachtet zu laſſen. Ueber die ſocialpolitiſche Begründung der gewaltſamen Einſchränkung der jüdiſchen Uebermacht, die Luther vorbringt, läßt ſich reden. Daß Luther ſich aber ſchwer irrte, als er aus religiöſen Gründen die Vertreibung der Juden forderte und für ihre ſtrafrechtliche Verfolgung eintrat, kann für einen evangeliſchen Chriſten keinem Zweifel unterliegen.

Friedrich Lezius.

„Glück".

„Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht
Wir kennen's wohl und wissen's nicht zu schätzen."
Goethe (Tasso.

Wenn wir das Wort „Glück" in dem Sinne innerer Harmonie und wahren, dauernden Friedens auffassen, so braucht die Berechtigung, dieses Thema zu behandeln, wohl nicht weiter begründet zu werden, am wenigsten in unserer Zeit, welche an dem Fehler großer Oberflächlichkeit und eben darum Unbefriedigung leidet, indem ihre Bestrebungen, wie bedeutend sie im Einzelnen sein mögen, weder in philosophischem, noch in religiösem Boden so kräftige Wurzeln haben, daß der ernster und tiefer Denkende aller Sorge um die gedeihliche Fortentwickelung der idealen Güter enthoben wäre. Gewiß sucht auch der Oberflächlichste, dessen Gedanken in den Geschäften und Vergnügungen des Tages aufgehen, auf seine Weise das Glück. Und wohl mag es sein, daß Mancher es auf diesem Wege findet oder vielmehr vom Glück gefunden wird, indem es ihm, dank angeborener heiterer Gemüthsart und günstigen äußeren Verhältnissen, in den Schooß fällt. Aber erstlich sind das Ausnahmefälle, und dann erscheint es sehr fragwürdig, ob ein solches Glück im Interesse der Sittlichkeit überhaupt wünschenswerth sei. — Eine andere Gruppe von Menschen hat sich dem Pessimismus ergeben und folgt der Richtschnur Schopenhauers, der das Glück für etwas Negatives hielt und daher den Satz des Aristoteles, daß der Vernünftige nicht auf Genuß, sondern auf Schmerzlosigkeit ausgehe, für die Quintessenz der Lebensweisheit erklärte. Nun ist ja gewiß Jeder von uns dessen inne geworden, daß es ein vollkommenes Glück auf dieser Welt nicht giebt, und sucht sich daher in vielen Stücken zu bescheiden. Aber — um ganz abzusehen von den Tröstungen, mit welchen die Religion ihre Gläubigen sättigt — wer etwas von

der innigen Freude und Glückseempfindung gespürt, die uns das Lieben und Geliebtwerden, der göttliche Odem der Kunst und die wunderbaren Schönheiten der Natur gewähren, wer etwas von der Befriedigung empfunden hat, welche aus treuer Pflichterfüllung und dem Wirken für eine gute Sache, sei es auch ohne handgreiflichen Erfolg, erwächst, der kann sich nicht zu der Resignation bekennen, die den kühlen, grübelnden Verstandesmenschen auf das Ziel der Schmerzlosigkeit steuern heißt. Wenn dagegen Schopenhauer nicht in dem, was Einer *hat* oder was er *vorstellt*, sondern in dem, was Einer *ist*, die Hauptbedingungen seines Glückes oder Unglückes sieht und demnach sagt, daß „zu den echten persönlichen Vorzügen, dem großen Geiste oder großen Herzen, sich alle Vorzüge des Ranges, der Geburt, selbst der königlichen, des Reichthums u. dgl. wie die Theaterkönige zu den wirklichen verhalten", so stimmen wir ihm darin gewiß vollkommen zu. Doch braucht Reichthum an Geist und Gemüth an sich noch nicht zu einer Quelle des Glückes zu werden, denn je höher der Mensch intellectuell, ästhetisch und moralisch entwickelt ist, desto mehr ist er auch dem Schmerze ausgesetzt, und schon Aristoteles hat bemerkt, daß alle hervorragenden Männer (in der Philosophie, Staatskunst, Poesie und in den Künsten) melancholisch seien[1]. Man kann geistig reich und doch, oder gerade deshalb tief unglücklich sein, wie wir aus den Biographien mancher großen Männer sehen. Erst wenn die irrenden Planeten ihre Sonne, die sie umkreisen sollen, gefunden haben, ist Ordnung im Weltall, und so müssen auch, damit die Seele glücklich werde, alle Kräfte des Geistes und Gemüths einen einheitlichen, beherrschenden Sammelpunkt finden, jenes selbständige Centrum da drinnen, von dem Goethe in seinem „Vermächtniß" so schön redet:

„Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag."

Darum ist sicherlich das antike „δος μοι που στω, και την γην κινησω" (gieb mir einen Punkt, wo ich stehen kann, und ich werde die Welt bewegen) der Schlüssel zum Thore des wahren Glückes, der dauernden inneren Befriedigung. „Es ist ein köstliches Ding," sagt auch die heilige Schrift, „daß das Herz *fest* werde." Und daß es *in unseren Willen gegeben* ist, diesen entscheidenden festen Punkt in dem großen perpetuum mobile der in uns wogenden und uns umgebenden Welt zu finden, ein-

[1] Schopenhauer, Parerga und Paralipomena, I 345.

zunehmen und zu behaupten, die Erkenntniß dieser Wahrheit dürfte die erste Sprosse sein, welche auf der steilen Leiter des Glückes erklommen werden muß.

Es hat uns daher zu besonderer Freude gereicht, ein Buch zu finden, das bei seinen Betrachtungen über das Glück von diesem Gedanken durchdrungen ist und mit gesundem, kräftigem Idealismus die große Frage behandelt, wodurch wir in uns ein wahres, beständiges Glück schaffen können. Die Lectüre dieses Buches sei unseren Lesern auf das Nachdrücklichste angerathen. Gerade jetzt, wo die beginnende Sommerzeit uns dem geschäftigen Getriebe der Menschen entreißt und wieder in die Arme der Natur zurückführt, findet Mancher Muße zur Besinnung und Betrachtung, wobei er sich dann nicht ungern von einem guten Führer leiten läßt

Es ist sehr angebracht, daß Prof. Hilty in seiner Studie „Glück"[1] keiner systematischen Ordnung des Stoffes folgt, da eine solche für diesen Gegenstand wenig geeignet wäre und Manche gleich im Beginne des Lesens abschrecken könnte, zumal die Frauen, denen die von Hilty gewählte Behandlungsweise gleichfalls zusagen dürfte.

Der Verfasser beginnt sein Buch mit einem ganz auf das Praktische gerichteten Abschnitte, mit der „Kunst des Arbeitens". Seine Werthschätzung der Arbeit, seine entschiedene Verurtheilung jedes Müssigganges haben uns auf das Sympathischste berührt, und seine Winke über die Kunstgriffe der Arbeit, insbesondere der geistigen, entstammen einer gründlichen Kenntniß der menschlichen Natur. Wir stimmen Fichte unbedingt bei, wenn er in der Faulheit das Grundlaster der Menschheit sieht, und glauben mit Goethe, daß positive Vergehungen dem Menschen weniger zur Last zu legen sind, als seine Unterlassungen des Guten. Nur dürfen wir das Gute nicht etwa in vager und verschwommener Weise fassen, sondern müssen es in der den Fähigkeiten des Einzelnen entsprechenden Berufsarbeit und treuen Pflichterfüllung sehen. Vor zwei Jahren brachte die „Baltische Monatsschrift" ihren Lesern einen Artikel über das Thema „Arbeit!"[2]. Bei unserer Lage erscheint dieses Thema auch heute noch außerordentlich zeitgemäß. Es hilft nichts, über das Unglück zu philosophiren oder lockenden und tröstenden Zukunftsbildern träumend nachzuhängen. Das Einzige, was hilft, was den Muth und das Kraftgefühl erhalten kann, ist die tägliche treue Arbeit. Jedem, der uns einen Wink darüber giebt, wie wir sie anfassen sollen, wissen wir es daher Dank. Dabei versteht es sich, daß solche Arbeit, selbst wenn sie mechanisch ist, nicht mechanisch aufgefaßt und verrichtet werden darf. Sie soll vielmehr die Frucht einer sittlich gekräftigten Persönlichkeit und die

[1] Prof. Dr. C. Hilty, Glück. Dritte vermehrte Auflage. Frauenfeld und Leipzig 1892. 8. 244 Seiten.

[2] „Balt. Mon.", Band XXXVII, Heft 1

Lebensäußerung eines Geiſtes ſein, der ſich des Werthes der Ziele, in deren Dienſt er arbeitet, bewußt iſt. Obgleich nun alſo nach den Principien der Ethik die That allerdings als natürliche Frucht aus der Geſinnung ſich ergeben ſoll, wäre es doch doctrinär, die Arbeit nicht auch gerade demjenigen anzuempfehlen, der noch keinen eigenen Antrieb dazu fühlt. Denn eben die Arbeit iſt ihrerſeits ein Jedermann zugängliches Mittel, in dem ſittlichen Streben — und was iſt alle Moral anders als *Streben*? — gefördert zu werden und durch Selbſtzucht allmählich zur Freiheit zu gelangen.

„*Die Kunſt, Zeit zu haben*“, welche zu der des Arbeitens in naher Beziehung ſteht, behandelt ein weiterer Abſchnitt unſeres Buches. Bei den häufigen Klagen über Zeitmangel, die man in unſeren ohne Raſt vorwärts drängenden Tagen hören kann, iſt dieſes Thema ſo intereſſant, daß Jeder gern einige gute Bemerkungen darüber leſen wird.

Auch in den übrigen ſechs Capiteln ſind ſo vielſeitige, tiefe und brauchbare, dabei immer klar und ſchlicht ausgedrückte Gedanken enthalten, daß der Leſer überall gefeſſelt und zum Nachdenken über ſich und die Welt angeregt werden wird. Der Reichthum an weiten und allgemeinen Geſichtspunkten iſt ein Hauptvorzug des Buches und dürfte gleichfalls ſehr dazu beitragen, ihm für unſere Zeit Bedeutung zu geben. Wir ſind es nämlich leider gewohnt, die Philoſophie als etwas für den normalen Menſchen Unbrauchbares anzuſehen und ſie ſomit unbeſehens ad acta zu legen; allenfalls, meinen wir, mag derjenige, deſſen Beruf das Denken und Forſchen iſt, der Philoſophie als guter Gymnaſtik des Geiſtes und als Unterweiſerin im präciſen Ausdruck ſich bedienen, aber zum wirklichen Leben hat ſie doch gar keinen Bezug. An dieſer oberflächlichen und ſehr beklagenswerthen Auffaſſung iſt zum großen Theil unſere neuere, auch von Hilty nicht freundlich beurtheilte Philoſophie ſelbſt ſchuld, denn ſie hat faſt ganz aufgehört, uns wirkliche *Lebensweisheit* zu bieten[1]. Dieſer Mangel iſt um ſo ſchlimmer, als in der Gegenwart auch die Religion ſtark zurückgetreten iſt und bei Weitem

[1] Der Sklave Epiktet einer der berühmteſten Stoiker ſagt über dieſen Gegenſtand Folgendes: „Der erſte und nothwendigſte Theil der Philoſophie iſt der, welcher die *Lebensregeln* enthält, z. B. ‚Du ſollſt nicht lügen‘. Der zweite iſt der von den *Beweiſen* dieſer Regeln, z. B. „Warum ſoll man nicht lügen?“ der dritte der, welcher beide vorangehenden beſtätigt und erklärt z. B. warum dies einen Beweis bilde, was ein Beweis ſei was eine Schlußfolgerung, was ein Widerſpruch, was ein wahres oder ein falſches Urtheil. Darum iſt der dritte Theil um des zweiten und der zweite um des erſten willen vorhanden, der nothwendigſte der den Ruhepunkt des Ganzen bildet, iſt der erſte. Wir hingegen kehren es um, wir halten uns bei dem dritten Theile auf und wenden allen unſeren Fleiß darauf den erſten vernachläſſigen wir gänzlich. Daher kommt es denn, daß wir lügen, während wir den Beweis dafür daß man nicht lügen ſolle ſtets bei der Hand haben. (Bei Hilty S. 80.)

nicht mehr die Herrschaft über die Gemüther ausübt, die sie früher besaß: man denke nur an das Papstthum, das Mönchswesen, die Kreuzzüge und vor Allem an das Jahrhundert der Reformation. Im Vergleiche zu jenen Zeiten sind wir jetzt ausnehmend nüchtern, praktisch, social und specialwissenschaftlich geworden, leider unter großer Vernachlässigung höherer Ideen und allgemeinerer Gesichtspunkte. Wer aber ohne Religion und ohne Philosophie durch das Leben zu gehen unternimmt, der muß verflachen. Denn es giebt, wie, wenn ich nicht irre, Schopenhauer sehr richtig bemerkt, nur drei Arten zu leben: entweder auf dem Boden der Philosophie oder auf dem des Glaubens oder endlich nach der Weise des Viehes, also vegetirend. Das Buch „Glück" kann nun in der besten (nicht in der herrschenden) Bedeutung philosophisch genannt werden, indem es uns Gedanken und Rathschläge bietet über das Leben, den Werth der verschiedenen Lebensgüter, sowie über den Weg, das eine höchste Gut das in innerer Befriedigung besteht, zu erlangen und seines Besitzes froh zu werden. Es sind nach Hilty „fünf Wege, auf denen die Menschheit seit jeher wandelt", über die Gedankenlosigkeit, den begangensten unter ihnen, und über einen zweiten, den Pessimismus, haben wir oben schon einige Andeutungen gemacht. Die weiteren sind das Christenthum (einschließlich des Judenthums, das wir „als die natürliche historische Wurzel des Christenthums mit Ehrfurcht und Zuneigung betrachten"), der Stoicismus und der Buddhismus. Stoicismus und Christenthum werden nun von Hilty in sehr interessanter und lichtvoller Weise nach ihrem Wesen und Werthe behandelt. „Der Unterschied zwischen Christenthum und Stoicismus," sagt er, „den zwei einzigen Lebensanschauungen, die dem Ernste des Lebens wirklich entsprechen, besteht, mit kurzen Worten gesagt, darin, daß der letztere den Versuch macht, die Leiden des Lebens zu leugnen und jedenfalls durch eine überlegene Geisteskraft zu verachten, das erstere sie hingegen in ihrer vollen Realität als vorhanden anerkennt, aber eine Kraft und ein höheres inneres Glück verspricht, das sie erträglich, ja sogar bedeutungslos macht." Den Stoicismus, der sich nun freilich noch in manchen anderen wesentlichen Punkten vom Christenthum unterscheidet, führt uns der Verfasser durch Reproduction und Commentirung des kleinen Handbuches des schon erwähnten Stoikers Epiktet vor. Wenn der Verfasser die Frage aufwirft, ob nicht in der Gegenwart die stoische Moral mehr Aussicht habe, Geltung zu erlangen, als der christliche Glaube, so ist zwar einerseits die Berechtigung dieser Annahme zuzugestehen, in so fern der Stoicismus sich mehr an die nüchterne und vernünftige Einsicht wendet, andererseits aber dürfte gerade die von ihm gepredigte Resignation und sein vorwiegend negativer Charakter in sehr schroffem Widerspruche stehen zu der Activität unserer Zeit mit ihrer intensiven Lebensbethätigung auf allen Gebieten, die

durch das Chriſtenthum, vorzüglich dasjenige proteſtantiſchen Bekenntniſſes und ſeine ausgeſprochen poſitive (nicht verzichtende) Tendenz geadelt werden könnte und ſollte. „Gemeinſam beiden Anſchauungen“, ſagt Hilty in knapper und zutreffender Charakteriſtik, „iſt, daß ſie einen hohen Werth auf den Willen des Menſchen legen, der allein eigentlich ſein wahres Eigenthum iſt (ſo daß er auch zum Guten nicht gezwungen werden kann), und die feſte Ueberzeugung von einer ſittlichen Weltordnung fordern, welche eine Abweichung von ihren Principien nicht duldet, ſondern dem darauf gerichteten Eigenwillen des Menſchen einen völlig ſicheren und unbeſiegbaren Widerſtand entgegenſetzt.“ Mit Recht wird von Hilty betont, daß dieſe beiden, dem Stoicismus und dem Chriſtenthum gemeinſamen ethiſchen Momente, der freie Wille und die ſittliche Weltordnung, die Aufgabe haben, eine Waffe zu ſein gegen den modernen Materialismus mit ſeiner Predigt von der abſoluten Naturnothwendigkeit und dem Kampfe ums Daſein.

Beſondere Bedeutung haben die beiden letzten Abſchnitte des Buches, von denen der eine kurz „Glück“ heißt, der andere mit den dem Heineſchen Gedichte „Fragen“ entlehnten Worten betitelt iſt. „Was bedeutet der Menſch, woher kommt er, wohin geht er, wer wohnt über den goldenen Sternen?“ In dieſen beiden ſchönen Capiteln zeigt der Verfaſſer zuerſt, auf welchen verſchiedenen Wegen der Menſch das Glück ſucht und wie er in ſeinen Bemühungen, es zu finden, fortwährend getäuſcht wird, um dann von dem Glauben an eine ſittliche Weltordnung und der Arbeit in derſelben, vorzüglich aber vom Chriſtenthum, deſſen Kraft und Geiſt dem ganzen Buche überhaupt Gehalt und Schwung giebt, ſehr eindringlich zu reden. Er legt dar, wie, um Chriſt zu werden, ein Willensact, eine aufrichtig vollzogene „Wendung“ nöthig ſei, zu der ſich bisher noch Keiner entſchloſſen habe, ohne dadurch den Grund zu einer dauernden und wachſenden inneren Befriedigung, d. i. zum Glück, gelegt zu haben. Das Reſumé wird in folgende Worte der Gisela Grimm, einer originellen Frau unſerer Zeit, gefaßt „Das Glück iſt göttliche Gemeinſchaft, die Kraft dazu – der Muth, der Seele Klang.“ Durch dieſen ſchönen, poſitiven Ausklang werden wir aufs Wohlthuendſte berührt, während ſonſt der Schluß ähnlicher allgemeiner Betrachtungen meiſt eine Enttäuſchung mit ſich zu bringen pflegt.

Die ſelbſtändige, ausgereifte Auffaſſung vom Chriſtenthum, die ſich auch in der eigenartigen und doch ungeſuchten Weiſe äußert, wie der Verfaſſer viele ſeiner Anſichten mit Bibelſtellen belegt, iſt überhaupt das Schönſte in der Hiltyſchen Schrift. Hierbei ſind es einige Grundmomente, die dem tiefen und ſo energiſch auf das Ideale gerichteten Geiſte, der dieſe Blätter durchweht, einen charakteriſtiſchen Stempel aufdrücken. Vor Allem der aufrichtige Zug, der allem blos äußerlich Angelernten, jedem Schein und jeder

Phraſe abhold, direct auf die innerſte Perſönlichkeit des Leſers losgeht. Hierin liegt jene Wahrheitsliebe, die für die Annahme des Chriſtenthums, wie überhaupt jeder tieferen Weltanſchauung ein unerläßliches Erforderniß iſt. Denn auf ſittlichem Gebiete erhält etwas erſt dann Werth, wenn es nicht nur Wiſſen bleibt, ſondern perſönliches Eigenthum wird, in die Ueberzeugung und dem entſprechend in die Handlungsweiſe des Menſchen übergeht. Einen anderen Begriff der ſittlichen Wahrheit giebt es nicht, als den von Goethe in die Worte gefaßten: „Was fruchtbar iſt, allein iſt wahr“, womit Hiltys Auffaſſung durchaus übereinſtimmt, wenn er ſagt: „was keine anhaltende, ruhige ſittliche Kraft giebt, das iſt nicht wahr, und was ſolche Kraft verleiht, das muß Wahrheit allermindeſtens in ſich tragen.“ Die in der Perſönlichkeit lebendig werdende Kraft des Chriſtenthums, die in der göttlichen Gemeinſchaft ihre Quelle hat, ſoll ſich ſofort und jederzeit fruchtbar erweiſen in der Thätigkeit im Dienſte der ſittlichen Weltordnung. Zwar ſoll der vernünftige Menſch nachdenken, ſich ein Bild von der Welt machen, ſich auch zeitweilig auf ſich ſelbſt zurückziehen, nie aber darf er ſich in ſich ſelbſt vergraben. Von Tagebüchern und Selbſtbiographien, ja ſogar von dem Spruche des griechiſchen Weiſen „Erkenne dich ſelbſt“ hält Hilty nicht viel; erkenne lieber deine Pflicht, ſo mahnt er, ſuche in dem Wirken für große Ideen aufzugehen und endlich dahin zu gelangen, keine Privatangelegenheiten mehr zu haben. Dieſem höchſt erſtrebenswerthen Ziele nähert ſich aber nur, wer freudig für das Gute arbeitet, weil er an die Kraft des Guten glaubt. Kaum irgend ein ſittlicher Grundſatz iſt ſo wichtig und verdiente in ſolchem Maße der Jugend eingepflanzt zu werden, als der, immer nur poſitiv vorzugehen. „Das Gute in der Welt,“ ſagt Hilty ganz ausgezeichnet, „iſt überhaupt nicht in erſter Linie dazu da, um das Böſe zu bekämpfen, ſondern das beſorgen die Böſen ſehr gut unter ſich ſelbſt. Das Gute muß nur leben, ſeinen Weg feſt gehen und ſich zeigen.“[1] Das Böſe iſt „als etwas Unkräftiges, nicht Ausdauerndes zu betrachten, das ſich in Kurzem ſelbſt vernichtet“. Die feſte Zuverſicht auf die Kraft des Guten, aus dem Glauben an eine ſittliche Weltordnung geſchöpft, iſt in der That die Seele furchtloſen Handelns, die bewegende Macht im Leben der Menſchheit und für den Einzelnen die Hauptſtütze wahren Glückes. Sie hält, wie ein mächtiger Grundpfeiler, auch das ganze Gebäude der Volkswohlfahrt, ſo daß es, wenn das Wetter kommt und die Winde ſchnauben, nicht zuſammenbrechen kann. Wer hingegen, wenn er ſich in dem Beſitz ſeiner heiligſten Güter von der Welt bedroht ſieht, den Glauben fahren läßt, daß das Böſe nichtig und machtlos iſt, das Gute

[1] Vgl. die Worte Chriſti Matth. 5, 14–16.

aber allezeit von einer göttlichen Kraft getragen wird, der verliert den Antrieb, sein Möglichſtes zur Aufrechthaltung der angefeindeten Beſitzthümer zu thun, der muß im Kampfe erſchlaffen und iſt rettungslos preisgegeben. So kennt die Weltgeſchichte Beiſpiele von heldenmüthigen Kämpfen kleiner Völker gegen eine gewaltige feindliche Woge, die machtlos abprallen mußte an dem dreifachen Erze des Vertrauens auf die gute Sache. Aber ſie hat auch ihr «mene tekel upharsin» geſprochen über kleinmüthige Seelen, welche ſich durch große äußere Machtmittel, die feindlich auf ſie eindrangen, imponiren und zur Verzweiflung treiben ließen. Solche verzagte Geiſter ſprachen ſich ſelbſt die Berechtigung zur Fortexiſtenz ab. Unter beſtändiger Anfeindung hat Chriſtus und haben ſeine Jünger das Reich des Lichtes in die widerſtrebende Welt getragen, und durch ſein zuverſichtliches „es ſoll uns doch gelingen“ hat Luther die evangeliſche Kirche aufgerichtet. Unter den nach menſchlichem Ermeſſen hoffnungsloſeſten äußeren Umſtänden haben die Hellenen gegen die Weltmacht der Perſer, haben die kleinen niederländiſchen Staaten gegen Spaniens mächtige Krone ihre Freiheit behauptet. Es ließen ſich noch viele ſolcher Beiſpiele anführen, die der Kleinglaube vergeblich wegleugnen will, weil er nichts in ſich ſpürt von der Kraft, die die Welt überwindet. Wenn nun die Lehren der Vergangenheit ihren Zweck erreichen, uns den Glauben an die endlich doch zum Siege gelangende Kraft des Guten zu ſtärken, ſo werden wir es lernen, unſere Haltung im Kampfe mit der Welt nicht vom augenblicklichen, ſichtbaren Erfolge abhängig zu machen, vielmehr, der Lehre des Sokrates gemäß, wie Soldaten auf dem Poſten zu ſtehen, auf welchen Gott uns geſtellt hat, indem wir es ihm anheimgeben, ob und wann er das Wetter vorübergehen laſſen und unſere ſchwachen Bemühungen mit Erfolg krönen will. Es iſt eine feine Beobachtung Hiltys, daß unter den großen Männern gerade um diejenigen Geſtalten die ſchönſten Kränze des Nachruhms und ſagenhafter Verherrlichung ſich gewoben haben, welche der Erfolg nicht immer begünſtigt hat. Bewußt und groß ſtehen ſie da im Unglück, gleichſam ein lebendiges Denkmal der Deviſe «Frangor, non flector».

Zu ſolcher mannhaften, echt chriſtlichen Streiterſchaft gehören zwei Eigenſchaften, nach denen der Idealgeſinnte vor Allem ſtreben ſoll: Muth und Demuth. Sie wurzeln in der Geſinnung, die von der Realität der idealen Güter überzeugt iſt, in ihrem Dienſte lebt, von ihrer Kraft getragen wird. Die bei Hilty mehrfach wiederkehrende Betonung der chriſtlichen Demuth, der abſoluten Unvereinbarkeit von Chriſtenthum und Dünkel iſt auch für uns um ſo beherzigenswerther, als ein Stück ſog. Standeschriſtenthums auch bei uns leider noch hier und da anzutreffen iſt. Welches auch die Gründe dieſer Erſcheinung ſein mögen, es macht ſich, wie geſagt,

auch bei uns bisweilen ein falſcher Ariſtokratismus, eine Art Junkerthum bemerkbar, deſſen völlige Beſeitigung ſehr im Intereſſe der Zukunft unſeres Landes läge, die nur von dem Maße unſerer idealen Kraft abhängen wird. Solche Kraft muß zu allermeiſt ihre Aeußerung finden in einem lebendigen Chriſtenthum. Und jedenfalls iſt die Demuth eines der ſicherſten Kennzeichen wie des wahren Chriſten, ſo auch des wahren Ariſtokraten. Aus der Vermählung von Muth und Demuth ſtammt jene, nur der ernſteren Weltanſchauung eigene, allein echte Vornehmheit, die, unbeirrt von der Welt, einzig der inneren Stimme folgt.

Wir haben in Vorſtehendem einige Hauptgedanken aus Hiltys reichhaltiger und bedeutender Schrift, die übrigens neben den ewigen menſchlichen Problemen auch manche intereſſante Zeitfragen (z. B. Streberthum, Realismus, Nervoſität) berührt, unſeren Leſern vorgeführt. Und wenn nun zum Schluſſe Jemand fragt: wie komme denn ich zu dem dauernden inneren Glück, das mir ſo reizvoll geſchildert worden, ſo ſei ihm nochmals mit Hilty geantwortet: die Thore ſtehen offen, es liegt nur an deinem Willen, den Weg, der dahin führt, zu betreten. Daß aber dieſer Weg der richtige iſt, lehrt die hiſtoriſche Erfahrung, die als der ewige Wegweiſer zum Glück von vergangenen Geſchlechtern in der Geſchichte des Chriſtenthums für uns niedergelegt iſt.

B. v. S.

„Ich will dich nicht verlaſſen, noch verſäumen."

„Ich will dich nicht verlaſſen, noch verſäumen,"
So ſprach der Herr, ein wunderherrlich Wort!
Seit ich's gehört, im Wachen und im Träumen
Klingt dieſer Troſt in meiner Seele fort.

Ja, mögen mich die Feinde ſchmäh'n und haſſen,
Mag alle Welt ſich ſetzen wider mich, –
Du wirſt mich nicht verſäumen, noch verlaſſen,
In aller Noth vertrau' ich feſt auf Dich.

Und ob auch Jammers Ströme mich umfluthen,
Die Woge über mir zuſammen ſchlägt,
Und ob mich brennen auch des Schmerzes Gluthen,
Ich bleibe freudig doch und unbewegt.

Denn nichts vermag mir dieſen Troſt zu rauben,
Daß mich mein ſtarker Gott, mein treuer Hirt,
Mein Troſtesgrund im Hoffen und im Glauben,
Niemals verlaſſen, noch verſäumen wird

W. K.

Miscellen.

Aus einem Kirchenbuche des Paſtorats Pernigel.

Paſtorat, 47. Den 13. Aprilis iſt eine Paſtorats Dirn, des Knechts Moritz Caſpars tochter Trin, nachdem ſie ſich mit dem deutſchen Paſtorats bedienten J. V. fleiſchlich vermiſchet und ihre leibes Frucht d. 30. Octob. des 1740. Jahres des Nachts in der Paſtorats Riegen boßhafter Weiſe getödtet, durch Urtheil und Recht hinter dem Paſtorats Moraſt nahe an dem Wege, der von der Land Straße nach Klaue Geſinde zugehet, geköpfet und der Körper verbrannt worden. Die Umſtände dieſer unglücklichen That ſind zur Künftigen Warnung wohl zu beobachten. Es hat dieſes Menſch öfters obstructionem mensium bey ſich empfunden, und daran einige Jahre Vieles erlitten. Als ſie nun geſchwängert war, wanndte ſie vor, daß ſie nach ihrer alten Weiſe verſtopfet wäre. Da aber Stuprator ſelbſt der Frauen heimlich bekannte, daß er ſich mit ihr fleiſchlich vermiſchet hätte, ſo leugnete ſie zwar nicht, daß ſie nicht mit ihm zugehalten hätte, aber ſie wollte es doch nicht zugeſtehen, daß ſie von ihm ſchwanger wäre. Die vorige Verſtopfungen und der fluxus mensium, den ſie 3 Monathe vorhero auf dem Heuſchlag hinter der Kirche gehabt, machten alles zweifelhaft. Sie ſelbſt ſtellete ſich biß auf den letzten Tag ſehr friſch an, und that alle Arbeit, die ihr anbefohlen wurde. Man ließ indeßen doch acht auf ſie geben, und ward inſonderheit des Paſtorats Knechts Jahns Weib Edde angeſaget, ein wachſames Auge auf ſie zu haben Den letzten Abend wurde noch das Hofs Mägdchen Anna hingeſchicket, um nachzufragen, was ſie thäte, und ob ſie dröſchen würde. Darauf ſie geantwortet; ſie hätte zwar etnige Kopfwehen, aber dennoch wolte ſie mit den andern mitarbeiten. Da nun ſich alle des Nachts zur Ruhe begeben hatten, ſtieg ſie heimlich durchs Riegen Fenſter, wie ſie

ſolches ſelbſten ausgeſaget, Kletterte über das Abſchauer und gebahr im Herabfallen das Kind, darüber ſie zwar anfangs in eine Ohnmacht gefallen, aber nachdem ſie ſich recolligiret, das Kind getödtet und hinter der Stroh Kuye verſtecket hat. Als die leute aufgewachet, fanden ſie das Menſch in ihrem blute liegen. Sie gab aber vor, daß ſie nun eine Oeffnung bekommen hätte So bald ſolches auf dem Hofe Kund gethan wurde, ſchickte man die Heb Muter Zu ihr, welche aber mit dieſer Zeitung zurück kam, daß ſie nun ihre Zeit bekommen hätte. Doch war man nicht ſicher, ſondern ſchickte die Hofs Magd Maria nachzuſuchen, welche denn auch das Kind hinter der Stroh Kuye hervorzog und tod nach dem Hofe brachte. Man ließ ſie hier auf gleich feſtnehmen, und hielt ihr ihre Gottloſe That vor. Sie bewieß aber keine Zeichen der Reue, ſo lange biß ihr die Eiſen angeleget wurden. Dieſes ſetzte ſie in ein ungemeines Schrecken, daß ſie auch an der gantzen rechten Seite vom Schlage gerührt wurde. Es kam auch ſo weit mit ihr, daß ſie weder Hand noch Fuß rühren Konnte und ohne Sprach und Verſtand recht Kläglich darnieder lag; wie ſie denn nicht vermögend war auf bitten des Pastoris nicht mit einem Finger ein Zeichen von ſich zu geben, ob ſie das verſtünde, was ihr von ihm Zu ihrer Erweckung vorgetragen wurde. Wie viel Sorge, Angſt, Kampf und Gebeth dieſes gekoſtet, iſt dem höchſten bewußt. In drey Tagen aber änderte ſich dieſer Kläglicher Zuſtand. Die Kranke bekam an der rechten Seite ihr Gefühl und nach und nach ihre Sprache wieder. Und da hat Paſtor nicht nachgelaßen, beides Geſetz und Evangelium der damahls unglückſeligen Seelen vorzutragen, welches durch die mitwirkende Gnade des höchſten ſo viel gefruchtet, daß die Sünderin ihre Uebelthat bekannt, hertzlich bewennet und ein ernſtliches Verlangen nach der Gnade Gottes in Chriſto bewieſen. Mit dieſer guten Vorbereitung wurde ſie nach Riga ins Stockhaus geſchicket, allwo ſie aber wieder andere Gedanken bekommen, und vor dem hochpr Rigiſchen Landgericht die wahren Umſtände der That ſehr geleugnet, und darauf ſo lange beſtanden, biß ſie von den Zeugen, welche von dem Paſtorat nach Riga geſchicket werden mußten, ihres freventlichen Infanticidii überzeuget, und darauf von dem Gericht zur Decollation und Verbrennung des Körpers condemniret, welches auch von dem Erl. Kayſerl. Hofgericht in totum confirmirt worden iſt. Hierauf wurde ſie d. 4 Aprilis nach dem Paſtorat in Noriz Geſind gebracht, allwo ſie täglich von drey Kerls, deren 2 theils der Herr Land Richter von Damten; theils der Hr. Rittmeiſter von Meck aus grace zum soulagement des Pastoris, und 1 Kerl das Paſtorat gegeben, bewachet worden. Da nun Paſtor täglich ſie zu zweymahlen Vor und Nach Mittag in assistance des Herren Frid. Gottl. Hilde Candidatis Ministerii beſuchet, bemerkte er anfangs an der Sünderin eine fleiſchliche Hertzhaftigkeit den vom Gericht

zuerkannten Tod zu erleiden. Es wurde ihr aber das Exempel Petri vorgehalten, ſich nicht auf eigene Kräfte zu verlaßen, als welches alle Zeit ein betrübtes Ende nähme. Die erſte Arbeit war nun vornehmlich ihr den großen Gräul der begangenen Sünde nachdrücklich vorzutragen, welches ſie denn auch anfangs dem äußerlichen Anſehen nach zur Erkenntniß und Reue brachte. Allein es ſchien doch noch das Hertz ſehr fleiſchlich geſinnet zu ſeyn, indem ſie ſich nicht von der Geſellſchaft der Menſchen gern trennen, ſondern lieber oben in der Riegen als unten allein in der bey Stube ſein wolte. Man ſtellete ihr vor, daß es Zeit wäre, ſich nun allmählich von den Menſchen abzuſondern, damit man deſto mehr in der Stille ſich fertig zum Tode zubereiten Könnte. Dieſes wolte ſie anfangs nicht hören, wurde auch unwillig auf Pastorem, als ſie auf befehl des Hrn. land Richters geſchloßen wurde. Als Paſtor nun merkte, daß die Sünderin einen Unwillen und Mißtrauen auf ihn gefaßet hatte, ſtellete er ihr vor, daß ihr Körper nun nicht mehr unter ſeiner, ſondern unter des Richters Gewalt ſtände, daher er nichts hierinnen zu disponiren hätte, als bloß vor ihre Seele zu ſorgen. So bald ſie nun nach der bad Stube gebracht ward, ließ Paſtor die Wach Kerls ausgehen und befragte ſie nochmahlen ernſtlich, ob ſie es aufrichtig geſtände, daß ſie das Kind ſelbſt mit ihren Händen umgebracht hätte, als welches ſie vor dem Gericht geleugnet, auch nicht rein ausgeſaget hätte, wie das Kind ums leben gekommen wäre. Es ſtünde nun ja darauf, daß ſie vor dem ſtrengen Gericht Gottes erſcheinen müße, vor welchem ſie nichts verheelen noch verbergen könnte. — Darauf ſie endlich zur Antwort gab: tas saar mannahm rohkahm notizzis[1] Paſtor war hierüber höchlich erfreut, daß er dieſes eigene Geſtändniß von ihr ausgelockt hatte; ſetzte auf dieſen Grund weiter ſeine Arbeit fort, und brachte ſie zur ſchmertzlichen Reue über die Sünde, die ſie begangen hatte Sobald er dieſes gewahr wurde, unterließ er nicht die Gnade Gottes auszuſtreichen, welche in der Schrift den armen Sündern ſehr nachdrücklich angekündigt würde. Die Sünderin wurde gefraget, ob ſie dieſe große Gnade Gottes gegen die Sünder gläuben könnte? Sie beantwortete dieſes mit einem ſchwachen Ja; welches Pastorem bewog. Gott inbrünſtig anzuflehn, daß Er ſie doch an ſeiner Gnade nicht möchte verzweifeln laſſen, ſondern ihr ſo viel Kraft geben wolte, daß ſie in ihrer Sünden Noth ſich mit ſtarkem Glauben an ſeiner Gnade in dem Erlöſer Jeſu Chriſto halten könte. Hierauf fragte Sie Paſtor weiter, ob ſie auch wieder Stupratorem, wieder das Gericht, wieder diejenige, die das Kind hervorgebracht, wieder Pastorem als geweſenen Herren einen Haß und Groll hätte? welches ſie mit Nein beantwortete und Pastorem veranlaßte

[1] Es iſt durch meine Hände geſchehen.

weitläufig vor der Versöhnlichkeit zu handeln. Damit nun Pastor die Sünderin bey guten Gedanken erhalten, so erwehlete er täglich die Historie des leidens Stückweise zu erklähren, und nach befinden zu applicuren. Hier zeugete sich nun die erste Frucht, daß so ungern sie vorher die Fesseln an ihren Füßen leiden wolte, sie sich nun gern und willig schließen ließ. Und biß so weit hatte es immer das Ansehen, daß sie auf rechtem Wege war; biß Pastor auf das erste Wort Christi kam, welches er am Kreutze gesprochen: Vater vergieb ihnen. Ehe er auf die Worte kam, hatte er von den Wach-Kerls gehöret, als hätte die Sünderin sehr über die gewesene Hofs Magd Maria geklaget, daß sie das Kind hinter der Stroh-Kuye hervorgesuchet und der Herrschaft angezeuget hätte; denn wenn das nicht geschehen wäre, dürfte sie jetzo nicht sterben. Sie könnte es ihr nimmer vergeben. Pastor dankte Gott recht hertzlich, daß ihm diese verborgene Tücke des Hertzens von andern offenbahret wurde, und präparirte sich unter Anrufung der göttlichen Hülfe die Worte Christi: Vater vergieb ihnen, der Sünderin aufs nachdrücklichste ins Hertz zu legen. Als nun der Vortrag geschehen war, fragte er Sie, ob Sie nach dem Exempel ihres Erlösers allen denjenigen, die sie vor ihre Feinde hielte, vergeben wolte? in genere respondebat ja. Pastor ging aber in specie die Personen durch, biß er endlich auf die Magd kam, welche das todte Kind hervorgebracht hatte und fragte sie, ob sie sich mit derselben versöhnen wolte; darauf sie schlechterdings mit nein antwortete. Dieses setzte Pastorem in ein großes Schrecken. Er stellte ihr erstlich vor, daß die Maria ja kein Böses gethan, sondern nur ihr eigenes Gewissen gerettet, als welche straffällig gewesen wäre, wenn sie diese Uebelthat nicht offenbahret hätte, 2) gereichete diese Entdeckung zu der Sünderin eigenem besten, als welche durch diese Verhelung nothwendig in Gottes Zorn und in die ewige Verdammniß gerathen wäre, 3) könnte sie mit ihrer Unversöhnlichkeit nichts ausrichten, und müße das Urtheil des Gerichts demnach vollstrecket werden; Sie vergebe oder vergebe nicht, 4) hätte Christus unschuldig gelitten, und dennoch vergeben, 5) wäre dieses schlechterdings der Wille Gottes, daß wir einander vergeben solten. Darauf Pastor der Sünderin alle Loca Scripturae von der Versöhnlichkeit etliche mahl vorlaß, um sie dadurch desto mehr zur willigen Versöhnung zu bewegen. Aber alle Mühe war dieses mahl vergeblich; das Hertz war verstocket und der Mund verschloßen, daß Sie auch den gantzen Vormittag kein Wort aus ihrem Munde gehen ließ. Pastori gieng solches sehr zu Hertzen, er bethete zu Gott, daß Er doch dem Satan nicht so viel Gewalt geben solte, das arme Mensch in seinen Sünden zu halten. Er stellete hierauf der Sünderin vor, daß er nun aufhören müßte, das Amt, das die Versöhnung prediget, zu treiben. Christus hätte nun alles an ihr gethan; Er hätte ihr seine große Gnade

und Hulde deutlich vortragen laßen, und ihr den Weg der Seligkeit nachdrücklich gezeuget. Nun hätte Christus als ein guter Hirte Sie als ein verlohrenes Schäflein gesuchet; sie möchte zusehen, daß Er sein Antlitz nicht im Zorn vor ihr verbergen möchte. Gott zwinge Keinen mit Gewalt zum Himmel; es stünde bey ihr, ob sie den Weg zur Rechten oder linken erwehlen wolte. Weil nun Pastor dieses mahl nichts bey der Sünderin ausrichten konnte, mußte er mit großer Betrübniß von ihr scheiden, und in seinem Kämerlein Gott mit großem Kampf anflehen, der Sünderin ein bekehrtes Hertz zu geben Nachmittag fand er Sie noch in gleichen Umständen. Er brachte nochmahls alle bewegungs Gründe an sie zur Versöhnung zu bringen, welches ziemlich lange währte, biß sie endlich sagte; sie hätte auf Maria keinen Zorn, aber, hie schweig sie stille Pastor merkte gleich, daß noch ein anderer sein müße, dem sie nicht vergeben wolte, darum drung er darauf, daß Sie es ihm aussagen solte, und da kam es endlich auf Stapratorem aus, als der ihr allein alles Unglück zugefüget hätte. Sie weinte hiebey sehr bitterlich, und sagte, sie könnte es ihm nicht vergeben. Hier kostete es dem Pastori recht viele Arbeit, biß auf den Abend zu, sie zur Versöhnung zu bringen. Er laß ihr nochmahlen die dicta biblica einige mahl vor, und damit sie ja glauben möchte, daß die Worte von der Versöhnlichkeit nicht Pastoris Erfindung, sondern wahrhaftig in der Bibel stünden, so ließ er einen von den lettischen Wacht Kerls vortreten, und von ihm die biblischen Sprüche lesen; allein es war alles vergeblich, Mund und Hertz waren in der Sünderin verschloßen. Pastor stellete hierauf vor, die Zeit wäre jetzo sehr kurtz, sie solte doch dieselbe nicht so sündlich zubringen, und sich theils Gottes Zorn selbst häufen, theils auch den Weg zur Seligkeit versperren. Aber es war alles vergeblich. Die Wacht Kerls legten sich gleichfalls ins Mittel, und persuadirten sie nach ihrem Vermögen aufs beste, konnten aber nichts ausrichten. Und also mußte Pastor mit großer Betrübniß seiner Seelen unverrichteter Sachen nach Hause gehen. Denselben Abend schickte Pastor noch Stapratorem selbst zu der Sünderin, und gab ihm die Anweisung, daß er seine Sünde, die er mit ihr begangen, vor ihr erkennen und sie auf freundlichste um Vergebung bitten solte Allein er fand kein Gehör, sie verhüllete ihr Angesicht, und ließ ihn unverrichteter Sachen weggehen Da gieng nun erstlich die Sorge an, was man mit dem armen Menschen anfangen solte. Es war ihr die Gnade Gottes genug vorgestellet, und nun mußte ihr die Hölle und die ewige Verdammniß auf ihrem bösen Wege gleichfalls vorgeleget werden. Aber so wohl eines als das andere wolte was bey ihr verschlagen, welches gewiß den Pastorem in seinen Gedanken sehr vertiefte, dabey er doch nichts nunmehr thun konte; als Gott um Gnade und barmherzigkeit anflehen. Des andern Tages nahm Pastor den Stapratorem

mit, ließ ihn aber außen bleiben, und versuchte nochmahlen, ob er nicht bey der armen Seelen was ausrichten konte. Er fand sie in selbigen Umständen und konte aller Mühe ohngeachtet kein einziges Wort von ihr auslocken. Endlich beschwuhr er den Satan, von dem armen Menschen zu weichen, als der kein Theil an dem Geschöpf Gottes hätte, welches so theuer durch Christi blut erlöset wäre; und bath Gott, daß Er doch selbst ein gnädiges Hephata sprechen und der armen Sünderin Hertz und Zunge lösen möchte. Hierauf fragte Pastor die Sünderin, ob sie auf ihn (neml. Pastorem) zornig wäre? Nein, war die Antwort. Dieses erfreute ihn so sehr, daß er Gott öffentl. lobete, daß er ihr wieder die Zunge gelöset und zum Sprechen gebracht hatte. Er fragte weiter, ob sie auf ihre gewesene Frau zornig wäre? sie antwortete nein Ob sie auf Stupratorem böse wäre? ja. Ob sie ihm denn nicht vergeben wolte? ja. Da preisete Pastor die große Gnade Gottes, die er dieser armen Sünderin in Veränderung ihres bösen Hertzens erwiesen hätte. Er fragte weiter: ob Stuprator einkommen, und sie sich mit ihm völlig aussöhnen wolte? ja. Darauf wurde Stuprator eingefordert, welchem Pastor erstlich seine Sünde nachdrücklich vorhielt, die er begangen und hernach ermahnete, daß er um Vergebung bitten solte. Dieses geschah und darauf gaben sie sich beide die hände. Pastor fragte, ob sie nun alles vergessen wolte? ja, ob sie Stupratori nichts böses wünschte? Nein. Ob sie Stupratori so gern die Seeligkeit wünschte als sich selbst? ja. Als dieses geschehen, war der Stein vom Hertzen gehoben; da sie zuvor ihr Angesicht zur Erden niedergeschlagen hatte; so hob sie nun selbes empor und bewieß ein recht freundliches Wesen. Ja da sie vorhero nicht reden wolte, so gab sie nun Stupratori eine nachdrückliche Vermahnung, daß er Buße thun, und sich wohl vorsehn solte, daß er nicht mehr in solche grobe Sünden verfiele. Er mußte auch auf ihr Verlangen biß auf den letzten Tag zu ihr komen, und in Gegenwart der Wache mit ihr des Nachts bethen und singen. So kan Gott das härteste Hertz erweichen und nach seiner überschwänglichen Macht das thun, was man bei seiner Arbeit, da man selbst nichts ausrichten kan, öfters als unmöglich ansiehet. Nach dieser recht schwehren Arbeit ging Pastor in die Erklährung der 7 Worte Christi weiter fort, und befand, daß die Sünderin hiedurch in der Gnade und in dem Verlangen nach derselben sehr gestärket wurde. Er bemerkte auch einige Früchte des Geistes an ihr, 1) ein sittsahmes und stilles Wesen, da sie vorher sehr mit ihrem Kopf herumflatterte und beständig mit den Achseln zuckte, 2) einen ungezwungenen Gehorsam, der lehre und Anweisung ihres Seelen Sorgers in allem zu folgen, 3) eine große Freudigkeit in den Tröstungen Gottes, 4) eine willige Erklährung den Tod gern zu leiden, 5) eine hertzliche Liebe zu allen Menschen, welche sie dadurch bewiesen, daß sie einen jeden zur Buße vermahnet und

noch auf dem Richtplatz dieſe Predigt gehalten: thut buße, thut buße und hütet euch, daß ihr nicht in ſolche grobe Sünden fallet, und auch Gottes Zorn zuziehet. Eilet, eilet mir bald in dem Himmel nachzukommen.

Dem barmhertzigen Gott ſei Preiß und Ehre, daß Er allein durch ſeine überſchwängliche Gnade Wunderbares ſo wohl an der Sünderin als an dem Seelſorger erwieſen. Die Sünderin ſtehet nun Gottlob! im Himmel unter den Gerechten, und preiſet die unbegreifliche Gnade Gottes, die ihr reichlich widerfahren iſt. Der Seelſorger aber erkennet's, daß Gott allein die Ehre gebühret, als der allein ſeine Kraft in ihm ſchwachen hat mächtig werden laßen. Gott hatte ihm eine doppelte Laſt auferleget: 1. die Seele zu Gott zu führen und 2. auf ſeine Unkoſten den leib durch den Nachrichter hinrichten zu laßen. Er ſtand in großen Sorgen, ob er, da er ſelbſten Troſtes bedürftig war, die Sünderin in der letzten Todes Noth tröſten und aufrichten würde. Er verzagete an ſeinen eigenen Kräften, und war Sinnes, einen anderen Pastorem zu erſuchen, der die Sünderin zum Tode ausführen ſolte. Sein Haus war zu der Zeit mit vielfältigem Kreutz und leiden angefüllet. Die Paſtorats Riege war ihm den Winter mit Verluſt von 30 Loſ Maltz abgebrannt, zwei arbeitſahme Menſchen geſtorben. Er kriegte in ſeiner großen bedrängniß wegen reſtirender Crohns Station eben in der Woche, da er mit der Sunderin zu thun hatte, execution ins Haus, da er täglich 24 Kopeken zahlen und 2 Mann mit Eßen und Trinken erhalten mußte. Der Nachrichter kam mit einem Geſellen und zwei Knechten aus, welche alle wohl geſpeiſet werden wolten, zu einer ſolchen Zeit da alle Speiſewahren ſehr theuer waren. Alle dieſe beſchwehrlichkeiten hat der barmhertzige Gott geholfen überwinden und dem Pastori in der ſchwerſten Zeit einen recht freudigen Muth gegeben, daß, da er ſelbſt Troſtes bedürftig war, doch andere getröſtet und aufgerichtet hat. Das iſt allein Gottes Werk. Ihm ſey auch allein Lob, Preiß und Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen. Dieſes dienet zum Andenken den Successoribus. J.

Herausgeber R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich
R. Carlberg

Дозволено цензурою. — Ревель, 23-го Мая 1892 г.
Печатня и типографія Шлавдинскаго Литфонда въ Ревелѣ.

Streifzüge durch die neueſte deutſche Erkenntnißtheorie, Pſychologie und Logik.

Nachdruck verboten.

I.

Richard Avenarius, Kritik der reinen Erfahrung.

Wenn ſich die ſpecielle Erkenntnißtheorie mit der Frage beſchäftigt, ob das Denken das Sein überhaupt erfaſſen könne, ſo ſtellt die allgemeine Erkenntnißtheorie zunächſt nur die Frage nach dem Verhältniß von Denken und Sein. Die allgemeine Erkenntnißtheorie ſollte ſich alſo vorzugsweiſe deſcriptiv verhalten und womöglich von allen metaphyſiſchen Vorausſetzungen abſehen, während die Probleme der ſpeciellen Erkenntnißtheorie, hiſtoriſch betrachtet, von der Metaphyſik ausgehen und in der Metaphyſik gipfeln. Die Frage nach der Möglichkeit des Erkennens iſt ja die Cardinalfrage aller Metaphyſik von Plato bis Kant und bis auf den heutigen Tag.

Es beginnt ſich in der neueſten Zeit, wie es ſcheint, die Ueberzeugung zu befeſtigen, daß eine allgemeine Theorie des menſchlichen Erkennens und Handelns der erkenntnißtheoretiſchen Forſchung nothwendig vorangehen müſſe. Die Probleme der ſpeciellen Erkenntnißtheorie zielen auf ſo unendlich complicirte und ſchwierige Fragen, daß zu der Beantwortung derſelben ein ſtarkes Actenmaterial in Geſtalt einfachſter Beſchreibungen der Ergebniſſe des Erkenntnißproceſſes, ohne Rückſicht auf deſſen objective Giltigkeit, allerdings ſehr wünſchenswerth erſcheint. Aber leider iſt die Anlage eines ſolchen Materials abſolut vorausſetzungsloſer, reiner Deſcription bis auf den heutigen Tag ein frommer Wunſch geblieben, und es ſprechen manche Gründe dafür daß ſie es auch bleiben wird.

Dieſe etwas peſſimiſtiſche Auffaſſung ſcheint auch durch das voluminöſe Werk von Dr. Richard Avenarius (ord. Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Zürich), „Kritik der reinen Erfahrung“ (Leipzig, O. R. Reisland. I. Band 1888. II. Band 1890), keine Erſchütterung zu erleiden. Wohl legt dieſes Werk Zeugniß ab von rieſenhaftem Fleiß, welcher an ſich ein Stück Genialität iſt, wohl bietet es uns eine funkelnagelneue Terminologie, für welche übrigens ein Bedürfniß nicht vorzuliegen ſcheint, wohl gelangt in dem Buche eine Methode zur Anwendung, welche ſich für die Zukunft als fruchtbringend erweiſen mag. — aber mit „reiner Erfahrung“ haben wir es hier auch nicht zu thun, geſchweige die mit einer „Kritik“ derſelben im Sinne wiſſenſchaftlicher Analyſe.

Das Werk will mit äußerſter Unbefangenheit und Vorausſetzungsloſigkeit rein beſchreibend zu Werke gehen, und es beginnt ſchon im Titel mit einer polemiſchen Beziehung, welche trotz aller Einſchränkungen im Vorwort ſo gut wie eine offene Kriegserklärung iſt. Die „Kritik der reinen Erfahrung“ deutet ſchon durch ihren Titel an, daß ſie ſich in Widerſpruch zur Kantſchen Erkenntnißtheorie befindet, und der Autor geſteht auch freimüthig zu, daß er den Titel zu ſeinem Werk urſprünglich „nicht ohne Mitwirkung einer polemiſchen Abſicht“ gewählt habe.

In der That beſtehen zwiſchen beiden Kritiken große Unterſchiede. Die Kantſche Kritik geht aus von unableitbaren, reinen, aprioriſchen Denkformen, diejenige von Avenarius ſetzt ſich über dieſelben hinweg, nicht ohne ſie ebenfalls vorauszuſetzen und mit ihnen zu operiren. In dieſer Beziehung iſt namentlich die Einleitung ein bemerkenswerthes Document. So verlockend es iſt, ſo muß hier doch auf einen Vergleich zwiſchen „Kritik der reinen Erfahrung“ und „Kritik der reinen Vernunft“ verzichtet werden; er würde für den Verfaſſer der erſteren wohl ſchwerlich ſehr befriedigend ausfallen. Dagegen verdienen einige ſtarke Naivetäten erwähnt zu werden, denen wir gleich in der Einleitung begegnen.

Der Autor bemüht ſich hier, eine Barrikade gegen alle metaphyſiſchen Vorausſetzungen aufzubauen und verwahrt ſich u. A. energiſch dagegen, daß dem übrigens auch von ihm angenommenen Abhängigkeitsverhältniß zwiſchen Reiz und Empfindung eine Annahme der Möglichkeit, Nothwendigkeit, Cauſalität oder dergleichen unterlegt werde. Man ſollte demnach glauben, daß dieſe metaphyſiſchen Begriffe aus ſeinem Syſtem gänzlich ausgeſchaltet ſeien. Aber ſchon im erſten Abſchnitt des Werkes (im Capitel „Allgemeine Begriffe“, S. 28) wird nichts deſto weniger mit allen Formen der Cauſalität und Modalität operirt, und es iſt auch nicht erſichtlich, wie die Einſchränkung, daß denſelben nur logiſche Bedeutung beizumeſſen ſei, die Natur der Vorausſetzungen in Bezug auf die aus ihnen ſich ergebenden Concluſionen verändern ſoll. Was ſpeciell den Begriff der Cauſalität betrifft, ſo ruhen auf dieſem

metaphyſiſchen Fundament die Tragbalken des ganzen Avenariusſchen Syſtems, die Vitalreihe, ihre Ableitung, Entwickelung und Auflöſung. Während der Autor einerſeits den Begriff der Cauſalität, der ja allerdings eine ganze Welt von Metaphyſik in ſich birgt, von ſich abzuwehren ſucht, iſt er doch in ſeiner ganzen umfangreichen Theorie des menſchlichen Erkennens und Handelns nichts Anderes zu thun beſtrebt, als einestheils die ganze Summe des im Erkenntnißproceſſe Bedingten, anderentheils die Geſammtheit ſeiner Bedingungen aufzudecken. Auf S. 52 des I. Theiles wird z. B. ausdrücklich von der Bedingungsgeſammtheit der functionellen Aenderungen eines Partialſyſtems geſprochen. Aber eben ſo wenig als man den Kosmos in der Mannigfaltigkeit und Vielzahl ſeiner Theile als ein Ganzes betrachten kann, ohne in die metaphyſiſchen Schlingen zu verfallen, welche Kant in ſeinen Antinomien der reinen Vernunft in ſo glänzender und genialer Weiſe bloßgelegt hat, eben ſo wenig iſt man im Stande, von der Totalität der Bedingungen irgend eines empiriſch Bedingten zu ſprechen, ohne eine causa efficiens, eine erſte wirkende Urſache, zu ſetzen. Die Frage nach der Totalität irgend welcher Bedingungen, und ſei ihr Inhalt auch noch ſo ſehr die „reine Erfahrung", iſt eine metaphyſiſche Frage.

Es iſt nun wirklich eine allerliebſte Ironie des Unbewußten, daß der reine Empiriker Avenarius, indem er die Frage nach der Totalität der empiriſchen Bedingungen des Erkenntnißproceſſes aufwirft, wider Willen knietief im Gewäſſer der Metaphyſik umherwatet. Oder iſt es nicht reine Metaphyſik, zwiſchen Subject und Object, zwiſchen Individuum und Außenwelt, oder wie ſich Avenarius ausdrückt, zwiſchen dem Individuum und deſſen Umgebung zu unterſcheiden? Der Begriff des Individuums im Gegenſatz zur Außenwelt oder zur Umgebung ſetzt mit Nothwendigkeit eine begriffliche Einheit voraus, welche nach Analogie des Verhältniſſes des Mittelpunktes zur Peripherie eines Kreiſes gedacht werden muß. Dieſes begriffliche Centrum, welches in der tranſſcendentalen Einheit der Apperception, um mit Kant zu reden, zu ſuchen, durch die Erfahrung aber durchaus nicht zu analyſiren iſt, gewährt uns allein das Recht, uns gegen die uns umgebenden Dinge als gegen ein von uns Unterſchiedenes, als gegen die Außenwelt, abzugrenzen. Alſo muß Avenarius, wenn er eine ſolche Abgrenzung gelten läßt, die ſynthetiſche Einheit des Selbſtbewußtſeins als den Ausgangspunkt aller Erkenntniß annehmen und ſich damit auf das Gebiet der Metaphyſik begeben. Aber Avenarius vermeidet es ängſtlich, das Wort „Selbſtbewußtſein" zu gebrauchen. Er glaubt, ähnlich dem Vogel Strauß, welcher den Kopf in den Sand ſteckt, um ſich vor ſeinen Feinden zu verbergen, daß es ausreichend ſei, die Schwierigkeiten zu umgehen, um ſie zu überwinden.

Das Avenariusſche Werk iſt aber unter allen Umſtänden nicht nur eine impoſante Arbeitsleiſtung, ſondern auch als der erſte ernſthafte Verſuch einer reinen Deſcription der erkenntnißtheoretiſchen Phänomene von höchſtem experimentellen Intereſſe. Vom Glauben an die Möglichkeit der reinen Erfahrung und einer eben ſo reinen Beſchreibung derſelben ausgehend, hat der Autor vielmehr den glänzendſten Beweis dafür erbracht, daß es keine reine Erfahrung und noch weniger eine Kritik derſelben giebt. Der Inhalt der empiriokritiſchen Axiome des Erkenntniß-Inhalts und der Erkenntniß-Form, von welcher Avenarius als von Vorausſetzungen ausgeht, iſt an ſich das tiefſte allgemein-erkenntnißtheoretiſche Problem. Es birgt in ſich das Problem der Individualität, des Selbſtbewußtſeins, des Erkenntnißvermögens, kurz alle jene Probleme, ohne den Inhalt welcher Erfahrung überhaupt nicht denkbar iſt.

Es giebt alſo zwei leitende Geſichtspunkte, unter welchen das Avenariusſche Werk betrachtet werden muß:

1) Iſt reine Erfahrung möglich?

2) Iſt eine rein deſcriptive Methode in der Erkenntnißtheorie denkbar?

Die erſte Frage hat Kant in ſo klaſſiſcher und erſchöpfender Weiſe negativ beantwortet, daß nichts mehr darüber hinzuzufügen iſt. Unſer Erkenntnißvermögen, welches zwar die Erfahrung zum Inhalt, aber deswegen noch nicht zum Ausgangspunkt hat, operirt mit Anſchauungsformen, deren Urſprung rein ſubjectiver Natur iſt. Die Vergleichbarkeit der Vorſtellungen mit den Dingen iſt nichts als eine vage Analogie. Die Ausſagen der Individuen über ihre Erfahrungen, welche Avenarius ſchlechthin als Erfahrung nimmt, geben genau genommen keinen anderen Aufſchluß, als einen ſolchen über ſubjective Zuſtandsformen, deren eigentlicher Proceß mit den Dingen ſelbſt in keiner Weiſe verglichen werden kann und über die Dinge gar nichts Entſcheidendes ausſagt. Dazu kommt, daß der eigentliche Proceß des „Chemismus" im Bewußtſein gänzlich unbekannt iſt, daß auf ihn nur durch äußere Merkmale ohne den mindeſten Anhaltspunkt zur Beurtheilung der objectiven Vorgänge geſchloſſen worden kann und daß auch jene äußeren Merkmale, da ſie durch das conventionelle Mittel der Sprache bedingt ſind, außerordentlich unzuverläſſig erſcheinen. So lange es ſich um das Grobconcrete handelt, iſt noch eine gewiſſe Uebereinſtimmung der Ausſagen zu beobachten, aber ſobald das Gebiet der abſtracten Begriffe und deren Verknüpfungen betreten wird, da hat man die ſchönſte Begriffsverwirrung, da Jeder ſich unter jedem Abſtractum etwas Anderes vorſtellt. Reine Erfahrung iſt mithin ſo lange als unmöglich zu betrachten, als nicht bewieſen werden kann, daß unſere Erfahrung rein iſt von aprioriſchen Elementen unbekannten Urſprungs. Im Selbſtbewußtſein nimmt aber Avenarius durch ſeine Unterſcheidung von Individuum und Umgebung ꝛc. ſelbſt ein ſolches

apriorisches Element an, über deſſen Urſprung nichts geſagt werden kann, da es zwar die Erfahrung durch und durch bedingt, aber offenbar nicht aus dieſer abzuleiten iſt.

Reine Erfahrung iſt nicht möglich, denn die Sinnwahrnehmung, durch deren directe Vermittelung wir „erfahren", iſt in ihrer Zuſammenfaſſung zum Erkenntnißproceß durch räthſelhafte Elemente bedingt, die ſelbſt nicht Gegenſtand der Erfahrung, ſondern ein urſprüngliches Beſitzthum des Bewußtſeins ſind.

Aber ſelbſt wenn ſich der Urſprung des Bewußtſeins auf die bekannten Formen des Abſoluten wiſſenſchaftlich reduciren ließe, was, trotz Fichte und Hegel, eine principielle Unmöglichkeit iſt, ſo wäre damit für die empiriſche Erkenntnißtheorie noch gar nichts gewonnen. Eine unüberbrückbare Kluft im Sinne der Erfahrung gähnt zwiſchen den Dingen und dem die Dinge betrachtenden Geiſte. Erſt unter dem Geſichtspunkt einer anderen als der empiriſchen Betrachtung löſt ſich der Gegenſatz. Will man die Möglichkeit der reinen Erfahrung darthun, ſo muß man erſt beweiſen, daß das Selbſtbewußtſein als der Ausgangspunkt der Erfahrung ſelbſt Product der Erfahrung ſei. Dann erſt hätte man die geſuchte Totalität der empiriſchen Bedingungen des Erkenntnißproceſſes. Allerdings iſt das ein contradictio in adjecto Denn die Frage nach der Totalität der Bedingungen iſt eben ſo wenig eine empiriſche, als die Frage nach der ſich ſelbſt ſetzenden erſten Urſache in der Kette der Bedingungen, welche Fragen in Eins zuſammenlaufen.

Die zweite Frage hängt auf das Engſte mit der erſten zuſammen. Iſt reine Erfahrung nicht möglich, nun ſo iſt auch eine rein deſcriptive Methode in der Erkenntnißtheorie a priori nicht denkbar. Aber es ſprechen auch eine Reihe ſecundärer Momente gegen die Möglichkeit einer ſolchen Methode. Die empiriſche Erkenntnißtheorie hat es zu thun mit den Ausſagen der Individuen, welche als deren Erfahrungen oder auch als Erfahrung ſchlechthin angenommen werden. Dieſe Ausſagen werden gemacht durch das Medium der Sprache. Die Sprache ſtrotzt aber von Metaphyſik! Und mit Verlaub, auch die Avenariusſche, trotz ihrer funkelnagelneuen Terminologie! Es kann eben Niemand aus ſeiner Haut, und eben ſo wenig iſt Jemand im Stande, ſich dem logiſchen Zwange der Sprache zu entziehen. Die Mathematik oder die Mechanik, welche mit Symbolen operiren, welche übrigens auch in letzter Inſtanz ſich in das Metaphyſiſche verlieren, ſcheinen allerdings zur Fixirung ihrer „Erfahrungen" (wenn die mechaniſchen Operationen überhaupt noch „Erfahrung" ſind!) der Sprache entrathen zu können. Aber die Erkenntnißtheorie beruht nicht auf dem Decimalſyſtem, und der Avenariusſche Verſuch, den Erkenntnißproceß in mathematiſche Formeln

aufzulöſen, ein Gedanke, deſſen Priorität übrigens dem berühmten Pſycho-Phyſiker Wundt zuzuſprechen iſt, geht in ſeinen Reſultaten nicht über die Wahrheiten des populären Bewußtſeins hinaus. Seine berühmte Vitalreihe: $\Sigma f(R) + \Sigma f(S) = 0$, welche ſogar die Phyſiologen beſchäftigt (vide den Bericht des züricher Phyſiologen Prof. Dr. Juſtus Gaule in Heft 6, Band II, der „Zeitſchrift für Pſychologie und Phyſiologie der Sinnesorgane", Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß), beſagt im Grunde nichts Weiteres, als was jeder Ackerknecht weiß, nämlich, daß es einem nach gethaner Arbeit bei ausreichender Koſt wohl iſt. Das ganze erkenntnißtheoretiſche Syſtem, wie es Avenarius in ſeiner „Kritik der reinen Erfahrung" niedergelegt hat, iſt eine zum Theil ſehr willkürliche Abſtraction aus dieſem Satz.

Faſſen wir das Geſagte zuſammen: So lange es nicht gelingt, die objectiven Vorgänge des Erkenntnißproceſſes in ihren chemiſchen, phyſikaliſchen oder *ſpirituellen* Zuſammenhängen durch reine Mathematik darzuſtellen, etwa in Weiſe der Chemie oder Aſtronomie, ſo lange iſt die reine Deſcription ein unerreichbares Ideal. Die reine Beſchreibung ſoll ſich rein mechaniſch vollziehen, mit der Unfehlbarkeit einer algebraiſchen Gleichung. Eine ſolche Methode ſetzt Werthe voraus, welche in derſelben eindeutigen Weiſe wie die mathematiſchen Symbole beſtimmt und nach eben ſo zwingenden Regeln geordnet ſind. Der Cardinalfehler der Avenariusſchen Erkenntnißmathematik liegt in dem Mißverſtändniß des Autors, daß die räumlichen und zeitlichen Vorſtellungen, welche der Geometrie und Mathematik zu Grunde liegen, auch auf die Phänomene des Bewußtſeins anwendbar ſeien. Die Formen der Unendlichkeit im Bewußtſein ſind ihm ſo gut wie die concreten Dinge auf einen mathematiſchen Ausdruck zu bringen, während es doch feſtſteht, daß die Spontaneität unſeres Selbſtbewußtſeins von Zeit und Raum unabhängig und überhaupt mit dem Mechanismus der Natur abſolut unvergleichbar iſt. In der Mannigfaltigkeit und Complication der Erſcheinungen des Bewußtſeins erblickt Avenarius die Schwierigkeit des Problems; indem er mit cyklopiſcher Kraftanſtrengung Ordnung in dieſes Chaos von Mannigfaltigkeit zu bringen ſucht, vermeint er die Schwierigkeit zu überwinden. Die Schwierigkeit liegt aber in noch viel höherem Maße in der *Einheit* und *Einfachheit* der Apperception, durch welche ſich das Mannigfaltige von ſelbſt dem Bewußtſein ordnet! Dieſe Einheit entzieht ſich der Erfahrung, ſie entzieht ſich auch der Mathematik und Chemie und überhaupt allen poſitiven Wiſſenſchaften, ſie tritt geiſterhaft zurück, wenn man es überhaupt unternimmt, ſie in ihrem Fürſichſein zu betrachten. Das Avenariusſche *biomechaniſche Grundgeſetz* iſt ein phyſiologiſches Geſetz, es berührt nur den vitaliſtiſch-mechaniſchen Proceß der *Selbſterhaltung*, nicht aber die in allen Schwankungen dieſes Proceſſes abſolut unveränderliche Form des

Selbſtbewußtſeins, mit welchem alle Erfahrung anhebt und ohne welches das Problem der Erfahrung überhaupt nicht exiſtirt.

Nach dieſen allgemeinen Betrachtungen über den Standpunkt und die Methode der „Kritik der reinen Erfahrung" gehen wir näher auf den Inhalt derſelben ein. Avenarius geht, wie geſagt, von zwei empiriokritiſchen Vorausſetzungen aus, die er folgendermaßen formulirt:

1) „Jedes menſchliche Individuum nimmt urſprünglich ſich gegenüber eine Umgebung mit mannigfaltigen Beſtandtheilen, andere menſchliche Individuen mit mannigfaltigen Ausſagen und das Ausgeſagte in irgend welcher Abhängigkeit von der Umgebung an; alle Erkenntnißinhalte der philoſophiſchen Weltanſchauungen — kritiſcher oder nicht kritiſcher — ſind Abänderungen jener urſprünglichen Annahme.

2) Das wiſſenſchaftliche Erkennen hat keine weſentlich anderen Formen und Mittel als das nicht-wiſſenſchaftliche: alle ſpeciellen wiſſenſchaftlichen Erkenntnißformen oder -Mittel ſind Ausbildungen vorwiſſenſchaftlicher."

Mit dieſen Vorausſetzungen verhält ſich der Autor rein beſchreibend. Dieſe Vorausſetzungen werden in der That von Jedermann gemacht, ſie bilden einen ehernen Beſitzſtand des populären Bewußtſeins, ſie ſind das Allgemeinſte, was die allgemeine Erkenntnißtheorie vorfindet Aber in dieſem Allgemeinſten ſtecken, wie ſchon geſagt, alle metaphyſiſchen Wurzeln der Erkenntnißtheorie verborgen. Was Avenarius als Axiom übernimmt, iſt in Wirklichkeit das Problem der Erkenntnißtheorie ſelbſt, ſofern ſie ſich nicht, wie die „Kritik der reinen Erfahrung", auf die bloße Beſchreibung und Claſſification der Ausſagen an Erfahrungsſtatt beſchränken will.

In drei Fragen läßt ſich das Ziel zuſammenfaſſen, welches ſich Avenarius geſtellt hat:

1) „In welchem Sinn und Umfang können überhaupt Beſtandtheile unſerer Umgebung als Vorausſetzung der Erfahrung angenommen werden?

2) In welchem Sinn und Umfang können ausgeſagte Werthe überhaupt als Erfahrung angenommen werden?

3) In welchem Sinn und Umfang fallen der ſynthetiſche und der analytiſche Begriff auseinander und kann ihr Zuſammenfallen angenommen werden?"

Die erſte Frage bildet den Gegenſtand des I. Bandes der „Kritik der reinen Erfahrung". Sie ſoll gelöſt werden nur durch Beſchreibung der Perſonen und der Sachen und des Verhältniſſes, in welchem beide zu einander ſtehen. Getreu der empiriokritiſchen Vorausſetzung, wird alſo der

ganzen Beſchreibung ſtillſchweigend der alte metaphyſiſche Satz zu Grunde gelegt, „daß das Ich, indem es ſich auf Gegenſtände bezieht, als auf Anders, ſich von ihnen unterſcheidet“. Dieſes Ich bezeichnet Avenarius mit dem Symbol C. Er verſteht darunter den vagen phyſiologiſchen Begriff eines „nervöſen Theilſyſtems, welches die von der Peripherie ausgehenden Aenderungen in ſich ſammelt und die an die Peripherie abzugebenden Aenderungen vertheilt“. Als Symbol für alle zu beſchreibenden Beſtandtheile der Umgebung dient der Buchſtabe R. Jeden „der Beſchreibung zugänglichen Werth, ſofern er als Inhalt einer Ausſage eines anderen menſchlichen Individuums angenommen wird“, bezeichnet Avenarius mit E. Der erſte Theil der empiriokritiſchen Vorausſetzungen wird nun mit dieſen Symbolen folgendermaßen formulirt:

„In einigen Fällen, wenn R geſetzt und E anzunehmen iſt, iſt auch E irgendwie abhängig von R anzunehmen.“

Von dieſem Satz gilt Alles, was ſchon über die empiriokritiſchen Vorausſetzungen geſagt wurde. Er enthält die alte Eintheilung in Subjectivität und Objectivität und außerdem die Anerkennung einer metaphyſiſchen Cauſalität.

Aus der empiriokritiſchen Vorausſetzung wird in Bezug auf die Umgebung ferner abgeleitet, daß, wenn zwei Veränderliche, V_1 und V_2, „gleichgiltig wie, aber jedenfalls derart zuſammenhängend, daß mit Aenderungen von V_1 auch Aenderungen von V_2 geſetzt ſind,“ gedacht werden, ſo V_1 in Bezug auf V_2 als *Aenderungsbedingung* zu betrachten ſei; die Aenderungen dagegen der zweiten Veränderlichen V_2 als in Bezug auf V_1 bedingt oder *abhängig*. Beide Veränderliche werden unter den Begriff eines Syſtems zuſammengefaßt, des Syſtems R.

Daß dieſes Abhängigkeitsverhältniß nicht anders, als in Geſtalt des metaphyſiſchen regressus in infinito gedacht werden kann, iſt klar. Der ganzen Annahme liegt die Vorausſetzung der abſoluten Cauſalität zu Grunde.

„Die Geſammtheit der Merkmale, durch welche der Individualbegriff des Syſtems in einem bedingten Zeitpunkt t_1 logiſch vollſtändig beſtimmt ſein würde,“ wird als die *Syſtembeſchaffenheit* des Zeitpunktes t_1 bezeichnet. Tritt im Zeitpunkt t_2 eine Aenderung ein, ſo wird die Syſtembeſchaffenheit, wenn ſie unmittelbar vor der Aenderung geſetzt war, als *Anfangsbeſchaffenheit* des Syſtems, und wie ſie unmittelbar nach jener Aenderung geſetzt iſt, als Endbeſchaffenheit des Syſtems bezeichnet. Im Momente t_2 wird das Veränderliche gedacht als um eine beſtimmte Größe poſitiv oder negativ vermehrt. Die poſitive oder negative Vermehrung iſt die *Aenderung eines Syſtems*. Der analytiſche Ausdruck hierfür lautet $V + \Delta V$. Je nachdem nun die Bedingungen für die Aenderung

innerhalb oder außerhalb eines Syſtems liegen, bilden ſie die ſyſtematiſchen Vorbedingungen oder die Complementärbedingungen (R X) für die Effectuirung der gedachten Aenderung. Die Zuſammenſetzung beider wird als Bedingungsgeſammtheit bezeichnet. Daß dieſer Begriff der Totalität der Bedingungen für irgend ein Bedingtes mit dem Begriffe des Abſoluten zuſammenfällt, iſt klar; denn die Totalität der Bedingungen eines jeden Dinges oder Zuſtandes iſt das gedachte Ganze, der regressus in infinito, die Einheit mit der abſoluten Cauſalität als Urgrund.

In ihrem Verhältniß als Aenderungsbedingung für den Organismus, nämlich als Unterrichts- und Nahrungsſtoff, werden die Umgebungsbeſtandtheile entweder mit dem Symbol S bezeichnet, worunter alles Dasjenige zu verſtehen iſt, was „dem Organismus von außen zugeführt ſeinen Stoffwechſel bedingt und bildet", oder aber mit dem erwähnten Symbol R, worunter alles Dasjenige verſtanden wird, was „ſeinem allgemeinen Begriffe nach, in der Sprache der Phyſiologie, als allgemeiner oder ſpecifiſcher Reiz einen Nerven erregen kann".

Das ſind die Grundelemente, mit denen Avenarius operirt. Die Cardinalſätze, welche aus ihnen aufgebaut werden, ſind die folgenden:

„In einigen Fällen, wenn R geſetzt und E anzunehmen iſt, iſt auch E irgendwie abhängig von R anzunehmen." Und der andere Satz. „In jedem Fall, in welchem E von R abhängig angenommen wird, wird E unmittelbar von C abhängig angenommen." Analyſirt man dieſe beiden Sätze, ſo ſtößt man auf das phyſiologiſche Geſetz des Stoffwechſels, welches Avenarius durch ſein ſogenanntes biomechaniſches Grundgeſetz umſchreibt: $f(R) + f(S) = O$. Auf gut Deutſch bedeutet das nichts Anderes, als daß ein Individuum, um die Veränderungen auszugleichen, welche in ihm durch die Wirkungen der Umgebung verurſacht werden und es in ſeiner Exiſtenz bedrohen, Nahrung aufnehmen muß. Das Ideal dieſer Ausgleichung iſt in der Formel $f(R) + f(S) = O$ ausgedrückt; es iſt erreicht, wenn die durch die Umgebung (R) verurſachten Aenderungen durch die Ernährung (S) vollkommen aufgehoben werden. Das Syſtem C bemüht ſich zum Zweck ſeiner Erhaltung unaufhörlich, dieſe Gleichung zu verwirklichen, ohne indeß jemals das ſtabile Gleichgewicht zu erreichen.

Wie erſichtlich, iſt dieſes ſog. biomechaniſche Geſetz ein längſt bekannter phyſiologiſcher Proceß. Aus der Thatſache des Stoffwechſels ſucht Avenarius den Erkenntnißproceß abzuleiten. Es iſt alſo der traditionelle Standpunkt des Materialismus, den er, allerdings mit einer neuen Methode, vertritt.

Der dritte Cardinalſatz: „In jedem Falle, in welchem E von R

abhängig angenommen wird, wird E unmittelbar abhängig von einer Aenderung von C angenommen: leitet auf die für die „Kritik der reinen Erfahrung" ſo wichtigen Aenderungen des Syſtems C über. In der Weiterführung der Analyſe wird vorwiegend die Uebung, „als die das ganze Leben hindurch geſetzten phyſiologiſchen Aenderungen", betrachtet. In der Betonung des phyſiologiſchen Charakters dieſer Aenderungen iſt ausgedrückt, daß hier weder die pathologiſchen Aenderungen, noch diejenigen des typiſchen Entwickelungsganges (Wachsthum, Pubertät, Involution und ſenile Rückbildungsproceſſe) gemeint ſind. Die Unterſcheidung zwiſchen einer functionellen und formellen Aenderung, welche der Verfaſſer macht, hat uns hier nicht näher zu befaſſen, da das unterſcheidende Moment nur das kleinere oder größere Quantum der Uebung in ſeinen mehr oder weniger nachhaltigen Wirkungen auf das Syſtem C iſt, es ſich alſo im Grunde nur um graduelle Differenzen handelt. Mit welchem Recht eine functionelle Aenderung als eine „ganz vorübergehende" zu bezeichnen iſt, läßt ſich allerdings ſchwer begreifen; denn daß auch die unbedeutendſten Aenderungen formelle Remanenzen hinterlaſſen, iſt mit hoher Wahrſcheinlichkeit anzunehmen. Es ſtellt ſich dieſe ſtarre Unterſcheidung in formelle und functionelle Aenderungen, da es ſich offenbar nur um graduelle Unterſchiede handelt, alſo als eine willkürliche dar.

Mit dem Begriff der Uebung läßt ſich direct auf die ſog. Vitalreihe überleiten, da das „vitale Erhaltungsmaximum" ($f(R) + f(S) = O$) den zur Herſtellung der verlangten Gleichgewichtslage meiſtgeübten Aenderungen entſpricht. Es iſt vollkommen klar und vom Autor mit großer dialektiſcher Schärfe nachgewieſen, daß weder $f(R)$, noch $f(S)$ an ſich als Erhaltungs- oder als Vernichtungsbedingung zu betrachten iſt. Es iſt vielmehr, in dieſem Satze gipfelt die bezügliche Betrachtung, „der Unterſchied beider Aenderungsarten $f(R)$ und $f(S)$ in dem Maße als Vernichtungsbedingung zu bezeichnen, als ſich beide von der Gleichheit entfernen — und als Erhaltungsbedingung, als ſich beide der Gleichheit nähern." Es muß anerkannt werden, daß das Lebensgeſetz noch nie zuvor eleganter und präciſer ausgedrückt worden iſt, als in dieſem Satze.

Für die ganze Summe der partialen Centralſyſteme, alſo für das ganze Syſtem C, iſt die Formel der Gleichheit auf den analytiſchen Ausdruck $\Sigma f(R) + \Sigma f(S) = O$ gebracht. Iſt dieſe Gleichung realiſirt, ſo herrſcht „Syſtemruhe". Jede Abweichung von der letzteren iſt eine „Syſtemſchwankung", und zwar je nach den beiden Polen, in deren Mitte der Indifferenzpunkt des Erhaltungsmaximums liegt, eine poſitive oder negative Schwankung. Aus dem Geſichtspunkt der Zu- und Abnahme der Aenderung

der Syſtemruhe wird von poſitiv oder negativ zunehmender Schwankung geſprochen. Auch in der Schwankung iſt der Begriff der Uebung beſtimmend. Eine Schwankung, „welche völlig im Sinne der vorangegangenen Uebung ihres Partialſyſtems verblieben iſt“ (?) — wird als *eingeübte Schwankung* bezeichnet. Aenderungen derſelben führen zum Begriff der *Schwankungsvariation*. Denkt man ſich die eingeübte Schwankung als eine ſolche erſter Ordnung, ſo ſind die Aenderungen derſelben als Schwankungen zweiter, dritter und vierter Ordnung zu betrachten. Erreicht die Schwankung den Werth Null, ſo iſt das eine Schwankung „0. Ordnung“.

Bevor wir auf den Angelpunkt des Syſtems, die *unabhängige Vitalreihe*, zu ſprechen kommen, nur noch ein Wort über den Werth dieſer Claſſification der Schwankungen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſelbe keine objective, ſondern nur eine theoretiſche, formallogiſche Bedeutung haben kann. Wir haben es in dem Gebiete der Schwankungen des vitalen Erhaltungswerthes, objectiv betrachtet, mit einer unüberſehbaren Mannigfaltigkeit blitzſchneller Zuſtandsänderungen zu thun. In dieſes Chaos ſucht Avenarius durch eine, genau genommen, willkürliche formale Eintheilung Syſtem zu bringen. Von einem blos gedachten Indifferenzpunkte ausgehend, welchen das Individuum, praktiſch betrachtet, offenbar in keinem Moment ſeines Lebens vollkommen erreicht, geſchweige denn behauptet, conſtruirt er ein Syſtem der Schwankungen, welches, obwohl in ſeinem Zuſammenhange logiſch, dennoch factiſch in der Luft zu ſchweben ſcheint. Was ſoll man ſich z. B. unter einer eingeübten Schwankung „rein als ſolcher“, d. h. ohne die geringſte Variation, denken. Welches „Schwankungs-Exercitat“, um ſich eines Prachtexemplars der Avenariusſchen Nomenclatur zu bedienen, iſt denn als gänzlich frei von Variationen zu betrachten? Doch offenbar allein der reine Automatismus oder Mechanismus, wie er uns z. B. in der „Uebung“ des Athmens, der Herzbewegung ꝛc. entgegenzutreten ſcheint. Aber ſelbſt dieſer phyſiologiſche Automatismus iſt umſchwärmt von unberechenbaren Variationen, ſobald er nur für einen Moment in das Bewußtſein tritt. In der Sphäre des Bewußtſeins ſelbſt aber iſt eine von allen Variationen befreite, ſtreng automatiſche Schwankungsform undenkbar. Was ſoll uns alſo der Begriff einer Schwankung erſter Ordnung für die Erkenntnißtheorie austragen? Wenn überhaupt etwas, ſo jedenfalls nicht mehr, als die formale Bezeichnung für *ein gedachtes Maximum* der Uebung, welches objectiv unbeſtimmbar und alſo auch mit anderen gedachten Schwankungsformen objectiv unvergleichbar iſt.

So begegnen wir in dem ganzen Avenariusſchen Syſtem, anſtatt den geſuchten Dingen ſelbſt, immer nur vagen Symbolen, welche zwar logiſch

verknüpft und mit großem Scharfſinn und beinahe unbegreiflichem Fleiß begrifflich geordnet, aber jedes für ſich betrachtet bloße Theoreme ſind. Der Archimedespunkt erkenntnißtheoretiſcher Betrachtung, von welchem aus eine Welt (hier die Geſchichte der Philoſophie) aus den Angeln gehoben werden kann, iſt nicht auf formal-logiſchem Wege zu gewinnen.

Maurice v. Stern.

Mittheilungen aus der indiſchen Poeſie.

In dem Verhältniß, in welchem Form und Gehalt literäriſcher Erzeugniſſe zu einander ſtehen, laſſen ſich hauptſächlich drei Fälle beobachten: es kann erſtens der Gehalt der Form überlegen ſein, indem durch Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit des Ausdruckes das Verſtändniß des Geleſenen oder Angehörten erſchwert und verzögert wird; der Dichter ringt mit der Sprache um ſein Lied, und der Leſer fühlt beſtändig, wie die Rauhheit und Unzulänglichkeit der Darſtellung ihm bei der Aneignung des Inhalts hinderlich wird; — zweitens kann die Form dem Gehalt ſo glücklich entſprechen, daß ſie bei unbefangener Lecture überhaupt gar nicht wahrgenommen wird, daß die Aufmerkſamkeit ſtörungslos auf dem Inhalt des Geleſenen verweilt, und dieſer Inhalt, nach Maßgabe der Faſſungskraft des Leſers, ſich willig ſeinem Verſtändniß erſchließt, drittens endlich kann auch die Form dem Inhalt überlegen ſein, ihn gewiſſermaßen überſtrahlen; ſie kann entweder durch außerordentliche Anmuth und Gefälligkeit ſeinen Werth erhöhen oder durch eine geſuchte Künſtlichkeit die Aufmerkſamkeit des Leſers ablenken und den Gehalt zurücktreten laſſen. Auf manches Product dieſer dritten Kategorie, die ſowohl in der Entwickelung des Schriftthums ganzer Völker, als auch in dem Bildungsgange einzelner Dichter oft der Zeit nach die letzte iſt, — könnten die Verfaſſer das Schlußwort des Hareth Ben Hemmam anwenden:

Glücklich iſt nun durchgeſpielt das Poſſenſpiel;
Ich bin deſſen Diener, der mir nach es thut!
Schämen darf ich nicht mich, daß ich's ſchlecht gemacht,
Sondern, daß ich ſchlechtes Ding gemacht zu gut.

Suchen wir in der Literatur Indiens nach dieſem dreifachen Werthverhältniß, ſo werden wir einen großen Theil der vediſchen Schriften jener erſten Gattung zuzuzählen haben, wo der Flug der Gedanken unter der Schwere des Stiles leidet; denn die Sprache war noch ein zu ſpröder Stoff, um den Ideen der begeiſterten rishi's adäquate Geſtalt zu geben, und die Feder ein ungefüges Werkzeug in der Hand des grübelnden Brahmanen. Als Beiſpiele für den anderen Fall, für das harmoniſche Verhältniß zwiſchen Form und Gehalt, können viele Theile des großen Epos Mahabharata gelten und noch manches aus der älteren Literatur, wo in einem ſehr freien Metrum, in anſpruchsloſer, einfacher Sprache die Erzählung ſo glatt und leicht dahinfließt, daß man, vom Inhalt gefeſſelt, auf den Stil in keiner Hinſicht beſonders aufmerkſam wird. Ob auch den Dramen und anderen Gedichten Kalidaſas ein ſolcher natürlicher und ungeſuchter Stil ſich nachrühmen läßt — wie oft behauptet worden — dürfte zweifelhaft ſein; denn wir werden überhaupt an der Zuverläſſigkeit unſeres äſthetiſchen Urtheils oft irre werden bei den Erzeugniſſen einer Cultur, die von der unſeren ſo weit verſchieden iſt. Groß iſt aber auch der Reichthum der Sanskritliteratur an Dichtungen, die unzweifelhaft der dritten Art angehören, und auf ſie möchte ich zunächſt die Theilnahme des Leſers lenken.

Nachdem die Inder, wie manche andere orientaliſche Völker ſchon früh in ihrer Cultur gewiſſe Gipfelpunkte erreicht hatten, verweilte ihre Aufmerkſamkeit gern auf dem Mittel der Verſtändigung, welches ſie die Höhen der Gedanken hatte erſteigen laſſen, — auf ihrer Sprache, deren Handhabung, einzelnen Beſtandtheilen, ja auch auf der Schrift und den Buchſtaben mit einer Theilnahme, ſogar Andacht und Verehrung, welche den ſcheinloſeren Racen des Nordens kaum faßlich ſein mag. Auch die arabiſche Literatur berichtet lobpreiſend von einem Redner, der drei Stunden geſprochen habe, ohne daß nur ein Wort in ſeiner Rede ſich wiederholt hätte. Nirgend iſt die Kunſt der Kalligraphie ſo ausgebildet und ſo geſchätzt, wie im Orient; aber unmaßgeblich für den Occident will es uns doch bedünken, wenn die perſiſchen Dichter häufig die Reize der Geliebten mit den Formen verſchiedener Buchſtaben vergleichen und z. B. ſchmeichelnd in ihrer Begeiſterung hervorheben, die Augenbrauen der Holden hätten die Geſtalt des Buchſtaben „Nun“ (wenn man ihn nämlich umgekehrt anſchaut), der Mund die Form des Buchſtaben „Mim“; und ſo gleichen noch viele Theile des Körpers den Buchſtaben. Wir ſprechen höchſtens von X-Beinen und O-Beinen, aber nicht wenn wir ſchmeicheln wollen.

Eben ſo innig, wie irgend ein anderes orientaliſches Volk haben ſich die Inder in die Betrachtung und Behandlung der Sprache verſenkt, ja vielleicht noch um ſo inniger, da die Sprache, in der ſie ſchrieben, das

Sanskrit, zu jener Zeit fortgeſchrittener Cultur nicht mehr Umgangsſprache war, und ſo finden wir in ihrer Literatur ſprachliche Kunſtproducte jeglicher Gattung, anfangend von den Dichtungen, denen Lieblichkeit und Pracht der Sprache, wie Juwelen einem werthvollen Schmuck, zur willkommenen Zierde gereichen, bis zu den geſuchteſten Hyperbeln der Gleichniſſe, Spielereien der Sprache und Spitzfindigkeiten, die — mehr Kunſtreiterei als Kunſt — nur die Geringfügigkeit des Inhalts verdecken mochten. Ueber dieſe unerhörten Formkünſteleien ſpäterer indiſcher Schriftſteller ſagt der Graf A. F. Schack (in den „Stimmen vom Ganges“):

„So giebt es, was gewiß in jeder anderen Sprache unmöglich wäre, Strophen, in denen nur ein Conſonant vorkommt, der ſich 36 Mal wiederholt; andere, wo gewiſſe Silben an beſtimmten Stellen des Verſes immer wiederkehren; noch andere, deren Verſe man ebenſo rückwärts leſen kann wie vorwärts, oder deren eine Hälfte vorwärts geleſen, ebenſo lautet, wie die andere rückwärts. Wenn ſchon dies ans Kindiſche ſtreift, ſo ſcheint es uns förmlich lächerlich, daß bisweilen Strophen darauf berechnet ſind, in künſtliche Formen oder Figuren vertheilt zu werden. So werden z. B. die Buchſtaben kreuzweiſe geſchrieben und müſſen ſich dann ebenſo in die Quere, wie hinabwärts oder vorwärts leſen laſſen. Oder die Strophe, in welcher ein beſtimmter Buchſtabe ſich häufig wiederholt, iſt für die Form eines Rades beſtimmt; der zu wiederholende Buchſtabe bildet dann die Axe und, indem man immer von dieſer anfangend in den Speichen weiterlieſt, ergiebt ſich die Strophe. Oder endlich, ein ganzes Gedicht hat die Form eines Baumes, der Stamm, von der Spitze an geleſen, bildet die erſte Strophe; nimmt man dann von allen Seiten die Lettern der Zweige und verbindet ſie mit denen des Stammes, ſo erhält man neue Strophen ꝛc.“

Abgeſehen von ſolchen extremen Fällen, wo die Dichter ſich die Aufgabe geſtellt hatten, formelle Schwierigkeiten zu überwinden, die mit dem Gehalt poetiſcher Producte gar nicht mehr zuſammenhängen, giebt es noch eine Menge lyriſcher und epiſcher Werke, die zu den Kunſtdichtungen gerechnet werden müſſen. Die meiſt aus Naturſchilderungen und erotiſchen Ergüſſen beſtehenden Gedichte Kalidaſas „Meghaduta“, d. h. „der Wolkenbote“, und „Rituſanhara“, d. h. „der Kreis der Jahreszeiten“, ſind, abgeſehen von der künſtlichen, ſcheinbar willkürlichen Wortſtellung und dem äußerſt ſeltenen Gebrauch des verbum finitum, noch ziemlich einfach und oft von hinreißender Schönheit, ſie laſſen ſich daher auch noch leicht in andere Sprachen überſetzen. Während nun aber das erotiſche Element der indiſchen Dichtung — im Vergleich zu der Philoſophenmaske, hinter der ſich die Sarkoſophen unſeres Jahrhunderts decken — nur durch die unverhüllte Naivetät auffällt, mit welcher die ſchöne Sinnlichkeit gefeiert wird, kann die hingebende

Naturbetrachtung der Inder und die Naturſchilderungen, an denen faſt alle ihre Dichtungen, ſogar die Dramen, reich ſind, als für die Literatur der Gangesländer beſonders charakteriſtiſch angeſehen werden. Charakteriſtiſch erſtens dadurch, daß den Indern auf dieſem Gebiete etwas gelungen iſt, was den Europäern immer mißglückte: nämlich ausſchließlich beſchreibende Dichtungen zu liefern, die gleichwohl als vollendete Kunſtwerke in der Heimath wie in der Fremde begeiſterte Anerkennung fanden. Uneingedenk der Warnung Leſſings, für die Bedingungen der Kunſtſchönheit keine fertigen Geſetze aufzuſtellen, da man immer darauf gefaßt ſein müſſe, ſie durch neue Erfahrungen widerlegt zu ſehen; war es unter dem Einfluſſe der Hegelſchen Lehre von dem dialektiſchen Fortſchritte der Weltentwickelung in den Lehrbüchern der Aeſthetik zu einer Art Dogma geworden, daß die Poeſie ſtets einen Fortſchritt und eine Entwickelung, ſei es in äußerem Geſchehen, ſei es in inneren Erlebniſſen und Gefühlen, darſtellen müſſe, und daß die Beſchreibung, als etwas Unlebendiges, Ruhendes, nur dieſen Fortſchritt des Geſchehens gelegentlich begleiten, ihn wohl einmal zur Abwechſelung unterbrechen, aber niemals zur Hauptſache werden dürfe, und an den abſchreckenden Beiſpielen von Thomſons und Ewald von Kleiſts Dichtungen bewies man, wie verkehrt es ſei, die Schilderung der Natur oder der Jahreszeiten nun gar zum Sujet einer ganzen langen Dichtung zu machen. Dieſes hat aber gerade Kalidaſa gethan, und ſeine ſchon erwähnte Schilderung der ſechs indiſchen Jahreszeiten, der „Rituſanhara", war das erſte von allen Werken der Sanskritliteratur, das die Europäer ſo durch ſeine Schönheit hinriß, daß ſie es (jetzt vor genau hundert Jahren, 1792) durch den Druck einem weiteren Leſerkreiſe erſchloſſen; woraus ſich entnehmen läßt, daß nicht ewig giltige Schönheitsgeſetze, ſondern die Mangelhaftigkeit der Autoren die Naturſchilderungen langweilig machen.

Zweitens iſt aber die indiſche Naturſchilderung durch ihre Art charakteriſtiſch; durch die Mittel, deren ſie ſich bedient, um die Phantaſie des Leſers oder Hörers zur Reproduction zu reizen; dieſe Mittel ſind — von Gleichniſſen und Metaphern abgeſehen — die allereinfachſten: eine ſchlichte Aufzählung des Beobachteten, wobei jedes Ding genau ſo beſchrieben wird, wie es wirklich beſchaffen iſt. Ja, macht man es denn nicht überall ebenſo? wird man entgegnen. Nicht immer. Denn um von den Griechen und Römern zu ſchweigen, die ſich mit Naturſchilderungen wenig aufhielten, und um die Dichter der Renaiſſance zu übergehen, die meiſt nur den Sonnenaufgang mit einigen Complimenten aus der Mythologie zu begrüßen pflegten, die modernen europäiſchen Schriftſteller ſuchen ihren Triumph darin, beim Schildern zu Malern zu werden oder plaſtiſch zu wirken, ebenſo wie ſie vom Schauſpieler das „Stimmungsvolle" lernen; die Virtuoſität im

Beſchreiben hat ſich techniſch vervollkommnet, indem ſie von den bildenden Künſten und der Bühne Hilfsmittel geborgt hat; es werden z. B. aus der zu ſchildernden Landſchaft nur die charakteriſtiſchen Striche, Punkte, Nuancen und Schlagſchatten „plaſtiſch“ hervorgehoben, welche durch das Pincenez des Europäers — in der ſchicklichen Entfernung, in der man ſich der Naturſchwelgerei hingiebt — ein hübſches Gemälde ausmachen. „Ein Bild,“ lehrt Fr Th. Viſcher, „muß die Schilderung vor Allem ſein. Die Dinge brauchen nicht beſchrieben zu werden, wie ſie wirklich beſchaffen ſind, ſondern wie ſie ſich im gehörigen Abſtande für den Beſchauer ausnehmen. Ein Mittel unter anderen, dieſes zu erreichen, beſteht darin, daß den Gegenſtänden ſolche Prädicate beigelegt werden, welche ihnen als einzelnen, genau betrachtet, nicht zukommen, aber im Enſemble des auszumalenden Bildes beſonders wirkſam ſind:

„Im dunklen Laub die Goldorangen glühn,“

ſagt Goethe, obgleich das Laub, in der Nähe beſehen, grün und nicht blos dunkel iſt, und die Früchte nicht golden glühen, ſondern gelblich ſchimmern; aber der Italienreiſende liebt es, ein ſchönes Panorama an ſich vorüberziehen zu laſſen, und ſieht ganz davon ab, was die Dinge, außerhalb dieſes Zuſammenhanges, für ſich genommen ſind. Im „Löwenritt“ ſagt Freiligrath, daß von dem Halſe der verwundeten Giraffe „Tropfen ſchwarzen Blutes floſſen“; denn obgleich man weiß, daß die Farbe des fließenden Blutes nie ſchwarz iſt, ſo müſſen doch auf dem Fell des Thieres, das von der tropiſchen Sonne beſchienen durch die Wüſte flieht, ſich die ſchwarzen Tropfen beſonders kräftig abheben. Dieſe Beiſpiele für das maleriſche Princip der modernen Naturſchilderung laſſen ſich natürlich leicht ins Unendliche vermehren. Die Methode — muß man geſtehen, iſt dem Naturell des modernen Menſchen angemeſſen, der die Natur nicht ſo zwecklos betrachtet, wie der Inder, ſondern entweder von dem Standpunkte der praktiſchen Verwerthbarkeit oder von dem des planmäßig beabſichtigten Naturgenuſſes. Kalidaſa wußte, daß die Phantaſie ſeiner Leſer fähig ſein werde, ſelbſt den Zuſammenhang herzuſtellen und die ganze Großartigkeit des Gemeinten nachzuſchaffen, wenn er im „Rituſanhara“ z. B. vom indiſchen Sommer ſagt:

Es hat verheerender Waldbrand das junge Gras verdorrt,
Und heftig treibt die Windsbraut die trock'nen Blätter fort;
Ringsum ſind die Gewäſſer verſiegt in jedem Teich,
Entſetzen erwecken die Haine, noch jüngſt ſo blüthenreich.
Auf Bäumen mit welken Blättern erſeufzt der Vögel Sang,
Die müden Affen ſchleichen ſich an dem Berg entlang,
Es wandern die Büffelſchaaren und ſchau'n nach dem Naß empor,
Und in des Brunnens Tiefe ſchlürft ein Phalänenchor.

(Faſt wörtlich getreu überſetzt von Bohlen.)

Was ſoll aber bei dieſer dürren Aufzählung der heutige Culturmenſch ſich denken, der nur zur Sommerfriſche die Stadt verläßt, der Waldbrände nur aus illuſtrirten Zeitſchriften, Büffel und Affen nur aus den traurigen Exemplaren des zoologiſchen Gartens kennt? Iſt es daher nicht ſehr gut, daß der moderne Dichter ſeinerſeits, um dem berechtigten Bedürfniß nach Naturgenuß entgegen zu kommen, dem Maler die Kunſtgriffe abſieht und mit ihnen ſo bequem der ſterilen Phantaſie ſeines Publicums nachhilft!

Schwieriger wird die Wiedergabe von Sanskritgedichten dort, wo die Dichter ſich in Spielereien mit dem Reime gefallen; gleichwohl iſt es bisweilen deutſchen Ueberſetzern geglückt, auch hierin Stupendes zu leiſten; ſo überſetzt A. W. von Schlegel einen Spruch aus dem Çringaraçatakam des Bhartrihari folgendermaßen:

„Wohn' an der Ganga Stromfluthen, ſünd'entrückenden, quellenden,
Oder an zarter Bruſt Hügeln, ſinnentzückenden, ſchwellenden!“

Ein achtſilbiger Reim!

Es iſt bezeichnend für die überwiegende Bedeutung, welche die ſpäteren indiſchen Dichter der formellen Behandlung ihres Stoffes beilegten, daß dieſer Stoff ſelbſt gewöhnlich dem Leſer nichts Neues mehr bietet und ſie bei der Wiedergabe alter Sagen, der Geſchichte des Helden Rama, oder bekannter Epiſoden des Mahabharata lediglich nach dem Ruhme einer noch nicht dageweſenen Art der Darſtellung und Ausſchmückung ſtrebten, einem Ruhm, der deswegen, wie uns ſcheint, nicht geringer zu ſein brauchte; da es ja überhaupt auf dieſem Gebiete, dem Gebiete der Schöpfungen dichteriſcher Phantaſie, ſchwer iſt, Form und Gehalt zu ſondern, auch die Form gewiſſermaßen Kern und Schale hat und nach Schillers bekanntem Ausſpruch dem Schönen die Form den Gehalt giebt. — Die entgegengeſetzte Erſcheinung läßt ſich an den Kunſtepen des Abendlandes beobachten: hier iſt der Inhalt faſt jedes bedeutenderen Werkes neu, die Form jedoch und viele Eigenthümlichkeiten der Darſtellung haben die ſpäteren Dichter oft von den früheren entlehnt. Wie ſehr Vergil den Homer nachgeahmt hat, iſt zu bekannt, als daß ich hier näher darauf einzugehen brauchte; die ſpäteren Epiker aber haben ſich faſt alle Vergil zum formellen Muſter genommen und bei der Lectüre ihrer Werke wird man von Anfang bis zu Ende an dieſes große Vorbild erinnert. Betrachten wir, um kurz zu ſein, nur den Anfang und das Ende einiger Epen. Vergils Aeneis beginnt mit den Worten: «Arma virumque cano ...» „Ich ſinge den Held und die Waffen ...“ Die Luſiaden des Camoëns fangen an:

As armas y os Varoës ...» „Die Waffen und die Helden ...“

Die erſten Worte des „Befreiten Jeruſalem“ von Torquato Taſſo lauten:

«Canto l'armi pietose e il capitano ...»
„Die frommen Waffen ſing' ich und den Feldherrn ..."

Der „Raſende Roland" des Arioſto hebt an mit den Worten:

«Le donne, i cavalier, l'arme, gli amori,
Le cortesie, l'audaci imprese io canto,»
„Frauen und Ritter, Lieb' und Heldenmuth,
Die Thaten, kühn' und edle, will ich ſingen" (überſ. v. Gildemeiſter),

wobei wir uns wohl nicht zu wundern brauchen, daß der redſelige Italiener ein Dutzend Worte dort nöthig hat, wo der Römer mit dreien auskommt — Das Heldengedicht des Vergil ſchließt mit dem Zweikampf, in welchem Aeneas den Turnus beſiegt und, erſt ſchwankend, ob er ihn am Leben laſſen ſolle, ihm endlich das Eiſen in die Bruſt ſtößt:

..... ferrum adverso sub pectore condit
Fervidus. Ast illi solvuntur frigore membra,
Vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras.

Das Heldengedicht des Arioſto endet damit, daß Roger, der Lieblingsheld des Dichters (denn von Roland ſelbſt iſt im Epos wenig die Rede), den Rodomont, das Urbild der Renommiſten, im Zweikampfe überwältigt und, zuerſt ungewiß, ob er ihn begnadigen ſolle, ſchließlich durch ſeine Wuth genöthigt wird, ihm den Dolch in die Stirn zu ſtoßen; Rodomonts Tod wird dann mit den Worten beſchrieben:

Alle squallide ripe d'Acheronte,
Sciolta dal corpo più freddo che ghiaccio,
Bestemmiando fuggì l'alma sdegnosa,
Che fu si altiera al mondo e si orgogliosa.
Zum ſchwarzen Strom, den nie der Tag beſonnte,
Aus dem zu Eis erſtarrten Leib verbannt,
Fluchend entfloh die trotz'ge Seele deſſen,
Der in der Welt ſo ſtolz war und vermeſſen.

Hier ſind zum Theil ſogar dieſelben Worte gebraucht: «fugit indignata», «fuggì sdegnosa». Am Schluß der «Gerusalemme liberata» von Taſſo finden wir wiederum den Zweikampf des Helden Gottfried von Bouillon mit dem Sarazenen Emireno; wie nicht anders zu erwarten, wird der Ungläubige überwunden, er gleitet vom Sattel, und Gottfried durchbohrt ihm den Leib. — In ſo auffallender Weiſe haben die großen Dichter jener Zeit wohl nur deshalb den Vergil nachgeahmt, weil ihre Bewunderung für ihn keine Grenzen kannte und weil nebenher ein richtiges Selbſtbewußtſein ihnen ſagen mochte, daß trotz alledem ihre Werke noch genug eigene Schönheiten aufzuweiſen haben. — Doch wir kehren zu den indiſchen Kunſtdichtungen zurück, deren Inhalt, wie geſagt, weniger Originalität beſitzt, als

die Form So hat Kalidaſa eine bekannte Stelle des Epos Mahabharata in ſeiner „Çakuntala“ dramatiſirt; in einem der großen Kunſtepen (Kavya), dem Bhattikavya, welches zum Zwecke einer Exemplification unregelmäßiger Flexionen aus der indiſchen Grammatik abgefaßt worden, hat Bhartrihari, wenn uns die Namen der Verfaſſer richtig überliefert ſind, die Geſchichte des Rama behandelt, die den Inhalt des ſehr viel älteren Epos „Ramayana“ bildet, aber auch ſchon im Mahabharata vorkommt; der Dichter Magha hat in dem Epos „Çiçupalavadha“ eine alte Sage wiedererzählt; im „Raghavapandaviyam“ des Kaviraja wird durch Anwendung unzähliger doppelſinniger Ausdrücke das Kunſtſtück zu Stande gebracht, in denſelben Worten zugleich die Geſchichte des Mahabharata und des Ramayana mitzutheilen, und die Epen „Naiſhadhiyam“ und „Nalodaya“ behandeln beide eine berühmte Epiſode des Mahabharata, die Erzählung von Nalas und Damayanti, uns durch Rückerts hübſche Ueberſetzung bekannt. Der Nalodaya, d. h „Aufgang des Sternbildes Nala“, leidet an poetiſchem Schwulſt und bietet dem Ueberſetzer Schwierigkeiten durch die Menge künſtlich verſchlungener Reime, Endreime und Binnenreime; auch findet ſich in ihm oft eine eigenthümliche Art indiſcher Reime, die darin beſteht, daß die Endſilben der Verſe ganz gleich lauten, aber, richtig getrennt, aus verſchiedenen Worten zuſammengeſetzt ſind (z. B. „wo leben“ — „wol eben“). Dieſer Reim, der in anderen Sprachen nur gelegentlich wiedergegeben werden kann, iſt auch häufig im Naiſhadiyam (z. B. Geſang 20 Strophe 58 „Kuranganabhi“ und „Diganganabhi“) und ganz durchgeführt in dem lyriſchen Gedichte „Ghatakarpara“, d. h. „Die Topfſcherbe“. Trotz dieſer Schwierigkeiten hat der Nalodaya in dem Grafen A. F. Schack einen Ueberſetzer gefunden (in den „Stimmen vom Ganges“), und als ein Beiſpiel, wie Erſtaunliches auch die deutſche Sprache auf dieſem Gebiete vermag, theilen wir einige Stellen ſeiner Ueberſetzung mit:

Die Erde gellt von lautem Kranichſchreien,
Es ſcheint die Welt des Liebesgottes Schlachtfeld;
Die Schönen ſtellt er auf als Heeresreihen,
Daß jeder Held alsbald in ihre Macht fällt.
„Die Zeit iſt jetzt, der Liebe Koſt zu nippen;
Wer, der ſich nicht an ihr erfreut und letzt?“
So denkt und netzt mit ſüßem Moſt die Lippen
Das Weib, das keinem heut' ſich widerſetzt.

Und die Strophen, mit denen das Epos ſchließt:

So denn beherrſchte, beglückt und beglückend,
Von Dmayanti entzückt, ſie entzückend,
Als Segenſpender Nal ſeine Länder
Vom Bergſaum bis an die Meeresränder.

Er, der im Kampfe der Feinde Schädel ſpaltete,
Der ob der Volksgemeinde edel waltete,
Strahlte von Ruhm umwoben, ihm wurde Segen und Heil,
So wie den Göttern droben, auf allen Wegen zu Theil.
Er thürmte rings in der Hauptſtadt Gaſſen erhabene Prachtpaläſte zum Himmel,
Und in Maſſen erfüllte Säl' und Teraſſen bei Tag wie bei Nacht der Gäſte Gewimmel;
Indeſſen lange Jahre, von hohem Ruhm verklärte,
Dem treubewährten Paare das Herrſcherthum noch währte.

Auch der Stoff des Prakritepos „Setubandha", das dem Kalidaſa zugeſchrieben wird, iſt, wie der Titel ahnen läßt, dem Ramayana entnommen.

Beiſpiele für den Hang ſpäterer indiſcher Dichter durch doppelſinnige Worte und Wendungen ganze Strophen ſo künſtlich zuſammenzuſetzen, daß ſie zweierlei verſchiedene Bedeutungen haben, bietet vielfach das ſchon erwähnte Werk des Dichters Magha „Çiçupalavadha", d. h. „Die Tödtung des Çiçupala"; es iſt aber auch beſonders reich an erotiſchen, mit dem äußerſten Raffinement durchgeführten Scenen. Von beiden geben wir, nach der Proſaüberſetzung des Dr. C. Schütz, einige Proben. Im 5. Geſang, wo der Marſch des Heeres geſchildert wird, heißt es:

„Die Weltgegenden, deren Himmelsrand durch die Wirkungen der Sonnenſtrahlen glänzte (deren Gewandſaum durch die Berührung der Heldenhand emporgezogen war), ſich gleichſam ſchämend bei dem Anblick der Menſchenmenge, umhüllten ſich mit dem vom Heere erregten, den Himmel bedeckenden (wie ein Gewand erſcheinenden) Erdſtaube, der bräunlichgelb war, wie der Hals eines jungen Kameels.

Der Staub der goldenen Erdfläche überſchritt (verachtete) nicht die Häupter der Vornehmen, ſtieg auch nicht in die Höhe (wurde nicht hochmüthig), ſondern betrug ſich, ſelbſt mit Füßen getreten, wie es der Schwere (der Würde) geziemt."

In dieſen Strophen ſtecken alſo, außer den durchgeführten Gleichniſſen, noch latente, welche erſt durch die (in Parantheſe gegebene) zweifache Bedeutung einiger Worte und Sätze gefunden werden können. Im zehnten Geſange, wo erzählt wird, wie die Frauen von ihren Geliebten mit Wein bewirthet wurden, heißt es:

„Die umherſchwärmende, berauſchte Biene war im Zweifel, ob ſie ſich auf dem Geſichte der Schönen, mit aufgeblühten Augen, oder dem durch Lotosblumen verſchönerten Trinkgefäße niederlaſſen ſollte, da beide lieblich vom Weine dufteten.

Die Biene, in der Meinung, daß das in dem weinerfüllten Becher

ſich ſpiegelnde Auge des Mädchens ein Lotos ſei, ſtürzte ſich darauf, um den Duft einzuſaugen: wo findet man Ueberlegung bei dem Schwärmer?

Eine Frau, obſchon ſie das von dem Geliebten dargebotene Getränk gekoſtet hatte, wurde nüchtern, da ſie wiederholt den Namen einer anderen Schönen erhielt; dieſe aber wurde, ohne zu trinken, berauſcht, als ſie es merkte."

Das große Epos Naishadiyam, d. h. „Das Lied vom Nishaderfürſten" (denn Nishada hieß das Land des Nalas), zeigt außer vielen Wortſpielen und künſtlichen Reimen eine Fülle ſcharfſinniger Vergleiche und Metaphern, die wohl zu weit hergeholt ſind, um eigentlich poetiſchen Werth zu haben, aber doch durch die außerordentliche Feinheit der Beobachtung, die ſich in ihnen kundgiebt, ſowie durch die faſt unerhörte Knappheit des Ausdruckes Staunen erwecken. Als Exempel habe ich aus dieſer Dichtung einige Strophen der Schilderung des Mondaufganges, welche Nalas ſeiner Gattin Damayanti entwirft, überſetzt und werde ihnen erläuternde Bemerkungen folgen laſſen. Wahre Poeſie ſoll ja ihren Sinn auch ohne Erklärung offenbaren; aber der Naishadiyam wurde ſelbſt von den indiſchen Gelehrten ſchon bald nach ſeinem Erſcheinen nicht mehr ohne ausführlichen Sanskritcommentar geleſen; und außerdem will ich hier nicht für den Schönheitswerth der Dichtung eine Lanze brechen, ſondern nur ein literariſches Curioſum mittheilen.

Schilderung des Mondaufganges.

41.

Wie dort der Mond die erſten Strahlenblitze
Den Cakoras vom Bergesrücken ſendet,
Durch Nebel und durch Abendwolkenſchlitze
Als Speiſe in die off'nen Schnäbel ſpendet:
Ein Abglanz iſt's in himmliſcher Verklärung
Von Kindesſieh'n und Vaters Bittgewährung.

42.

Mit Schelmerei'n zum Stelldichein ziehen die Frauen;
Jetzt, wo noch dort ſchattig der Ort unter den Bäumen:
Nimm dich in Acht, Kind, in der Nacht dorthin zu ſchauen!
Weiß geh'n ſie aus, ließen zu Haus Kleider, die blauen:
Schleier ſo hell täuſchen ja ſchnell im Mondenſchimmer!
Kind! in der Nacht nimm dich in Acht, ihnen zu trauen!

43.

Wie ſich Cakoras erbauten
An den Strahlen, ſilbern, kalt;
Blickt' ich hin nach meiner Trauten
Lieblich ſchwellender Geſtalt.

Nächtlich ſchönes Lotosauge!
Spiegel von des Mondes Pracht!
Trink in langen Zügen, ſauge
Ein den Zauber dieſer Nacht!

44.

Erzählten Wahrheit nicht die heil'gen Sagen,
Daß mit dem Berge Mandara gerührt,
Den Spender kühler Strahlen in den Tagen
Der Schöpfung hat das Meer emporgeführt:
Wie käm's, daß heute noch wir ſehen ragen
Denſelben Berg, wie er ihn neu gebiert,
Den vollen Mond, wenn er dem Meer entſtiegen,
Und Purpurflocken auf der Stirn ihm liegen!

46.

Es haben ja die Paradieſesfrauen,
Mit deren Angeſicht man ihn vergleicht,
Mit ihren Lippen, roſig anzuſchauen
Wie Bimbablüthen, ſein Geſicht erreicht:
Drum ſehen wir von ihrer Lippen Schminken
Im Feuerglanze ſeine Scheibe blinken.

47.

Prägt nicht unſers Schöpfers Hand
Jenes gold'ne Siegel?
Trägt nicht zarter Weiblichkeit
Spuren jener Spiegel?
Doch auch wieder etwas wehrt,
Mir es auszulegen:
Hoch und nieder ſind verkehrt
In der Form zum Prägen!

49.

Des Götterfürſten Zelt am Himmelsbogen,
Das von der Nacht in Dunkel war geſenkt,
Mit einem Purpurſaum wird es umzogen,
Sobald der Schein des Mondes es beſprengt
Mit ſeinen Strahlen, die wie Weihrauch ſprühen,
Wie tauſend Küſſe auf den Lippen glühen.

52.

Abendzeit, die klug, dem Tauſch hold, das Juwel vom Himmel reißt,
Schnell bereit mit Trug, hat Rauſchgold auf's Gewölb' geheftet dreiſt:

Ach! des falſchen Goldes Flimmern flieht von Lunas Angeſicht,
Ihres Silbers holdes Schimmern, es erſetzt die Sonne nicht!

53.

Denn wie vom Mädchen am purpurnen Fädchen ſummet gezogen
der Kreiſel durch's Zimmer,
Bis aus der Fülle der röthlichen Hülle ſilbernes Funkeln
ihn zeiget im Dunkeln·
Alſo auch droben zum Himmel erhoben weichet vom Monde
der roſige Schimmer.

54.

Sieh! mit den Sternen in himmliſchen Fernen Nacht hat
zum Preiſe des Dunkels gedichtet;
Lettern in Kreide, als blankes Geſchmeide haben das
finſt're Gewölbe gelichtet;
Doch wie der flimmernde, röthlich erſt ſchimmernde Mond
mit der Strahlenhand höher gekommen,
Löſcht er die ſtrahlenden, bleicher ihn malenden Sterne,
bis ſelbſt er iſt weißlich erglommen.

55.

Schau! Wenn unſ'rer Mitternacht wandelbare Leuchte
Abgelegt die Farbenpracht, ſilbern hier uns deuchte,
Scheint ſie einem andern dort ſchon hinweggegangen,
Anderen an anderm Ort noch im Purpurprangen:
Deines Wankelmuthes Ziel, wer kann es mir nennen?
Willſt du denn im Wechſelſpiel Farbe nicht bekennen!
Willſt du denn mit Hinterliſt keine Farbe halten,
Nimmer in Parteienzwiſt wärmen noch erkalten.

Zu 41. Die Cakoras ſind Vögel, die ſich nur von Mondſtrahlen nähren.

Zu 42. Die Frauen gehen Abends zum Rendezvous mit ihren Geliebten in weißen Kleidern, in denen ſie, da das Gewand dem weißlichen Mondlicht entſpricht, nicht ſo leicht erkannt werden und leichter bei ihren Neckereien Täuſchung herbeiführen können. Aber wer ſoll getäuſcht werden, die Geliebten oder Damayanti, die vor dem Muthwillen der Frauen gewarnt wird?

Zu 43 Nalas vergleicht das offene Auge ſeiner Gattin mit dem Nachtlotos, der Abends ſeinen Kelch öffnet, und ihr Geſicht mit der Schönheit des Mondes. ein im Orient nicht ſeltenes Bild. Bei den perſiſchen Dichtern heißt ſehr gewöhnlich ein ſchönes Mädchen und bisweilen auch ein ſchöner Knabe ein „Mondgeſicht".

Zu 44. Vor Urzeiten haben die Götter und Dämonen mit vereinten Kräften den Berg Mandara mit der Wurzel ausgeriſſen, ins Weltmeer geſtülpt und, indem ſie ihn mit einer rieſengroßen Schlange umwanden, mit ihm als Quirl den Ocean gebuttert, wodurch, neben vielen anderen Dingen, auch der Mond zu Tage gefördert wurde. Der Berg nun aber, hinter welchem, nach indiſcher Anſicht, der Mond aufgeht und auf deſſen Gipfel er, aus dem Ocean auftauchend, bei ſeinem Aufgange zu ruhen ſcheint, iſt eben jener Berg Mandara. Hierin ſieht der Dichter eine Beſtätigung des alten Mythus.

Zu 47. Der Mond wird mit einem goldenen Siegel verglichen; in ſeinen Flecken glaubt man die Züge eines Frauenantlitzes zu ſehen; doch nur confus, da bei dem Siegel das vertieft ſein muß, was bei dem Abdruck erhaben hervortreten ſoll.

Zu 49. Die Gegend, wo der Mond aufgeht, gehört dem Götterfürſten, dem Indra.

Zu 52. Der Mond erſcheint bei ſeinem Aufgang in röthlichgelbem Glanze, ähnlich der Sonne; aber indem er höher am Himmel hinaufſteigt, verliert er dieſe Färbung und zeigt ſich in dem ihm eigenen weißlichen Lichte. Daher wird der Abend ein Betrüger genannt; er nimmt dem Himmel das Goldjuwel, die Sonne, und giebt im Tauſch den Mond dafür, nachdem er ihn leicht vergoldet hat, um ſeine Minderwerthigkeit zu verdecken. Sie kommt aber doch bald wieder zum Vorſchein.

Zu 53. Die Veränderung der Farbe des Mondes beim Aufgange wird durch folgendes Bild wiedergegeben: Die Scheibe eines ſilbernen Kreiſels iſt irgendwie mit einem rothen Bande bedeckt und umwickelt; indem nun ein kleines Mädchen ihn in einem dunkeln Zimmer in Bewegung ſetzt, wickelt ſich allmählich bei ſeinem Fortſchreiten die rothe Schnur ab, und der Kreiſel erſcheint ſilbern. Der indiſche Scholiaſt bemerkt hierzu, der Vergleich ſei nicht ganz zutreffend, da man Kindern hölzerne Kreiſel giebt; nur Erwachſene ſpielen mit ſilbernen.

Zu 54. So lange der Mond am Horizont ſtehend röthlich iſt, ſtrahlen die Sterne in hellem, weißlichem Glanze; indem der Mond zu den Sternen empor am Himmel hinaufſteigt, werden die Sterne blaſſer und verlieren an Glanz, während das Licht des Mondes weißlich wird. Dieſe Erſcheinung wird mit folgendem Vorgange verglichen: auf einer dunkeln Tafel iſt mit Kreide ein Gedicht geſchrieben; ein Mann kommt und fährt mit ſeiner Hand darüber; die weißen Buchſtaben werden verwiſcht, haben aber die früher röthliche Handfläche weiß gefärbt.

Zu 55. Von verſchiedenen Orten aus betrachtet, kann der Mond gleichzeitig als eben aufgehend, hoch am Himmel ſtehend oder ſchon unter-

gegangen erſcheinen; in welchem Stadium befindet ſich dies trügeriſche Geſtirn alſo eigentlich?

Wie aus den angeführten Proben zu merken, iſt bei dieſen ſpäteren epiſchen Werken von einer wirklichen Erzählung, einem Fortſchritt der Handlung, wie man ihn von einem Epos doch billig erwarten muß, kaum noch die Rede: die Blüthen der Lyrik und Rhetorik überwuchern Alles; die Fabel, das epiſche Gerüſt iſt auf einige ſchwachgegliederte Hauptfacta zuſammengeſchrumpft und alles Uebrige iſt Ornament: der feinen Ciſelirarbeit vergleichbar, welche die unſchönen Portale und Säulen mancher indiſcher Tempel bedeckt. Welch ein Abſtand zwiſchen dieſen linguiſtiſchen Jongleurkünſten der ſpäteren indiſchen Dichter aus der Zeit, welche in der Geſchichte Europas als das Mittelalter bezeichnet wird, und dem leidenſchaftlichen Stammeln des Veda!

Bemerkenswerth wegen der Geſchichte ſeiner Entſtehung iſt aus dieſer ſpäteren Periode ein längeres erotiſches Gedicht, das „Caurapancaçika“ oder „Die 50 Strophen des Caura“; nach der Tradition ſoll ein junger Brahmane mit einer Königstochter ein Liebesverhältniß gehabt haben und, als es entdeckt wurde, zum Tode verurtheilt worden ſein; da, im Angeſicht des Todes, beſang er auf dem Wege zum Schaffot ſeine Liebe in 50 Strophen voll glühender Leidenſchaft; ſie enthalten Reminiscenzen des genoſſenen Glückes und jede beginnt mit den Worten „auch jetzt noch gedenke ich“. Albert Höfer hat dieſe 50 Strophen, die manches anmuthige Bild enthalten, poetiſch überſetzt; nur die letzte der von ihm überſetzten Strophen kann nicht echt ſein, denn ſie gehört ihrem Inhalte nach nicht hierher, da ſie nur, auf mythologiſche Beiſpiele ſich ſtützend, zur Ausdauer und Beſtändigkeit ermuntert und auch in anderen Werken vorkommt, z. B. in der Fabelſammlung „Çukaſaptati“ oder den „70 Erzählungen eines Papageien“. Dieſe Strophe ſcheint alſo ein geflügeltes Wort geweſen zu ſein, das zufällig in den Text hineingerathen iſt. In dem Caurapancaçika kommen unter anderen folgende Strophen vor:

1.

Auch jetzt noch denk' der Liebſten ich, ſo ſchön wie Campaſproſſen,
Im Schmuck der feinen Haare, wie ein Lotoskelch erſchloſſen,
Wie ſie von Liebesqual erſchlafft dem Schlafe ſich entwunden, —
Ein Wiſſen gleichſam, das mir aus Sorgloſigkeit entſchwunden!

4.

Auch jetzt noch denk' ich ihrer, die von Liebesluſt ermattet, —
Die bleiche Wange von der Haare dunkler Fülle umſchattet, —
Im Herzen mein Gedächtniß trug, als thät' ſie heimlich Sünde,
Und um den Hals mir zärtlich ſchlug der Arme holde Winde.

7.

Auch jetzt noch denk' ich, wie ſie vorgetanzt dem Liebesreigen,
Die ſchlanke, die der Hüfte Laſt, des Buſens Fülle neigen,
Aus deren holdem Antlitz ſich des Mondes Licht ergoſſen,
Von hin und her bewegter Fluth des Lockenmeers umfloſſen.

17.

Auch jetzt noch ſeh' der Haare Schmuck, von Bändern ſchlecht bewachet,
Entfluthen ich, die Lippe ſüß, die Nectar gleich mir lachet,
Ihr mattes Auge, das mir heimlich manchen Gruß zugrüßte,
Die Perlenſchnur, die tändelnd auch der Holden Hals umküßte.

20.

Auch jetzt noch denk' ich nur an ſie, vom Blüthenpfeil die Wunde,
Der unter allen Schönen auf dem weiten Erdenrunde
Kein Mädchen ſich an Lieblichkeit und Anmuth darf vergleichen, —
Ein Liebesbecher ſüß, um ihn zu leeren auf die Neigen.

21.

Auch jetzt noch keinen Augenblick vergeſſ' ich der Geliebten,
Die theurer als das Leben mir, — der nun durch Weh' Getrübten,
Die wie ein feucht Gewand ſo feſt an meinen Arm geſchloſſen,
Und nun — ſo ſchutzbedürftig, jung — von Mannesſchutz verlaſſen.

30.

Auch jetzt noch ſandt' ich gleich umher die Augen ohne Ende,
Ob irgend wo auf Erden ſich ein gleiches Weſen fände,
Hab' ich kein Antlitz noch geſchaut, das ihrem möchte gleichen,
Dem ſelbſt des Liebesgottes Weib, des Mondes Licht erbleichen.

44.

Auch jetzt noch läßt die Liebſte, wie die Königshanſi prangend
In friſcher Jugend Liebesreiz, am zarten Leibe bangend
In Liebesſchauerwogen, aus dem Sumpf der Trennungsſchmerzen
Allmählich doch ein Blatt entſteh'n am Lotus meines Herzen.

49.

Auch heute noch, kann ich mich gleich in Liebe nicht verſenken,
Leb' ich nur jeden Augenblick in ihrem Angedenken:
Drum, Henker! Nimm das Leben mir, iſt mir der Tod beſchieden,
So ſchneide raſch den Faden durch und nimm den Schmerz hienieden.

Wir können bei der Lectüre dieſes Gedichtes, beſonders wenn wir es in ſeinem Zuſammenhange leſen, der Sagacität des Verfaſſers die Anerkennung nicht verſagen, daß er innerhalb der engen Schranken, die er ſich ſelbſt in Form und Thema auferlegt, verſtanden hat, eine Fülle ſchwungkräftiger

Vergleiche zu finden und mit Geſchick darzuſtellen; gleichwohl grenzt ans Wunderbare, was von dem Eindruck des Gedichtes auf die Zeitgenoſſen berichtet wird: als der verurtheilte Dichter, zum Richtplatz gehend, die 50 Strophen recitirte, ſoll der König davon ſo ergriffen geweſen ſein, daß er ihm das Leben und die Hand ſeiner Tochter ſchenkte.

Dieſe gewaltige Wirkung der Liebespoeſie auf das menſchliche Gemüth — ein inneres Wunder gewiſſermaßen — erinnert an den Zuſammenhang, in den allezeit Poeſie, Wunder und Liebe gebracht worden ſind, wenn auch bei dieſem Triumvirat im wirklichen Verlaufe der Dinge das Wunder die Rolle des Lepidus ſpielt. Es kommt nicht darauf an, ob die Tradition wahr iſt; genug, daß man einen ſolchen äſthetiſchen Effect für möglich hielt. Auch die alten Sagen über die Entſtehung der poetiſchen Formen des Verſes und Rhythmus bringen dieſe drei Begriffe in Verbindung; man gedenkt der Jambe, der luſtigen Magd, welche die trauernde Göttin Demeter aufheiterte, und der indiſchen Erzählung von der Entſtehung des gebräuchlichſten Versmaßes, des Çloka; — weniger bekannt iſt der perſiſche Bericht von dem Urſprung des Reimverſes: „Behram, der Saſſanide, hat eine geliebte Sclavin Dilaram, die aus liebender Uebereinſtimmung jede Rede ihres Herrn mit gleichbemeſſenen und gleichſchließenden Worten erwidert: hier iſt es alſo die Liebe, welche den Versbau mit Reim hervorbringt."

Aus dem Abendlande läßt ſich als Beiſpiel für eine ähnliche Wunderwirkung der Poeſie Bertran de Born, der Troubadour, nennen, der durch ſeine Geſänge die Söhne des Königs von Frankreich gegen ihren Vater aufſtachelte und dann wiederum „mit einem Hauche ſeines Geiſtes" ſeinen Todfeind, den König beſänftigte. — Aber die Phantaſie der Inder hat activ wie paſſiv mehr geleiſtet, als man ſich in Europa träumen läßt: in Aryavarta iſt man nicht bei ſolchen inneren Wundern der Schönheit ſtehen geblieben und erzählt von äſthetiſchen Wirkungen, die tiefer ins Fleiſch gehen und auch in der materiellen Welt einen ganz palpabeln Zauber zuwege bringen. So wird von dem Dichter Bana, dem berühmten Verfaſſer des Harſha Caritam und der Kadambari mitgetheilt (ſ. Max Müller, „Was kann Indien uns lehren"), er ſei von einem Rivalen zu einem poetiſchen Wettkampf herausgefordert worden, habe ſich Hände und Füße abhauen laſſen und dann ein ſo ſchönes Gedicht gemacht, daß die abgehauenen Gliedmaßen wie Pflanzen wieder hervorgewachſen ſeien; der Rivale hatte ſich nur mit eiſernen Ketten feſſeln laſſen, die bei der Recitation ſeiner Strophen wie verfaultes Stroh abgefallen waren.

Hierbei haben wir es natürlich nicht mit dem Gebrauch von Zauberſprüchen zu thun, die in Indien ſo gut wie in anderen Ländern fleißig gebetet wurden, aber nicht ſchön zu ſein brauchten, ſondern mit einem

Eingriff in den Lauf der Natur, der bewußtermaßen auf nichts als die Macht poetiſcher Schönheit zurückgeführt wird.

In dem alten Hindui-Werke „Bhakta-mala", welches die Lebensbeſchreibungen berühmter Männer enthält, wird (nach Trumpp, die älteſten Hindui-Gedichte, 1879) von dem Dichter Namdev unter Anderem Folgendes erzählt Namdev hatte es ſich zur Aufgabe gemacht, dem Gotte Pandura-nath beſtändig in ſeinem Tempel Stanzen zu ſingen. Eines Tages hatte er ſich verſpätet; er nahm ſeine Schuhe ab, aus Furcht, ſie möchten ihm im Gedränge geſtohlen werden, und band ſie an ſeinen Gürtel; als er ſein „Tal" (eine meſſingene Scheibe, die als Begleitung zum Geſang mit einem kleinen Holzſtab geſchlagen wird) aus dem Gürtel herauszog, fielen ſeine Schuhe herab. Die Tempelvorſteher ſchlugen ihn darauf fünf bis ſieben Mal auf ſein verſchlungenes Haar, gaben ihm einen Stoß und warfen ihn zum Tempel hinaus. Er zog ſich hinter den Tempel zurück, ſetzte ſich und begann ſeine Stanzen zu ſingen. Als er fertig war, ſagte er: „O Herr, dieſe Strafe mag geziemend ſein, aber von heute ab iſt das nicht der Ort, wo ich meine Stanzen hören laſſen werde; ob du ſie hören magſt oder nicht, in den Tempel werde ich nicht mehr gehen." Darauf ſang er ein Gedicht, das uns noch erhalten iſt und mit den Worten beginnt.

„Gering, ach, iſt meine Kaſte, o König Gobind!
Warum haſt du mich als Kattundrucker geboren werden laſſen?"

Als er ſein Gedicht beendet, drehte ſich die Pforte des Tempels von Oſten nach Weſten und das Götzenbild Panduranath ergriff die Hand Namdevs und ſetzte ihn neben ſich. Als die Tempelvorſteher dies ſahen, wurden ſie mit Scham bedeckt und fielen Namdev zu Füßen und baten ihn um Verzeihung.

Daſſelbe Bhakta mala erzählt auch von den Wirkungen des berühmten Gedichtes Gitagovinda von Jayadeva, welches die Vermählung Kriſhnas mit der Hirtin Radha behandelt und von Rückert mit unvergleichlichem Geſchick ins Deutſche übertragen worden iſt In ſeiner Jugend führte Jayadeva, der ungefähr in den Jahren 1250—1300 dichtete, ein aſketiſches Wanderleben, verheirathete ſich aber ſpäter. Als Ehemann verfaßte er den Gitagovinda, wobei ihm der Gott Kriſhna (Viſhnu), als er in Verlegenheit war, die Reize der Radha geziemend zu beſchreiben, ſelbſt beigeſtanden haben ſoll. Es wird erzählt, daß der Raja von Nilacal auch einen Gitagovinda verfaßt hatte und Brahmanen kommen ließ, um das Buch bekannt zu machen; dieſe aber wollten das Buch nicht anerkennen, weil ſie ſchon ein ſolches beſaßen. Man beſchloß daher beide Bücher in den Tempel des Jagannath (Herrn der Welt") zu bringen und dem Gotte die Entſcheidung zu überlaſſen. Darauf ſoll Jagannath mit dem Buche Jayadeva ſeinen Hals wie mit einem Halsbande geſchmückt, das Buch des Raja dagegen zum Tempel hinausgeworfen haben. — Als

ſpäter Jayadeva am Hofe eines Königs lebte, wurde ſeine Frau Padmavati von der Königin wiederholt wegen ihrer Liebe zu ihm auf die Probe geſtellt und verließ, da ſie weitere Kränkungen befürchtete, freiwillig das Leben; worauf ſie Jayadava durch die Recitation einer Strophe aus ſeinem Gedichte wieder zum Leben erweckte.

Um nach Aufzählung dieſer Beiſpiele, die ſich leicht vermehren laſſen, zu begreifen, wie der Schönheitscultus unter der indiſchen Sonne ſolche Blüthen treiben konnte, ſei es geſtattet, einen vergleichenden Rückblick auf die Religion der Hindus zu werfen· überhaupt iſt es ja ſchwer von der indiſchen Literatur zu ſprechen, ohne der Religion zu gedenken.

Wenn wir das Chriſtenthum, deſſen Quelle die Offenbarung iſt, von der ganzen folgenden Betrachtung ausſchließen, ſo muß hinſichtlich aller übrigen Glaubensbekenntniſſe — wie Erfahrung und Selbſtbeſtimmung uns lehren — als wichtigſte und erſte Quelle für die Entſtehung jeder Religion das ſittliche Gefühl und die Zuverſicht angeſehen werden, daß mit dem erfahrungsmäßigen Inhalt des irdiſchen Lebens noch nicht Alles abgeſchloſſen und zu Ende iſt, ſondern daß das Erdenleben als ein Bruchſtück erſt in einer höheren überſinnlichen Welt, die das urſprüngliche und wahre Sein repräſentirt, ſeine Ergänzung, und die Widerſprüche und Mängel des Diesſeits im Jenſeits ihre Löſung und ihren Ausgleich finden.

Eben ſo würdig als Triebfedern zur Religion, aber wohl nicht immer eben ſo früh bei ihrer Entſtehung wirkſam geweſen ſind die äſthetiſchen Gefühle — ein Widerhall der Natur und des Schickſals in der Menſchenbruſt — die Bedürfniſſe in dem Schönen dieſer Erde und den erhabenſten Lebensgefühlen der Verehrung und Liebe nicht zufällige Producte eines blinden Naturlaufes, ſondern bedeutungsvolle Hinweiſe auf ein vernünftiges Weltprincip zu erblicken, welches ſie dauernd in ſich einſchließt und das gläubige Hoffen einmal in Schauen übergehen läßt.

Als dritte Entſtehungsurſache der Religionen und in ihrer Wirkſamkeit am wenigſten beſtritten, kommen dann noch hinzu die Gefühle der Furcht und Abhängigkeit von unbekannten, in der materiellen Welt nicht zu entdeckenden Mächten. — Wo immer Religionen ſich entwickeln und Anhänger gewinnen, ſind alle drei genannten Arten von Gemüthsregungen thätig geweſen; und erſt wenn eine Religion ſchon da iſt, von einer Menge bekannt wird — zu der überall auch ein gewiſſer Procentſatz des religiöſen Bedürfniſſes nicht theilhaftiger Perſonen gehört — und ſich der kräftigen Unterſtützung des weltlichen Armes erfreut, dann kann ſie auch ohne eigentlich ethiſche und äſthetiſche Impulſe durch die vis inertiae eine Weile fortbeſtehen, einzig und allein von den zuletzt genannten roheſten Antrieben, den Gefühlen der Furcht und Abhängigkeit genährt; aber ohne das Gefühl der Pflicht und

Verſchuldung, ohne die Sehnſucht nach einer Heimath des Ideals, würde dieſe Furcht nichts weiter hervorbringen, als ein zuſammenhangloſes Conglomerat von Sagen, guten und ſchlechten Vorbedeutungen, Ueberzeugungen von Formalitäten, deren Einhaltung Heil oder Unheil bringt, d. h. Aberglauben. Was, nebenbei bemerkt, auch darin ſeine Beſtätigung findet, daß das ſchöne Geſchlecht, welches jedoch bekanntlich auch zugleich das furchtſame iſt, — ſich von jeher die Beobachtung von allerlei ceremoniellen Aeußerlichkeiten der Religionen: ſonderbaren Gebräuchen, verhängnißvollen Tagen, glückverheißenden Zeichen ꝛc., mit beſonderem Eifer hat angelegen ſein laſſen; ohne daß es deshalb, im Ganzen genommen, die edleren religiöſen Impulſe in höherem Grade als das männliche Geſchlecht beſitzt. Schon Strabo berichtet (Lib. VI, 297), daß die Frauen zu jeder Art Aberglauben anfeuern und das Vorbild geben, während Männer, die fern von Frauen leben, keine Neigung dazu haben; und hieraus ſchließt Strabo, wie unglaublich die Nachricht ſei, daß das fabelhafte Volk der Geten, obgleich unbeweibt, doch in Befolgung des religiöſen Ceremoniells für fanatiſch gelte — Die Götter alſo, meinen wir, welche nach der Lehre des Lucretius Carus zuerſt von der Furcht geſchaffen worden, waren nicht Schöpfer Himmels und der Erden, ſondern nur Weſen, den Elfen, Kobolden und Alraunen unſerer germaniſchen Vorfahren ähnlich, die ſich an Macht und Würde kaum über die Menſchen erhoben. Etwas höher ſtehen die Götter, welche Homer beſingt, da ſie nicht nur Geſchöpfe der Furcht ſind, vielmehr in mancher Hinſicht auch äſthetiſche Ideale darſtellen; dennoch ſind auch ſie ſo ſchwach, daß die Menſchen ihnen Schaden zufügen können: Als Venus von Diomedes verwundet worden war, tröſtete Dione ſie mit den Worten:

Dulde, du liebes Kind, und faſſe dich, herzlich betrübt zwar!
Viele ja duldeten ſchon, wir Götter umher des Olympos,
Gram von ſterblichen Menſchen, indem wir einander gekränket.

(Ilias, V, 382.)

Wenn wir jetzt die Religionen, die bei den Indern, Eraniern und anderen Völkern des Alterthums zu verſchiedenen Zeiten entſtanden, ſowie die Secten, die noch heute hin und wieder auftauchen, und deren jede eine neue Anſtrengung, eines, wenn auch oft übelberathenen Idealismus bedeutet, das Trägheitsgewicht foſſil gewordener Formen zu überwinden, — wenn wir ſie alle prüfen wollen auf ihren wahren Werth für die Cultur des Menſchengeſchlechts, auf die Macht oder Unmacht, mit welcher in ihnen, nach dem Worte des alten griechiſchen Weiſen, „der Geiſt ſtrebt, ſich aus der Materie herauszuſchwingen“; — ſo wird es uns wenig befriedigen, zu erfahren, ob z. B. bei den Indern zuerſt der leuchtende Himmel, oder das Waſſer, oder das Feuer als Gottheit verehrt worden iſt; auch die Eintheilung

der Religionen in Naturdienſt, Sterndienſt, Thierdienſt, Dämonencultus; oder in Volksreligionen und Weltreligionen; in Monotheismus, Polytheismus, Pantheismus, Henotheismus würde nicht hinreichen, um Werthabſtufungen zwiſchen den Bekenntniſſen feſtzuſtellen; hierzu würde vielmehr, wie uns ſcheint, erſt eine Betrachtung führen, welche die drei erwähnten Quellen aller Religion im Auge behält, hiernach das irreligiöſe Beiwerk von dem wirklichen Glauben ſondert und aufſucht, aus welcher von dieſen drei Quellen die unſichtbaren Fäden herſtammen, die in der einen oder anderen Religion der Menſch zwiſchen der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit und der überſinnlichen Welt, dem Jenſeits, zu knüpfen verſucht.

Unternimmt man eine Unterſuchung von dieſem Standpunkte aus und bedenkt noch, daß die factiſche Geſtaltung des religiöſen Lebens, als von den jeweiligen Charakteranlagen der Bekenner abhängig, nicht zu verwechſeln iſt mit den urſprünglichen Glaubenslehren einer Religion, ſo wird ſich beiſpielsweiſe ergeben, wie wenig wahrhaft religiöſe Beſtandtheile der Islam, deſſen „Reinheit" im Vergleich zu den ſog. heidniſchen Religionen oft hervorgehoben worden iſt, eigentlich beſitzt.

Was die Inder betrifft, ſo iſt die Entſtehung und früheſte Form ihrer Religion uns zwar unbekannt, doch ſchon in der vediſchen Zeit, wie auch nachher, muß das Opfer als Ausdruck des religiöſen Gefühls, ja als Gottesdienſt par excellence eine hervorragende Stelle eingenommen haben. Das Opfer — ſeinem Weſen nach ein Verſuch des Menſchen durch Hingabe materieller Güter, die in dieſer Wirklichkeit unauffindbare und nur geahnte überſinnliche Welt und ihre immateriellen Güter ſich näher zu bringen — hat bei dem überſchwänglichen Streben der Inder, die Verehrung und Hochſchätzung für dasſelbe in jeder nur irgend möglichen Weiſe zu bezeugen, erſtens zu der phantaſtiſchen Vorſtellung geführt, daß auch die Götter ſelbſt opfern, durch das Opfer in den Himmel ſteigen, ja daß Prajapati, der Herr der Geſchöpfe, ſelbſt zum Opfer werdend, im Anfang der Zeiten die Geſchöpfe geſchaffen habe; zweitens zu der verkehrten Annahme, man könne durch Opfern wiederum irdiſche Güter erlangen, zu deren Gewinnung ja doch ſchon im Erdenleben auch ohne alle Religion ſich die Wege finden laſſen. So iſt es denkbar, daß man ein Pferd opfert, um Pferde zu bekommen; man opfert Vieh, damit Rudra das Vieh nicht ſchädige, und im Anſchluß an dieſe Idee wird endlich das Opfer ſchamaniſtiſch als Zaubermittel verwandt, um innerhalb der irdiſchen Wirklichkeit an einem beſtimmten Punkte zeitweilig den Lauf der Natur, wie er ſonſt bekannt iſt, zu verkehren, d. h. Hexerei zu treiben. Spricht ſich nun hierin nicht ein Vorwalten der zuletzt genannten Quelle religiöſer Entwickelung aus, des Gefühls der Furcht und Abhängigkeit von unbekannten Mächten! Und können wir nicht wenigſtens

vermuthungsweiſe die Vorausſetzung wagen, daß dieſer ſchon entarteten Stufe des religiöſen Lebens eine Zeit vorangegangen ſein muß, wo die anderen Impulſe, die äſthetiſchen und beſonders die ethiſchen, in höherem Grade hervortraten und die Religion gewiſſermaßen ſchufen, indem ſie den wichtigſten Glaubensüberzeugungen, ſo zu ſagen den Dogmen, den tiefſinnigen Gehalt gaben, der aus Furcht allein nicht entſpringen konnte, den wir aber ſchon im Rig-Veda ſtellenweiſe an ihnen finden?

Als dann im Verlaufe der ungeſtörten Entwickelung, deren die indiſche Cultur ſich im Gangesthale erfreute, der Schwerpunkt des Glaubenslebens eine Verrückung von Außen nach Innen, in die Welt des Gemüthes erfuhr, vermochte die Hingabe materiellen Beſitzes, das Opfer, wenn es auch noch ſo groß, complicirt und von den heiligſten Gebräuchen begleitet war, der religiöſen Sehnſucht nicht mehr zu genügen, man wollte, um über die irdiſchen Schranken hinaus mit dem hehren Jenſeits eine Verbindung zu knüpfen, mehr geben; die eigene Perſönlichkeit mit den liebſten Gewohnheiten, die ſie an die Sinnenwelt feſſeln, wollte man zum Opfer bringen: das war die Buße. — Enthält nun auch der Begriff der Buße nicht durchaus, wie es nach dem deutſchen Sprachgebrauch ſcheinen könnte, die Idee einer Verſchuldung, ſo ſetzt er doch immer ein Bedürfniß, einen Mangel voraus, für den der Büßer in einer überſinnlichen, vollkommeneren Welt das Heilmittel ſucht.

Wenn jetzt in der Buße und der mit ihr verbundenen Meditation die Erlöſung von dem Uebel der Sinnlichkeit geſehen wurde und die Buße ſelbſt als abſolut löblich und heilig galt, ſo konnte natürlich als ihr Lohn im Jenſeits nicht etwas ihr Entgegengeſetztes vorgeſtellt werden, etwa eine Wiederkehr der Sinnenluſt; und ſo haben wir ein Recht, in dieſer Periode der religiöſen Entwickelung ein Präponderiren der edleren Triebfedern zur Religion, der ſittlichen, anzunehmen. — Wie dem Opfer, ſo iſt auch der Meditation und der Buße nicht nur bei den Indern, ſondern noch bei einigen anderen Völkern bisweilen ein übernatürlicher Einfluß auf die materielle Welt zugeſchrieben worden. So bei den Mohamedanern in gewiſſen Entartungen der als „Sufismus" bekannten theoſophiſchen Lehren. Aus der alten Zeit wollen wir nur eines Mythus erwähnen, der bei den in religiöſen Dingen verhältnißmäßig nüchternen Eraniern vorkommt, jedoch nicht in das orthodoxe Syſtem des Zoroaſter aufgenommen iſt: Es ſoll im Urbeginn der Welt der große Geiſt Zrvan Akarana, um einen Sohn zu erlangen, 9999 Jahre meditirt und gemurmelt haben: „Vielleicht iſt dieſe Welt nichts!"; dadurch habe er die beiden Hauptgötter oder Weltprincipien, Ahura Mazda, den guten Geiſt, und Ahriman, den böſen, die ſich dann ſpäter der Erde bemächtigten und ſie beherrſchten, in ſeinem Leibe concipirt und geboren (ſiehe: Spiegel, „Eraniſche Alterthumskunde II.").

Gleichwohl kommen ſolche Erzählungen in anderen Ländern nur ganz vereinzelt vor, in Indien aber ſteigerte ſich die Achtung vor der Buße, ganz ähnlich wie früher die vor dem Opfer, nicht ſowohl zu einer Uebertreibung — denn die Buße hat ja ihrem Weſen nach ein unendlich erhabenes Ziel — ſondern zu einem zwiefachen Mißbrauch, zu einer Verkennung der Zwecke aller Religion und im Beſonderen der Idee, die überhaupt zur Buße geführt hatte. Denn einerſeits wurde die Buße zu Kosmogonien mißbraucht: Brahma, der oberſte Gott, ſoll durch lange, ſchwere Buße den Manu hervorgebracht haben, der ſeinerſeits wieder durch Buße die zehn großen Weiſen erſchuf, und dieſe zehn Weiſen unterziehen ſich harten Büßungen und erſchaffen ſo alles Uebrige, die Götter, die Himmel und anderen Geſchöpfe; andererſeits wurde die Buße zum Zaubermittel in profanen Angelegenheiten, der Büßer alſo zum Hexenmeiſter, der jeden, der ihn in ſeiner Meditation ſtört oder ſonſt ärgert, zu Aſche verbrennt (Basmikri). Beide Arten von Nebenwirkungen der Buße — hervorgegangen aus der blinden Sucht, der übermäßigen Verehrung dieſes Sacraments den ſtärkſten einer indiſchen Phantaſie irgend möglichen Ausdruck zu geben — findet man vereinigt in der berühmten Erzählung von Viçvamitras Kampf um die Bramahnenwürde. (Siehe Böthlingks Sanskrit-Chreſtomathie; erſte Aufl. S. 81 -112.) Denn hier handelte es ſich für die brahmaniſchen Verfaſſer nebenbei auch darum, den Uebergang von einer niederen Kaſte zum Brahmanenthum möglichſt ſchwierig darzuſtellen. Zuerſt wollte, nach der Darſtellung im Ramayana, der König Viçvamitra die wunderbare Kuh des heiligen Vaſiſhta durch Gewalt erobern; aber alle Verſuche ſcheiterten an der Macht der Buße des Vaſiſhta, der durch die Gluth ſeiner Andacht Alles um ſich verbrannte. Um nun auch auf dieſem Gebiete etwas zu leiſten, ſtrebt jetzt Vicvamitra dahin, zunächſt von den Göttern die Brahmanenwürde durch furchtbare Bußübungen zu erlangen. Er unterzieht ſich viele tauſend Jahre unerhörter Buße, auf einem Beine ſtehend, ohne Speiſe zu ſich zu nehmen u. ſ. w. Gelegentlich giebt er auch Proben der erlangten Kraft, hebt den Tricanku durch ſeine Buße lebendigen Leibes in den Himmel, und als die Götter ihm nicht willfahren wollen, ſchafft er durch die Macht ſeiner Buße im Süden einen neuen Himmel mit anderen Göttern. Hin und wieder ſchicken auch die Götter, um ihn zu verführen und ſeine Buße zu unterbrechen, eine Apſaras, eine himmliſche Nymphe, zu ihm; und wenn ihr die Verführung gelingt, ſo verliert Viçvamitra wieder die aufgeſpeicherte Bußkraft von einigen Tauſend Jahren; bis er endlich ſeine Buße doch ſo furchtbar ſteigert, daß die Welten erzittern und die Götter dem Untergange nahe kommen; da verleiht ihm zuletzt Brahma die erſehnte Brahmanenwürde, und der Streit wegen der Kuh wird mit Vaſiſhta gütlich beigelegt. Dieſer Sage widmet Heine die Verſe:

Der König Viçvamitra hat keine Raſt noch Ruh:
Er will durch Buße erlangen des Weiſen Vaſiſhta Kuh.
O König Viçvamitra! Was für ein Ochs biſt du,
So viel zu büßen und leiden, und Alles um eine Kuh!

Dasſelbe nun, was zuerſt dem Opfer und dann der Buße mißbräuchlich zugeſchrieben wurde, iſt, wie wir an Beiſpielen geſehen haben, ſpäter auch von der Poeſie behauptet worden, nämlich zauberhafte Wirkung auf die materielle Welt; z. B. das Hervorſprießen abgehauener Gliedmaßen. Und wie dort, ſo werden wir es auch hier nur daraus erklären können, daß eine grenzenloſe Verehrung des Schönen danach ringt, ſich einen entſprechenden Ausdruck zu verſchaffen, und gelegentlich nichts Höheres findet, als das, was dem hausbackenen Verſtande des Alltagsmenſchen das Unglaublichſte ſcheint: den ſinnenfälligen Zauber. So hat in dieſer wiederholten Herabziehung idealer Begriffe in die niedere Sphäre deſſen, was nur die gaffende Bewunderung der Menge hervorrufen kann, der ſchamaniſtiſche Trieb der Inder in neuer Metamorphoſe ſein drittes Avatara gefeiert.

Es wird wohl keiner langen Rechtfertigung bedürfen, daß wir in dieſer Weiſe den Cultus des Schönen dem Opfer und der Buße zur Seite geſtellt haben. Religion und Kunſt haben einander von jeher nahe geſtanden. Das Höchſte, was die griechiſche Plaſtik, verklärt von dem Schimmer erhabenſter Schönheit, geſchaffen hat, ſind — Götzenbilder, und als ſolche hat ſie der larmoyante Aberglaube ſpäterer Zeiten auch behandelt. Um die ſchönſten Köpfe, welche die Malerei der italieniſchen Renaiſſance hervorgebracht, zieht ſich bedeutſam der Heiligenſchein. Dantes unſterbliches Gedicht iſt von den Kanzeln erklärt worden und hat ebenſo zum Text von Predigten gedient, wie das Alte und Neue Teſtament. Von einer ganzen Gattung der Poeſie, dem Drama, wiſſen wir, daß es im Abendlande geradezu aus dem Gottesdienſte hervorgegangen iſt. Und man kann nicht nur die geſammte griechiſche Mythologie als ein einziges ſchönes Gedicht bezeichnen, ſondern noch weiter gehen und ſagen, daß bei den Griechen die Religion nur einen Theil der Kunſt bildete, ebenſo wie zu Zeiten wiederum die Kunſt faſt völlig in den Dienſt der Religion trat und zu einem Theil von ihr wurde. Dieſer letztere Fall läßt ſich beſonders von Indien behaupten, wo der größte Theil der Architektur, Skulptur und Dichtung von der Religion direct abhängig iſt. — Und iſt das Bedürfniß, welches die Kunſt befriedigt, nicht wirklich religiöſer Art? Läßt uns der Künſtler den wahren und höchſten Zuſammenhang des Weltplanes, der dem irdiſchen Sinne verborgen bleibt, nicht wenigſtens leiſe ahnen? Und wenn des Dichters Auge „in ſchönem Wahnſinn rollt“, lauſcht er nicht dann den Offenbarungen aus einer vollkommeneren, unvergänglichen Welt? Gehen wir fehl, wenn wir überhaupt die Poeſie für

ein Erzeugniß desjenigen, früher aufgezählten, religiöſen Triebes anſehen, der beſonders die äſthetiſchen Bedürfniſſe des Gemüthes zu befriedigen ſucht?

In welchem Sinne die Beantwortung dieſer Fragen ausfallen wird, ſcheint uns nicht mehr zweifelhaft, wenn man in Betracht zieht, daß jede wahre Andacht äſthetiſche Gefühle — wenn auch nur als mitklingende harmoniſche Töne — mit in ſich einſchließt und daß jede wahre Poeſie, auch wenn ſie den Anſchauungen einer beſtimmten Religion ausdrücklich widerſpricht, doch im Grunde genommen nur als Verfechterin einer anderen, uneingeſtandenen, latenten Religion auftritt.

Freilich muß ſich bei einem Vergleich dieſer Form der Gottesverehrung — die in einem verſchiedenartigen Cultus des Schönen beſteht — mit den beiden anderen in Indien beſonders hervortretenden Formen, dem Opfer und der Buße, die Bemerkung aufdrängen, daß nicht nur zur productiven, ſondern auch zur receptiven Beſchäftigung mit der Poeſie überall verhältnißmäßig Wenige befähigt ſind, während Opfer und Buße, als zu deren Vollziehung der gute Wille hinreicht, der Gottheit darzubringen, zur Noth Jedem offen ſteht. Daher wird der Gottesdienſt aus äſthetiſchem Bedürfniß allenthalben nur kleine Gemeinden vereinigen und nicht die Aufgabe erfüllen, allen Gläubigen die Tröſtung der Religion zu Theil werden zu laſſen. Gleichwohl darf hierbei nicht vergeſſen werden, daß, wie bereits angedeutet, in jeder Cultusgemeinſchaft Individuen exiſtiren, die des wirklich religiöſen Sinnes ermangeln und nur aus politiſchen Gründen, ohne Widerſtreben ihrerſeits, unter die Bekenner einer der im Lande vertretenen Religionen eingereiht werden, ſo daß in Wirklichkeit auch das Opfer, und die Buße nicht für Alle da waren, weil nicht in Jedem ein Bedürfniß vorhanden war, das ſie befriedigen konnten. Mancher von denen aber, die aller ethiſchen und äſthetiſchen Sehnſucht nach einer Erlöſung von dem Uebel dieſer Welt und nach der Vereinigung mit dem Unvergänglichen völlig baar und ledig ſind, wird doch noch für die dritte Art der zur Religion treibenden Gefühle, die aber allein keine wirkliche Religion erzeugen, für die Gefühle der Furcht vor unbekannten Mächten, zugänglich ſein; daher der Satz, daß der Unglaube zum Aberglauben führt.

Schließlich ſcheint mit der Verehrung der poetiſchen Formen in Indien in früheren Zeiten auch jener andere Mißbrauch getrieben worden zu ſein, den wir beim Opfer und bei der Buße als kosmogoniſch bezeichneten. Belege dafür bietet einer der Veden, die Maitrayani-Samhita (herausgegeben von Leopold von Schroeder, 1881—1886); hier findet man geradezu eine Vergötterung der Versmaße, in denen die heiligen Sprüche gedichtet ſind; da heißt es, die Metra ſeien Brihaſpati, das eine oder andere Metrum ſei der Himmel, die Erde, der Luftraum, die Stärke ꝛc.

Daß nun aber in allen drei Fällen, beim Opfer, der Buße und der Poeſie, das Wunder durchaus überflüſſig iſt und nur mißbräuchlich hinzugedichtet werden konnte, ergiebt ſich aus ſeinem Begriff. Denn in allen drei Fällen verſucht der Menſch mit den Mitteln und Kräften, die ihm als Erdenweſen zu Gebote ſtehen, ideale, rein geiſtige Erfolge zu erringen, die ihn über die Erdenwelt hinausheben, nicht aber auf eben dieſer ſelben Sinnenwelt, von der er ſich zu löſen ſtrebt, Veränderungen hervorbringen ſollen; der Dichter, der bei der Theilung der Erde leer ausgegangen iſt, hat bei Gott gewellt und hofft, ebenſo wie der Opferer und der Büßer, daß Gottes Himmel ihm offen ſtehen werde. Das Wunder jedoch eine Conceſſion des Idealismus an den Aberglauben, der den meiſten Religionen als eine gleichwohl irreligiöſe Zuthat mehr oder weniger beigemiſcht iſt — erlöſt uns gar nicht von dem Diesſeits, da es innerhalb der Schranken der Sinnenwelt anfängt, verläuft und endigt und ſogar den ſupranaturaliſtiſchen Elementen, die bisweilen damit verflochten werden, ein materielles, irdiſches Gepräge giebt: denn wie ſoll der Geiſt uns erſcheinen, wenn er nicht mit Ohren gehört oder mit Augen geſehen wird und damit aufhört geiſtig zu ſein.

Es hat daher den Anſchein, als ob es den indiſchen Religionen, ſowohl dem Brahmaismus als dem Buddhismus, mit dem Aufnehmen der Wunder ungefähr ſo gegangen ſei, wie Shakeſpeare mit den Pöbelſcenen und Gaſſenwitzen, die ſeine tiefſinnigen Tragödien unterbrechen: hinter den hochgebildeten jungen Lords, Künſtlern und Schriftſtellern, für die er eigentlich dichtete und ſpielte, füllte ſein Theater noch eine zahlreiche Menge aus niederen Schichten, welche ohne dieſe heiteren Intermezzos und Handgreiflichkeiten weggeblieben wäre.

Sehen wir uns bei anderen Völkern als den Indern um, ob ſich für die hier durchgeführte Parallele zwiſchen zwei Arten mißverſtändlicher Auffaſſung des ausdrücklichen Gottesdienſtes und Zauberkräften der Poeſie Analogien finden laſſen, ſo wüßten wir nur die Sagen von Orpheus und Amphion anzuführen; aber abgeſehen davon, daß Orpheus und Amphion wohl mehr durch Muſik als durch Poeſie auf die Thiere und Steine gewirkt haben, lebten ſie auch in einer grauen Vorzeit, aus der überhaupt faſt ausſchließlich Wunder und Fabeln berichtet werden; Jayadeva aber, der berühmte Verfaſſer des Gitagovinda, war ein Zeitgenoſſe Dantes und Petrarcas.

Gregor von Glaſenapp.

Revaler Erbebücher.

Eugen von Nottbeck, Das drittälteste Erbebuch der Stadt Reval. 1383—1458 Reval. Verlag von Franz Kluge.

Die von der estländischen literärischen Gesellschaft in Angriff genommene Herausgabe der Revaler Stadtbücher nimmt einen erfreulichen Fortgang. Der vorliegende dritte Band der Revaler Erbebücher enthält eine Fülle von Material, das wieder keineswegs eine blos local-historische Bedeutung hat, sondern nach verschiedenen Richtungen Lichtstrahlen in dunkele Partien unserer mittelalterlichen Geschichte wirft. Es sind fast ausschließlich Auflassungen, d. h. Eigenthumsübertragungen, die in 1341 Nummern gegeben werden. Während die beiden vorhergehenden Bände von 1312—1383 durchschnittlich 27 Auflassungen für das Jahr ergeben, sind hier im Mittel nur etwa 18 jährlich eingetragen worden. Das rigische Erbebuch giebt für denselben Zeitraum, auch abgesehen von seinen Lücken, eine noch geringere Anzahl (969 Nummern, wobei aber für 12 Jahre die Eintragungen ganz fehlen). Schlüsse aus diesen Zahlen auf Abnahme oder Steigerung des Verkehrslebens oder Vergleiche in dieser Beziehung zwischen beiden Städten werden wohl nicht zulässig sein, weil damals offenbar in Reval wie in Riga für Eigenthumsübertragungen wohl der gerichtliche Act der Auflassung, nicht aber die Eintragung desselben in das städtische Erbebuch obligatorisch gewesen ist. In nicht wenigen Fällen müssen die Käufer von Immobilien auch nach der Einführung förmlicher Erbebücher von einer Benutzung derselben abgesehen und den Beweis der geschehenen Auflassung, wenn derselbe nöthig war, nach älterer Art „durch Berufung auf das Gerichtszeugniß oder Stadtbriefe" geführt haben.

In erster Linie sind die Erbebücher die Hauptquelle für die städtische Topographie. Als solche hat sie der Herausgeber in der interessanten

Einleitung bereits ſelbſt zu einer werthvollen Ergänzung ſeines 1884 erſchienenen „alten Immobilienbeſitzes Revals“ benutzt. Es ergiebt ſich nunmehr ein ſo klares topographiſches Bild des mittelalterlichen Reval, wie es nur ſehr wenige andere deutſche Städte von ſich beſitzen dürften. Genealogiſchen Forſchungen gewährt eine große Erleichterung, daß bei dieſer Edition die perſönlichen Beinamen von den Familiennamen nach Möglichkeit unterſchieden ſind, ein Verfahren, das gerade für eine Zeit, in der die Umwandlung der Beinamen in Familiennamen ſich vielfach vollzog, ſeine großen Schwierigkeiten haben mußte. Frühere Forſchungen ermöglichten es dem Herausgeber, auch die Lebensſtellung vieler im Erbebuche genannten Perſonen näher zu beſtimmen, ſo namentlich alle zur Kaufmannsgilde gehörigen Perſonen im Regiſter als ſolche zu bezeichnen. Von weiterem Werthe für die livländiſche Geſchichte iſt es, daß die Abſtammung des rigaſchen Erzbiſchofs Michael Hildebrand von einer offenbar reich begüterten revaliſchen Böttcherfamilie conſtatirt werden konnte. Einen reichen Stoff bieten die Erbebücher der Gewerbegeſchichte; wie groß die Mannigfaltigkeit des gewerblichen Lebens geweſen, beweiſt die von anderer Seite bereits conſtatirte Thatſache, daß ſich aus den revaler Erbebüchern über 80 verſchiedene Gewerbe aufzählen laſſen. Auch für nationalökonomiſche Zuſtände, beſonders für die Geldwirthſchaft jener Zeit, ſind die Erbebücher wichtig. Nur die Städte konnten damals genügende Sicherheit für hypothekariſche Anlage von Capitalien bieten. In ihnen fundirte Renten bildeten namentlich die Unterhaltsmittel der unzähligen geiſtlichen Stiftungen. In den Erbebüchern ſtehen die auf den Häuſern ruhenden Schulden, deren Verzinſung und die Art der Capitalskündigung verzeichnet. — Im Jahre 1437 wird im Erbebuche ein Haus der *alten* Schule bei der St. Olaikirche erwähnt, was auffallen kann, da die Stadt erſt 1424 im Streit mit der bis dahin allein privilegirten Domſchule von Papſt Martin V. die Erlaubniß zur Gründung ſtädtiſcher Schulen erhielt. v. Nottbeck meint, die große Frequenz von Schülern habe eine baldige Erweiterung und Ueberführung der Schule zur Folge gehabt, ſo daß man deshalb ſchon 1437 von einem alten Schulhauſe hätte ſprechen können. Sollte es nicht wahrſcheinlicher ſein, daß dieſe alte Schule eine ſchon im 14. Jahrhundert vorhandene „Biſchole“ (Winkelſchule) geweſen iſt? Schon 1365 ſtritt das Domcapitel mit den Dominicanern zu St. Katharinen wegen einer Schule, welche die Mönche in der Stadt durch weltliche Perſonen halten ließen, 1413 bietet ein aus Reval vertriebener Magiſter einer Schreibſchule dem revaler Rath an, die zur Sicherſtellung einer derartigen Schule nöthigen Briefe aus Rom zu beſorgen, wenn der Rath ihm die Koſten wiedererſtatten wolle. Solche „Schreib- oder Leieſchulen“ waren im Gegenſatze zu den privilegirten „lateiniſchen“ Schulen der Weltgeiſtlichkeit im 14. Jahrhundert auch ſchon in anderen

deutſchen Städten eingerichtet worden, entweder von den ſtädtiſchen Obrigkeiten ſelbſt oder von den Bettelmönchen, die bei den vielen Streitigkeiten der Städte mit der Weltgeiſtlichkeit immer auf ſtädtiſcher Seite ſtanden. Die päpſtliche Erlaubniß war für dieſe Schulen gewöhnlich erſt das Reſultat eines lange ihretwegen geführten Proceſſes.

Von beſonderem Intereſſe ſind die Erbebücher für rechtsgeſchichtliche Verhältniſſe. Man kann auch aus ihnen erkennen, daß das Recht der liviändiſchen Eingeborenen in den Städten in langſamer, aber ſtetig fortſchreitender Entwickelung vermindert worden iſt. Die urkundlichen Zeugniſſe des 13. Jahrhunderts laſſen offenbar den Eingeborenen die Fähigkeit, das volle Bürgerrecht in den Städten zu erwerben, ſo daß dieſelben namentlich im Erwerbe von ſtädtiſchen Immobilien und im Betriebe der bürgerlichen Nahrung, d. h. des Handels und der Gewerbe, durchaus nicht beſchränkt erſcheinen. Das älteſte revaler Erbebuch zählt noch eine ganze Reihe von eſtniſchen Hausbeſitzern auf, ohne irgend eine Beſchränkung derſelben zu erwähnen. Das dritte Erbebuch dagegen nennt zwar auch noch eſtniſche Hausbeſitzer, läßt ſie aber ihren Beſitz «secundum jus Estonicum» inne haben oder «prout cum aliis Estonibus consuetum est jure», oder „alſe dat den undutſchen bewonlich is tu doende". Das jus Estonicum waren eben die allmählich aufgekommenen Beſchränkungen im Bürgerrecht. Von ſolchen iſt im Erbebuch ſpeciell erwähnt das Verbot, Bier zu brauen, was ſonſt ein Recht aller Hausbeſitzer war. Genau um dieſelbe Zeit, 1399, wurde auch in Riga allen Undeutſchen dies Recht genommen. Dieſe allmähliche Verminderung des Rechtes der Eingeborenen läßt ſich auch in anderen ſtädtiſchen Aufzeichnungen verfolgen. 1354 beſchließt die Geſellſchaft der Kaufleute in Riga, keinen Undeutſchen mehr aufzunehmen „dor gemakes willen", d. h. der Ruhe oder Bequemlichkeit wegen. Dann folgt ihre allmähliche Ausſchließung von den Handwerksämtern, wie die Schragen der letzteren ſeit 1390 bezeugen. Den Abſchluß gleichſam bildet in Reval 1508 der Beſchluß der Canutigilde, alſo der vereinigten Handwerker Revals, daß in Zukunft kein Mitglied oder Gaſt der Gilde ein Undeutſcher ſein dürfe, weil dadurch viel Uebles entſtehe. Schon früher, im 15. Jahrhundert, hatte man in Reval begonnen, den Eſten die Möglichkeit zu erſchweren, ſtädtiſchen Grundbeſitz zu erwerben, indem man zu dieſem Zweck zunächſt alle fremden Käufer von Immobilien geloben ließ, ihren Beſitz an keinen Undeutſchen zu veräußern (v. Nottbeck, Immobilienbeſitz, S. 77 und Einleitung zum drittälteſten Erbebuch). Dieſe Entwickelung entſpricht dem hiſtoriſchen Proceſſe, den das Recht der bäuerlichen Bevölkerung Livlands durchgemacht hat, nur macht ſich in den Städten die verminderte Rechtsfähigkeit der Eingeborenen immer erſt ſpäter und dann viel milder geltend; ſie erreicht hier vor Allem nie den

Zuſtand völligen Verluſtes der perſönlichen Freiheit. Im Großen und Ganzen entſpricht das ja nur dem, was überall in Weſteuropa früher oder ſpäter in härterer oder milderer Form ſich vollzogen hat. Daß dadurch in Livland die Germaniſirung der Eingeborenen ſehr erſchwert, ja faſt unmöglich gemacht wurde, war eine verhängnißvolle Folge für das Land; die damaligen Generationen konnten, wie auch noch ſpätere, nicht begreifen, daß es zur Sicherſtellung der baltiſchen Cultur nothwendig war, die „Undeutſchen" verſchwinden zu laſſen.

Culturhiſtoriſch intereſſant iſt der Hinweis des Herausgebers auf die beſchränkte rechtliche Stellung, welche nach dem Erbebuche die Ausſätzigen hatten. Näheres darüber zu erfahren, wäre wünſchenswerth; die Behandlung dieſer im Mittelalter ſo viel zahlreicheren Unglücklichen war eine ſehr verſchiedene, nur zu oft eine barbariſch harte. In den livländiſchen Städten iſt man aber offenbar, wie die Stiftungen für die Leproſerien bezeugen, mit denſelben ungleich humaner verfahren, als z. B in Frankreich, wo ſie geradezu als bürgerlich Todte galten und nichts erben und erwerben durften

Was die Sprache des Erbebuches anlangt, ſo verdrängt in dieſem Bande das Mittelniederdeutſche, indem es anfangs nur zwiſchen dem Lateiniſchen auftritt, das letztere ſchon von 1400 an ganz; alſo früher als im rigiſchen Erbebuche, wo es erſt ſeit 1417 an die Stelle des Lateins tritt. Auf manche linguiſtiſch intereſſante Ausdrücke machen Textnoten und Wortregiſter aufmerkſam.

Wenn Zeit und Raum auch dem Herausgeber Beſchränkungen auferlegten, ſo iſt doch das in den Regiſtern Gebotene ſehr dankenswerth. Referent möchte nicht einer Kritik zuſtimmen, die an die Herausgabe derartiger Geſchichtsquellen die ſtricte Forderung ſtellt, bei der Anfertigung der Regiſter z. B. alle Formen der ſo unendlich verſchieden geſchriebenen mittelalterlichen Namen beſonders aufzunehmen oder jedesmal ein Sachregiſter von erſchöpfender Genauigkeit zu liefern. Eine ſolche Rückſichtnahme auf die größere Bequemlichkeit der Benutzung dürfte die Zahl unſerer Editionen nur vermindern; im revaler Stadtarchive harren aber noch ſehr viele für die baltiſche Geſchichte wichtige Manuſcripte vergeblich auf ihre Veröffentlichung, und gerade in unſerer Zeit erſcheint jede Beſchleunigung derſelben ſehr geboten. Die Hauptſache iſt gewiß bei allen derartigen Editionen, daß der Textabdruck ein correcter iſt. Daß das bei der vorliegenden der Fall iſt, dafür bürgt ſchon eine ganze Reihe wiſſenſchaftlich exacter früherer Arbeiten des um die baltiſche Hiſtoriographie ſo verdienten Herausgebers. Und ſoweit von competenter Seite Vergleichungen vorgenommen worden ſind, haben ſie, wie nicht anders zu erwarten war, nur eine ſorgfältige Wiedergabe des Manuſcriptes conſtatirt. Wenn nun eine Kritik in irgend einem Tagesblatte ohne Einſichtnahme

in das Original und noch dazu ohne Anführung der betreffenden Stellen nur so im Allgemeinen bemerkt, daß in Hinsicht auf die Correctheit des Textes Zweifel entstehen dürften, so muß das doch als durchaus unzulässig bezeichnet werden.

Die Fortsetzung der Erbebücher im revaler Stadtarchiv bildet zunächst ein mächtiger Pergamentfoliant, das alte Hauptbuch der Stadt Reval betitelt. Die in ihm enthaltenen Eintragungen datiren von 1456 bis 1628. Es folgen dann noch 4 weitere Bände, die bis in den Anfang unseres Jahrhunderts reichen. Die Bearbeitung und wenn auch nur theil- und auszugsweise erfolgende Herausgabe dieses Materials würde gewiß große Anforderungen an die Arbeitskraft eines Einzelnen stellen, wäre aber sicher auch sehr lohnend.

St.

Miscellen.

Zum funfzigjährigen Jubiläum der Eſtländiſchen Literäriſchen Geſellſchaft.

Am 10. Juni hat die eſtländiſche literäriſche Geſellſchaft zu Reval die Feier ihres funfzigjährigen Beſtehens feſtlich begangen. Ueber den würdigen Verlauf derſelben haben die Tagesblätter berichtet, ſo daß wir hier nicht zu wiederholen brauchen, was noch friſch in Aller Erinnerung lebt. Doch gerade einige der verbreiteteren Zeitungen unſeres Landes, z. B. die rigaſchen, haben es unterlaſſen, ihre Leſer über Weſen und Bedeutung der Eſtländiſchen Literäriſchen Geſellſchaft zu informiren und auf dieſe Weiſe das Intereſſe für das in Reval gefeierte Feſt in weitere Kreiſe zu tragen. Wenn die „Baltiſche Monatsſchrift", in deren Aufgabe es ja nicht liegt, die Tagesereigniſſe zu regiſtriren, dieſem Jubiläum einige Zeilen widmet, ſo kann es nicht ihre Abſicht ſein, das von berufener Seite Verſäumte nachzuholen; ſie will nur einem Gefühl des Dankes Ausdruck geben, zu dem ſie ſich der genannten Geſellſchaft verbunden ſieht, denn dieſe iſt einer ihrer treueſten und beſten Mitarbeiter geweſen. Nicht weniger als 34 in den Sitzungen der Eſtländiſchen Literäriſchen Geſellſchaft gehaltene Vorträge ſind durch den Abdruck in der „Baltiſchen Monatsſchrift" Gemeingut der Gebildeten unſerer Provinzen geworden. Wenn wir unter den Verfaſſern derſelben Namen finden, wie Winkelmann, Hildebrand, Sallmann, von Rieſemann, Greiffenhagen, Bienemann, v. Roltbeck, Jordan, v. Hanſen u. a. m., ſo bürgen uns ſchon dieſe für die Gediegenheit des in den Arbeiten Gebotenen. Einer der hier genannten Autoren, Paul Jordan, Ehrenmitglied der Eſtländiſchen Literäriſchen Geſellſchaft und ſeit 1856 Conſervator des Eſtländiſchen Provinzialmuſeums, hat nun zum Jubiläum eine Feſtſchrift[1] verfaßt, die eine Geſchichte der Geſellſchaft von ihrer Gründung bis zur Gegenwart und damit auch eine Geſchichte der geiſtigen Beſtrebungen eines zwar kleinen, aber geiſtig außerordentlich rührigen Landes in dem bezeichneten Zeitraum liefert. Denn die Eſtländiſche Literäriſche Geſellſchaft iſt während der ganzen

[1] Geſchichte der Eſtländiſchen Literäriſchen Geſellſchaft für die Zeit von 1842 bis 1892. Zu der am 10 Juni 1892 ſtattfindenden Feier des 50jährigen Beſtehens der Geſellſchaft verfaßt und in deren Namen herausgegeben von ihrem Ehrenmitgliede Paul Jordan. Reval 1892. 8. 92 Seiten.

Zeit ihres Bestehens der Mittelpunkt gewesen, in dem sich die wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen der Gebildeten Estlands trafen. Nicht in dem Sinne, als ob alles Hervorragende und Tüchtige, was Estländer im Verlaufe der letzten funfzig Jahre auf so vielen Gebieten des Geisteslebens geschaffen haben, lediglich unter der Aegide der Gesellschaft in die Oeffentlichkeit getreten wäre. Aber sie ist nie unberührt davon geblieben und hat in den zum Theil ungedruckten Vorträgen, in ihren Publicationen, in den Kunstwerken und Sammlungen des Museums und der Bibliothek einen reichen Niederschlag von Allem erhalten, was einheimische Gelehrte und Künstler geleistet haben, aber auch von dem, was sonst die geistigen Interessen Europas bewegte. Ihr kam in dieser Hinsicht zu gute, daß sie sich nicht die Pflege eines einzigen Wissenszweiges zum Ziel setzte, sondern daß sie das gesammte Gebiet der Wissenschaft, Kunst und Literatur in ihr Programm aufnahm, eine universale Aufgabe, welche sie mit der „Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst" gemein hat. Ihr hoher Ruhm ist es nun aber, daß sie es verstanden hat, der Gefahr einer dilettantischen Behandlung aller Gegenstände zu entgehen, einer Gefahr, die, wie Jordan mit Recht hervorhebt, ihr kühnes, fast an das einer Akademie der Wissenschaften erinnerndes Programm leicht mit sich brachte. Dieser Gefahr ist die Gesellschaft dadurch entgangen, daß sie ihre Hauptwirksamkeit doch schließlich in der Section für Vaterlandskunde entfaltete, mochten die Vorträge in den anderen Sectionen für Rechtswissenschaft, Pädagogik, Sprachkunde und Philologie, Literatur, Poesie und Kunst, Mathematik, Natur- und Heilkunde den Zuhörern noch so viel Anregung und Förderung gewähren. Innerhalb der Vaterlandskunde war es wieder die livländische Geschichte, welche den meisten Vortheil aus der Thätigkeit der Gesellschaft geschöpft hat. Der Grund hiefür ist ein doppelter: ein persönlicher, der durch die wissenschaftlichen Neigungen einiger der hervorragendsten und zum Theil am längsten der Gesellschaft activ angehörender Mitglieder gegeben war, und ein sachlicher, insofern als der Charakter des wissenschaftlichen Materials und der wissenschaftlichen Hilfsmittel in Estland die Erforschung der vaterländischen Vergangenheit am meisten begünstigten und auf diesem Gebiete wissenschaftliche Arbeiten von originalem Werthe am ehesten zu Tage gefördert werden konnten. In den von Jordan seiner Schrift im Anhange beigegebenen Verzeichnissen der gedruckten Vorträge und der von der Estl. Literärischen Gesellschaft herausgegebenen Schriften kommt dieses Verhältniß deutlich zum Ausdruck. Nur ein ganz geringer Bruchtheil der in diesen zahlreichen Publicationen niedergelegten Arbeiten beschäftigt sich nicht mit der livländischen Geschichte. Welche Verdienste sich die Gesellschaft um die Erforschung der letzteren erworben, erhellt aus der Anführung der wichtigsten Publica-

tionen. Das Archiv für die Geschichte Liv-, Est- und Kurlands, begründet 1842 durch F. G. v. Bunge, seit 1844 von der Estl. Literärischen Gesellschaft unterstützt, hat in nunmehr 22 Bänden eine Fülle historischen Materials der Forschung zugänglich gemacht, aus dem wir nur die 11 Bände der von Schirren veröffentlichten „Quellen zur Geschichte des Unterganges livländischer Selbständigkeit" zu nennen brauchen, um ihre Stellung innerhalb unserer baltischen Geschichtsliteratur zu kennzeichnen. Die Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands, eine seit 1868 erscheinende, anfangs von Ed. Pabst, seit 1874 von Greiffenhagen redigirte wissenschaftliche Zeitschrift, erfreut sich in unseren Landen des besten Rufes und steht vollkommen auf der Höhe ihrer Aufgabe. Eine besondere Erwähnung verdient noch die mit Unterstützung der Estl. Literärischen Gesellschaft zum Jubelfeste ihres 25jährigen Bestehens am 10. Juni 1867 herausgegebene Uebersetzung und Erläuterung der livländischen Chronik Heinrichs von Lettland von Ed. Pabst, eine für die Geschichte der Entstehung der livländischen Colonie grundlegende Arbeit. Wer sich im Einzelnen über die reiche Thätigkeit orientiren will, welche die Estl. Literärische Gesellschaft bisher entfaltet hat, der nehme das sauber ausgestattete und durchaus lesbare Buch Jordans zur Hand, dessen nähere Wiedergabe an dieser Stelle wir uns leider versagen müssen.

Heute, wo wir mehr noch, als es früher geschah, in die Vergangenheit zu blicken uns gewöhnen müssen und mit vertieftem Interesse die anders geartete Zeit der Altvorderen studiren, erfüllt es uns mit lebhafter Genugthuung, daß es der Estländischen Literärischen Gesellschaft vergönnt gewesen ist, 50 Jahre lang so erfolgreich für die Erkenntniß unserer Vergangenheit zu wirken. In dem wissenschaftlichen Getriebe unserer baltischen Heimath ist sie ein unentbehrlicher Factor geworden. Möchte es ihr nie an jungem Nachwuchs fehlen, der mit demselben Eifer und demselben Erfolge wie die ehrwürdigen Gründer und theilweise heute noch in voller Rüstigkeit fortarbeitenden alten Mitglieder die Vaterlandskunde pflegt, als eine Wissenschaft, die wie jede andere den Drang nach theoretischer Erkenntniß befriedigen soll, ihre letzten Antriebe aber doch aus der warmen Liebe zur Heimath empfängt. Bgn

—

Die genealogischen Handbücher des baltischen Adels.

Wir freuen uns, unseren Lesern mittheilen zu können, daß ein seit längerer Zeit geplantes Unternehmen, die Herausgabe genealogischer Handbücher des baltischen Adels, anfängt festere Gestalt zu gewinnen. Die mühevolle Arbeit verdient die regste Theilnahme nicht nur unserer Genealogen, sondern

aller Balten überhaupt; handelt es ſich doch darum, dem Herandrängen fremder Elemente gegenüber den hervorragendſten Theil der „baltiſchen Familie“ (im weiteſten Sinne des Wortes) feſtzuſtellen und für alle Zeiten abzuſchließen. Indem wir an den Spruch erinnern,

Est nescire suos majores turpe nepoti,
Turpius a proavis degenerare suis!

geben wir nachſtehend die näheren Auskünfte, die uns der Herausgeber des livländiſchen Adelslexikons hat zukommen laſſen

Um einem Unternehmen von gewiß allgemeinem Intereſſe die zu ſeinem Gelingen ſo nöthige Theilnahme und Beihilfe weiterer Kreiſe zu gewinnen, erlaube ich mir, hiermit den Gliedern des Vereins Herold die Mittheilung zu machen, daß ich, ſeit einiger Zeit mit der Bearbeitung eines „Genealogiſchen Handbuches des Livländiſchen Adels“ beſchäftigt, dasſelbe im Laufe des nächſten Jahres in Druck geben zu können hoffe. Ein Anfangs von mir in Gemeinſchaft mit zwei anderen Genealogen in Ausſicht genommenes allgemeines baltiſches Adelslexikon mußte aus äußerlichen Gründen in drei Theile zerlegt werden. Das genealogiſche Werk für Kurland wird vorausſichtlich ſchon im laufenden Jahre von Herrn Leo Freiherrn von Vietinghoff-Scheel herausgegeben werden.

Das „Genealogiſche Handbuch des Livländiſchen Adels“ wird über vierhundert Familien behandeln, d. h. die mit und ſeit Errichtung der livländiſchen Adelsmatrikel Anno 1747 ins Corps der livländiſchen Ritterſchaft recipirten Geſchlechter ohne Rückſicht auf etwaige Standestitel.

Die eigenartige Zuſammenſetzung des livl. Adels macht eine beſondere Behandlung nothwendig. Die Familien zerfallen danach in zwei Kategorien:

I. ſolche, welche bei Errichtung der heute noch beſtehenden livländiſchen Adelsmatrikel im Jahre 1747 bereits im Lande anſäſſig waren und einfach in die Matrikel notirt wurden — meiſt deutſche uradelige Geſchlechter;

II ſolche Familien, welche auf Grund ſpäteren Zuzugs nach Livland und beigebrachter Adelsbeweiſe durch Ballotement, einſtimmig oder zufolge Allerhöchſten Befehles — auf öffentlichem Landtage der livländiſchen Ritterſchaft in dieſelbe recipirt wurden.

Das „Genealogiſche Handbuch des Livländiſchen Adels“ wird von jeder Familie bringen:

1. den Namen mit ſeinen verſchiedenen Schreibweiſen;
2. die Stammheimath und eventuell das erſte Auftreten in derſelben;
3. den Zeitpunkt, event. eine perſönliche Angabe über die Einwanderung, reſp. das erſte Auftreten in Livland,
4. eine hiſtoriſche Ueberſicht über etwaige Standeserhebungen, Introductionen ꝛc. und den Verbleib der einzelnen Linien;

5. Angabe der Confession, Nationalität und Anſäſſigkeit der einzelnen Linien,
6. a) bei den Familien erſter Kategorie: allgemeine Ueberſicht über die ganze Familie mit Anführung aller Linien und eine möglichſt verkürzte Stammtafel aller von einem in Livland anſäſſig geweſenen Familiengliede abſtammenden Linien,
   b) bei Familien zweiter Kategorie: die Deſcendenz des in Livland recipirten Familienmitgliedes, und eventuell deſſen Abſtammung von Adelserwerbern und kurze Notiz über etwaige andere Linien;
7. die vollſtändige Genealogie der letzten zwei bis vier Generationen, alſo wenigſtens den ganzen ins laufende Jahrhundert gehörenden Beſtand der einzelnen Familien mit Angabe der vollen Namen, der Herkunft eingeheiratheter Frauen, Geburts-, Vermählungs- und Todes-Daten und -Orte, des Grundbeſitzes in- und außerhalb Livlands, ſowie der augenblicklichen reſp. letzten wichtigeren Lebensſtellung der Einzelnen.

Von einer jedesmaligen genauen Wappenbeſchreibung konnte in Anbetracht des Vorhandenſeins eines ausgezeichneten „Baltiſchen Wappenbuches", herausgegeben von Carl Arvid von Klingſpor und Profeſſor Adolf Hildebrandt, Stockholm 1882, füglich abgeſehen werden; doch werden kurze heraldiſche Notizen nach Bedarf, etwa zur Unterſcheidung gleichnamiger Familien reſp Familienzweige nicht fehlen. Im Ganzen ſoll jedoch das beabſichtigte Unternehmen dem livländiſchen Adel in genealogiſcher Beziehung das bieten, was ihm das Werk von Klingſpor und Hildebrandt in heraldiſcher geworden iſt.

Da bei der in Ausſicht genommenen Aufnahme vieler ſeit langer Zeit außerhalb Livlands lebender Familienzweige das hieſige Quellenmaterial als durchaus unzulänglich ſich erweiſt, ſo ergeht hiermit an alle Intereſſenten, insbeſondere an alle im Auslande lebenden Abkömmlinge livländiſcher Adelsgeſchlechter die dringende Bitte, durch möglichſt eifrige Betheiligung, wo möglich Ueberſendung ſicherer Stammtafeln, das Unternehmen zu fördern. Ich bemerke hier ausdrücklich, daß ich das beabſichtigte Werk in Betreff des Auslandes lediglich als einen Verſuch betrachte und durch Sammlung und Veröffentlichung der mir zu Gebote ſtehenden, aus veralteten Druckwerken, reſp. durch Privatcorreſpondenz erlangten Stammtafeln nur die Anregung zur Completirung und Weiterführung derſelben bieten will. Auf irgend welche Vollſtändigkeit kann ich in Anbetracht der großen Schwierigkeiten bei Erlangung des Materials - zum Beiſpiel nach Rußland emigrirter Familienzweige — keinerlei Anſpruch erheben. Von der Unzulänglichkeit meiner Quellen vollkommen überzeugt, kann ich nur ſehr allmählich und von der Beihilfe aller Intereſſen abhängig, etwas Werthvolles zu liefern hoffen

In Ausstattung und Format wird sich das Werk das treffliche neue „Handbuch des Preußischen Adels" zum Muster nehmen. Der Preis wird 4 Rbl nicht übersteigen. Anfang des nächsten Jahres gedenke ich eine Subscription zu eröffnen Alles Nähere wird seinerzeit bekannt gemacht werden.

Was die Weiterführung des Werkes anlangt, so ist in Aussicht genommen, nach Erscheinen sowohl des kurländischen und livländischen, als auch des estländischen Handbuches ein regelmäßig erscheinendes „Handbuch des Baltischen Adels" zur Ausgabe gelangen zu lassen, welches die erstgenannten Werke ergänzen und die einzelnen Familienartikel, von welchen viele sich auf mehrere der genannten drei Bände vertheilen werden, gemeinsam fortsetzen soll. Hier sollen auch die ausschließlich der öselschen Adelsmatrikel angehörigen Familien Aufnahme finden.

Zum Schluß erlaube ich mir, die Interessenten um Auskunft über aus Livland nach Deutschland übergegangene Familienzweige folgender Geschlechter zu bitten, und bemerke, daß ich auf den Moment des Ueberganges, sowie den heute lebenden Bestand besonderes Gewicht lege:

von Albedyll in Preußen.
von Below. W.: drei Türkenköpfe (2. 1).
von Bergholtz in Baden. Reichsadel von 1555. W.: natürl. Luchs in Grün.
von Bock und Polach in Schlesien.
von Brackel in Bayern. W.: gekrönter Hirschkopf in Gold.
von Brandt in Preußen. W.: natürl. Hirschkopf in Silber.
von Delwig in Preußen. Stammwappen: in Silber durch Wolkenschnitt in blau und roth getheilter schräglinker Balken.
von Gavel. Schwed. Adel von 1696.
von Hanenfeldt oder von Hahnenfeld
von Klüver W.: schw. Bärentatze in Silber.
von Koschkull in Preußen.
von Numers in Kurhessen.

Zu allen Auskünften, betreffend den Livländischen Adel und seine Geschlechter, erbötig

Woldemar Freiherr von Mengden,
Mitglied der Gesellschaft für Gesch. u. Alterthumskunde zu Riga, der Gelehrten Estnischen Gesellsch. zu Dorpat, außerord. Mitglied des Vereins „Deutscher Herold" zu Berlin.

Riga, 11. Juni 1892

Adresse: Elisabethstraße Nr. 10.

Herausgeber R. Weiß. Für die Redaction verantwortlich: R. Carlberg.

Дозволено цензурою. Рига, 26-го Іюня 1892 г.
Цензоръ ст. гимназіи Василій Лендорфъ изъ Риги.

Bismarck und Oeſterreich bis 1866,

mit beſonderer Berückſichtigung des Sybelſchen Werkes.

I. Oeſterreich im Kampf mit Preußen um die Hegemonie in Deutſchland.

Immer wieder haben ſich auch in dieſem Jahre die Augen der Welt auf jenes greiſe Haupt im Sachſenwalde gerichtet, auf jenen lebendigen Zeugen einer großen Geſchichtsepoche, in dem das deutſche Volk dankbar und bewundernd den großen Umſchwung ſeiner Geſchicke verkörpert ſieht, in dem es den Helden jener Epoche verehrt, den großen Reichskanzler Kaiſer Wilhelms I.

Sein Erſcheinen in der Hauptſtadt des einſt von ihm bekämpften und aus Deutſchland hinausgedrängten Oeſterreich, die Aufnahme, die er dort gefunden, und ſein Triumphzug durch Deutſchland mit den betrübenden Nachklängen fordern uns auf, zurückzuſchauen in jene Zeit, in welcher der „verhaßte" Bismarck der „bewunderte" Bismarck wurde, auf das Ringen Oeſterreichs und Preußens um die Hegemonie in Deutſchland und auf die Politik Bismarcks Oeſterreich gegenüber, die jenen Streit zur Entſcheidung gebracht hat.

Wer über jene Dinge, die wir mit Staunen erlebt haben, über Kaiſer Wilhelm und Bismarck reden will, kann wenig Neues erzählen, doch hat die Kenntniß jener Epoche in letzter Zeit wichtige Bereicherung und Correctur erfahren durch das große Werk über „Die Begründung des deutſchen Reichs durch Wilhelm I." von Heinrich v. Sybel, zu dem der Verfaſſer geheime und geheimſte Acten des preußiſchen Staatsarchivs hat benutzen dürfen; ein Buch, epochemachend durch die gegebenen neuen Aufſchlüſſe und Bewunderung erweckend durch die Schärfe des Urtheils, die ruhige Klarheit und edle Einfachheit der Darſtellung und die lebensvolle glänzende Charakteriſtik der hervorragenden Perſönlichkeiten, ein Werk, für das — ſo heißt es in der

Beſprechung desſelben durch den Redacteur der preußiſchen Jahrbücher — die Dankbarkeit und die Bewunderung des deutſchen Volkes dem Verfaſſer für alle Zeiten geſichert ſein werden.

In den 5 Bänden, die bis jetzt vorliegen, iſt die Darſtellung bis dahin fortgeführt, wo der Entſcheidungskampf zwiſchen Oeſterreich und Preußen ausgefochten und das Fundament für das neue deutſche Reich gelegt iſt. Auf dieſes Werk wird in den betreffenden Abſchnitten unſere Betrachtung ſich vielfach (zuweilen auch mit wörtlicher Anlehnung) zu gründen oder zu demſelben Stellung zu nehmen haben.

Die ganze junge Generation von heute kennt, ſoweit ſie zurückdenken kann, keinen anderen Zuſtand als den, daß es ein mächtiges, geeinigtes deutſches Reich giebt; diejenigen aber unter uns, die auf der Höhe des Lebens ſtehen, oder gar die, deren Haupt grau wird, die ſehen in ihrer Erinnerung zurück in eine Zeit, da Deutſchland zerſtückelt, politiſch machtlos war, da ein ſtarkes und machtvolles Deutſchland in Deutſchland ſelbſt — ein Traum war, an dem Viele aus den Gebildeten der Nation mit ſehnſuchtsvoller Hoffnung hingen; und ſie haben es erlebt, wie dieſer Einheitstraum ſich erfüllte, und dürfen die gewaltigen, weltgeſchichtlichen Ereigniſſe, in denen dieſe Einigung ſich vollzog, wohl unter die großen Erlebniſſe ihres Lebens zählen.

Das neue deutſche Kaiſerthum iſt ſeinem ganzen Charakter nach ein ganz anderes als das deutſche Kaiſerthum des Mittelalters. Dieſes war ein internationales, kosmopolitiſches, es war ſeinem Weſen nach darauf gerichtet, ein chriſtliches Weltreich zu ſein, zu dem im Grunde Alles gehörte, was dazu gebracht werden konnte, den Namen Chriſti zu bekennen. „Herr der Herrſcher", „Haupt der ganzen Welt", ſo nennen Chroniſten des Mittelalters den „römiſchen", d. h. den deutſchen Kaiſer. Als greiſer Flüchtling an der Grenze ſeines Reiches weilend, gebannt von der Kirche, vertrieben durch den eigenen Sohn, ſchreibt Kaiſer Heinrich IV. dem Könige von Frankreich: die Erde ſei ſein, ſo weit ſie bewohnt wird; und als etwa zwei Jahrhunderte ſpäter König Heinrich VII. über die Alpen zieht, da ruft, ihn begrüßend, nicht ein Deutſcher, ſondern ein Italiener, der Dichter der Divina comedia ſeinen Landsleuten zu, ſie ſollten kommen und ſich dem Kaiſer anſchließen: ihr, die ihr aus des Kaiſers Flüſſen trinkt und über ſeine Meere ſegelt, ihr, die ihr auf den Sand des Ufers tretet und auf den Scheitel der Alpen, die ihm gehören, die ihr auch euer Privateigenthum nach der Ordnung ſeines Geſetzes und nicht anders beſitzt — ſein alſo ſind die Meere, die Flüſſe, der Sand und der Scheitel der Berge; der Kaiſer ſelbſt aber, für den der italieniſche Dichter das Alles in Anſpruch nimmt, erklärt

in einem ſeiner Erlaſſe, daß nach göttlichem und menſchlichem Rechte jegliche Creatur dem römiſchen Kaiſer unterworfen ſei.

Ein ſolches Kaiſerthum der Weltherrſchaft mußte ein Kaiſerthum des Kampfes und der Eroberung ſein, der Idee ihrer Würde nach mußten die Kaiſer beſtrebt ſein, ihre Herrſchaft über die Welt auszudehnen. Das neue deutſche Kaiſerthum iſt ein ganz anderes, als das alte, nicht ein kosmopolitiſches, ſondern ein nationales.

Die Proclamation, in welcher der greiſe König Wilhelm nach erfolgreicher Abwehr des feindlichen Angriffs ſiegreich, wie es wenigen Fürſten der Erde beſchieden geweſen, die Annahme der dem deutſchen Volke durch geſchichtliche Erinnerungen altehrwürdigen Kaiſerkrone und des Kaiſertitels verkündigt, ſchließt eine Losſagung von der Kaiſeridee des Mittelalters in ſich: „Uns aber und unſeren Nachfolgern wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Reiches zu ſein, nicht an kriegeriſchen Eroberungen, ſondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Geſittung.“ Er und ſeine Nachfolger, ſie ſollten Kaiſer ſein — nicht der Welt, ſondern ihres eigenen Volkes und ihres eigenen Reiches. Dem entſprechend heißt es in der Thronrede bei Eröffnung des erſten deutſchen Reichstages: „Die Achtung, welche Deutſchland für ſeine eigene Selbſtändigkeit in Anſpruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der ſchwachen wie der ſtarken“ - und dieſem Kaiſerworte antwortet der Reichstag ſeinerſeits mit der Erklärung: „Die Tage der Einmiſchung in das innere Leben anderer Völker werden, ſo hoffen wir, unter keinem Vorwande und in keiner Form wiederkehren.“

Wer nicht parteiiſch urtheilen will, der wird bekennen müſſen, daß der greiſe Kaiſer Wilhelm in dieſem Sinne gewaltet hat, ſo lange es für ihn Tag war.

Die kosmopolitiſche Richtung des mittelalterlichen Kaiſerthums hat die nationale Ausgeſtaltung des deutſchen Reiches gehindert; als ein ſchwaches, zerfallendes Staatsweſen tritt Deutſchland in die Neuzeit herüber, und der furchtbare dreißigjährige Krieg, der Deutſchland zu einem Schlachtfelde für die Nachbarn machte, unterwirft das Land und ſeine Bewohner in der kläglichſten Weiſe dem Einfluß des Fremdthums, bis an den Anfang dieſes Jahrhunderts hin fehlt ſelbſt den führenden Geiſtern des Volkes meiſt das ſtaatliche Bewußtſein, das Verlangen, einem politiſch ſtarken Staate anzugehören, ja der Glaube an das Recht der eigenen Nation, einen ſolchen zu bilden.

Als aber durch das Kämpfen, das Ausharren und Siegen des „alten Fritz“ ein großer Theil Deutſchlands mit dem jungen Goethe „fritziſch“ geſinnt wurde, erfüllt von der Freude, „Theil zu haben an den Helden der

Nation", da fing man an, wie der mannhafte Ernſt Moritz Arndt (in ſeinem Geiſt der Zeit) aus eigener Erinnerung ſchreibt. „von Volk, Vaterland und Freiheit zu ſprechen . . die Deutſchen ſprachen den Namen Friedrich als einen Namen aller Deutſchen, und der Enthuſiasmus machte das Große noch größer, als es war." Dann haben die großen Dichter und Denker Deutſchlands, Klopſtock und Leſſing, Schiller und Goethe, Kant und Fichte und mit ihnen viele Andere, ihrem Volke ein geiſtiges Deutſchland geſchaffen, in dem es ſich heimiſch fühlte noch ehe es ein politiſches Deutſchland gab.

Aber erſt unter dem Druck und dem Elend der napoleoniſchen Zeit brachten Haß und Noth „zunächſt bei den gebildeten Klaſſen Norddeutſchlands eine gründliche Umſtimmung zu Wege", und Viele hätten mit dem alten Arndt ſprechen können: Als Deutſchland ganz am Boden lag, da habe ich es feſt in mein Herz geſchloſſen.

So wurde der Druck der Zeit dem Volke zum Segen.

In jedem Hauſe fühlte man
Der Zeiten Noth und Qual,
Des Schickſals Schläge ſchmiedeten
Der Männer Arm zu Stahl.

Ueber den Einfluß Friedrichs des Großen, jene Umſtimmung der Geiſter und ihr Heranreifen zu den Freiheitskriegen, mag, wer ſich das Herz erquicken will, doch in Freitags Bildern aus der deutſchen Vergangenheit und in der herrlichen Schilderung nachleſen, die Treitſchke in ſeiner deutſchen Geſchichte von dem Einfluß des geiſtigen Deutſchland auf das politiſche entwirft.

In der Zeit der Noth und Schmach — ſagt er — erwuchs zuerſt in Norddeutſchland die Idee der deutſchen Einheit, ein Kind poetiſcher Sehnſucht ſowohl, wie politiſcher Begeiſterung. Wenn Napoleon geſtürzt ſei, dann ſollte, aus dem ureigenen Geiſte des deutſchen Volkes heraus, ein neues, mächtiges Deutſchland erſtehen.

Damit es erſtehen könne, richtete der willensgewaltige Fichte ſeine die Geiſter packenden Reden nicht an Preußen, Baiern oder Schwaben — ſondern an die deutſche Nation. Er ſucht den freudigen Glauben an ſich ſelbſt in ihr wachzurufen, ihr zu zeigen, daß ſie noch viel zu große Aufgaben habe, viel zu viel werth ſei, um unterzugehen. Er mahnt ſein Volk, ſich ſelbſt nur treu zu bleiben, ſich ſelbſt nur nicht wegzuwerfen und ſich nicht in Selbſtbedauern gehen zu laſſen.

„Beſiegt ſind wir — ob wir zugleich auch verachtet, und mit Recht verachtet ſein wollen, das wird immer noch von uns abhängen. . . . Der Kampf mit Waffen iſt beſchloſſen, es erhebt ſich — ſo wir es wollen — der neue Kampf der Grundſätze, der Sitten, des Charakters. Ob es jemals

uns wieder wohlgehen ſoll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird nie wieder irgend ein Wohlſein an uns kommen, wenn nicht jeder Einzelne von uns in ſeiner Weiſe thut und wirkt, als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geſchlechter beruhe." Mit dieſem Worte mahnt Fichte, und was hier ein gewaltiger Mann predigte, das ſagte in ihrem Kreiſe eine verehrte und geliebte Frau – die Königin Louiſe: Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und beſſer werden.

Bald kam die Zeit, da ſich zeigen konnte, ob dieſe Saat gediehen und das Volk zu Opfern für Staat und Vaterland bereit ſei.

Napoleons Macht zerbrach in Rußland, der Flammenſchein über der alten Zarenſtadt, er wurde das Morgenroth der Völkerfreiheit, und die hoffnungsvolle, thatenfrohe Zeit des europäiſchen Freiheitskrieges brach an.

Was aber war, als dieſe große Zeit dahingezogen war, für Deutſchland das Reſultat des Kampfes und der Opfer?

Das alte Reich war zu Grabe getragen und ein neues war nicht erſtanden. An ſeiner Stelle ſtand nur der machtloſe deutſche Bund, vertreten durch den unfähigen Bundestag zu Frankfurt am Main, in welchem die Klein- und Mittelſtaaten thörichter Weiſe den Großmächten gegenüber ein ganz unverhältnißmäßiges Gewicht erhalten hatten und der durch die Forderung der Stimmeneinheit für wichtigere Angelegenheiten von vornherein zum Tode geboren war. „Am Maße der Anforderungen eines realen Staatsweſens gemeſſen," ſagt Sybel von dieſer Organiſation, „beſaß ſie ſo ziemlich alle Mängel, durch welche eine Verfaſſung unbrauchbar werden kann." Für Preußen aber war dieſer Bund, nach Bismarcks Urtheil, ein Alp, eine Schlinge um ſeinen Hals, ein Gebrechen, das mit Feuer und Schwert werde geheilt werden müſſen. Dabei wurde Deutſchland noch von den Nachbarn, vor Allem von Frankreich, das Recht beſtritten, dieſe klägliche Verfaſſung nach Gutdünken zu ändern und ſeine Einheit zu ſchaffen.

„Kein politiſcher Satz" — ſagt Sybel einmal von den ſpäteren Jahrzehnten — „war dem franzöſiſchen Nationalgefühl geläufiger und wurde mit mehr Unbefangenheit für allgemein giltig und ſelbſtverſtändlich erklärt, als die Anſchauung, daß das europäiſche Gleichgewicht in der Stärke Frankreichs und der Ohnmacht Deutſchlands beruhe."

Den Einzelſtaaten war durch den öſterreichiſchen Staatskanzler Metternich völlige Souveränetät zugeſichert, die jede reale Einigung unmöglich machte; ja, das Streben und Trachten nach Deutſchlands Einheit wurde als revolutionär und als Criminalverbrechen verfolgt. „Es giebt keinen verruchteren Gedanken," äußerte Metternich einmal, „als den, die deutſchen Völker in ein Deutſchland zu vereinigen." Bei dieſem Treiben ließ ſich Preußen von Oeſterreich ins Schlepptau nehmen, ließ ſich in das öſterreichiſche Geleiſe

hinüberziehen, verſcherzte dadurch die Sympathien in Deutſchland und tilgte die Dankbarkeit für ſeine Leiſtungen in den Freiheitskriegen aus den Herzen.

Ein Menſchenalter war ſeit den Freiheitskriegen und der Errichtung des Bundes verfloſſen. — 1848! — Welch ein Anblick! Ganz Mitteleuropa, ſo weit das Auge ſchaut, Frankreich, Italien, Deutſchland: ein ſturmbewegtes Meer Die bisherigen Miniſterien vielfach geſtürzt, die nationalen Hoffnungen wieder lebendig geworden, die verpönten, verfolgten, ſchwarz-roth-goldenen Farben, das Symbol des einigen Deutſchland, als Bundesfarben angenommen, dem deutſchen Volke von den Regierungen die Wahl einer deutſchen Nationalverſammlung geſtattet, leuchtend erhebt ſich wieder die Geſtalt eines ſtarken einigen Deutſchland vor den Blicken der Nation.

In Frankfurt am Main zogen unter dem Geläut aller Glocken, von heißen Wünſchen und Hoffnungen geleitet, die 500 zu Gliedern des erſten deutſchen Parlamentes vom deutſchen Volke erwählten Männer aus dem alten frankfurter Kaiſerſaal in die Paulskirche hinüber, in der die Sitzungen dieſes Nationalparlamentes von ganz Deutſchland ſtattfanden. Hier ſuchte man ein neues Deutſchland zu bauen, der Bundestag wurde aufgelöſt, eine Reichsverfaſſung ausgearbeitet, ein deutſcher Kaiſer gewählt — aber, bald waren alle auf dieſe Verſammlung geſetzten Hoffnungen geſcheitert. Deutſche Einheit, deutſches Reich, deutſches Parlament, deutſches Kaiſerthum, deutſche Heeresmacht, deutſche Flotte — wie ein Traumbild war das Alles vor den Augen des harrenden Deutſchland aufgeſtiegen, und wie ein Traumbild war es wieder verſunken.

Die Ueberzeugung aber war bei Vielen zum Durchbruch gekommen, daß unter der bisherigen Verfaſſung, unter der Herrſchaft zweier Großſtaaten, die nicht durch freiwillige Uebereinſtimmung, ſondern durch rechtliche Bande zuſammengekoppelt — um ein Bismarckſches Bild zu gebrauchen — „auf einem Gefährt feſtgenagelt waren", Deutſchland nicht geſunden könne, daß die Vergangenheit unter den beſtehenden Verhältniſſen unerbittlich die bittere und ſchmerzliche Nothwendigkeit auferlege, auf den ſogenannten „großdeutſchen" Gedanken, d. h. auf die Zuziehung der deutſchen Theile Oeſterreichs beim Bau des künftigen deutſchen Reiches zu verzichten — ein Verzicht, der von Vielen faſt wie ein Verrath angeſehen wurde; und dieſe Ueberzeugung wurde durch die andere ergänzt, daß die Führung des außeröſterreichiſchen Deutſchland nur der König von Preußen übernehmen könne. Ausſchluß Oeſterreichs und Einigung Deutſchlands unter Preußens Führung war die Loſung.

Dieſe Loſung aber führte zum Kampfe, mußte zum Kampfe führen zwiſchen Oeſterreich und Preußen, zum Kampfe um das Recht auf die Hegemonie in Deutſchland. Unmittelbar nach dem Scheitern des frankfurter Parlaments iſt er ausgebrochen.

Preußen, das in aller Stille ſchon längſt durch die große zukunftsvolle That der Gründung des deutſchen Zollvereins die kleindeutſchen Staaten wirthſchaftlich mit ſich verbunden und ſo auf dem wirthſchaftlichen Gebiete die Einheit ſchon hergeſtellt hatte, ſuchte jetzt die kleinen Staaten in einem beſonderen Bunde, in der ſogenannten Union, auch politiſch durch freiwillige Unterhandlung mit den Fürſten, von denen allein ſein König die Kaiſerkrone empfangen wollte, enger mit ſich zu verbinden; dem trat Oeſterreich, geleitet von dem klugen, energiſchen, rückſichtsloſen Fürſten Felix Schwarzenberg entgegen.

Mit einem Theil der Kleinſtaaten im Gefolge proclamirte Oeſterreich, gegen den Einſpruch Preußens, die Wiederherſtellung des alten Bundestages. Oeſterreich mit dem Bundestag und Preußen mit der Union ſtanden einander gegenüber. In zwei Gebieten, in Kurheſſen und Schleswig-Holſtein, ſtießen ſie auf einander. In beiden wollten Oeſterreich und der Bund eine durch eigene Gewaltthat und Rechtsverletzung gefährdete landesherrliche Autorität wiederherſtellen, dort die kurfürſtliche, hier die däniſche — und Preußen, das in Schleswig-Holſtein gegen Dänemark gekämpft und zu deſſen Unionsgebiet Kurheſſen gehörte, wollte das nicht dulden, nicht etwa weil ſein König die Niederwerfung des Widerſtandes mißbilligte, ſondern weil er ſelbſt dabei betheiligt ſein und ſie nicht dem von ihm gar nicht anerkannten und mit Verletzung Preußens wiederhergeſtellten Bunde überlaſſen wollte.

Mit großer Spannung ſah man in Deutſchland und Europa, wie der Conflict ſich immer mehr verſchärfte. Man ſah in Preußen, als dem Leiter der Union, den Vertreter der Neugeſtaltung Deutſchlands. In Heſſen wurde ſein Widerſtand gegen Oeſterreich unwillkürlich ein Eintreten für gebrochenes Verfaſſungsrecht; in Schleswig-Holſtein erſchien er doch noch als ein letztes Eintreten für deutſches Recht, und man glaubte, Preußen ſei entſchloſſen, den Kampf aufzunehmen. Um ſo empfindlicher war hier ein Zurückweichen und eine Demüthigung vor Oeſterreich, um ſo günſtiger die Ausnutzung der Situation für den Fürſten Schwarzenberg. „Die Stärke Preußens," ſagte er etwas ſpäter zu einer deutſchen Fürſtin, „beſteht nur in der Achtung, deren es ſich in Deutſchland zu erfreuen hat; entzieht man ihm dieſe Achtung, ſo beraubt man es jeder Stärke, man muß es erniedrigen und dann zerſtören (il faut l'avilir et après démolir)" In dieſem Sinne iſt auch in den folgenden Jahren die öſterreichiſche Politik geleitet worden.

Für den heraufziehenden Kampf hatte Oeſterreich auf einen gewaltigen Bundesgenoſſen zu hoffen, den damals mächtigſten Monarchen Europas, den Kaiſer Nicolaus von Rußland, den geſchworenen Feind jeder Auflehnung gegen landesherrliche Autorität.

Er erklärte in Warſchau, wo der Kaiſer von Oeſterreich und der preußiſche Miniſterpräſident Graf Brandenburg ihn aufſuchten und wo er faſt als Schiedsrichter zwiſchen Oeſterreich und Preußen daſtand, auch er werde, wenn Preußen ſich widerſetze, in den Krieg eintreten.

In Böhmen und Süddeutſchland hatte Oeſterreich (wie der preußiſche Kriegsminiſter berechnete) ſchon 150,000 Mann beiſammen, in Süddeutſchland rüſtete man eifrig — auch aus Rußland wurden ſchon Rüſtungen gemeldet. In Kurheſſen ſtanden bereits öſterreichiſch-bairiſche und preußiſche Truppen einander gegenüber. Noch unterhandelte man. Das Blut der Patrioten in Preußen wallte auf. „Unterhandlung, es ſei!“ ſoll der Prinz von Preußen, der ſpätere Kaiſer Wilhelm gerufen haben — „aber ſo, wie ſich's geziemt, mit dem Helm auf dem Kopf und dem Schwert in der Hand!“ nur ſo werde Preußens Ehre unverletzt bleiben. Die Ordre zur Mobilmachung erfolgte, „ein heller Jubel durchbrauſte die Preſſe, das Land, die Armee, die Landwehrmänner ſtrömten voll Begeiſterung zu den Fahnen“ — bei dem Dorfe Bronzell, nicht weit von Fulda, kam es ſchon zu einem leichten Zuſammenſtoß, bei dem preußiſcherſeits ein Schimmel fiel und fünf öſterreichiſche Soldaten verwundet wurden. – Wird der Entſcheidungskampf ausbrechen? Der König Friedrich Wilhelm IV. wollte den Krieg durchaus nicht, und ebenſo wollten weder der wackere Graf Brandenburg, den die hiſtoriſche Legende zum Vertreter der Kriegspolitik macht, der aber, wie Sybel zeigt, entſchieden für Nachgiebigkeit und Frieden eintrat, noch der an des kriegsentſchloſſenen Radowitz Stelle tretende neue Miniſter des Auswärtigen Manteuffel und die Majorität des Miniſteriums die Verantwortung für einen Krieg übernehmen, der ein Krieg, nicht nur gegen Oeſterreich und Süddeutſchland, ſondern auch gegen Rußland zu werden drohte; ſie wollten es um ſo weniger, als König Friedrich Wilhelm von der Hilfe des lauernden, gleichfalls rüſtenden Napoleon, die er hätte erlangen oder erkaufen können, abſolut nichts wiſſen mochte.

Die Rüſtung Preußens war nicht, wie der Prinz Wilhelm es gewollt, ernſtlich gemeint, im Grunde war ſie nur ein Blendwerk, ein Mittel geweſen, den Rückzug zu verdecken. Mit klarem Blicke hatte Schwarzenberg das durchſchaut, und ſo erfolgte die bekannte tiefe Demüthigung, die Unterwerfung Preußens unter Oeſterreich. Auf Befehl des Königs, nach mehrmaliger Anfrage, erlangte Manteuffel eine perſönliche Zuſammenkunft mit Schwarzenberg in Olmütz. Es war ein Gang nach Canoſſa. Durch die Ueberlegenheit Schwarzenbergs überwunden, ging Manteuffel in ſeiner Nachgiebigkeit noch weiter, als ſeine Inſtructionen es zuließen — Nov. 1850.

Nur den ausdrücklichen Befehlen Kaiſer Franz Joſephs war es, wie es ſcheint, zu danken, daß Schwarzenberg es überhaupt zu einer Einigung

kommen ließ und Preußen nicht in einen Krieg gedrängt wurde, dem es wohl kaum gewachſen war. — Die Niederlage Preußens war ſchwer und die Demüthigung dabei noch ſchwerer als die Niederlage, „denn vor der Kriegsdrohung Rußlands und Oeſterreichs hatte die Regierung gethan, was ſie im Grunde ſelbſt wollte“.

Die Union, durch die Preußen Deutſchland zu einigen gedacht, wurde aufgelöſt und der alte Bundestag ſchließlich auch von Preußen wieder beſchickt.

In Oeſterreich triumphirte man.

„Wir haben Urſache,“ durfte ein Vertreter Oeſterreichs (Prokeſch) lachenden Mundes ſagen, „dieſen Frieden jedem Kriege, auch dem ſiegreichſten vorzuziehen; er bringt Preußen zum Gehorſam, verleiht uns hohen Ruhm und verfeindet die preußiſche Regierung mit dem deutſchen Volke, ein Beſſeres können wir uns gar nicht wünſchen.“ Um ſo tiefer war der Kummer in Preußen. „Der Schlag iſt gefallen,“ ſchrieb ein preußiſcher Patriot (Camphauſen) an Bunſen, den preußiſchen Geſandten in London, den Freund des Königs, „ein großer Staat, wehrhaftig wie keiner in Europa, leckt den Staub von den Füßen ſeiner Gegner, ohne auch nur den Verſuch zu einem Widerſtande zu machen.“

„Unſere Geſchichte kann nichts aufweiſen,“ ſchrieb demſelben ein anderer preußiſcher Diplomat[1], „was mit der Niederlage von Olmütz zu vergleichen wäre. Unſere Kammern und unſer Heer zuſammenzutrommeln, um in Gala geohrfeigt zu werden, von Conceſſionen zu ſprechen, weil wir in Heſſen dem Henker Rechberg einen Schinderknecht ſtellen dürfen. Mit Pauken und Trompeten, Protokollen und Urkunden unſere Schande verbrieſen laſſen, das iſt ſo niederſchmetternd, daß ich keinen Ausdruck dafür finde.“

Und dennoch! „Vom militäriſchen Standpunkte,“ ſo ſpricht Sybel ſein zuſammenfaſſendes Urtheil aus, „wird ſich die Schlußfolgerung kaum vermeiden laſſen, es war gut, daß ſich ein Manteuffel fand, um einen Frieden wie den Olmützer auf ſich zu nehmen.“

War das aber ſo — werden wir hinzufügen müſſen — ſo wird dem vielgeſcholtenen Miniſter zwar der ſchwere Vorwurf über die Art ſeiner Verhandlung bleiben — aber auch die Ehre, daß er ebenſo wie der wackere Graf Brandenburg durch Erkennen des Nothwendigen und durch den Entſchluß, den Hohn zu tragen und nach Olmütz zu gehen, ſeinem Vaterlande einen Dienſt leiſtete.

Wie aber haben die Ueberwinder Oeſterreichs in der Politik und auf dem Schlachtfelde, die Rächer für Olmütz, Prinz Wilhelm und Bismarck, ſich zu dieſer tiefen Demüthigung geſtellt? Bismarck übernahm die ſchwere

[1] Siehe Biedermann. Dreißig Jahre deutſcher Geſchichte

Aufgabe, diesen Vertrag zu rechtfertigen, so sehr die Niederlage seines Staates sein stark und leidenschaftlich empfindendes Preußenherz verletzen mußte, ihn verletzen mußte, dem „Unversehrtheit der preußischen Krone um jeden Preis“ die Parole war. Er lud so, unbesorgt um Feindschaft, wie immer, zu dem Haß gegen den Junker auch den gegen den Vertheidiger von Olmütz muthig auf sich: Dieser Krieg, sagte er, wäre keine militärische Promenade, sondern ein Krieg in großem Maßstabe gegen zwei unter den drei großen Continentalmächten geworden (Rußland und Oesterreich), während die dritte (Frankreich) beutelustig an unserer Grenze rüste und sehr wohl wisse, daß im Dom zu Köln das Kleinod zu finden sei, welches geeignet wäre, den französischen Machthaber zu befestigen — nämlich die französische Kaiserkrone. „Es ist eines großen Staates nicht würdig, für eine Sache zu streiten, die nicht seinen eigenen Interessen angehört. Zeigen Sie mir ein des Krieges würdiges Ziel, und ich will Ihnen beistimmen. Ich suche die preußische Ehre darin, daß Preußen vor Allem sich von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie fernhalte, daß Preußen in der vorliegenden wie in allen Fragen nicht zugebe, daß in Deutschland etwas geschehe ohne Preußens Einwilligung und daß dasjenige, was Preußen und Oesterreich nach gemeinschaftlicher, unabhängiger Erwägung für vernünftig und politisch halten, durch die beiden gleichberechtigten Schutzmächte Deutschlands ausgeführt werde.“

Preußen und Oesterreich sind ihm also beide gleichberechtigte Schutzmächte Deutschlands.

„Es ist eine seltsame Bescheidenheit,“ sagt er, „daß man sich nicht entschließen kann, Oesterreich für eine deutsche Macht zu halten . . ich erkenne in Oesterreich den Repräsentanten und Erben einer alten deutschen Macht, die oft und glorreich das deutsche Schwert geführt hat.“

Anders als Bismarck hier urtheilte Prinz Wilhelm.

„Nimmermehr“ — sagt Sybel vom Prinzen — „wäre er nach Olmütz gegangen, nimmermehr hätte er preußische Truppen ohne scharfen Schwertschlag das Feld räumen lassen.“ Einige Monate später — am 4. April 1851 — schrieb der Prinz von jener Zeit des freudigen Aufwallens preußischer Begeisterung vor Olmütz:

„Ja wohl! es war ein zweites 1813 und vielleicht noch erhebender, weil nicht ein 7jähriger fremdherrlicher Druck diese Erhebung hervorgerufen hatte; es war ein allgemeines Gefühl, daß der Moment gekommen sei, wo Preußen die ihm durch die Geschichte angewiesene Stellung erobern sollte! Es sollte noch nicht sein. Aber so bald sehe ich dazu keine Aussicht; es muß wohl verfrüht gewesen sein, und ich glaube — wir sehen die gehoffte Stellung für Preußen nicht mehr.“

Damals war er 53 Jahre alt — und als er 90 war?

Zehn Jahre waren ſeit den Tagen von Olmütz verfloſſen; am 18. Jan. 1861 hatte der Prinz-Regent Wilhelm ſich die Königskrone aufs Haupt geſetzt, bereits 63 Jahre alt, in den Jahren, in denen die Meiſten die Hauptarbeit ihres Lebens ſchon hinter ſich haben. Wer ahnte es damals, daß dieſer greiſe Fürſt faſt noch ein Menſchenalter die Krone tragen werde, wer ahnte es, eine wie reiche Lebensarbeit ihm noch bevorſtand! Keine zwei Jahre ſpäter, im September 1862, trat der Mann als Miniſter an ſeine Seite, der als ſein treuer Paladin ſeine große Lebensarbeit mit ihm theilte — Bismarck. Unter ſchweren inneren Kämpfen wurde das preußiſche Heer umgeſtaltet, ſo daß es fähig war, — jetzt erſt fähig war, für Preußen und Deutſchland auf den Plan zu treten, und alsbald hatte es ſeine Waffentüchtigkeit zu bewähren. Die Vergewaltigung Schleswig-Holſteins durch Dänemark im Jahre 1863, die widerrechtliche Einverleibung Schleswig-Holſteins in Dänemark ließ in ganz Deutſchland das Nationalgefühl wieder aufflammen, das brennende Verlangen, alte Scharten auszuwetzen und zu beweiſen, daß auch Deutſchland fähig ſei, ſein Recht zu wahren. „Schleswig-Holſtein ſtammverwandt, harre aus, mein Vaterland," ſo konnte man es überall hören, und von den Alpen bis zur Nordſee, in der Preſſe, in Vereinen und Verſammlungen wurde der Kampf gegen Dänemark gefordert.

Und dieſes Mal traten Preußen und Oeſterreich, die Gegner von Olmütz, als Alliirte gemeinſam auf den Plan; als Waffenbrüder befreiten ſie Schleswig-Holſtein von Dänemark.

Beide hatten nun gemeinſam über ihre Eroberung zu verfügen. Verſchiedene Ziele im Auge, hatten ſich die früheren Gegner die Hand zum Bunde gereicht, gegenſeitiges Bedürfniß hatte ſie zuſammengeführt, beide brauchten einander — aber die Allianz barg in ihrem Schoße den Keim der Zwietracht. *Das* habe in Deutſchland zu geſchehen, hatte Bismarck bei der Vertheidigung des Olmützer Vertrages geſagt, was Oeſterreich und Preußen nach gemeinſchaftlicher, unabhängiger Erwägung für vernünftig und politiſch richtig hielten. Wie aber, wenn ſie beide ganz etwas Anderes für richtig hielten? Wem gebührte dann das Recht, ſeine Pläne durchzuführen, Oeſterreich oder Preußen?

Wohl hatten die öſterreichiſchen Habsburger oft ſiegreich das deutſche Schwert geſchwungen, Jahrhunderte hatten ſie die deutſche Kaiſerkrone getragen, ſie ſahen die Leitung Deutſchlands als ein Erbe ihrer Ahnen an.

Wie viel Geſtalten aber ſchwebten aus dem Dunkel der Vergangenheit heran, die Oeſterreich verklagten, weil es Intereſſen des deutſchen Reiches den eigenen geopfert, ſich der Pflichten gegen das Reich entledigt, weil es im Bunde mit Jeſuiten die Glaubenseinheit aufzuzwingen, durch erzwungene Glaubenseinheit die Glaubensfreiheit und mit ihr die Geiſtesfreiheit in

Deutschland zu vernichten versucht hatte. — Durch seinen buntscheckigen conglomeraten Charakter, durch seine vielen außerdeutschen Interessen und außerdeutschen Länder, die es in Conflicte hineinzogen, an denen Deutschland kein Interesse hatte, schien es zur Führung und Einigung Deutschlands wenig geeignet. — Auch gegen Preußen legt manche Stimme aus der Vorzeit Zeugniß ab, aber wie so viele seiner Thaten wurden ihm bei seinem Rechtsanspruch auf die Führung Deutschlands Eideshelfer! — Wie war es ernst der Fahnenträger Deutschlands in der Verbreitung deutscher Cultur nach Osten gewesen, wie der Vorkämpfer Deutschlands in den Zeiten des großen Churfürsten, des alten Fritz und zuletzt in den Freiheitskriegen vom Tage von Tauroggen an bis zu dem von Belle-Alliance; fast alle seine Länder waren deutsch, „es gab kaum ein deutsches Interesse, das nicht auch ein preußisches gewesen wäre".

Sybel faßt einmal schlagend und den Kern der Sache bezeichnend das Verhältniß beider zu einander in die Worte zusammen: „Kein Mensch und kein Staat kann seine Vergangenheit auslöschen, und wie seit hundert Jahren die Dinge gewachsen waren, fand Oesterreich das Gedeihen seiner Macht in der Zersplitterung Italiens und Deutschlands — Preußen aber das seine (wie Italien) in der Einheit des großen Vaterlandes" (Syb. IV, 128). So lagen die Dinge.

Darin lag Preußens Recht und Oesterreichs Unrecht bei der ganzen Frage, aber in den ersten Worten dieses Satzes „kein Mensch und kein Staat kann seine Vergangenheit auslöschen" — liegt auch die Aufforderung an den Darsteller, darin gerecht zu sein, daß er das von keinem der beiden Gegner, auch nicht von demjenigen, gegen den ihm Herz und Interesse Partei nimmt, verlangt.

Preußen, der stärkste protestantische Staat Deutschlands, hatte eine zu große Vergangenheit und eine zu ruhmvolle Geschichte gehabt, es hatte eine zu selbständige Stellung in der Welt eingenommen und war seiner ganzen Vergangenheit nach zur Lösung viel zu großer Aufgaben, deren es sich bewußt war, berufen, als daß es sich den Interessen und der Leitung eines anderen Staates überlassen, als daß es sich Oesterreich unterordnen konnte. Es konnte das nicht, ohne seine ganze Vergangenheit zu verleugnen, es durfte das nicht, wenn es sich selbst und seinen Aufgaben in der Welt getreu bleiben wollte.

Hierin liegt auch die Berechtigung des öfters gebrauchten, aber, wenn er so leichthin ausgesprochen wird, für Jeden, der vor einmal gemeinsam aufgerichteten Rechtsformen und übernommenen Verpflichtungen Achtung besitzt, verletzenden Satzes. Preußen könne sich nicht majorisiren lassen. — Dort, wo es sich nicht um Lebensfragen handelte, mußte es sich majorisiren

laſſen, ſo lange der einmal auch von ihm anerkannte Bund beſtand, ſo lange es ſich nicht von ihm losſagte; dort aber durfte es das nicht, wo es ſich um Lebensfragen handelte, um ſeine erkannten eigentlichen Lebensaufgaben. Preußen war in der glücklichen Lage desjenigen, der durch ſeine Vergangenheit und die ihm innewohnende Kraft berechtigt iſt, in eine große Zukunft hinauszublicken, es war in der That nicht nur in der glücklichen Lage, daß ſein eigener Fortſchritt und ſein Gedeihen zugleich ein Fortſchritt in der Einigung Deutſchlands, ein Gewinn für Deutſchland war, und daß, was Preußen auf ſeiner Bahn hinderte, meiſt zugleich ein Hemmniß war für Deutſchlands Erſtarkung, ſondern noch mehr, es war in der günſtigen Lage, daß es nur dadurch ſeiner Vergangenheit und ſeinen Aufgaben gerecht werden konnte, wenn es ſich die größten Ziele ſetzte, wenn es die große deutſche Frage zu löſen und die Zukunft Deutſchlands zu geſtalten unternahm. Es hatte darum ein Recht, an Deutſchland Forderungen zu ſtellen, wo es nicht nur für ſich, ſondern auch für Deutſchland zu fordern ſich bewußt war, und es hatte das Recht und die Pflicht, entſchloſſen und, wenn es ſein mußte, rückſichtslos auf ſeinem Wege vorwärts zu gehen, das Recht, durch eine rückſichtslos preußiſche Politik, da dieſe zugleich eine deutſche war, emporzuſteigen und Deutſchland mit ſich zur Größe emporzuheben. Es mußte, ſo wie ſich die Gelegenheit bot und der Gegner es ihm möglich machte, die Bande zerreißen, die es hemmten, und, wenn es nicht anders ging, in einem Kampf auf Leben und Tod den Gegner niederwerfen, der ſich ihm auf dieſer Bahn in den Weg ſtellte.

Unverbrüchlich blieb denn auch die preußiſche Politik, ſeit ſie ſich ihrer Aufgabe thatkräftig bewußt war, ſei es im Frieden oder durch Krieg, auf die Erreichung ihres Zieles gerichtet, und dieſes Ziel war: ein Fortſchreiten Preußens, das zugleich mehr und mehr zu einem allmählichen oder plötzlichen Hinausdrängen Oeſterreichs wurde aus der Stellung, die es beſaß. Allerdings lag ein offenſives Auftreten gegen Oeſterreich Preußen fern — *ſo lange* als Oeſterreich Preußen gewähren ließ; die preußiſche Politik iſt auch nicht von jener Feindſeligkeit, gar Gehäſſigkeit erfüllt, wie ſie unter Schwarzenberg den Charakterzug der öſterreichiſchen bildete; ſie geht nur ohne Rückſicht und Schonung für Oeſterreich ihren Weg weiter. Aber Oeſterreich wollte *behalten*, was es hatte und den beſtehenden Zuſtand *erhalten*. Preußen wollte *ändern* und trieb durch ſein rückſichtsloſes Vorwärtsdrängen Oeſterreich ſchließlich zum formellen Bruch des beſtehenden Rechtes, und in ſo fern hatten die Gegner Preußens Recht, wenn ſie beim Ausbruch des Krieges nicht die Rüſtungen Oeſterreichs, ſondern die offenſive (revolutionäre) — oder ſagen wir auch im preußiſchen Sinne reformatoriſche — Politik

Preußens als den eigentlichen Grund zum Kriege bezeichneten. Es hieße die Thatſachen auf den Kopf ſtellen, wenn man das leugnen wollte, obgleich zugeſtanden werden muß, daß Oeſterreich in der Empfindung, daß es ſonſt ſeine deutſche Stellung aufgeben und den Frieden eben als Frieden um jeden Preis bewahren müſſe, ſchließlich aggreſſiv vorging und dem Faß den Boden ausſchlug.

Fürſt Bismarck hat vor einiger Zeit der Deputation des conſervativen Vereins in Kiel gegenüber geſagt: Die Zertrümmerung alter Formen im Jahre 1866 im Kriege mit Oeſterreich ſei im Grunde mehr conſervativ geweſen, als dies Verharren bei den Zuſtänden der Zerriſſenheit; es ſei der Werth des Alten, welcher vernichtet, und des Neuen, welcher errichtet werden ſollte, abzuwägen geweſen — und es hätte ſich darum gehandelt, den Reſt deutſchen Nationalgefühls, alſo etwas ganz Altes zu bewahren. „Die Einigung Deutſchlands war eine conſervative That, und ich ſtehe mit reinem Gewiſſen vor jedem Examen, das mir darüber aufgelegt werden könnte[1].“ Hier ſind der „wahre“ und der „falſche“ Conſervatismus, das heißt der innerlich berechtigte und der unberechtigte, einander gegenübergeſtellt — der wahre Conſervatismus, der lebendige Kräfte, dem falſchen Conſervatismus, der überlebte Formen oder Sachen zu erhalten ſucht.

Aber in dieſem Sinne wird das Wort einmal nicht gebraucht, es iſt eine ſinnvolle und auch ſachlich berechtigte Bezeichnung, aber doch eine Umprägung der üblichen Bedeutung des Wortes. In dieſem Sinne war im Grunde die franzöſiſche Revolution in vieler Hinſicht auch conſervativ.

Wenn dieſer Conſervatismus als ein wahrer anerkannt werden darf, ſo war er doch damals in ſeiner ganzen Haltung — mochte er auch, klug und maßvoll ſich beherrſchend, den ſchließlichen formellen Rechtsbruch dem Gegner überlaſſen — dem Beſtehenden gegenüber aggreſſiv[2]. Daß aber Oeſterreich, unfähig und unluſtig, die tiefen nationalen Intereſſen Deutſchlands zu befriedigen, nur das unhaltbare Beſtehende zu conſerviren oder es nur im eigenen Intereſſe umzugeſtalten gedachte, „mochte aus Deutſchlands Zukunft werden, was da wollte“, das war ein weiterer Rechtsgrund für Preußen, den Ausbau Deutſchlands auf ſeine Weiſe zu leiten; für Oeſterreich aber konnte es kein ſittliches Recht geben, Preußen die Löſung einer Aufgabe zu

[1] Anfang 1891. Citirt nach der „St. Petersb. Zeitung“. Nähere Angaben in einem ſpäteren Artikel. Anders freilich lauten Bismarcks Ausführungen über Reform und Revolution 17. December 1878 im Abgeordnetenhauſe, doch handelt es ſich hier um Vorgänge innerhalb eines und deſſelben Staates.

[2] Beſonders billig und zutreffend würdigt die Sache Biedermann, Dreißig Jahre deutſcher Geſchichte II, 441, dort finde ich auch eine ähnliche Erwägung über die preußiſche Politik, S. 443.

verwehren, die der Löſung dringend bedurfte, die es ſelbſt aber weder löſen konnte, noch überhaupt ernſtlich löſen wollte.

Dem ganzen Verhältniß Oeſterreichs zu Deutſchland mußte bei dieſer Lage der Dinge die innere ſittlich politiſche Berechtigung fehlen. Dadurch war Oeſterreich, weil es das Nothwendige und Berechtigte hindern wollte, im tiefſten Grunde unzweifelhaft der moraliſche Urheber des Krieges. Aber die Einigung Deutſchlands unter Preußens Führung zulaſſen und zunächſt Preußen zu dieſer Führerſchaft in Deutſchland heranwachſen laſſen, bedeutete für Oeſterreich ein endgiltiges Verzichten, ein Zurücktreten von der hiſtoriſchen Stellung des Kaiſerſtaates, von der großen leitenden Stellung, die es bisher in Deutſchland, damit auch von der Stellung, die es bisher in Europa eingenommen, und zwar ein Verzichten zu Gunſten des alten Feindes und Rivalen. Es kann das gar nicht ſcharf genug hervorgehoben werden: „kein Menſch und kein Staat *kann* ſeine Vergangenheit auslöſchen", auch nicht frühere Größe und früheres Anſehen — Nur dann aber wird man das Verhalten Oeſterreichs und ſeine Politik billig beurtheilen, wenn man deſſen eingedenk bleibt, daß ein ſolcher Verzicht auf das Erbe der Väter ſchwer iſt, daß es eine ſchmerzliche Zumuthung iſt, von einer Aufgabe (hier zwar nicht der Einigung — aber der Leitung Deutſchlands), auf die man Gewicht gelegt und die als eine Ehre galt, zurückzutreten, in der Erkenntniß, ihr nicht mehr gewachſen zu ſein, um ſie in die Hände eines Anderen, und zwar des Rivalen, niederzulegen; nur dann wird man ſie billig beurtheilen, wenn man es anerkennt, daß das Zugeſtändniß: ich habe meine Rolle in einer Jahrhunderte langen Entwickelung *ausgeſpielt* und *verſpielt*, bitter iſt, daß die klare Erkenntniß einer ſolchen Thatſache, die freiwillige, aufrichtige und durch die That bewieſene Anerkennung derſelben im Leben der Staaten nicht häufig, ſondern ſelten und etwas Großes iſt. Es liegt etwas Großes, Herzbewegendes darin, und es war nicht etwas Selbſtverſtändliches, wenn König Konrad I., der Franke, auf dem Sterbebette die Krone des Reiches in die Hände ſeines Gegners Heinrich legte und bekannte: „Die Zukunft des Reiches ſteht bei den Sachſen" — und Konrad I. ſtarb kinderlos und dennoch bewundern wir ſeine Handlung Alle. Es wäre eine ſittlich große und dabei weit blickende Politik geweſen, wenn Oeſterreich, in Anerkennung der Sachlage und klarer Selbſtbeſcheidung, freiwillig von ſeiner bisherigen Stellung zurückgetreten und dadurch den bisherigen Rivalen, dieſen Pfahl im ſeinem Fleiſch, in einen Freund verwandelt hätte, indem es ſeine leitende Stellung in Deutſchland dem Gegner überlaſſen und aufrichtig anerkannt hätte, die Zukunft Deutſchlands ſteht bei Preußen.

Steht es aber ſo, dann wird doch das Billigkeitsgefühl zum Wider-

ſpruch herausgefordert, wenn man es — und das geſchieht auch durch das große v. Sybelſche Werk — als ſelbſtverſtändlich behandelt, daß Preußen ſeine Forderungen, ſeine ja im Intereſſe Deutſchlands liegenden Forderungen durchſetzte und Oeſterreich das Nachſehen hatte. Ja, das war ſelbſtverſtändlich, nothwendig und ſelbſtverſtändlich, in demſelben Sinne, in dem es ſelbſtverſtändlich iſt, daß das ſittlich Berechtigte ſiegt und das Unberechtigte unterliegt, ſelbſtverſtändlich in dem Sinne, in dem „der Lebende Recht hat“ und in dem: von dem, der da nicht hat, noch genommen werden ſoll, das er hat, in dem es ſelbſtverſtändlich iſt, daß eine junge kraftvolle Generation den Anſchauungen der alten gegenüber ihre Wege geht, ihre beſſere Erkenntniß zur That macht und dabei wohl auch den Bau des ſcheidenden Geſchlechtes zertrümmert. Es mag der jungen Generation, die ſich zu ihren Zielen durchzuringen und ihren Streit zu kämpfen hat, verziehen werden, wenn ſie im Kampfe für die Schmerzen der alten, über die ſie hinwegzieht, wenig Empfindung hat; von der rückſchauenden Geſchichtsbetrachtung aber kann und muß verlangt werden, daß ſie derſelben eingedenk bleibt, und die Empfindung dafür läßt die Darſtellung Sybels doch zu ſehr vermiſſen, und ſo wird ſein Urtheil über das Verhalten Oeſterreichs mitunter unbillig und hart, obgleich wir in den Charakterſchilderungen auch Perſönlichkeiten der Gegenpartei mit Wohlwollen und wohlthuender Anerkennung gezeichnet ſehen und der Verfaſſer bei ſeiner ganzen Darſtellung ſich beſtrebt hat, „die im eigenen Lager vorgekommenen Fehler und Mißgriffe ohne Beſchönigung einzugeſtehen, das Verhalten der Gegner aber gerecht und billig zu beurtheilen, oder mit anderen Worten: die Motive ihres Thuns nicht aus Thorheit oder Schlechtigkeit abzuleiten, ſondern nach den hiſtoriſchen Vorausſetzungen ihrer Stellung zu begreifen,“ weil „die Kämpfe von 1866 nicht ein willkürlich gemachtes Ergebniß perſönlicher Leidenſchaften waren, vielmehr aus dem unvermeidlichen Conflicte alter, durch Jahrhunderte herangewachſener Rechte mit den immer ſtärker heranwachſenden nationalen Bedürfniſſen entſprangen“. Da das Buch aber „hauptſächlich nach preußiſchen Staatsacten“ gearbeitet iſt und dem Verfaſſer die Acten der einen Partei in reicher Fülle, die der anderen nicht entfernt in gleicher Weiſe zu Gebote ſtanden und ihm daher aus ſeinem Material die Gedanken und Anſchauungen der einen Partei immer wieder lebendig entgegentraten, ſo konnte er dabei leicht in ihre Empfindungen und ihre Auffaſſung hineingezogen werden, um ſo mehr, als er ſich mit ihr völlig auf einem Boden fühlte, von ihrem guten Recht durchdrungen und von der Freude an den großen Thaten erfüllt war, die ſein Vaterland von Erfolg zu Erfolgen führte und aus politiſchem Elend zur Größe emporhob; es konnte ihn leicht der Ingrimm erfaſſen über eine Politik, die eigenſüchtig

immer darauf aus war, dieſe große Entwickelung zu ſtören. Aber gerade um der Größe dieſes ausgezeichneten Werkes willen, um der Unparteilichkeit willen, mit der der Verfaſſer die Thatſachen berichtet und meiſt für ſich ſelber reden läßt, möchte man wünſchen, daß er auch in ſeiner Beurtheilung der Empfindung des Gegners mehr Rechnung getragen hätte, und daß das Buch dadurch jene friedewirkende, das Gemüth überwindende Macht üben könnte, mit welcher die Gerechtigkeit geſchichtlicher Darſtellung nicht erbittert, ſondern verſöhnt. Es würde dann in noch höherem Grade den Charakter eines Siegels tragen, das die hiſtoriſche Wiſſenſchaft mit ihrem suum cuique (Jedem das Seine) unter die Thaten der Vergangenheit ſetzt.

Kehren wir nun zu dem Conflict zwiſchen Oeſterreich und Preußen zurück.

Zum Bruche zwiſchen den beiden gegen Dänemark alliirten Großmächten führte bekanntlich die Frage, was aus dem gemeinſam eroberten Schleswig-Holſtein werden ſolle.

Das Urtheil wird hier, glaube ich, ähnlich ausfallen müſſen, wie über das Geſammtverhältniß zwiſchen Oeſterreich und Preußen. Durch gemeinſame Kämpfe beider Großmächte, durch von beiden gebrachte Opfer war Schleswig-Holſtein befreit, ihnen beiden war es von Dänemark abgetreten, ſo erſcheint es natürlich, daß die Eroberung auch ihnen beiden zu gute kam. Schleswig-Holſtein, deſſen Untheilbarkeit in den Streitigkeiten mit Dänemark eine ſolche Bedeutung gehabt, zu theilen, war nicht wohl möglich, wenn man ſich auch ſpäter in der Verlegenheit dieſem Auswege proviſoriſch zugewendet hat; eine ſo fern abliegende Provinz konnte Oeſterreich nicht recht gebrauchen, eine Abtretung preußiſchen Landes aber, wie Oeſterreich es wünſchte, etwa der Grafſchaft Glatz, als Entſchädigung hielt König Wilhelm „mit Pflicht und Ehre unvereinbar"; und mag man über eine ſolche Rückgabe einſt öſterreichiſchen Landes, die freilich unwahrſcheinliche Zuſtimmung der Betroffenen vorausgeſetzt, auch anders urtheilen, man wird „die Ehrenhaftigkeit dieſer Geſinnung anerkennen müſſen"[1]. Eine andere, Oeſterreich genehme Entſchädigung war ſchwer zu finden. Die Oeſterreich erwünſchte Erhaltung des bisherigen Bundesrechtes zuzuſagen, das zu zerreißen Preußen ſehnlichſt wünſchen mußte — war unmöglich; es wäre ſelbſtmörderiſch geweſen, und eine Garantie für die außerdeutſchen Länder Oeſterreichs, eine Garantie für deſſen italieniſchen Beſitz zu übernehmen, hätte die gefährlichſten Conflicte, an denen Preußen gar kein Intereſſe hatte, über dasſelbe heraufbeſchworen. Geld aber anzunehmen, fand man wieder in Oeſterreich der Würde des Staates nicht entſprechend.

[1] mit Kaiſer Napoleon III., der dieſe Worte in Bezug auf die Verweigerung der Abtretung deutſchen Landes an Frankreich brauchte.

Konnte nun Oeſterreich für ſein Anrecht an den Provinzen keinen directen Erſatz erhalten, ſo wollte es doch ſo über den neuen Erwerb verfügt ſehen, wie es dem öſterreichiſchen Intereſſe entſprach. Da nun die Annexion oder der enge Anſchluß des neuen Staates an Preußen eine Stärkung Preußens und damit, wie die Dinge damals lagen, eine Schädigung der deutſchen Stellung Oeſterreichs bedeutete, ſo wurde Oeſterreichs Politik weſentlich von der eiferſüchtigen Sorge beſtimmt, daß Preußen die Provinzen nicht bekam und ſie nicht von Preußen abhängig wurden[1].

Oeſterreich wünſchte daher die Errichtung eines neuen ſouveränen Kleinſtaates unter dem von Oeſterreich und Preußen bisher verworfenen, in der öffentlichen Meinung Deutſchlands für berechtigt geltenden Herzog von Auguſtenburg, den die Schleswig-Holſteiner ſelbſt mit jubelnder Anhänglichkeit als ihren rechtmäßigen Landesherrn anſahen.

Wenn das ſich mit dem preußiſch-deutſchen Bedürfniß vereinigen ließ, wenn der Herzog auf eine Beſchränkung ſeiner Souveränität, auf ein Verhältniß zu Preußen eingegangen wäre, wie Preußen es vorſchlug, oder ein ſolches, wie es heute die deutſchen Fürſten acceptirt haben[2], ſo wäre das die ſympathiſchſte und, wie mir ſcheint, die für Deutſchland günſtigſte Löſung der Frage geweſen. Obgleich der Herzog durch die ſtillſchweigende Zuſtimmung zu dem von ſeinem Vater gegen Geld geleiſteten Verzicht meiner Meinung nach — mag juriſtiſch das deutſche Fürſtenrecht vielleicht eine andere Entſcheidung fordern — jedes moraliſche Anrecht auf ſein Erbe verloren hatte, ſo wäre eine ſolche Einrichtung dem Intereſſe Deutſchlands, die Individualität der einzelnen Volksſtämme zu conſerviren, viel dienlicher geweſen, als die Aufſaugung dieſer eigenartig entwickelten Bevölkerung in der preußiſchen Annexion, die doch als ſelbſtſüchtige Gewaltthat von Unzähligen empfunden wurde und als ſolche noch in ſo manchem Herzen nachzittert, viel mehr geeignet, das Vertrauen zu wecken und zu ſtärken, das Vertrauen dazu, daß das suum cuique überall gewahrt werden ſolle. In finanzieller Hinſicht allerdings war, wie Sybel zeigt, die Annexion ſowohl für die Herzogthümer ſelbſt, wie für Deutſchland, das bei Weitem Vortheilhafteſte (Syb. IV, 81 ff.). Der eben erwähnte von Preußen geforderte enge militäriſch-politiſche Anſchluß dieſes Kleinſtaates an Preußen, eine ſolche Unterordnung desſelben

[1] Auf preußiſcher Seite kannte man ſolche Erwägungen auch. „Wir können alſo," hatte Bismarck 10 Jahre vorher geſchrieben, „abgeſehen von allen übrigen in der orientaliſchen Frage liegenden Motiven für unſere Entſchließungen, eine Vergrößerung Oeſterreichs nur zugeben, wenn wir mindeſtens in demſelben Maße wachſen" (25. Juli 1854).

[2] Das war doch wohl nicht, wie Oncken, Zeitalter des Kaiſers Wilhelm, I, S. 508 meint, „genau" dasſelbe. Vgl. auch die Forderungen, die 1866 an Sachſen geſtellt und dann ermäßigt wurden.

unter Preußen wäre nun aber ein Fortschritt, ein bahnweisender Fortschritt zu einer Einigung Deutschlands unter preußischer Führung, wäre der Anfang einer neuen Union, ein wichtiger Schritt zur Lösung der deutschen Frage in preußischem Sinne gewesen, und so wollte Oesterreich nichts von einem solchen Verhältniß wissen und lehnte es entschieden ab, auf eine solche Einrichtung einzugehen, da das der Bundesverfassung, welche Souveränität aller Bundesglieder fordert, widerspreche. Da nun auch der neue Herzog, ebenso wie Oesterreich, eine solche Beschränkung seiner Souveränität entschieden verwarf, so zerstörte er damit seine Aussichten auf Einsetzung in Schleswig-Holstein. Unter den obwaltenden Umständen war es fast unzweifelhaft, daß der neue Herzog, von Oesterreich geschirmt, von Preußen sich in seiner Selbständigkeit bedroht fühlend, am Bunde österreichische — d. h. gegen Preußen gerichtete Politik getrieben hätte, und da waren nun König Wilhelm und sein großer Minister mit gutem Fug und Recht felsenfest entschlossen, eine preußenfeindliche Politik des neuen, durch seine geographische Lage für Preußen so wichtigen, feindlichen Angriffen so exponirten Staates, dessen Vertheidigung bei einem Kriege in erster Linie Preußen obgelegen hätte, auf keinen Fall zuzulassen. Die zukünftige Stellung dieses unter Opfern und bei der drohenden Einmischung des Auslandes unter großen Gefahren errungenen Gebietes, das in völliger Selbständigkeit für Militär und Marine nur wenig leisten konnte, das aber in der Hand eines Großstaates für die maritime und damit politische Stellung Deutschlands von ganz anderer Bedeutung werden mußte, denn als machtloser Kleinstaat, sollte eine solche sein, daß sie eine Stärkung Deutschlands und Preußens bedeutete und keine Schwächung. Das mußte die preußische Regierung, wenn auch Minderung ihrer Forderungen wohl möglich erscheint, verlangen; sie that nur ihre Pflicht damit. Entweder trat derjenige, der das Land erhielt, in ein festes, klar bestimmtes Verhältniß zu Preußen, oder er erhielt es überhaupt nicht, und dann erschien die Annexion durch Preußen — die den Gedanken König Wilhelms bei dem Kriege völlig fern gelegen — als die sich von selbst darbietende, ihm von verschiedenen Seiten, wie Sybel zeigt, zuerst von Napoleon, nahegelegte Lösung, und Bismarck erklärte diese auch für das wünschenswertheste Resultat.

Sollte aber Oesterreich, das gleichfalls für die Herzogthümer Opfer gebracht, ganz leer ausgehen, und wollte ihm Preußen nichts dafür bieten? Eines doch! eine dauernde, feste und loyale Allianz, wie sie sich soeben noch für beide Mächte bewährt hatte, aber — auf die preußischen Bedingungen hin, und diese waren: Gewährenlassen Preußens in den Herzogthümern, dann in Deutschland und für die fernere Zukunft, wie Bismarck in einer höchst interessanten persönlichen Correspondenz unter dem Schleier in bildlicher Redewendung dem österreichischen Minister Rechberg andeutet,

der Verzicht auf die Zuſammengehörigkeit Oeſterreichs mit Deutſchland, deren Anerkennung Rechberg gerade als die Grundbedingung bezeichnet hatte, unter der allein Oeſterreich ſich in der Allianz wohlfühlen könne. Das war die Baſis, auf der Oeſterreich und Preußen dermaleinſt gute Freunde werden konnten und es geworden ſind, aber zunächſt wurde damit als Lohn für einen Verzicht im Grunde die Forderung eines noch größeren Verzichtes geboten.

Es war natürlich, wenn ſich das Herz der Oeſterreicher dagegen empörte, daß nicht nur der Rivale den Preis der gemeinſamen Anſtrengung allein verſchlang, ſondern daß die Eroberung Schleswig-Holſteins auch durch Oeſterreichs Waffen dazu führen ſollte, ſchließlich Oeſterreich aus Deutſchland hinauszudrängen, und das eben ſollte man billiger Weiſe nicht verkennen. Dieſe Empörung war um ſo begreiflicher, als preußiſcherſeits bei den Verhandlungen auch nach der Sybelſchen Darſtellung faſt nirgends die Empfindung durchblickt, daß man dem Rivalen etwas zumuthe, wohl aber gelegentlich die eigenen Forderungen faſt höhniſch als Conceſſionen hingeſtellt werden. Es iſt aber doch kein ſittlich berechtigtes Thun, das Gedeihen des Anderen zu hindern, weil man fürchtet, er könne Einem den Platz im Leben enger machen, und darauf iſt die öſterreichiſche Politik gerichtet, geleitet von dem Gedanken, „daß Oeſterreich ſchade, was Preußen nütze", und ſo war man auch in Preußen, wo man einherſchritt, getragen von dem freudig ſtolzen Bewußtſein, große patriotiſche Aufgaben zu löſen, ſchwer gereizt durch die Feindſeligkeit und die Winkelzüge einer um Deutſchlands Wohl unbekümmerten ſelbſtſüchtigen Politik.

Und dennoch, gerade um der politesse du coeur willen, welche die Geſtalt des alten Kaiſers Wilhelm ſo ehrwürdig macht, müßte man wünſchen, daß hier in der preußiſchen Politik trotz alledem der Wunſch, auch dem Empfinden des Alliirten gerecht zu werden, mehr hervorgetreten wäre

Aber es giebt noch ein Etwas, das ſtark für Preußen und gegen Oeſterreich ins Gewicht fällt Die preußiſche Krone hatte den Kampf geführt für Preußens Ehre und Deutſchlands Recht, in dem Bewußtſein, daß ſie Beides zu wahren habe, in dem Gefühle deſſen, was ſie ſich ſelbſt und was ſie Deutſchland ſchuldig ſei, ſie hatte ihn geführt, um Schleswig Holſtein von Dänemark zu befreien. Oeſterreich war mitgegangen, zwar auch um däniſchem Unrecht entgegen zu treten, aber zugleich doch mit der Abſicht, zu extreme Beſchlüſſe des Bundes und ein volles Reſultat unmöglich zu machen, im Grunde auch, um die Provinzen dem Dänenkönig zu erhalten und Preußen daran zu hindern, daß es allein an der Spitze Deutſchlands die Herzogthümer befreie. Der eine der beiden Rivalen hatte zwar für ſich, aber zugleich für ein großes nationales Intereſſe gekämpft, der andere im

Grunde dagegen — jetzt erntete Jeder, was ſeine Thaten werth waren, ein Jeder erntete ſeine Saat.

Preußen trug die Beute davon zu Deutſchlands Beſtem, mit gutem Fug und Recht; Oeſterreich hatte das Nachſehen auch mit gutem Fug und Recht. Wieder einmal die berufene Ironie der Geſchichte, oder ſagen wir lieber die ernſte geſchichtliche Nemeſis, die hier als Themis mit gerechter Waage nicht den Schein, ſondern den wahren Werth wägt, wieder einmal einer von jenen Momenten der geſchichtlichen Entwickelung, die uns das Walten einer ſolchen durch die Geſchichte ſchreitenden Gerechtigkeit ahnen laſſen, jener Gerechtigkeit, die unſere Thaten oft in das Gegentheil deſſen umſchlagen läßt, was mit ihnen beabſichtigt war, und uns ſo zwingt, dem zu dienen, das wir nicht wollten, das aber ein gutes Recht hatte zu werden und zu beſtehen Es ging Oeſterreich wie dem römiſchen Könige mit den ſibylliniſchen Büchern; der Preis, den es zu zahlen hatte, blieb immer derſelbe, ob es viel, ob es wenig dafür erlangte der unvermeidliche Verzicht auf die alte Stellung in Deutſchland. Aber nirgends in der Welt war es vielleicht ſchwerer einzuſehen, daß dieſer Verzicht nothwendig ſei, wenigſtens forderte dieſe Erkenntniß nirgends ſo viel Selbſtverleugnung als dort, wo man der unliebſamen Wahrheit feſt ins Auge ſehen und in klarer Selbſtbeſcheidung die Buße für die Vergangenheit zahlen mußte. — Wo die Lage der Dinge, wie hier im Streite Oeſterreichs und Preußens, es erheiſcht, daß Opfer gebracht werden, zumal ſolche, die großentheils durch das eigene frühere Verhalten auferlegt ſind, da müſſen ſie verlangt und im Nothfalle erzwungen werden. Das Verſöhnende liegt dann darin, daß das Opfer als ſolches anerkannt und als ſolches gewerthet wird.

Georg Rathlef

Görgeis Waffenstreckung bei Vilagos am 13. August 1849,

geschildert von einem Augenzeugen.

Der am 30. November 1890 in Mitau verstorbene Baron Carl v. Fircks aus dem Hause Lesten hatte den russischen Feldzug in Ungarn im Gefolge des Generals Grafen Rüdiger mitgemacht und war bei der Capitulation Görgeis gegenwärtig gewesen. In seinem Nachlasse fand sich die nachstehende Aufzeichnung, die er bald nach dem folgenschweren Ereignisse gemacht. Wenn auch seitdem großartigere militärische Katastrophen und gänzlich veränderte politische Verhältnisse jene Begebenheit in den Hintergrund gedrängt haben, so wird doch der anschauliche und lebendige Bericht eines Augenzeugen über den denkwürdigen Vorgang, der damals die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregte und das Schicksal Ungarns für lange Zeit entschied, auch heute noch auf das Interesse der Leser rechnen können; er bietet einen bemerkenswerthen Beitrag zur Geschichte jener bewegten Tage. Auch die der Erzählung beigefügten Schreiben Görgeis, die für die Kenntniß der Motive seines Handelns von Bedeutung sind, verdienen um so mehr Beachtung, als er selbst in seinen Denkwürdigkeiten nur kurze Resumés von ihnen giebt und sie sonst, so viel wir wissen, nicht veröffentlicht worden sind. Die Anmerkungen unter dem Texte rühren vom Herausgeber der folgenden Blätter her.

H. D.

Ehe ich zur Schilderung dieses wichtigen Vorganges schreite, der den ungarischen Aufstand beendigte, wird es zweckmäßig sein, einen flüchtigen Ueberblick über die früheren Operationen des russischen Heeres zu geben und die Umstände hervorzuheben, unter welchen jenes Ereigniß stattfand.

Die Zuſammenziehung der ganzen aus drei Armeecorps beſtehenden Heeresmacht der Ruſſen in Eperies, mit welcher der Feldzug begann, hatte zwar den Ungarn die Ueberzeugung aufgedrängt, daß es mit der ruſſiſchen Intervention Ernſt ſei und das Lügengewebe der Umſturzpartei, die bemüht geweſen war, eine ſolche Intervention als unmöglich darzuſtellen, um das leichtgläubige Volk zu bethören, thatſächlich widerlegt. Doch da dieſes mächtige Heer in dichten Maſſen, ohne ſich zu vertheilen, in Ungarn vorrückte, ſo blieb den Inſurgenten in dem ausgedehnten Lande noch Spielraum genug, um den Krieg in die Länge zu ziehen und die Möglichkeit, eine ihren Plänen günſtige Wendung in der europäiſchen Politik, auf welche ſie wohl ſtets gerechnet haben mögen, abzuwarten. Von Miskolcz aus war zwar das 4. ruſſiſche Armeecorps unter Anführung des Generals Tſchodazew nach Debreczin abgeſchickt worden und hatte dieſen Heerd des Aufſtandes, wo die proviſoriſche Regierung ihren Sitz aufgeſchlagen, ohne Schwertſtreich beſetzt[1]. Doch dieſer Erfolg war in nichts entſcheidend geweſen, da das ungariſche Heer, die Hauptſtütze des Aufſtandes, noch in ungeſchwächter Kraft daſtand. Das 2. und das 3. ruſſiſche Armeecorps waren unterdeſſen bis nach Hatwad vorgerückt, und Alles ließ erwarten, daß der Entſcheidungskampf vor den Mauern von Komorn, wo der größte Theil des ungariſchen Heeres ſich befand, geführt werden würde. Doch Görgeis Ausrücken aus dieſer Feſtung mit 40,000 Mann und die darauf folgende dreitägige Schlacht bei Waitzen[2], die mit einer vollkommenen Niederlage desſelben endigte, hatten unerwartet dem Kriege eine neue Wendung gegeben, die unfehlbar zu einem ſchleunigen Ausgange desſelben geführt hätte, wenn der Graf Rüdiger die nach dieſer Schlacht unternommene Verfolgung des Feindes nicht nach zwei Tagen auf höheren Befehl hätte aufgeben müſſen[3]. Görgei, der auf dieſe Art mit ſeinem zerrütteten Heere einer gänzlichen Vernichtung glücklich entronnen war, hatte von Vaſoncz aus die Richtung nach Süd-Oſten eingeſchlagen und ſeinen Uebergang über die Theiß, bei Tokai, trotz der Bemühungen bewerkſtelligt, die der General Tſchodazew bei Miskolcz gemacht, um ihn in ſeiner Bewegung aufzuhalten. So den Ruſſen zweimal glücklich entkommen, konnte ſich Görgei wohl der Hoffnung hingeben, ſeine beabſichtigte Vereinigung mit den von Bem und Dembinski befehligten Streitkräften zu vollbringen. Doch zwei Ereigniſſe hinderten die Ausführung dieſes Planes. Die Nachhut

[1] am 3. Juli 1849.

[2] am 15., 16., 17. Juli 1849.

[3] Am 19. Juli 1849 richtete Graf Rüdiger ein Schreiben an Görgei, worin er dieſen zu Unterhandlungen aufforderte, um dem für die Ungarn ausſichtsloſen Kriege ein Ende zu machen. Abgedruckt bei Görgei, Mein Leben und Wirken in Ungarn II, 302. 1852. Görgeis Antwort vom 24. Juli in Beilage I

ſeines Heeres nahm unter Nagy-Sandors Anführung unbedachtſamer Weiſe und gegen den ausdrücklichen Befehl des Oberbefehlshabers den ungleichen Kampf mit den bei Weitem überlegenen Ruſſen vor Debrezin auf und ward gänzlich geſchlagen[1]. Zu derſelben Zeit hatten die Oeſterreicher unter Haynaus Anführung Temeswar entſetzt und waren bis an die Grenzen Siebenbürgens vorgerückt, um Görgeis Vereinigung mit Bem und Dembinski zu verhindern.

Unter dieſen mißlichen Umſtänden entſchloß ſich die proviſoriſche Regierung von Ungarn, die ſich nach Arad zurückgezogen hatte, zurückzutreten, um für ihre perſönliche Sicherheit zu ſorgen und ernannte Görgei zum Dictator, ihm damit die höchſte Macht übertragend[2].

Bei dem inneren Zwieſpalte, der bei den Inſurgenten herrſchte und ihre Kraft lähmte, und dem gänzlich zerrütteten Zuſtande ihres Heeres verzweifelte Görgei an der Möglichkeit, den Aufſtand den vereinigten ruſſiſch-öſterreichiſchen Streitkräften gegenüber zu einem günſtigen Ausgange zu führen und ſchlug daher den Weg der Unterhandlungen mit den Ruſſen, zu welchen er mehr Zutrauen als zu den Oeſterreichern hatte, ein. Zu dieſem Zwecke ſandte er drei Abgeordnete: den General Pültenberg, den Oberſtlieutenant Benetzky und den Hauptmann Grafen Bethlen, zum Grafen Rüdiger, der nach der Schlacht bei Debrezin in der Verfolgung der Feinde bis auf einen Tagesmarſch von Großwardein vorgerückt war. Der Graf nahm dieſe Abgeordneten, die ihn im Dorfe Antand trafen, ſehr freundlich auf, zog ſie zu ſeiner Tafel und unterhielt ſich lange Zeit mit ihnen. Pültenberg, ein Mann von einigen 30 Jahren, blond von Haaren, von mittlerer Statur und ſehr einnehmenden, freundlichen Geſichtszügen, ſprach mit ſanguiniſcher Zuverſicht die Hoffnung aus, der Kaiſer von Rußland werde ſich bewegen laſſen, einzuwilligen, daß die Ungaren dem Großfürſten Konſtantin die Krone und das Scepter übertrügen. Der junge Graf Bethlen, ein Mann von feinen, ausdrucksvollen und recht ariſtokratiſchen Geſichtszügen, ſchilderte uns in ergreifender Weiſe die ſchweren Leiden ſeines Vaterlandes Siebenbürgen und ſuchte den ungariſchen Aufſtand überhaupt und ganz beſonders die Theilnahme früherer öſterreichiſcher Militärs an demſelben zu rechtfertigen, indem er darauf hinwies, daß das Wiener Cabinet ſelbſt auf die von Befehlshabern ungariſch-öſterreichiſcher Truppen an daſſelbe im Winter von 1848 auf 1849 gerichteten Anfragen, was ſie in dieſem Augenblicke der gänzlichen Verwirrung zu thun hätten, um ihrer Pflicht nachzukommen, zu wiederholten Malen den Beſcheid ertheilt habe, ſie hätten Befehle nur vom ungariſchen Miniſterium in Peſth einzuholen und demſelben Gehorſam zu leiſten.

[1] am 2. Auguſt
[2] am 11 Auguſt.

Der dritte der Abgeordneten Görgeis, der Oberſtlieutenant Benetzky, ein Slovake von Geburt, ſprach ſich in ſeinen Unterredungen mit den ruſſiſchen Officieren in einem durchaus revolutionären Sinne aus und flößte daher den Letzteren gar kein Vertrauen ein. Der Graf Rüdiger hatte unterdeſſen dem Feldmarſchall Paskewitſch über die Unterhandlungsanträge Görgeis berichtet; nach zwei Tagen erhielt er die Weiſung, die Unterhändler mit der Erklärung abzuweiſen: die Ruſſen ſeien nach Ungarn gekommen, um zu ſchlagen, nicht um zu unterhandeln[1].

Görgei ſtand mit ſeinem Heere in der Nähe von Arad, als ihm dieſer Beſcheid zukam. Vom Norden her war die Vorhut der Ruſſen bis auf vier Meilen von dieſer Feſtung vorgerückt; von Süd-Weſten her zog Haynau mit dem öſterreichiſchen Heere heran, und Schlick ſtand mit ſeiner Diviſion in unmittelbarer Nähe von Arad.

So von zwei Seiten bedrängt und in der Gefahr ſchwebend, vollkommen umzingelt zu werden, hatte Görgei nur die Wahl, in einem verzweifelten Kampfe gegen einen bei weitem überlegenen Feind ſich nach Siebenbürgen durchzuſchlagen und die Leiden ſeines Vaterlandes ohne gegründete Hoffnung auf einen günſtigen Ausgang ins Unbeſtimmte zu verlängern, oder die Waffen vor den Ruſſen zu ſtrecken und ſich dadurch den Schutz dieſer Macht dem Rachedurſte der Oeſterreicher gegenüber zu ſichern. Der Stimme der Menſchenliebe und des wahren Patriotismus mehr folgend, als der des kriegeriſchen Ehrgeizes, entſchloß er ſich, das Letztere zu thun und ſchickte Abgeordnete an den Grafen Rüdiger, um ihm ſeine bedingungsloſe Unterwerfung anzutragen, mit dem ausdrücklichen Bemerken jedoch, daß ſeine Truppen bereit ſeien, die Waffen vor den Ruſſen, nicht aber vor den Oeſterreichern zu ſtrecken; ehe ſie ſich zu Letzterem entſchlöſſen, würden ſie es vorziehen, ſich bis auf den letzten Mann zu ſchlagen[2]. Der ſo geſtellte Antrag ward angenommen und damit zugleich ſtillſchweigend die Verpflichtung eingegangen, den ſich in dieſer Art ergebenden Inſurgenten den Schutz Rußlands angedeihen zu laſſen.

Am 1. (13.) Auguſt in der Nacht verließ nun der Graf Rüdiger in Begleitung ſeines Stabes Kis-Jenö, wo Görgeis Abgeordnete ihn getroffen hatten, um ſich an den Ort zu begeben, wo die Waffenſtreckung vollzogen werden ſollte. Es war eine ſternhelle Nacht, der Mond beleuchtete mit

[1] Dieſe Erklärung Paskewitſch' theilte Graf Rüdiger im Schreiben vom 28. Juli (9. Auguſt) Görgei mit. Abgedruckt bei Görgei II. 400.

[2] Görgeis Schreiben an Graf Rüdiger vom 11. Auguſt Beilage II. In ſeinem dritten Schreiben vom 13. Auguſt, datirt Vilagos (Beilage III) legt Görgei dem Grafen Rüdiger die Bitten der Officiere ſeines Heeres wegen ihrer künftigen Behandlung zur Berückſichtigung vor.

ſeinem Silberſcheine die unabſehbare, baumloſe Ebene, die ſich viele Meilen hin längs dem linken Ufer der Theiß erſtreckt und die im Oſten von den Ausläufern des Siebenbürger Gebirges begrenzt wird. Lautloſe Stille herrſchte unter dem Gefolge des Grafen, denn es nahte der verhängnißvolle Augenblick, der über das künftige Schickſal Ungarns entſcheiden ſollte.

Erwog man die geringe Zahl von Truppen, die der Graf Rüdiger in dieſem Augenblicke zu ſeiner Verfügung hatte (ſie mochte ſich etwa auf 17,000 Mann belaufen), und die Stärke des Feindes, welche wenigſtens das Doppelte betrug, ſo konnte man ſich einiger Beſorgniß nicht erwehren, da es den Ungarn ein Leichtes geweſen wäre, uns gänzlich aufzureiben, wenn ſie treulos gegen uns hätten handeln wollen. Der durchaus ehrenhafte Charakter Görgeis ließ aber eine ſolche Beſorgniß nicht ernſtlich aufkommen, und ſo zog man getroſt weiter. Wir hatten die maleriſche Kette der Vorberge Siebenbürgens in der Entfernung von einigen Meilen vor uns, als der öſtliche Horizont ſich zu röthen begann und der Tag allmählich anbrach. Bald ſtieg die Sonnenſcheibe in all ihrer Pracht hinter dem zackigen Rande der Bergkette hervor und beleuchtete die unermeßliche Ebene von Weideland, in welcher nur hier und da in weiter Entfernung von einander einzeln ſtehende Gebäude zu ſehen waren. Vor uns lag, an den Fuß des Gebirges gelehnt, das Dorf Vilagos; oberhalb desſelben thronte auf dem Gipfel eines hervorſpringenden Berges eine Burgruine, die das Dorf gleichſam beherrſchte.

Im Dorfe Jarand, das ungefähr eine Meile von letzterem entfernt iſt, angelangt, erwartete der Graf Rüdiger das Eintreffen der ihm nachfolgenden Truppen. Als dieſes geſchehen, ward um einige Werſte weiter in der Richtung nach Vilagos hin vorgerückt und an einem dazu für geeignet befundenen Orte Halt gemacht; hier wurden die Truppen in Schlachtordnung aufgeſtellt. Es verſtrichen mehrere Stunden in der geſpannteſten Erwartung. In der Ebene, in welcher wir uns befanden, war weit und breit weder ein Baum, noch ein Gebäude zu erſpähen, in deſſen Schatten man Schutz vor den brennenden Sonnenſtrahlen hätte finden können; nirgends war Waſſer zu finden, um den heißen Durſt zu ſtillen. Endlich erhob ſich in der Richtung nach Vilagos hin eine Staubwolke, die ſich wie ein heller, breiter Saum dem Fuße des Gebirges entlang dahinzog, es war das ungariſche Heer, das heranrückte. Bald darauf erblickten wir eine Schaar von 60 bis 70 Reitern, die ſich uns näherte, es war Görgei mit ſeinem Gefolge.

Der Graf Rüdiger beſtieg nun ſein Pferd und ritt mit ſeinem Stabe dem feindlichen Anführer entgegen. Als die beiden Reitergruppen bis auf einige hundert Schritte ſich einander genähert hatten, ward Halt gemacht. Krieger, die ſich in mehreren blutigen Schlachten gemeſſen hatten und in heftigem Kugelregen begegnet waren, ſtanden ſich jetzt in geringer Entfernung

gegenüber, um ein Werk des Friedens zu vollbringen. Man betrachtete ſich gegenſeitig mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit und mit Neugier. Die Ungarn in rothe, hellblaue und blaue Waffenröcke gekleidet und mit blauen Kalabreſerhüten oder mit wohlkleidenden Mützen bedeckt, bildeten eine höchſt bunte, aber zugleich maleriſche Gruppe. Aus ihrer Mitte ritt ein Mann von ſtattlicher Figur, in einen braunen ungariſchen Rock gekleidet, das Haupt mit einem grauen Hute bedeckt, auf einem großen engliſchen Pferde im kurzen Galopp zum Grafen Rüdiger heran und begrüßte ihn militäriſch; das war Görgei. Seine feinen regelmäßigen Geſichtszüge hatten einen Ausdruck von Milde und Sanftmüthigkeit, der in ihm den entſchloſſenen und unternehmenden Heerführer nicht hätte errathen laſſen. Graf Rüdiger, die ſchmerzlichen Gefühle, die ſeinen Gegner in dieſem Augenblicke beſeelen mußten, wohl würdigend, reichte ihm freundlich die Hand und erklärte ihm ſogleich, daß es ihm und ſeinen Officieren geſtattet ſein ſolle, ihre Seitengewehre zu behalten. Görgei ritt zu den Seinigen zurück, um ihnen dieſes mitzutheilen, ſie brachen in ein lautes Eljen-Rufen vor Freuden über dieſe Begünſtigung aus. Nachdem hierauf Görgei ſich nochmals dem Grafen genähert und ſich mit ihm über die Art, in welcher die Waffenſtreckung vollzogen werden ſollte, verſtändigt, ritt er zu ſeinem Gefolge zurück, welches nun unter wiederholtem Eljen-Rufe in geſtrecktem Galopp eine Schwenkung linksum machte und eilend davonritt, wie eine flüchtige Schaar von Beduinen. Die ruſſiſchen Truppen, welche die feindlichen Waffen entgegennehmen und die Gefangenen geleiten ſollten, wurden jetzt auf die hierzu auserſehenen Punkte geführt; die Ungarn ſtellten unterdeſſen ihre Armee in Schlachtordnung auf. Als dieſes geſchehen war, ritt der Graf Rüdiger in Begleitung ſeines Gefolges, welchem ſich bald darauf Görgei mit dem ſeinigen anſchloß, durch die Reihen des ungariſchen Heeres. Den rechten Flügel desſelben bildete die Infanterie; ſie beſtand größtentheils aus jungen Leuten neuen Aufgebots und war nicht vollſtändig uniformirt; ihre Haltung war keine ſtreng militäriſche. Die Gewehre waren in Pyramiden aufgeſtellt, hinter welchen die Soldaten in Gruppen vertheilt ſtanden; die meiſten von ihnen ſchienen ziemlich theilnahmlos dieſem Acte beizuwohnen. Weiber in großer Zahl miſchten ſich unter dieſe Gruppen. Hier und da ſah man langbärtige Geſtalten von finſterem Ausſehen und in phantaſtiſcher Kleidung, die durch ihre ganze Haltung ſich als Freiſchärler von reinem revolutionären Schrot und Korn zu erkennen gaben. — In zweiter Linie war die nahe an 150 Stücke ſtarke Artillerie, die Hauptſtärke des ungariſchen Heeres, aufgeſtellt. Den linken Flügel bildete die Reiterei, ſie war vollſtändig uniformirt, gut beritten und beſtand größtentheils aus alten Soldaten; auf ihren Zügen ſprach ſich ſichtlich der tiefe Schmerz aus, den ſie bei dieſem Vorgange empfanden.

Nachdem der Graf Rüdiger die Reihen des ungariſchen Heeres durchritten hatte, wandte Görgei ſich zu ſeinen Truppen, um Worte des Abſchiedes an ſie zu richten. Augenblicklich trat Todesſtille in allen Reihen ein, Alles harrte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit der Worte, welche der Heerführer an die Seinigen richten werde; doch Thränen erſtickten ſeine Stimme und „Lebet wohl!“ war das Einzige, was er hervorzubringen vermochte. Aber dieſe zwei kurzen Worte reichten hin, um die tiefſte Rührung hervorzurufen. Bärtige, rauhe Krieger, deren Wangen wohl keine Thräne ſeit den Jahren der Kindheit genetzt, weinten jetzt bitterlich. Ein Huſarenofficier ſprengte in dieſem Augenblicke aus den Reihen des ungariſchen Heeres hervor und drückte Görgei in warmen Worten die Gefühle unwandelbarer Anhänglichkeit aus, die ſeine Waffengefährten ſtets für ihn bewahren würden. Alsbald erhob ſich aus allen Reihen des Heeres der laute anhaltende Ruf: „Lebe wohl, Görgei! lebe wohl!“

Nachdem hierauf die Ruſſen die Waffen der Ungarn entgegengenommen, wurden letztere als Gefangene nach Kis-Jenö und Zarand abgeführt, wo ſie unter ruſſiſcher Bewachung bivakirten[1].

In dieſer Art ward der feierliche Act vollzogen, welcher dem ungariſchen Aufſtande ein Ende machte[2]; in dem Augenblicke, wo er vor ſich ging, ſah wohl keiner der an demſelben ſich Betheiligenden den traurigen Ausgang voraus, zu welchem er führen ſollte. Die blutigen Hinrichtungen zu Arad barg noch der undurchdringliche Schleier der Zukunft. — Es ſcheint, daß man ruſſiſcherſeits mit Zuverſicht erwartete, die Verwendung des Kaiſers Nikolaus werde hinreichen, um das Wiener Cabinet zur Milde gegen die Anführer des Görgeiſchen Armeecorps zu ſtimmen; in dieſer Erwartung unterließ man es, an die Auslieferung derſelben irgend eine Bedingung zu knüpfen, wozu man ſich doch ſtillſchweigend durch Annahme der in oben erwähnter Art angebotenen Unterwerfung verpflichtet hatte. Dieſe Unterlaſſung hat ſpäter 14 ungariſchen Generalen das Leben gekoſtet; ihre Hinrichtung fand erſt ſtatt, nachdem die Ruſſen Ungarn verlaſſen, weil das Wiener Cabinet es nicht gewagt hatte, ſie im Beiſein der letzteren zu

[1] Von Kis-Jenö richtete Görgei am 14. Auguſt das ſehr bezeichnende Schreiben an den Commandanten der Feſtung Arad, welches in Beilage IV. abgedruckt iſt. Dieſes Briefes, der Damjanics zur bedingungsloſen Capitulation am 17 Auguſt beſtimmte, gedenkt Görgei nur ganz kurz a. a O. 428. 436.

[2] Graf Rüdiger ſah mit Recht in der durch ihn herbeigeführten Unterwerfung Görgeis und der ungariſchen Armee einen ſeiner größten kriegeriſchen Erfolge. Er ließ 1850 den Act der Capitulation durch ein großes Gemälde verewigen, auf dem die handelnden Perſonen genaue Porträtähnlichkeit zeigen. Nach ſeiner teſtamentariſchen Verfügung wurde das Bild dem kurländiſchen Provinzialmuſeum in Mitau übergeben, wo es ſeit 1856 aufgeſtellt iſt.

vollziehen. Als die Trauerbotſchaft in Warſchau eintraf, erhob ſich unter allen ruſſiſchen Generalen, die am Feldzuge theilgenommen, einſtimmige Mißbilligung gegen die maßloſe Strenge der öſterreichiſchen Regierung, die nur die Generale des Görgeiſchen Armeecorps traf, während die Inſurgenten-Anführer, die ſich in Komorn ergeben hatten[1], mit einer bloßen Landesverweiſung davonkamen. Mit Recht beſchuldigte man daher das Wiener Cabinet, daß es inconſequent gehandelt und nur aus gekränkter Eitelkeit ſo unerbittlich ſtreng gegen diejenigen Anführer verfahren ſei, die ſich den Ruſſen ergeben hatten.

Beilagen.

I.

Arthur Görgeis erſtes Schreiben an den Grafen von Rüdiger (vom 24. Juli 1849).

Das geehrte Schreiben, welches Sie in der menſchenfreundlichen Abſicht, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, an mich gerichtet, giebt mir eine erwünſchte Gelegenheit, Ihnen zu der Pünktlichkeit und der Tapferkeit, mit welcher Ihre Truppen Ihre Anordnungen vor unſeren Augen ausgeführt haben, zu gratuliren und Ihnen zugleich die Verſicherung zu geben, daß ich durchaus nicht abgeneigt wäre, auf ehrenhafte Bedingungen hin ſogleich die Hand zum Frieden zu bieten, wenn es ſich nur darum handelte, mich und die von mir befehligten Truppen aus einer uns von allen Seiten her bedrohenden Gefahr zu retten. Aber es handelt ſich darum, mein unglückliches, von Gefahren bedrohtes Vaterland, deſſen politiſche Exiſtenz der Kaiſer von Oeſterreich und ſeine nächſte Umgebung ungerechter Weiſe und dem geleiſtetem Eide zuwider zu vernichten bemüht ſind, zu retten. Seine Majeſtät der Kaiſer von Rußland, durch falſche Berichte über das, was der größere und beſſere Theil Ungarns wollte und will, wahrſcheinlich irregeleitet, hat jenem die Hilfe Seines mächtigen Armes angeboten.

Bei der Heiligkeit des hohen Zieles, dem wir unſer Leben geweiht, müſſen Sie ſelbſt, als Mann von Ehre und als tapferer Krieger, erkennen, daß jede kleinliche Rückſicht auf unſer eigenes Wohl bei Seite bleiben muß; daß wir als Ehrenmänner kämpfen müſſen, bis unſere friedlichen Mitbürger gegen die Gefahr der Unterjochung geſchützt ſind, oder bis wir im ungleichen Kampfe rühmlich zu Grunde gehen.

[1] Komorn, wo Klapka den hartnäckigſten Widerſtand geleiſtet hatte, ergab ſich erſt am 27 September

Dies iſt meine Antwort als Krieger und als Anführer der mir von der Regierung anvertrauten Truppen.

Ich hoffe, jeder ungariſche Truppenanführer denkt wie ich, hieraus aber können Sie leicht ſchließen, daß es ſchwer halten wird, Ungarn durch abgeſonderte Unterhandlungen mit den verſchiedenen Truppenanführern zu beruhigen.

Wenn Sie aber wirklich Ungarn zu ſchonen und dieſes arme Land für die Zukunft vor den Schreckniſſen des Krieges zu bewahren wünſchen, und wenn Seine Durchlaucht Ihr Vorgeſetzter es für angemeſſen erachten ſollte, mich von den Bedingungen in Kenntniß zu ſetzen, unter welchen Ungarn mit dem Kaiſer von Rußland Frieden ſchließen könnte, ſo würde ich es für meine heilige Pflicht halten, Wege zu gehemmen Verhandlungen zwiſchen Sr. Durchlaucht Ihrem Vorgeſetzten und der ungariſchen Regierung offen zu halten und dieſelben zu erleichtern.

Die Lage Ungarns genau kennend, kann ich Rußland in dieſem Falle die Ausſicht auf einen günſtigeren Erfolg zuſichern, als es der ſein würde, den es nach bedeutendem Blutvergießen und ſogar nach der Bezwingung Ungarns erlangen könnte.

Der Kaiſer von Rußland gilt allgemein für gerecht, ich bin derſelben Meinung; aber dann haben nur lügenhaften Berichte ihn dazu bringen können, ſeine tapferen Truppen zur Unterjochung eines Volkes herzugeben, welches ſein eigener König durch wiederholten Verrath zum verzweifelten Kampf auf Tod und Leben für die Sicherung ſeiner geſetzlichen Exiſtenz gezwungen hat.

Welches auch die Folgen dieſer Zeilen ſein mögen, nehmen Sie die Verſicherung der ausgezeichneten Hochachtung entgegen, welche mir Ihr menſchenfreundliches Verfahren gegen uns, die bisher nur die beiſpielloſe Grauſamkeit der öſterreichiſchen Generale erfahren hatten, eingeflößt hat.

II.

Schreiben Arthur Görgeis an den Grafen von Rüdiger, datirt Alt-Arad, den 11. Auguſt, 9 Uhr Abends.

Sie kennen gewiß die traurige Geſchichte meines Vaterlandes. Ich verſchone Sie demnach mit einer ermüdenden Wiederholung aller jener auf unheimliche Weiſe zuſammenhängenden Begebenheiten, welche uns immer tiefer in den Verzweiflungskampf, erſt um unſere legitimen Freiheiten, dann um unſere Exiſtenz verwickelten.

Der beſſere und, ich darf behaupten, auch der größere Theil der Nation, hat dieſen Kampf nicht leichtſinnig geſucht, wohl aber mit Hilfe vieler Ehrenmänner, welche zwar nicht der Nation angehören, durch ihre

Verhältniſſe zu derſelben jedoch mit darin hineingezogen wurden, ehrlich, ſtandhaft und ſiegreich beſtanden.

Da gebot es die Politik Europas, daß Seine Majeſtät der Kaiſer von Rußland mit Oeſterreich ſich verbinde, um uns zu beſiegen und den ferneren Kampf für Ungarns Verfaſſung unmöglich zu machen.

Es geſchah!

Viele der echten, wahren Patrioten Ungarns haben dies vorausgeſehen und warnend vorausgeſagt.

Die Geſchichte unſerer Tage wird es einſt enthüllen, was die Majorität der proviſoriſchen Regierung Ungarns dazu bewog, ihr Ohr vor jenen warnenden Stimmen zu verſchließen.

Die proviſoriſche Regierung iſt nicht mehr.

Die höchſte Gefahr hatte ſie am ſchwächſten gefunden.

Ich, der Mann der That, aber nicht der vergeblichen, erkannte ein ferneres Blutvergießen als unnütz, als unheilbringend für Ungarn, wie ich dies bereits im Beginn der ruſſiſchen Intervention erkannte: ich habe heute die proviſoriſche Regierung aufgefordert, unbedingt abzudanken, weil ihr Fortbeſtehen die Zukunft des Vaterlandes nur von Tage zu Tage trüber, bedauernswerther geſtalten könne.

Die proviſoriſche Regierung erkannte dies und dankte freiwillig ab, die höchſte Gewalt in meine Hände niederlegend.

Ich benutze dieſen Umſtand nach meiner beſten Ueberzeugung, um Menſchenblut zu ſchonen, um meine friedlichen Mitbürger, welche ich ferner zu vertheidigen zu ſchwach bin, wenigſtens von dem Elende des Krieges zu befreien, indem ich unbedingt die Waffen ſtrecke und dadurch vielleicht den Impuls gebe, daß die Führer aller von mir getrennten Abtheilungen der ungariſchen Streitmacht, gleich mir erkennend, daß dies gegenwärtig für Ungarn das Beſte ſei, in Kurzem das Gleiche thun.

Ich vertraue hierbei auf die vielgerühmte Großmuth Sr. Majeſtät des Zaren, daß er ſo viele meiner braven Kameraden, welche durch die Macht der Verhältniſſe, als frühere öſterreichiſche Officiere, in dieſen unglücklichen Kampf gegen Oeſterreich verwickelt wurden, nicht einem traurigen, ungewiſſen Schickſale, und die gebeugten Völker Ungarns, welche auf ſeine Gerechtigkeitsliebe bauen, nicht wehrlos der blinden Rachewuth ihrer Feinde preisgeben werde. — Es dürfte ja vielleicht genügen, wenn ich allein als Opfer fiele.

Dieſen Brief adreſſire ich an Sie, Herr General, weil Sie es waren, der mir zuerſt Beweiſe jener Achtung gab, welche mein Vertrauen gewonnen.

Beeilen Sie ſich, wenn Sie fernerem unnützen Blutvergießen Einhalt thun wollen, den traurigen Act der Waffenſtreckung in der kürzeſten Zeit,

jedoch der Art möglich zu machen, daß er nur vor den Truppen Seiner Majeſtät des Kaiſers von Rußland ſtattfinde, denn ich erkläre feierlich, lieber mein ganzes Corps in einer verzweifelten Schlacht, gegen welche Uebermacht immer, vernichten zu laſſen, als die Waffen vor öſterreichiſchen Truppen unbedingt zu ſtrecken.

Ich marſchire morgen, den 12. Auguſt, nach Vilagos, übermorgen, den 13. Auguſt, nach Boros Jenö, den 14. nach Bel, welches ich Ihnen aus dem Grunde mittheile, damit Sie ſich mit Ihrer Macht zwiſchen die öſterreichiſchen und meine eigenen Truppen ziehen, um mich einzuſchließen und von jenen zu trennen. — Sollte dieſes Manöver nicht gelingen und die öſterreichiſchen Truppen mir auf dem Fuße folgen, ſo werde ich ihre Angriffe entſchieden zurückweiſen und mich gegen Groß-Wardein ziehen und auf dieſe Weiſe die kaiſerlich ruſſiſche Armee erreichen, vor welcher allein ſich meine Truppen bereit erklären, die Waffen freiwillig niederzulegen.

Ich erwarte Ihre geehrte Antwort und zwar in der kürzeſten Friſt und ſchließe mit der Verſicherung meiner unbeſchränkten Hochachtung.

III.

Arthur Görgeis drittes Schreiben an den Grafen Rüdiger (Vilagos, den 13. Auguſt).

Indem ich mit den von mir befehligten ungariſchen Truppen die Waffen freiwillig vor den Truppen Sr. Majeſtät des Kaiſers von Rußland ſtrecke und mich mit meinen tapferen Kameraden ohne Bedingungen unterwerfe, halte ich es für Pflicht, Ihnen, Herr General, unſere beſcheidenen Wünſche vorzulegen und Sie ergebenſt zu erſuchen, uns zur Gewährung derſelben Ihre Mitwirkung bei Sr. Durchlaucht, Ihrem Vorgeſetzten, und bei Sr. Majeſtät dem Kaiſer von Rußland nicht zu verſagen.

Die Bitten meiner Kameraden gehen dahin:

1) daß ſie nicht den Oeſterreichern wie Verbrecher ausgeliefert würden, denn diejenigen unter ihnen namentlich, die früher im öſterreichiſchen Dienſte geſtanden, hätten dann zu fürchten, daß man mit ihnen in einer Art verführe, die ihr Leben und wohl gar ihre Ehre gefährden könnte;

2) daß alle Officiere die Erlaubniß erhielten, ihre Seitengewehre zu tragen, wogegen jeder von ihnen ſein Ehrenwort geben würde, von dieſer Gunſt keinen Mißbrauch während der Gefangenſchaft zu machen;

3) daß denjenigen von ihnen, die in ruſſiſche Dienſte zu treten wünſchten, dieſe Bitte nicht abgeſchlagen würde;

4) daß das bewegliche Eigenthum eines Jeden, der ſich freiwillig unterwirft, wie z. B. das Gepäck, die Pferde und dergleichen mehr, den Eigenthümern gnädigſt verbleibe;

5) daß, wenn durch eigenmächtigen Beſchluß der öſterreichiſchen Regierung das ungariſche Papiergeld entwerthet werden ſollte, uns die Möglichkeit gegeben würde, dasſelbe gegen curſirendes Geld einzuwechſeln, denn ſonſt würden wir, da wir kein anderweitiges Geld haben, ſogleich den bitterſten Sorgen wegen unſeres Unterhaltes ausgeſetzt ſein.

6) Da uns das bevorſtehende Schickſal Ungarns nicht bekannt iſt und da es möglich iſt, daß alle, die an dieſem Kampfe Theil genommen, das Schaffot oder im günſtigſten Falle die Verbannung erwartet, wenn Se. Majeſtät der Kaiſer von Rußland, den, wie bekannt, Großmuth und Gerechtigkeitsliebe beſeelen, Ungarn Seine mächtige Fürſprache verſagte, ſo wagen wir es alle zuſammen, nicht nur für uns ſelbſt, ſondern auch für alle unſere Mitbürger um dieſe großmüthige Fürſprache Sr. Majeſtät des Kaiſers zu bitten, damit das arme, ſo vielfach ſchon heimgeſuchte Land nicht noch neue Leiden zu erdulden habe.

Zugleich mit uns unterlegen viele Perſonen vom Civilſtande zur Beruhigung ihres Vaterlandes freiwillig die Entſcheidung über ihr Schickſal dem Wohlermeſſen Sr. Majeſtät des Kaiſers von Rußland. Dieſe Perſonen des Civilſtandes werden in Vilagos bleiben und dort das Eintreffen einer kaiſ. ruſſiſchen Commiſſion erwarten, die beauftragt wäre, ihre Perſonen ſowohl, wie auch das ſich dort befindende Staatseigenthum in Empfang zu nehmen.

IV.

Abſchrift des von Arthur Görgei an den Herrn von Damjanics, Commandanten der Feſtung Arad, gerichteten Briefes.

Kis-Jenö, den 14. Auguſt 1849.

Lieber Freund Damjanics!

Wozu ich mich nach reifer Ueberlegung entſchloſſen hatte, dies habe ich geſtern durchgeführt. Alles, was unter meinem Commando ſtand, und eine Menge Abtheilungen, welche erſt nachträglich ſich unter mein Commando meldeten, haben unbedingt die Waffen geſtreckt und erfahren nun eine Behandlung, welche uns überraſcht, beinahe beſchämt; denn verſuche ich es, den umgekehrten Fall anzunehmen, ſo glaube ich kaum für ein ſo charmantes, chevalereskes Benehmen aller unſerer Officiere gegen feindliche Kriegsgefangene unbedingt garantiren zu können. Ich theile Dir dies mit, weil es Dir vorläufig das Intereſſanteſte ſein muß. Und nun gehe ich zur Antwort auf Dein Schreiben über, welches ich durch Deine beiden Parlamentäre erhielt und dem General Grafen von Rüdiger mittheilte. — So wie Du, wollte auch ich Bedingniſſe machen, und die höfliche zwar, aber ganz beſtimmte Antwort war. „Die kaiſ. ruſſiſche Armee ſei nicht nach Ungarn gekommen,

um zu unterhandeln, ſondern um zu ſchlagen" — und dieſelbe Antwort gilt auch Dir und allen anderen Truppen- und Feſtungscommandanten. Es bleibt alſo jedem unſerer Commandanten überlaſſen, zu erwägen, welche Pflicht heiliger ſei, ob die, für ſeinen perſönlichen Ehrgeiz bedacht zu ſein und demſelben das Leben und die Geſundheit von Vielen zu opfern, oder ob die, das Vaterland und die friedlichen, unglücklichen Bewohner desſelben vor fernerer Kriegsnoth zu bewahren.

Meine Anſicht und die der Tapferſten unter meinen Kameraden iſt es, daß wir gar keine Pflicht mehr zu erfüllen haben, als die, unſerem armen, vielbedrängten Vaterlande alle Leiden zu erſparen, für welche wir ihm gar keine Entſchädigung mehr zu bieten im Stande ſind. Ueberlege dies und glaube mir, daß ich die traurige Erfahrung gemacht habe, wie gerade diejenigen, welche ſich im Momente der Gefahr am feigſten benehmen, in ähnlichen Momenten, wo ſie keine Gefahr mehr zu befürchten haben, das größte Maul machen.

Der Ausſpruch Seiner Hoheit des Herrn Feldmarſchalls Fürſten Paskewitſch iſt, daß er keine Bedingniſſe in vorhinein annehmen könne, daß er aber glaube, das Vertrauen der Feſtungsbeſatzung durch die Art, wie wir behandelt werden, verdient zu haben. In Unterhandlungen könne Se Hoheit ſich ſchon deshalb nicht einlaſſen, weil es Ihm dann unmöglich wäre, das öſterreichiſche Cernirungscorps durch ein ruſſiſches zu remplaciren, was in dem Falle einer unbedingten Uebergabe der Feſtung an die Truppen Seiner Majeſtät des Zaren leicht geſchehen könne und müſſe.

Ich darf Dir, dem Commandanten der Feſtung, weder befehlen, noch rathen; ich darf Dich höchſtens bitten, Du möchteſt Dein Herz mehr der Humanität, als dem Ehrgeize öffnen.

Das Spiel.

Ein bedeutender Pſychologe der Neuzeit hat die auch von anderen Seiten beſtätigte Behauptung ausgeſprochen, daß die allgemeine Glückloſigkeit überraſchend zugenommen habe, daß die Summe derjenigen Individuen, welche ſubjectiv glücklich, d. h. welche zufrieden ſind, eine weit geringere iſt, als in früheren Generationen. Es muß dieſe Beobachtung um ſo mehr wunder nehmen, als die objectiven Quellen für irdiſches Glück, die Güter dieſer Erde, durch die gewaltigen Fortſchritte der Technik und der Naturkenntniß im höchſten Grade geſteigert worden ſind und als die ſog. Wünſche der Völker, die Beſtrebungen des Zeitgeiſtes, wenigſtens in viel höherem Maße Erfüllung gefunden haben, als dieſelbe vergangenen Zeitaltern zu Theil geworden iſt.

Blickt man aber tiefer in das Getriebe des menſchlichen Lebens hinein, ſo wird man nicht umhin können, mit der Berechtigung dieſer Behauptung auch deren innere Gründe zu erkennen. Jede Zeit hat ihren Kummer und ihre Sehnſucht. Während eine frühere Periode, abgeſtoßen von dem Treiben des öffentlichen Lebens, unbefriedigt von den kleinlichen Intereſſen der Straße und des Hauſes, ſich der ſog. Europamüdigkeit ergab und bei den Wilden als „beſſeren Menſchen“ die Reinheit der Empfindungen und Seelentriebe zu finden glaubte, welche ſie bei den Angehörigen der eigenen Heimath vermißte, während damals die Rückkehr zu der „reinen Natur“, wie ſie Rouſſeau und viele Andere lehrten, das Loſungswort der Weltflüchtigen wurde und ſie in die Robinſoniaden, die Inſel Felſenburg und zuſammen mit Paul und Virginie in die erträumten Reize phantaſtiſcher Einöden hineintrieb hat die heutige Zeit die Vergeblichkeit dieſer Flucht längſt eingeſehen und ſich in die ihr jetzt viel ſympathiſchere Arbeit am öffentlichen Leben, an

Staat und Familie, Kirche und Schule mit aller Macht, mit ihrem ganzen Denken und Sein hineingeworfen, dabei aber eine neue Krankheit erzeugt, welche in viel ſchlimmerem Grade wüthet, als einſt die Weltflucht der Europamüden. Während es damals die Leere des Lebens war, welche die Sehnſucht nach anderweitiger Ausfüllung hervorrief, welche die Menſchen nur in der Fata Morgana der Phantaſie ein geträumtes Glück finden, die Romantiker nach der „blauen Blume“ ſuchen ließ, deren Anſchauen das ewig unbefriedigte Sehnen der Seele ausfüllen würde und endlich in der grollenden Weltverachtung von Lord Byrons Childe Harold ihren Gipfelpunkt erreichen ließ — iſt es heute gerade die Ueberreizung durch das Leben, welche das Streben nach Ruhe um jeden Preis, nach Ausſpannung aus dem aufreibenden Joche der Weltarbeit, nach Freiheit von den Friktionen der Berührungen mit den Nächſten — wie ſie Fürſt Bismarck genannt hat — hervorgerufen hat. Wir ſind alle Glieder einer Maſchine geworden, die uns nicht mehr losläßt. Immer geringer wird die Zahl der Einzelnen, welche ſich von den Drehungen des Weltenrades freizumachen vermögen. Das Gefühl der Verantwortlichkeit, dieſer Mörder des Schlafes und des Seelenfriedens, iſt mit der größeren Theilnahme an den Pflichten des Ganzen gewachſen, und mit der größeren Möglichkeit, ſich die äußeren Bedingungen des Lebens ſelbſt zu geſtalten, wächſt auch die Sorge um die Zukunft aller derer und alles deſſen, welche Einem anvertraut ſind.

Vergebens flieht das ermüdete Kind der Neuzeit, wenigſtens zeitweilig, wenn die Natur durch verdoppelten Reiz es ladet, den Schauplatz ſeiner bisherigen Thätigkeit. Wohl ändert ſich ſeine Umgebung, und ſtatt auf Haus und Straße, Schule und Behörde, fällt ſein Blick auf Wald und Flur, Gebirge und Meer. Hinter ihm ſchlagen die Büſche der Waldeinſamkeit, jenes Univerſalmittels der Müden, jenes vielbeſungenen Seelenrecepts der romantiſchen Schule, zuſammen — aber mit ihm geht immer er ſelbſt, ſeine Sorgen und ſein Streben und vor Allem der für die Jetztzeit weſentlichſte Körpertheil des Menſchen: ſeine Nerven. Sie vertrugen nicht die Ruheloſigkeit ſeines Alltagslebens, ſie fuhren auf, wenn in dasſelbe ein neuer, fremder Ton gleich einem Weckruf zu neuer Arbeit, zu neuer Verantwortlichkeit hineindrang, wenn der Schrei eines Kindes, das Anſchlagen eines Klaviers, der Laut einer fremden Stimme die Concentrirung der Arbeit unterbrach — aber ſie vertragen auch nicht die Arbeitloſigkeit des Ferienlebens, die Thatenloſigkeit der Natur. Wohl ſehnen ſie ſich nach dem Aufhören der Sorgen der Verantwortlichkeit, nach der Stillung der Denkſchmerzen. Aber nicht in dem Aufhören der Thätigkeit, nicht in dem Freiſein von Gedanken liegt die Erlöſung. Das Ungeſtörtſein, die Ataraſſia der Griechen, uns hilft ſie nichts mehr, die ſtets der Hauptſtörenfried begleitet, wir ſelbſt.

Ein **wirklicher** Sieg, eine wahre Ueberwindung dieser zehrenden Nervenkrankheit, welche den Gang unseres Uhrwerkes so lange beschleunigt, bis sie dasselbe aufreibt, wird nur demjenigen geboten, welcher erkennt, daß alle die Thätigkeit, alle die Interessen des Tages vorübergehende sind und keinen Selbstzweck besitzen, welcher sich stets des alten Liedes bewußt bleibt: „Ich bin ein Gast auf Erden!“

Aber **vorübergehend** kann uns eine Thätigkeit von den Schmerzen unserer Arbeit und unserer Gedanken befreien, welche wir — wie vieles andere Herrliche — unseren Kindern abgelauscht haben, eine Thätigkeit, welche uns aus dem Leben der Zeit herausreißt, den äußerlichen Zwecken des Lebens entfremdet und sich selbst dabei einen Phantasiezweck erschafft, welche frei von Verantwortlichkeit und doch reich an Interesse für denjenigen bleibt, dem Denken und Phantasiren an sich, ohne greifbare Errungenschaften noch Freude macht. Diese Thätigkeit ist das **Spielen**. Hier ist zugleich zeitweilige Ausfüllung für den, der sich leer fühlt, und zeitweilige Ausspannung für den Nervösen. Hier herrscht Ruhe gegenüber den Sorgen der Existenz und doch Arbeit genug, um selbstquälerische Gedanken fern zu halten. Das Spiel an sich ist weder so geringfügig, um die Beachtung des ernsten Menschen nicht zu verdienen, noch so unmoralisch, um aus dem Reiche der erlaubten Sitte verwiesen zu werden. Es ist die naturgemäße Reaction gegen das Ueberwuchern irdischer Interessen und die berechtigte Erholung von der Arbeit im Dienste dieser Welt. Gerade die Jetztzeit, welche im Gegensatze zu der beständig im Spiel der Phantasie lebenden Zeit Jean Pauls leicht an Nichtachtung dieser „unwürdigen“ Thätigkeit laborirt, welche, wie wir sehen werden, das Spiel vielfach in eine irdische Arbeit verwandelt und deshalb in die große Maschine des Weltgetriebes einzugliedern versucht hat — so das Spiel in sein Gegentheil umbildend — kann nicht genug auf die wahre Bedeutung desselben und auf seine schöne Mission verwiesen werden.

Es ist nicht richtig, wenn man, wie häufig geschieht, das Spiel als die zwecklose Thätigkeit in einem Reich der Phantasie definirt. Denn jedes Spiel, das Spiel der Kinder wie der Erwachsenen, hat stets seinen Zweck. Nur macht es sich ihn selbst, nur gehört der Zweck mit zu dem phantastischen Gebäude, welches die Muse des Spiels geschaffen hat. Das Kind setzt sich in allen seinen Spielen stets einen Zweck, welchem es dann mit ganzer Seele nachjagt, mag derselbe nun in dem Auffinden des versteckten Kameraden oder in dem Errathen der gestellten Aufgabe ꝛc. bestehen. Und auch der Erwachsene, dessen Spiele regelmäßig in unter bestimmten Bedingungen sich abspielenden Wettkämpfen mit Genossen bestehen — er hat stets einen Zweck, nämlich den, **das Spiel zu gewinnen**, sonst — versteht er nicht zu spielen. Nur darf der Zweck des Spiels nicht ein sog.

ernſter Zweck ſein, d. h. er darf nicht zu der Arbeit des Berufs der Spieler gehören, nicht im Zuſammenhange mit deren Stellung in der Maſchine der Welt ſtehen. Das Spiel darf nicht dieſelben Sorgen, dieſelbe Verantwortlichkeit wachrufen, von denen es befreien will, es muß bleiben, was es in der Kindheit war: eine Oaſe in dem trockenen und heißen Daſein der Welt.

Daher wird es je nach der Entwickelung und den inneren Bedürfniſſen verſchiedene Formen annehmen müſſen, um das Intereſſe des Spielers zu erregen und wachzuhalten. Das Kind lebt noch im reinen Reich der Phantaſie. Ihm geſtaltet ſich das ganze Leben zum Spiel, das Kiſſen zur Puppe, der Stuhl zum Soldaten, das ganze Haus zum Zauberſchloß. Je unähnlicher die Wirklichkeit dem geträumten Object iſt, je mehr die eigene Phantaſie hinzuthun muß, um das letztere herzuſtellen, um ſo lieber wird es dem Kinde, um ſo freier disponiren ſeine Spiele über die Sache, und gern läßt es die theure, bis zur höchſten Menſchenähnlichkeit ausſtaffirte Puppe ſtehen, um zum alten „Kiſſenkinde“ oder umwickelten Holzſcheit zurückzukehren. Hier findet es ſeine eigene Domäne, die nicht durch ſtörende Rückſichten auf die Wirklichkeit, auf die Zerbrechlichkeit der Sache, auf die Fertigkeit der der Phantaſie gar nicht mehr bedürftigen modernen Production der freien Willkür des Kindes entzogen wird. — Je älter es iſt, deſto mehr verlangt das Kind nach wirklicher Thätigkeit im Spiele, nach Befriedigung irgend eines Triebes, nach Ausfüllung irgend eines Platzes in der Seele. So beginnen denn die Concurrenzſpiele der Jugend, welche, anfangs mit körperlicher, dann mit geiſtiger Thätigkeit verbunden, die Kräfte der Seele und des Körpers durch Steckung ſelbſtgewählter, an ſich gleichgiltiger Ziele anfeuern und beleben. Auch der Erwachſene hat ſich in manchem körperlichen Spiele (Kegelſpiel, Billardſpiel) und in den ſog. jeux d'esprit ſeinen Bedürfniſſen angepaßte Reſte dieſer Kinderſpiele erhalten, und wohl dem Menſchen, der ſich auch im Alter die Fähigkeit bewahrt hat, ſich in dieſe ſcheinbar zweckloſen Schonplätze des Lebens zu verlieren.

Allein dieſe der Kindheit entſtammenden Concurrenzkämpfe können auf die Dauer nur dann dem reifen Menſchen einen wirklichen Reiz bieten, wenn ſie durch die Intenſivität ihres Denkproceſſes oder durch das Spannende ihres Verlaufes den Spieler über die ſog. „Zweckloſigkeit“ der Beſchäftigung hinwegtäuſchen. Sie ſind daher meiſt durch die eigentlichen Unterhaltungsſpiele, das Schachſpiel, das Kartenſpiel, Dominoſpiel ꝛc., verdrängt worden. Hier ſind es die ſtrengen, dem Reiche der Wirklichkeit entnommenen Spielgeſetze, welche die Spielenden vor der regelloſen Willkür ſchützen, den Geiſt zu beſtimmten Combinationen nöthigen, deren Richtigkeit dann die reine Spielfreude wachruft, vor Allem aber durch das Mithineinſpielen des Zufalles die Spannung hervorrufen, welche ſtets das Ueberraſchende,

das vom menſchlichen Willen Unabhängige erzeugen wird. Herrlich erſcheint dem Menſchen die unerwartete Gabe des Zufalls, weit herrlicher als die im Gedanken längſt voraus gekoſteten Erfolge der mühevollen Arbeit. Darum nennt der Menſch dieſe Zufallsgabe „Glück“ im engeren Sinne, und Schiller preiſt in einer gewaltigen Ode dieſe unverdiente Gabe der Götter:

„Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernſte, bewahren,
Alles Höchſte es kommt frei von den Göttern herab:
Wie die Geliebte dich liebt, ſo kommen die himmliſchen Gaben:
Oben im Jupiters Reich herrſcht, wie im Amors, die Gunſt.“

Oder an einer anderen Stelle.

„Auf dem geſchäftigen Markt, da führe Themis die Waage,
Und es meſſe der Lohn ſtreng an der Mühe ſich ab.
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf ſterbliche Wangen.
Wo kein Wunder geſchieht, iſt kein Beglückter zu ſeh'n.“

Dieſer Reiz des unverdienten Geſchenkes des Schickſals iſt es, welcher die Spielluſt erhöht und welcher aus dem Spiel eine Beſchäftigung gemacht hat, der die ganze Menſchheit huldigt und ihre freie Zeit — ja häufig auch die gebundene — widmet.

Und hier iſt der Punkt, von welchem aus auch das Recht ſich genöthigt geſehen hat, das Spiel als Gegenſtand des Rechtes zu behandeln und deſſen Schranken zu ziehen, damit nicht die ganze Menſchheit zum Spieler werde und die natürliche Ausnahme zur ungeſunden Regel umgeſtalte. Von jetzt an wird die Geſchichte des Spiels die Geſchichte eines Rechtsinſtituts.

Es iſt nicht unintereſſant, den Augenblick zu beobachten, mit welchem die Rechtswiſſenſchaft irgend einen Vorgang des täglichen Lebens in den Kreis ihrer Behandlung zieht. Es iſt ein entſchiedener Irrthum, zu glauben, daß nur ſolche Handlungen der Menſchen ihre Aufmerkſamkeit erregen, welche von denſelben in dem vollen Bewußtſein ihrer juriſtiſchen Tragweite vollzogen werden, daß ein Act erſt dann zu einem wirklichen Rechtsgeſchäft werde, wenn er unter irgend welchen vorgeſchriebenen Formen mit Rückſicht auf beſtimmte wichtige Zukunftswirkungen abgeſchloſſen wurde. Ganz abgeſehen davon, daß es nicht blos die Rechtsgeſchäfte, ſondern auch die Vergehen ſind, welche die Thätigkeit des Juriſten beanſpruchen, gehören in den Kreis der Rechtsgeſchäfte alle Vorgänge, welche mittelbar oder unmittelbar die Sphäre noch eines Anderen berühren, als die ihres Erzeugers, alle Ereigniſſe, welche eine Grenzziehung zwiſchen zwei Willensreichen erforderlich machen. Denn alles Recht iſt eben eine Grenze für den Willen des Einzelnen. Wo die Willkür aufhört, fängt das Recht an. So vollziehen wir denn Rechtsgeſchäfte, wenn wir Profeſſoren unſere Vorleſungen anzeigen, wenn wir unſere Magd nach Brod ſchicken und wenn wir eine Geſellſchaft zu Mittag

einladen. Es ist dabei ganz gleichgiltig, daß in den seltensten Fällen dieser Art es factisch zu einer rechtlichen Behandlung kommen wird.

So ist es denn kein Wunder, wenn die Jurisprudenz auch in ein Reich eingedrungen ist, welches durch seinen phantastischen Aufbau und seinen der Erholung wie der freien Laune gewidmeten Charakter sich vor der rauhen Berührung des Richters zurückzuziehen scheint, in das Reich des Spiels. Der Moment, mit welchem das Spiel ein Rechtsverhältniß wurde, ist nun folgender.

Unter Spielen verstanden wir diejenige Thätigkeit des Menschen, welche aus den Zwecken des ernsten Menschenlebens heraustritt, um so den eigenen phantastischen Zweck zu verfolgen, welche durch ihre *Form* und ihre *Bedingungen* die Seele des Menschen ausfüllt, ohne durch ihr *Ziel* Sorgen, Verantwortung, Pflichten zu verursachen. Also Ausfüllung, Beschäftigung — *ohne weitere Consequenzen* das ist die psychologische Grundidee des Spiels.

Aber während so das *Spiel als Ganzes* nicht in das Gewebe der Lebenszwecke hineingehört und keine ernsten Erfolge für das Leben nach sich zieht, so sind doch die *einzelnen concreten Spiele* künstlich mit einem dem Leben entnommenen Zweck ausgestattet. Der Spieler will sich, im Ganzen genommen, durch Spielen nur zerstreuen, nur amüsiren; aber das einzelne Spiel will er — wie wir gesehen haben — gewinnen.

Sobald aber das einzelne Spiel so mit einem festen Zweck versehen worden ist, so fragt es sich für das Recht nur noch, ob dieser Zweck im bestimmten Falle so ernst gemeint wird, daß die Willenssphären der Spielenden sich wirklich darunter beugen sollen oder ob dieses Beugen selbst nicht aus dem Reiche der Einbildungskraft heraustritt. In Altersepochen, wo die Phantasie noch in ungeschwächter Kraft blüht, bedarf es — wie wir gesehen haben — der Ernstlichkeit der Spielgesetze nicht. Das Kind spielt blos „der Ehre halber" — ihm genügt noch der Phantasiesieg. Der Erwachsene, welcher spielt, vermag diese Harmlosigkeit seines Zieles nur bei solchen Spielen zu ertragen, welche durch die Intensivität der dabei erforderlichen Thätigkeit, insbesondere des Nachdenkens, die Seele zeitweilig ganz ausfüllen und dabei durch die Strenge der Spielbestimmungen der individuellen Willkür nicht gestatten, durch Launen, durch leichtsinniges Wagen dem Spiel des Anderen sein Interesse zu nehmen, das Spiel zu verderben. Hierher gehört vor Allem das *Schachspiel*.

Ueberall dagegen, wo die Mannigfaltigkeit und Abwechselung der Combinationen nicht allein von der Willkür der Spieler abhängt, überall, wo das erwähnte Reich des Glückes das Spiel mitbeherrscht, da bedarf das Spiel der Erwachsenen eines Ballastes, einer Geldstrafe, welche den Leichtsinn

verhindert, ohne Grundlage ſich jedes Spiels zu bemächtigen. Sonſt würde man nur mit der größten Vorſicht ſeine Mitſpieler wählen dürfen, denn nirgends zerſtört ein nicht ganz paſſender, nicht ganz feinfühliger Nachbar ſo raſch das ganze Verhältniß, als in dem leicht aufgeführten Gebäude des Spiels. Ein leichtſinniger, ein den Spielſatzungen nicht gehorſamer Mitſpieler vernichtet auch in den anderen bald alle Luſt und alles Intereſſe am Spiel. Wird er aber für jeden egoiſtiſchen Leichtſinn durch einen kleinen wirklichen Verluſt geſtraft, ſo findet die Willkür zu Gunſten der Spielgerechtigkeit ihre Schranken. Das Spielen auf Geld hat ſomit eigentlich nur den Zweck, das Spiel zu verbeſſern und das leichtſinnige Spiel zu beſtrafen, und nur in dieſem Sinne hat das Spielen auf Geld ſeine innerliche Berechtigung. Der Curs des Spieles, d. h. die Höhe des Geldeinſatzes, darf daher nur ſo weit ſteigen, bis dieſer Zweck erreicht iſt. Er muß ſich alſo dem Spieler gerade fühlbar machen, ohne ihn weſentlich zu ſchädigen.

Mit der Einführung der Geldſpiele war aber ſofort die Gefahr gegeben, daß das Spielen zur Nebenſache, der Geldgewinn zur Hauptſache und ſo aus jener erfriſchenden Erholung, welcher die Menſchheit innerhalb ihrer aufreibenden Thätigkeit bedurfte, die aufreibendſte und verzehrendſte Seelenanſpannung geſchaffen werde, welche den Spielzweck in ſein Gegentheil verkehrte. Am ſchroffſten mußte dieſe Entartung des Spiels da auftreten, wo jede eigene Gedankencombination fehlte, wo blos der Zufall über Gewinn oder Nichtgewinn entſchied und alſo dieſer letztere allein, nicht der Reiz der Denkarbeit die Seele ausfüllte. Zwar wird auch dieſe Art der Beſchäftigung von der Jurisprudenz noch Spiel genannt, pſychologiſch aber iſt ſie kein Spiel mehr.

Damit hat aber die Rechtswiſſenſchaft den Boden des wahren Spiels verlaſſen und eine neue Definition desſelben ſchaffen müſſen, welche über deſſen urſprüngliche Grundlage hinausgeht. Unter Spiel oder Spielvertrag verſtehen wir Juriſten jetzt jede Abmachung, nach welcher vermögensrechtlicher Gewinn oder Verluſt von einem an ſich gleichgiltigen Ereigniß — mag dasſelbe nun durch reinen Zufall oder durch die Geſchicklichkeit der Spielenden oder durch beide zugleich hervorgerufen ſein — abhängig gemacht wird. Hier iſt der alte Boden verlaſſen, hier iſt nicht mehr von der poetiſchen Geſtaltungskraft der Phantaſie die Rede, dagegen blos das Vorhandenſein eines Vermögensintereſſes zum nothwendigen Beſtandtheil des Spiels im juriſtiſchen Sinne gemacht worden.

Allein das Recht behielt das Bewußtſein der urſprünglich vorhandenen „Zweckloſigkeit" des Spielens und wagte es daher nicht, das bloße Streben nach *Gewinn*, die bloße Belohnung der unproductiven Beſchäftigung vollſtändig zu unterſtützen. Es machte inſofern einen Unterſchied, als es eine Gattung von Spielen, bei welchen wirklich eine Art von geiſtiger Arbeit

vorlag, ausſchied und als erlaubte Spiele denjenigen gegenüberſtellte, welche wegen ihres Mangels an inhaltlichem Intereſſe blos den Geldeinſatz als Inhalt anerkannten. Dieſe letzteren, welche naturgemäß weit gefährlicher für das Vermögen der Spielenden werden mußten, beſaßen und beſitzen als unerlaubte oder ſog. Hazardſpiele gar keine Giltigkeit und gar keinen Rechtsſchutz. Dagegen werden die erlaubten Spiele zwar auch nicht eine Einklagung ihres Gewinnes geſtatten, aber die einmal bezahlte Spielſchuld darf hier wenigſtens nicht zurückgefordert werden.

Von dieſem an ſich inconſequenten Begriff des Spieles hat man nun in neuerer Zeit noch eine weitere Ausdehnung zu bilden verſucht, indem man auch eine Reihe von Börſengeſchäften heranzog, bei welchen gleichfalls blos der reine vom Zufall abhängige Geldgewinn ohne ſonſtigen wahren Inhalt den Zweck des Geſchäfts bildet und bei welchen je nach der Aenderung des Curſes große Geldſummen von dem Einen zum Anderen fließen. In neueſter Zeit ſind manche Staaten gegen dieſe gewiß ſehr gefährlichen Geldoperationen eingeſchritten, ſie den Hazardſpielen gleichſtellend. Ein wahres Spiel bilden dieſe Geſchäfte ſchon deswegen nicht, weil hier die urſprüngliche Abſicht nicht auf die bloße Erholung durch Phantaſiethätigkeit, ſondern direct auf den Geldumſatz gerichtet war. Aber ein ſchlagendes Beiſpiel für die Verwandlung der Auffaſſung des Spielbegriffs bieten dieſelben noch heute.

Von den Zufalls- oder Hazardſpielen ſind es nur zwei, welche die Staaten als erlaubte bezeichnet haben, aber nur deswegen, weil ſie ſelbſt die Hauptſpieler in denſelben geworden ſind. Es ſind dies das Lotterieſpiel oder Lotto und die Verloſung oder das Ausſpielgeſchäft. Das Lotterieſpiel beſteht in dem Verkauf von Looſen oder Lotterieſcheinen, d. h. Scheinen über die Theilnahme an der Looſeziehung durch einen Unternehmer, welcher bald der Staat ſelbſt, bald eine ſtaatlich conceſſionirte Perſon iſt. Für Gewinnen oder Verlieren des einzelnen Looſes beſteht ein Lotterieplan, welcher bekannt gemacht ſein muß. Der Verluſt beſteht in der Einbuße des Einſatzes, bisweilen auch aus ſeinen Zinſen, der Gewinn hängt vom reinen Zufall, d. h. von der blinden Wahl der einzelnen Gewinnſtnummern durch einen Unbetheiligten ab. Dieſe Lotterien kommen, insbeſondere wenn ſie mit einem Staatsanlehen verbunden ſind, in den mannigfaltigſten Combinationen vor. Bei der Verloſung wird eine Anzahl von Effecten unter einer beſtimmten Zahl von Theilnehmern in der Weiſe repartirt, daß dieſelben durch ein Spiel unter ſich beſtimmen, wem von ihnen die einzelnen Sachen zufallen ſollen.

Mit dem Spiel iſt in der Rechtswiſſenſchaft endlich noch eine andere Abmachung zuſammengeſtellt worden, welche einige äußerliche Aehnlichkeit mit

demſelben beſitzt, aber in ihrem Ausgangspunkt und Ziel ſich weſentlich von demſelben unterſcheidet. Dies iſt die Wette. Unter der Wette verſteht man die Uebereinkunft, bei welcher die Parteien von der Thatſache der Richtigkeit einer von dem Einen ausgeſprochenen Meinung Gewinn und Verluſt abhängig machen. Hier iſt alſo keineswegs die bloße Erholung und Unterhaltung, ſondern der mehr ethiſche Geſichtspunkt der Bewahrheitung, das ſog. Rechtbehalten der Zweck, der Gewinn nur die willkürlich fixirte Folge, welche blos zeigen ſoll, mit welchem Intereſſe die Contrahenten an ihrer Meinung haften. Solche Wetten ſollen daher vollſtändig klagbar ſein, ſobald ſie ernſtlich gemeint ſind, keine unſittlichen Zwecke verfolgen und die Wettſumme nicht im Mißverhältniß zu dem Vermögen des Wettenden ſteht. Aber auch die Wette hat in neuerer Zeit vielfach ihren innerlichen Charakter verloren, indem oft das Intereſſe an der Bewahrheitung der eigenen Meinung gar nicht vorhanden iſt und das Gewinnen den einzigen Zweck bildet. So gehen z. B. die Wetten bei Pferderennen in die reinen Hazardgeſchäfte über

Für die Rechtswiſſenſchaft hat ſomit das Spiel heute ſeine Harmloſigkeit, ſeine edle Zweckfreiheit verloren. Die Nervoſität der Zeit beginnt aus dem Spiel bitteren Ernſt zu machen und entkleidet dasſelbe zugleich vielfach der freien Heiterkeit, welche ſeine ſchönſte Mitgabe bildete. Das Recht iſt außer Stande, durch ſeine Verbote die verloren gehende Innerlichkeit der Willensrichtung wiederherzuſtellen. Hier kann nur das innere Leben des Menſchen, nicht die äußere Satzung heilend eintreten

Wohl mag die Menſchheit ſich durch allzu große Hingabe an das Spiel, ja durch Verwandlung von Arbeit und Lebensaufgaben in Spiel in früherer Zeit vielfach verſündigt und ſo die Strafe herbeigeführt haben, welche ihr jene zeitweilige Rückkehr in die Unſchuld des Paradieſes zu rauben droht Wohl iſt manche Pflichterfüllung durch Spielen mit und in der Pflicht geſcheitert, manche Energie durch die Gewöhnung zu ſpielen ertödtet worden. Das Spiel hat ewige Kinder erzeugt, welche nie den Ernſt und das Opfer wirklicher Berufstreue gefunden und die, auch wenn ſie nicht ſo weit erſchlafften, doch das ganze Leben in ein geiſtreiches Spiel auflöſten. Iſt doch Deutſchlands geiſtvollſter Humoriſt, Jean Paul, von Anderen als ein durch ſein Leben hindurch ſpielendes Kind bezeichnet worden Und wie viele ſind nicht durch das ewige Spiel mit der Phantaſie zu Märtyrern der letzteren geworden, welche zwar alles irdiſche Leid durch ihre realiſtiſch ausgemalten Luftſchlöſſer ſich ſelber erſetzten, aber jedes Lebensſchickſal, jedes Verhältniß zu Anderen, zu Weib und Kind, zu Freunden und Feinden in ſich anders geſtalteten, als die Wirklichkeit es bot, dadurch Alles und Jeden immer falſch auffaßten, mißverſtanden und abſtießen, bis ſie zu Einſiedlern ihrer ſpielenden Phantaſie oder zu Bewohnern einer Zelle des Irrenhauſes herabſanken.

Und noch gewaltiger ſind die Gefahren, wenn der Spieltrieb der Gewinnſtſpiele ſeine heitere Harmloſigkeit verliert, wenn er als Dämon ſich aller Seelenkräfte des Menſchen bemächtigt und ihn zu dem Wahnſinn eines Kampfes mit dem Schickſal, eines Berechnenwollens des Unberechenbaren, eines Beherrſchenwollens des Unbeherrſchbaren treibt. Dann ſteht das Bild des vollendeten *Spielers* vor uns, der ſein Alles, ſeine Kräfte und die ihm anvertrauten Menſchen der ihn beherrſchenden Leidenſchaft, gemiſcht aus Gewinnſucht und Aberglauben, aufopfert. Ueberall liegt hier der Auswuchs, liegt der Sündenfall des Spielens vor, bei welchem das Spiel ſeinem Ziele und ſeinem Weſen, nur der Erholung zu dienen, nur eine *Ausnahme* im Pflichtenleben zu bilden, entfremdet worden iſt.

Wo aber dies nicht der Fall iſt, wo das Spiel ſeine herrliche Miſſion behalten hat, zeitweilige Ausſpannung zu ermöglichen, wo die *verdiente* Erholung es herbeiruft, da bleibt es uns eine Oaſe in der Wüſte dieſes Daſeins, eine Erinnerung an das goldene Land der Harmloſigkeit und Unſchuld, dem wir entſtammen und von dem wir träumen. Wer nicht mehr ſpielen kann, der kann nicht mehr das tendenzloſe Schöne genießen. Denn der nächſte Verwandte des Spiels iſt die Kunſt. Nicht mit Unrecht nennt man daher das Erzeugniß der dramatiſchen Muſe ein *Schauſpiel*. Auch die wahre Poeſie, auch die wahre bildende Kunſt hat keine ernſten Zwecke außer ſich, und wo ein Dichtwerk beſondere außerhalb der Poeſie belegene ernſte Tendenzen verfolgt, da verleugnet es ſeinen wahren Charakter, da verzichtet es auf den vollen und ganzen Eindruck auf die Seele des Hörers — denn „man merkt die Abſicht und man wird verſtimmt“

Blicken wir auf die ewigen Lehrmeiſter des wahren Spiels, auf unſere Kinder. Von ſelbſt, wie Pallas Athene aus dem Haupte ihres Erzeugers, bricht das fertige Spiel, immer neu ſich geſtaltend, aus ihrem kleinen Gehirn, in ewigen Variationen ſich umbildend gleich dem Kaleidoſkop. Hat es aber ſeinen auffriſchenden und anregenden Beruf erfüllt, kommt das Kind zur Mutter und ſagt: Was ſoll ich jetzt anfangen? dann ſchicke man es nicht mehr ſpielen, ſonſt verliert das Spiel ſeine unmittelbare Selbſtgeſtaltung. Das wahre Spiel hat wie keinen Endzweck, ſo auch keine Veranlaſſung. Und wie mit den Kindern, ſo iſt es auch mit den *Erwachſenen*. Denn auch für das Spiel heißt es wie für ein anderes größeres Reich, daß wir ſie in Wahrheit nicht verſtehen, „ſo wir nicht werden, wie die Kinder“!

Prof. C. Erdmann.

Miscellen.

Verhandlungen der dritten ordentlichen Generalsynode der evangelischen Landeskirche Preußens eröffnet am 10. Nov. 1891 geschlossen am 3. Dec. 1891. Herausgegeben vom Vorstande der Generalsynode. Berlin 1892. (966 S.)

Im Jahre 1879 ist zum ersten Male ein kirchliches Parlament für die acht alten Provinzen Preußens zusammengetreten. Die evangelische Landeskirche Preußens, welche bis dahin ganz consistorial verwaltet, d. h. von oben her regiert worden war und der es an einer eigenen aus den Gemeinden hervorgehenden Vertretung ihrer Interessen gefehlt hatte, begann damit die durch die eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen die Reformation Luthers ins Leben trat, bedingte Verfassung zu modificiren und sich endlich den synodal organisirten Landeskirchen reformirten Bekenntnisses zu nähern. Das Bedürfniß nach größerer Selbständigkeit und Selbstverwaltung der Gemeinden und nach einer kräftigeren Bethätigung des Gemeindelebens auch außerhalb des eigentlichen Gottesdienstes hatte sich längst fühlbar gemacht. Schon Friedrich Wilhelm IV hatte sich mit der Synodalgesetzgebung und der Freigebung der Kirche wiederholt beschäftigt; aber auch auf kirchlichem Gebiet trat nach den Stürmen der Revolutionsjahre eine schwer empfundene Reaction ein, welche einer selbständigeren Gestaltung der evangelischen Kirche feindlich war und die Reorganisation ihrer Verfassung auf lange Zeit hinaus verschob. Diese Arbeit wurde erst, nachdem die politische Neugestaltung Deutschlands ihren Abschluß gefunden hatte, in Angriff genommen. Die heutige Verfassung der preußischen evangelischen Landeskirche wird als consistoriale bezeichnet, welche viele synodale Elemente in sich aufgenommen hat. Regiert wird die

Kirche nach wie vor vom König auf Grund des ihm zustehenden Summepiskopats, das Organ der Regierung sind der evangelische Oberkirchenrath und die Consistorien. Diesen zur Seite stehen aber Synoden, zunächst für die einzelnen Kreise und aus diesen hervorgehend die Provinzialsynoden und die Generalsynode, als gesetzgebende Körperschaften, welche sämmtliche Angelegenheiten der Kirche besprechen, berathen und innerhalb eines allerdings beschränkten Rahmens ihre Beschlüsse durch Zustimmung der Organe der Staatsregierung zu kirchlichen Gesetzen erheben lassen können. Eben dadurch unterscheiden sich diese Synoden von denen unserer provinziellen Consistorialbezirke, die gar keine gesetzgeberischen Befugnisse haben, während ein zweites wichtiges Unterscheidungsmerkmal durch ihre Zusammensetzung gegeben ist. Unsere Synoden sind bloße Pastorenconferenzen, die preußische Generalsynode hingegen ist eine aus von den Gemeinden gewählten Laien und Geistlichen nach bestimmtem Verhältniß gemischte Körperschaft, die noch durch eine beträchtliche Anzahl vom Könige ernannter Mitglieder verstärkt wird. Die Rechte der Generalsynode müssen noch als sehr beschränkte bezeichnet werden. Zunächst tritt sie nur selten zusammen; es war erst die dritte, welche zu Ende des vorigen Jahres getagt hat, und eine häufigere Einberufung ist laut und dringend gefordert worden. Sodann unterliegen alle wichtigeren, eingreifenderen Beschlüsse derselben erst der Zustimmung des Landtages der Monarchie. Dieser aber ist interconfessionell; hier sitzen auch Katholiken, Juden und Atheisten über Angelegenheiten der evangelischen Kirche zu Gerichte und entscheiden über sie nach ganz anderen Gesichtspunkten, als wie sie für die kirchlichen Vertreter maßgebend waren, nach allgemeinen politischen oder, was schlimmer ist, nach parteipolitischen. Dazu hängt es bis zu einem gewissen Grade von dem Cultusminister ab, ob er die Synodalschlüsse dem Könige zur Bestätigung vorlegen will oder nicht. Die Rechte der Generalsynode und mit ihnen die Selbständigkeit der Landeskirche sind also noch durchaus erweiterungs- und entwicklungsfähig. Die Sache liegt keineswegs so einfach, wie sie auf den ersten Blick erscheint: in Preußen ringen sehr verschiedenartige kirchliche und theologische Richtungen um die Herrschaft, die einen fortwährenden Kampf mit einander führen. Nothwendigerweise müssen sich nun die Gleichgesinnten zu Parteien zusammenschließen, und diese trachten naturgemäß nach der Herrschaft. Die Furcht vor einer Parteiherrschaft innerhalb der Kirche, die hier noch verderblicher als auf politischem Gebiete wirken muß, hat bisher den Staat in erster Linie zu einer vorsichtigen Zurückhaltung dem Drängen nach größerer Selbständigkeit der evangelischen Kirche gegenüber veranlaßt. Er hält sich für unparteiischer als die von äußeren Zufälligkeiten mehr oder weniger abhängige Majorität der kirchlichen Vertreter. Das richtige Verhältniß zwischen

der Aufsichtsgewalt des Staates und dem theoretisch in seiner Berechtigung vollständig anerkannten Selbstbestimmungsrecht der Kirche zu finden und zu formuliren, ist eine der dringendsten Aufgaben der Zukunft auf kirchenpolitischem Gebiete, an deren Lösung die kirchlichen und staatlichen Organe Preußens in gleicher Weise mitzuwirken haben. Auch in der letzten Generalsynode sind diese Verhältnisse zur Sprache gebracht worden, und wie der vorliegende Band der „Verhandlungen" zeigt, haben gerade einige der größten Redner der Versammlung, Stöcker, Beyschlag, Kleist-Retzow, auf diesem Gebiete ihre Kräfte gemessen.

Indessen ein anderer uns näher liegender Grund veranlaßt uns, die Aufmerksamkeit auf das vorliegende Buch — ein Exemplar desselben befindet sich in der rigaschen Stadtbibliothek — zu lenken. Durch die Aufhebung der alten Magistrate in den baltischen Städten ist das Patronatsrecht an den städtischen Kirchen gleichsam herrenlos geworden. Das wesentlichste Fundament der alten Kirchenverfassung ist geschwunden, sie schwebt so zu sagen in der Luft. Ueber die neue Gestaltung der Dinge ist noch nichts bekannt. Vermuthen können wir, daß es etwas den evangelischen Gemeindeverfassungen in den russischen Städten Verwandtes sein könnte. So viel läßt sich aber schon jetzt behaupten, daß es mit der Zeit träger Ruhe für die Gemeinde, die sich bisher in Allem auf die Fürsorge des Raths verlassen konnte, unwiederbringlich vorüber ist; die Gemeinde wird jetzt selbst ihre Angelegenheiten ordnen müssen. Sollte unsere oben ausgesprochene Vermuthung eine zutreffende sein, so würde die Gemeinde wohl an der Bildung eines Gemeinderaths mitzuwirken haben. Jedenfalls aber können wir hoffen, daß eine beträchtlich größere Zahl von Gemeindegliedern zur Arbeit an den mit der Kirche zusammenhängenden Dingen — diese im weitesten Sinne genommen — herangezogen werden dürfte. Und in dieser Richtung wäre dann ein gegen früher außerordentlich großer Fortschritt gewonnen. Wird diese kirchliche Gemeindearbeit in rechter Weise aufgefaßt und gethan, so muß ihre unausbleibliche Folge eine immer weitere Kreise umfassende Förderung des kirchlichen Interesses sein nach dem altbewährten Princip, welches jeder Selbstverwaltung einen so hohen ethischen Werth verleiht, daß die Liebe zur Sache in dem Maße wächst, als man in verantwortlicher Arbeit an ihr betheiligt ist. Wer sich nun eine Vorstellung machen will von der Mannigfaltigkeit der Fragen, deren Behandlung im Rahmen der den Gemeindevertretungen gemeiniglich zufallenden Aufgaben liegen kann, der werfe einen Blick in das reichhaltige alphabetische Sachregister zu den gedruckten Verhandlungen der dritten preußischen Generalsynode. Kaum ein Gebiet des kirchlichen Lebens ist hier unerörtert geblieben. So finden wir z. B. unter dem Buchstaben „S": Seelsorge an Curorten, Irren, Taubstummen, Trinkern,

Confirmirten, ſektireriſche und ſeparatiſtiſche Bewegung, öffentliche Sittlichkeit, Sonntagsruhe, ſociale Aufgaben der Kirche, ſtaatliche Mittel für kirchliche Zwecke, Stadtmiſſion, Sterbe- und Gnadenzeit bei Pfarrſtellen, Stolgebührenablöſung, Entlaſtung der Superintendenten. Unter dem Vielen, das hier geboten wird, kann Jeder ihn ſpeciell Intereſſirendes finden.

Es liegt auf der Hand, daß, wenn ein ſo bedeutender Bruchtheil der evangeliſchen Kirche und noch dazu die größte und umfaſſendſte evangeliſche Kirchengemeinſchaft, wie es die preußiſche iſt, ihre Angelegenheiten in einer Generalſynode discutirt, es für alle anderen evangeliſchen Kirchen von großem Werthe ſein muß, dieſe Discuſſionen kennen zu lernen Verhandlungen, wie die ſchon erwähnten, über größere Selbſtändigkeit der Kirche, ferner über Mitwirkung der kirchlichen Organe bei Beſetzung theologiſcher Profeſſuren, über die revidirte Lutherbibel, ſind von allgemeiner Bedeutung, können von Jedem verſtanden und gewürdigt werden und ſollten innerhalb des Intereſſenkreiſes jedes Gebildeten liegen; andere geben die mannigfachſte Belehrung über ſpeciellere Gegenſtände, Anregung und Geſichtspunkte für die Behandlung praktiſch-kirchlicher Fragen, die zum mindeſten der Kenntnißnahme werth ſind. Schließlich ſei noch hervorgehoben, daß einige der in der Generalſynode gehaltenen Reden oratoriſche Leiſtungen erſten Ranges ſind, deren Lectüre, auch abgeſehen von dem ſachlichen Intereſſe für den Stoff, reinen äſthetiſchen Genuß gewährt. Bgd.

Bücherſchau.

Giulio Monti. Schauſpiel in fünf Acten von Heinrich v. Hirſchheydt. Riga 1892. Verlag von A. v. Grothuß 150 Seiten. Preis 1 Rbl.

Der Inhalt vorliegenden Stückes iſt folgender: Graf Antonio di Vagara liebt Bella Monti, die Schweſter des Giulio Monti, eines Bürgers von Neapel, und wird von ihr wiedergeliebt. Giulio Monti hat wiederum kaum die junge, eben aus der Kloſterſchule entlaſſene Gräfin Arabella Aspervallo erblickt, als er auch ſchon in ſie verliebt iſt und ebenfalls die heißeſte Gegenliebe findet. Da aber Arabella ſehr reich iſt und laut einem Teſtament ihr Vermögen dem zufällt, der ſie ehelicht, ſo wünſcht ihr Vormund und Oheim, der Vater Antonios, der Graf Giuſeppe di Vagara, ſie mit ſeinem Sohn zu verheirathen. Seinem Sohne droht er, ſich ſelbſt zu vergiften, wenn Antonio ſich nicht mit Arabella trauen läßt, und aus Kindesliebe willigt Antonio auch ein. Giulio Monti iſt, um die Hand Arabellas werbend, mit dem alten Vagara in Streit gerathen und hat ihn an der Bruſt gefaßt. Dieſes benutzt der alte Vagara. Er droht der Arabella, er werde dafür ihren geliebten Giulio auf die Galeere ſchicken, wenn ſie nicht einwillige, Antonios Gattin zu werden, Arabella giebt auch die Zuſage; man kommt aber überein, daß die Trauung nur ein Schein ſein ſolle und daß gleich nach ihrer Vollziehung jeder mit ſeiner Geliebten, Giulio mit Arabella und Antonio mit Bella Monti, zu Schiff wegreiſen ſollen, dem alten Vagara die Schätze überlaſſend. Nur Giulio will in den Compromiß nicht willigen; er glaubt die Ehre ſeiner Schweſter gefährdet und droht ſogar, den Antonio zu tödten. Da zuletzt, unmittelbar vor der Trauung, fragt der Prieſter, dem Bella Monti die Liſt eingegeben, das Brautpaar, ob es die Kinder, welche Arabella werde haben können, als Sproſſen des Hauſes Vagara anerkennen wolle. Bräutigam und Braut verneinen es; der alte Vagara aber ärgert ſich über dieſe Schickſalswendung ſo, daß er krank

wird; nun unterbleibt die von ihm gewünſchte Trauung; die Paare gruppiren ſich ſofort anders, und Giulio zieht mit Arabella, Antonio mit Bella zum Altar.

Weshalb der Dichter das Schauſpiel in Neapel, und zwar im Anfang dieſes Jahrhunderts ſpielen läßt, iſt nicht ſchwer einzuſehen: er hat ſicher gefühlt, daß es darin von pſychologiſchen und anderen Unwahrſcheinlichkeiten wimmeln werde; und da er offenbar geleſen hat, daß an Lebhaftigkeit des Temperaments und ſeltſamer Neigung zu unvermittelten Uebergängen aus einem Extrem ins andere kein Volk es den Napoletanern gleich thut, ſo konnte er hoffen, man werde an dieſen exotiſchen Geſchöpfen, zumal über ihre Sitten und Gebräuche im Anfang des Jahrhunderts die meiſten Leſer im Dunkeln ſein dürften, das Unglaubliche noch am eheſten glaublich finden und jedenfalls eher als z. B. an deutſchen. Dies iſt von Seiten des Verfaſſers kein Fehler; er tritt hiermit nur in Shakeſpeares Fußtapfen, der ſich oft von derartigen Erwägungen ſcheint leiten zu laſſen; aber einige Vorſtudien in der italieniſchen Sprache waren für ein Drama in Verſen doch rathſam: es verletzt das Ohr, daß faſt jedes italieniſche Wort vom Dichter unrichtig betont wird: Posilippo hat den Accent nicht auf der vorletzten, ſondern auf der drittletzten Silbe; podestà hat den Accent nicht auf der vorletzten, ſondern auf der letzten Silbe; Lucia hat den Accent nicht auf dem „u", ſondern auf dem „i", maestro iſt nicht zweiſilbig, ſondern dreiſilbig und hat den Accent auf dem „e".

Das Werk eines einheimiſchen Dichters, wenn es, wie der „Giulio Monti", in allen ſeinen Theilen von angeſtrengter Geiſtesarbeit zeugt, verdient wohl eine ernſthafte Beurtheilung; deshalb gehe ich nicht näher darauf ein, daß die Fabel des Stückes dürftig, die Intrigue ziemlich ungeſchickt geſponnen iſt: ſolche Unvollkommenheiten kommen in den gefeiertſten Dramen vor und haben Molière nicht gehindert, ein Heros unter den Dichtern zu ſein. Mancherlei kleine Mängel der Sprache und der ſceniſchen Eintheilung will ich eben ſo wenig hervorziehen; denn mit ſolchen Einzelheiten wäre dem Verfaſſer nicht gedient und dem Leſer desgleichen, falls er von einer Kritik mehr erwartet, als zuzuſehen, wie ein Huhn gerupft wird.

Schwerlich wird wohl irgend Jemand, der den „Giulio Monti" geleſen hat, die unbefangene Meinung hegen, das Stück ſei ſchön. Gleichwohl fehlt es nicht an Leidenſchaft; auch eine Tendenz iſt vorhanden: es iſt die ſchlichte, aber nicht zu verachtende Wahrheit, daß es unter Umſtänden edler ſein kann, das gegebene Wort zu brechen, als es zu halten. Schließlich iſt in dem Stücke eine gewiſſe Höhe des ethiſchen Standpunktes und, in formeller Hinſicht, ein wohlüberlegtes Gleichgewicht in den Rollen der Hauptperſonen nicht zu verkennen. Woher alſo der ungünſtige Eindruck und die bisherige ablehnende Haltung der Kritik?

Wir wollen dem Herrn Verfaſſer zuerſt einige Vorſchläge machen.

Wie wäre es, wenn über den bürgerlichen Beruf und die „Antecedentien" des Helden Giulio Monti einige wenige Nachrichten in das Schauſpiel eingeſtreut wären? Könnte nicht auch von den übrigen Perſonen angedeutet werden, daß ſie noch etwelche ſonſtigen Schickſale außer den hier ſich vollendenden durchgemacht haben? Wäre es nicht möglich, etwas genauer zu erzählen, auf welche Weiſe Giulio die Arabella vom Tode des Ertrinkens rettet? Könnte man nicht über das fatale „Teſtament" etwas Näheres einfließen laſſen? Wer hat es gemacht? Zu welchem Zwecke? Was wird darin vermacht, Geld oder Güter? Könnte es nicht ſelbſt auf die Bühne gebracht werden? Nun genug, denn ſolcher Fragen wäre noch eine Menge aufzuwerfen, und auch die vorausſichtliche Antwort des Autors glauben wir ſchon zu hören: „Das ſeien alles kleinliche Aeußerlichkeiten, die den Gehalt der Dichtung gar nicht berühren, unpoetiſcher Ballaſt, und übrigens könne auch jeder Leſer ſich das ſelbſt leicht hinzudenken." — Mancher Leſer kann ſich vielleicht auch das ganze Stück ſelbſt denken; nichtsdeſtoweniger hat kein bekannter Dramatiker es unterlaſſen, ſeine Stücke mit ſolchen proſaiſchen Attributen auszuſtatten. Wir mögen nun Schiller befragen oder Lope de Vega; keiner verſchmäht es, dasjenige ausdrücklich zu ſagen, was der Leſer ſich auch ſelbſt denken könnte. Man wende nicht ein, daß ich mich hiermit in Einzelheiten verliere, die doch ſoeben für geringfügig erklärt worden ſeien. Dieſe Einzelheiten hängen alle eng zuſammen und dienen alle dem einen Zweck, Anſchaulichkeit zu Stande zu bringen. Es iſt daher nicht von Kleinigkeiten die Rede, ſondern von einem der wichtigſten Erforderniſſe jeden Kunſtwerkes, von der friſchen kräftigen Sinnlichkeit, welche die Idee des Künſtlers vergegenſtändlichen ſoll, von der compacten Anſchauung, in der ſich allein der Sinn des Schönen offenbart. Wodurch ſonſt als durch dieſes Mittel gelingt es dem Dramatiker, für ſeine Perſonen Theilnahme zu erwecken und die Situationen, die ſeine Phantaſie geſchaffen, mit dem Zauber der Anmuth zu umgeben! Wenn der Verfaſſer ſich bemüht hätte, über ſeine Perſonen ſpecielliere Mittheilungen zu machen, ſo hätte ſich die concrete Fülle von ſelbſt ergeben, und er hätte dann leicht dem größten Mangel nachhelfen können, der dieſen Perſonen anhaftet: dem Mangel an Charakteriſtik. Das hängt Alles zuſammen: nicht die bloßen Vertreter von Ideen, ſondern nur ſcharf hervortretende Charaktere intereſſiren uns, nur ihre Geſchicke verfolgen wir mit Spannung. So wie die Sachen im „Giulio Monti" liegen, erfahren wir ſelbſt über die Gründe der Matrimonialpolitik des alten Vagara ſo gut wie nichts. Ueber Antonio können wir nur auf Umwegen zu dem Schluß gelangen, daß er mit der Kunſt der Schifffahrt nicht wohl vertraut iſt: er würde ſonſt von dem Ringen nach Verbeſſerung der Zuſtände nicht das Gleichniß brauchen (S. 54):

„An mancher Klippe probt die Kraft der Kiel,
Und ich bin ſicher, daß ſein Ziel erreichbar."

In Sturm und Wellen mag der Kiel ſich bewähren, aber probeweiſe gegen Klippen zu rennen, ſcheint doch zu gefährlich; oder deutet das verheißungsvoll auf den Federkiel des Verfaſſers, der die dramatiſchen Klippen mit Kraftworten à la Bagara ſprengend uns noch eine Reihe von Schauſpielen in Ausſicht ſtellt?

Von Anſchaulichkeit und concreter Fülle der Sinnlichkeit, als der lebendigen Form, in welche die Schönheit, die Erſcheinung des Ideals, ſich kleidet, iſt geſprochen worden, und wir würden das „Realismus" nennen, wenn auf dieſen Ausdruck nicht ſchon eine vielberufene literariſche Partei, zu deren Sectenanhang wir nicht gehören, abonnirt wäre. Schon der Umſtand, daß ja die ganze Sprache bekanntlich ein Wörterbuch verblichener Metaphern iſt, zeigt uns die Nothwendigkeit, in der Kunſt die verblaßten Abſtractionen zu vermeiden und an Stelle der zu Begriffen eingetrockneten Worte und Wendungen ſolche zu wählen, in denen das urſprüngliche ſinnliche Bild noch Jedem deutlich fühlbar iſt. Freilich iſt ſolches uns Söhnen der Oſtſeeprovinzen beſonders ſchwer erreichbar: Bettelarmuth an Worten und Redewendungen iſt das Merkmal alles deſſen, was wir ſchreiben; denn wir können die Sprache nicht an ihrem Quell, aus der Rede des Volkes ſchöpfen; und was Lectüre und Unterricht bietet, iſt ein ſchwaches Surrogat: wir lernen die Worte begreifen, die Andere benutzen; aber damit ſind ſie noch lange nicht alle zu unſerer freien Dispoſition geſtellt. — Wie wenig der Verfaſſer daran gedacht hat zu ſpecialiſiren, den Geſtalten feſte Umriſſe zu geben, ſie aus dem Nebel der Allgemeinheit zu verdichten, das locale Colorit zu verwerthen, zeigt ſich in eigenthümlich naiver Weiſe darin, daß die „Heiligen" in corpore oftmals erwähnt werden (S. 60, 66, 61, 122); als ob jemals die ſtilvollen Töchter Neapels die „Heiligen" als abſtracten Sammelnamen anrufen und anbeten! Wie leicht wäre es geweſen, an ihrer Stelle den heiligen Lorenzo, die heilige Roſalie u. ſ. w. in das Stück einzuführen! Jeder hat ja ſeinen Lieblingsheiligen, den er einzeln im Munde führt, ſo wie er ihn einzeln im Bilde ſchaut und vorſtellt. — Auch wo der Dichter bisweilen, um Ausbrüche des Temperaments darzuſtellen, concrete Ausdrücke wählt, wirken ſie, ſo ohne Vermittelung hineingeworfen, nicht mehr ernſthaft; z. B. (S. 140) wenn Giulio unmotivirt auf der Straße ruft: „Stürz' ein, Gewölbe!" — wie Immermanns „Tulifäntchen", das auch in ohnmächtiger Wuth die Architektur anſchreit:

„Stürzt, Pfeiler! Brecht, Pilaſter!"

und zur Antwort erhält:

„Sie ſtehen unerſchüttert auf dem Pflaſter."

Zur Charakteriſtik der ſinnlichen Fülle, die dem Kunſtwerk Kraft und Reiz giebt, haben wir noch eins nachzutragen. Wenn man geſagt hat, der Dichter denke in Bildern, ſo ſind auch die „Bilder" zum Theil wieder bildlich zu nehmen: denn nicht blos unſer Geſicht, ſondern alle fünf oder ſechs Sinne ſoll der Dichter mit Realitäten unterhalten und beſchäftigen. Man bleibt nur in der Analyſe meiſt bei den eigentlichen Bildern ſtehen und zergliedert nicht den Antheil, den die übrigen Sinne daran haben. Da dieſes Alles ſich direct auf unſere Bemerkungen über den „Giulio Monti" bezieht, ſo ſei es geſtattet, ein illuſtrirendes Beiſpiel aus Shakeſpeares Dichtung „Venus und Adonis" anzuführen. Die Göttin pflückt die Roſe, in die Adonis ſich ſterbend verwandelt hat, und ſpricht zu ihr:

Hier war ſein Bett, an meinem Buſen hier,
Als nächſtem Erbe ziemt dir da zu liegen:
So nimm den Platz, ans Herz dich ſchmiege mir;
Es ſoll mit Pochen Tag und Nacht dich wiegen,
Und ſechzigmal in jeder Stunde müſſen
Adonis' Blume meine Lippen küſſen.

Hier fühlt Jeder, wie ſchlaff und welk der Schluß uns anmuthen würde, wenn ſtatt des „ſechzigmal in jeder Stunde" nur ein herkömmlicher Repräſentant jeder großen Zahl: „vieltauſendmal", „millionenmal", „unendlich oft", ſtände. So wichtig iſt es, daß ein ſinnlicher Nerv vom Dichter berührt werde! Die kleinere Zahl wirkt ſtärker, weil ſie noch vorſtellbar iſt; aber vorſtellbar nicht für das Auge, ſondern für den Zeitſinn, für das Ohr. — Wie die Fülle der Geſichte in einem dichteriſchen Gleichniß auch den Geſchmacks- und Geruchſinn wirkſam treffen kann, mag ein wenig bekanntes Sonett von Rückert zeigen:

Die Welt iſt eine Lilie, eine blaue,
Ein Inbegriff geheimnißvoller Dinge!
Ihr Brautkelch iſt die Sonn', um die im Ringe
Staubfäden gleich Planeten ſteh'n zur Traue.
An dieſer Lilie weitem Wunderbaue
Hängt ſchwebend mit der ſehnſuchtsmüden Schwinge
Des Menſchen Geiſt gleich einem Schmetterlinge
Und lechzet durſtig nach des Kelches Thaue.
Sieh! durch die Blume wehen Gottes Hauche;
Da neigen die Planeten ſich zur Sonnen,
Wetteifernd, wer darein ſich tiefer tauche.
Wie ſo das heil'ge Liebesſpiel begonnen,
Füllt Duft die Blume wie mit Opferrauche;
Den trinkt der Schmetterling und ſtirbt in Wonnen.

Wir gehen von der Sinnlichkeit des Ausdruckes zu einem anderen, mit ihr nahe verwandten Gebiet über · zu dem Gedankengehalt der Dichtung. Der am Schluß ſich offenbarende Grundgedanke, ſowie das Motiv der Liebe, der Pietät und der angeſtrebte Kampf gegen Standesvorurtheile ſind gewiß eines Schauſpiels nicht unwürdig; doch iſt, wie ſchon angedeutet, bei einem Kunſtwerke als die Hauptſache nicht eigentlich anzuſehen, welche Tendenz und Idee ſich in ihm entdecken und herausholen läßt, ſondern auf welche eigenthümliche, in Begriffen nicht zu erſchöpfende Weiſe dieſer Gedanke in Körperſchranken getreten iſt, in welchen Reichthum und in welches Ebenmaß der Form er ſich gekleidet hat. Es handelt ſich um die Brücke, die zwiſchen den hohen Principien und Tendenzen des Dichters und den einzelnen Dingen und Vorgängen der Wirklichkeit zu ſchlagen iſt, und die Mängel, die in dieſer Beziehung dem „Giulio Monti" anhaften, hängen mit allgemeineren Fehlern unſerer Jugenderziehung zuſammen. Statt dem jugendlichen Geiſt zuerſt nur einen engen Kreis leicht überſchaubarer Vorſtellungen beizubringen und, ihn dann behutſam erweiternd, zu den nächſt höheren Begriffen aufſteigen zu laſſen — immer für genaue Bekanntſchaft ſorgend mit Allem, was in dieſen Kreis aufgenommen wird · haſtet unſere Pädagogik ſchnell zu hohen abſtracten Begriffen, ethiſchen und religiöſen, die nicht, wie ſich gehörte, aus einer Summe engerer, ſtufenweis aufſteigender Begriffe als ein Gemeinſames herausgehoben und ſo von der ſich entwickelnden Seele auf dem natürlichen Wege erreicht werden. Das bleibt dann für Viele lebenslänglich ein Wirrſal von halb und ſchief verſtandenen Begriffen, die um ſo leichter gehandhabt und mißbraucht werden, als ſie an Umfang die weiteſten, an Inhalt die ärmſten ſind. Aber auch unter denjenigen, deren Intellect ſehr wohl fähig wäre, nachträglich die Verbindungen herzuſtellen und die Jakobsleiter zu dem Paradies der hohen Ideen hinaufzuklimmen, liebt nicht Jeder dieſe Uebung: Mancher begnügt ſich mit dem Bewußtſein, den logiſchen Zuſammenhang zwiſchen der gemeinen Wirklichkeit und den höchſten Grundſätzen einmal im Gedächtniß gehabt zu haben; und während der realiſtiſche Dichter den Weg zum Gipfel gern auf- und abſteigt und an jedem Ausſichtspunkte behaglich zu verweilen bereit iſt, ſchwingt der Idealiſt ſich direct in die luftigen Höhen der Abſtraction empor, denn federleicht iſt ſein Gepäck.

Hiermit ſoll nicht geſagt ſein, daß jene höchſten Principien entbehrlich ſind; im Gegentheil, wer ſie gar nicht hat und ſich nur in den Mittelregionen des Denkens zu bewegen weiß, geht ſein Lebenlang in der Irre, und wenn er's weit bringt, ſo iſt er ein vielbewunderter Witzling. Dies vielmehr, was wir erwarten und an dem „Giulio Monti" vermiſſen, iſt eine gewiſſe Sinnlichkeit der Gedanken, eine durch Beiſpiele und Argumente

beſtändig rege gehaltene Communication zwiſchen den Reſultaten der Weltbetrachtung und dem gewöhnlichen Leben, deſſen Luft uns umgiebt. Denn an Sentenzen iſt ja im „Giulio Monti" kein Mangel; nur ſind ſie ohne Sinnlichkeit, und es fehlt ihnen die friſche Reflection und lebhafte Controverſe, als deren Ergebniß ſie uns frappiren könnten. So unvermittelt gewährt es geringen Genuß, wenn der Pater Benvenuto verkündet:

„Die Wahrheit triumphirt, verdeckt ſie nicht,
Es führt die Lüge im Gefolge Unheil!"

Wie anders würde ſich dieſer Satz als Schlußglied einer ſchönen Gedankenreihe ausnehmen! So aber erſcheint er als eine nicht wohlerworbene, ſondern blos leihweiſe angeeignete Weisheit, und der Leſer hat das Gefühl, Pater Benvenuto werde in ziemliche Verlegenheit kommen, wenn man ihn nach den Argumenten für ſeinen ſcheinbaren Tiefſinn befragt; denn an einen gemalten Haken läßt ſich auch nur eine gemalte Kette hängen. Philiſterhaft nüchtern klingt es, wenn Giulio ſeine Philoſophie hören läßt:

Der Dinge tiefſtes Weſen,
Obgleich, ſeit Denker ſich auf Erden mühten,
Nach dieſem Weſen ſie geforſcht, geſucht —
Es blieb und bleibt verborgen.

Und doch iſt es ganz derſelbe Gedanke, den ein alter arabiſcher Dichter ſo ausſpricht:

Hinter den geheimnißvollen Vorhang fiel noch nie ein Blick;
Keiner hob noch je den Schleier, der verhüllt das Weltgeſchick!

Zweiundſiebzig Jahre hab' ich Tag und Nacht darob geſonnen,
Doch das Räthſel blieb mir dunkel, und mein Leben iſt verronnen.

Alſo nicht profunde Probleme brauchen in ein Drama geflochten zu werden; beſcheidene, längſt bekannte Wahrheit erſcheint im poetiſchen Gewande anziehend, wenn ſie vor den Augen des Leſers herausgearbeitet wird durch eine von der Gewalt der Verhältniſſe angeregte Reflexion.

Beſonders fühlbar iſt der Mangel an Mittelgliedern zwiſchen den Grundanſchauungen und der thatſächlichen Wirklichkeit in den Geſprächen und Monologen des Giulio und Antonio über Standesvorurtheile. Hier präſentiren ſich Beide nur wie etwas Grundloſes und Unabänderliches das letzte abſtracte Schlußreſultat ihrer reſp. Anſicht über genanntes Thema, anſtatt daß in Beiſpielen, Bildern, Gründen ad rem und ad hominem darzuſtellen war, was ſich Triftiges und Scheinbares dafür und dawider anführen läßt. Man ſtelle ſich doch nur einmal vor, wie eine Geſellſchaft von gebildeten und intelligenten Livländern in leidenſchaftlicher Debatte dieſen Gegenſtand behandeln würde, und man hat genug brauchbares Material für dieſe

Partien des „Giulio Monti“; nie und nimmer würden ſolche Perſonen ſich begnügen, einander bei der Controverſe über Standesvorurtheile, wie Giulio und Antonio, matte, verbrauchte Gemeinplätze entgegenzuhalten; wenn auch natürlich nicht Alles aus einem ſolchen Geſpräche ſich in Jamben wiedergeben ließe· die Wahl und Veredelung des Ausdrucks iſt Sache des Dichters.

Im Schauſpiel, alſo wo doch wirkliche Menſchen vorgeführt werden, kann es ſogar beſonders wirkſam ſein, nicht die abſtracten Endergebniſſe des Denkens von Jedem ausſprechen zu laſſen: im Leben trägt ja auch nicht Jeder den letzten Schluß ſeiner Weisheit beſtändig auf den Lippen, und Mancher ahnt es nur und zeigt in ſeinen Thaten, wie dieſer Schluß ſein werde, ohne es klar ſagen zu können. Gelingt es dem dramatiſchen Dichter, ſeine Perſonen ebenſo hinzuſtellen, ſo erwirbt er ſich in den Zuſchauern freiwillige Mitarbeiter, denen es einen beſonderen Reiz gewährt, das vom Autor abſichtlich Verſchwiegene — Jeder auf ſeine Art - innerlich zu ergänzen, um aus jeder menſchlichen Seele eine Einheit zu machen.

Vielleicht habe ich nöthig, noch ausdrücklich das Bedenken zurückzuweiſen, daß durch die hier vorgeſchlagenen Ergänzungen der Umfang des „Giulio Monti“ zu ſehr angeſchwellt werde. es iſt in dem Stücke ſo viel Ueberflüſſiges zu ſtreichen; ſo viele Wiederholungen leidenſchaftlicher Reden ſind entbehrlich — die Repetition ſcheint die bevorzugte Redefigur des Verfaſſers zu ſein — daß man alle die hübſchen lyriſchen Stellen (S. 8, 59, 110, 111, 121) könnte ſtehen laſſen und bei gehöriger poetiſcher Compreſſion der Umfang nicht wachſen würde.

Jetzt noch ein Wort an den muthigen Verleger. Gewiß gewährt einem jeden Dichter die eigene ſchöpferiſche Geiſtesthätigkeit ein großes Vergnügen, das von keinem Beifall der Mit- oder Nachwelt überboten werden kann. In dieſer Freude beſteht aber auch wirklich der Hauptwerth der meiſten Verſe, die geſchrieben werden, und ihre Verfaſſer könnten ſich nachgerade damit begnügen. Da man jedoch eine ſo unbarmherzige Selbſterkenntniß von den Dichtern billigen Fuges nicht verlangen darf — denn wer iſt nicht etwas verliebt in ſein Kind! — ſo würden die Verleger, mit objectiverem Blicke die Sache anſehend, nicht nur dem Publicum, ſondern auch den Dichtern einen Dienſt erweiſen, wenn ſie pſychologiſche Rohproducte, wie den „Giulio Monti“, vor Druck bewahrten. Es wird ja vielleicht nach vielen Verſuchen auf dem Pegaſus der Dichter ſchließlich die Meiſterſchaft erlangen; aber weshalb ihn als unfertigen in allen Vorbereitungsſtadien dem Publicum zeigen! Gregor von Glaſenapp.

Mittheilungen aus der livländiſchen Geſchichte XV. Bandes erſtes Heft. Herausgegeben von der Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthumskunde der Oſtſeeprovinzen. Riga, 1892. 351 S.

Das vorliegende neueſte Heft der „Mittheilungen aus der livl. Geſchichte" hat etwas länger auf ſich warten laſſen, als wir es bei den periodiſchen Publicationen der Alterthumsforſchenden Geſellſchaft, die ſeit dem Jubiläum derſelben i. J. 1884 mit großer Regelmäßigkeit zu Beginn jedes Jahres zu erſcheinen pflegen, gewohnt ſind. Dafür iſt das Heft ungewöhnlich umfangreich und ſein Inhalt ſehr mannigfaltig, ſo daß Leſer mit den verſchiedenſten Anſprüchen bei der Lectüre desſelben ihre Rechnung finden.

Eine ausführliche Abhandlung über „Das liviſche und lettiſche Dünagebiet und die Fürſten von Polozk, Gercike und Kokenhuſen am Ausgang des 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts" von Friedrich von Keußler leitet das Heft ein. Sie kann als Fortſetzung einer im XIV. Bande der „Mittheilungen" erſchienenen Arbeit über „die Tributpflichtigkeit der Landſchaft Tolowa an die Pleskauer" von demſelben Verfaſſer betrachtet werden, der auch durch andere kritiſche Erörterungen bisher noch unklarer Partien aus der Gründungsgeſchichte der livländiſchen Colonie bekannt iſt. Daß die Fürſten von Polozk an der unteren Düna von den Liven Tribut erhoben haben und daß am Mittellauf dieſes Fluſſes ſich zwei von Polozk abhängige Fürſtenthümer, Kokenhuſen und Gercike, befunden haben, war eine bekannte Thatſache. Die Verdrängung der Ruſſen aus dieſem Gebiet iſt das eigentliche Thema von Keußlers ſehr fleißiger Arbeit. Die Berichte Heinrichs von Lettland, welche Verfaſſer commentirt und ſtellenweiſe etwas zu umſtändlich wiedergiebt, erweiſen ſich auch hier als zuverläſſige Quelle. 1208 wurde Fürſt Wiatſchko aus Kokenhuſen vertrieben, 1209 mußte Wſewolod von Gercike die eine Hälfte ſeines Gebietes den Deutſchen völlig überlaſſen, die andere von Biſchof Albert zu Lehen nehmen, und 1212 verzichtete Wolodimir von Polozk auf alle Tributanſprüche in Livland. Durch eine glückliche Combination von Heinrichs Erzählung mit urkundlichem Material iſt es Keußler gelungen, die Grenzen des Fürſtenthums Gercike näher zu umſchreiben: ſehr wahrſcheinlich dehnte ſich dasſelbe von Jargrad an der Düna an in nordweſtlicher Richtung bis auf das rechte Ufer der mittleren Aa in der Nähe von Wolmar aus. 1239 iſt in einer Urkunde noch von rechtmäßigen Erben auf das Lehen Gercike die Rede, „in den ſpäteren urkundlichen und chronikaliſchen Erwähnungen erſcheint Gercike lediglich als deutſcher Beſitz".

Johann Chriſtoph Berens veröffentlicht Auszüge aus dem älteſten Kirchenbuch der Stadt Riga 1608 bis 1619. Dasſelbe iſt kürzlich gefunden worden und hat ſich als eine reiche Fundgrube für die Genealogie

der bürgerlichen und adeligen Geschlechter unserer Provinzen erwiesen. Der erhaltene Rest dieses „Kerken-Boch-Entfancks“ enthält nämlich ein Verzeichniß der in der angegebenen Zeit vornehmlich in und bei der Domkirche, aber auch bei St Peter und St. Johannes vollzogenen Bestattungen nebst den für die Kirche erhobenen Gebühren. Berens giebt einige einleitende Bemerkungen, welchen ein nach den 3 Kirchen geordneter Auszug aus diesem Kirchenbuch folgt, „in welchem alle diejenigen Personen erwähnt werden, die überhaupt einiges genealogische Interesse wachrufen“. Nach welchen Gesichtspunkten indessen ein großer Theil der Worte und Namen des Auszuges gesperrten Druckes gewürdigt worden ist, hat Referent nicht ermitteln können.

Den Dank aller einheimischen Geschichtsfreunde hat sich das Directorium der Alterthumsforschenden Gesellschaft durch den Wiederabdruck einer Arbeit Hildebrands „Rigas Armenanstalten bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts“ erworben, welche der 1890 aus dem Leben geschiedene Verfasser schon 1884 im Auftrage des rigaschen Stadtamtes zusammengestellt hatte, die aber bisher, in kleiner Auflage gedruckt, nur Wenigen zugänglich gewesen ist. Von den hier behandelten acht Anstalten beanspruchen die beiden ältesten, das Georgenhospital und der Convent zum Heiligen Geist, das meiste Interesse. Sie sind aufs Engste verflochten mit den Schicksalen der Stadt in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens. Das heutige Georgenhospital ist 1220 von Bischof Albert ohne bestimmten Namen in der Neustadt gegründet worden. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts wird es in den Jürgenshof neben dem „Heiligen Geist“ verlegt und heißt nun Georgenhospital. Die Verwaltung desselben geht dann vom Erzbischof auf die Stadt über, und diese nimmt eine neue Wandlung vor: seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts finden wir das Georgenhospital außerhalb der städtischen Mauern, bis i. J. 1754 das noch heute bestehende Gebäude bei der Karlspforte bezogen wurde; der Jürgenshof wird mit dem benachbarten „Heiligen Geist“ vereinigt und verliert seinen alten Namen. Der „Heilige Geist“ ist von vornherein städtisches Institut gewesen, er befand sich anfangs außerhalb der Stadt, wurde aber schon im ersten Jahrhundert seines Bestehens an den heutigen Standort neben dem St. Jürgenshof versetzt, nahm den letzteren in sich auf, worauf vorübergehend der Erzbischof die Oberherrschaft über ihn gewann; auch hat er zeitweilig als Franciskanerkloster gedient. — Die arge Verwirrung, welche früher die ältere Geschichte Rigas, soweit das Georgenhospital, der Jürgenshof und der Heilige Geist in Frage kamen, verunzierte, ist durch die saubere und exacte Scheidung, welche Hildebrand vornimmt, ein- für allemal beseitigt worden.

Eine außerordentlich ergiebige Quelle zunächst für die Geschichte Rigas, aber auch für die Geschichte Livlands vom 17. Jahrhundert bis auf die

Gegenwart iſt neuerdings, wenn nicht eröffnet, ſo doch in ganz anderer Weiſe als bisher der Forſchung zugänglich gemacht worden — das ehemalige rigaſche Rathsarchiv. Die Ueberführung desſelben in die neuen Räume im Dommuſeum und die ordentliche Aufſtellung der bisher in den Bodenkammern des Rathhauſes modernden Zeugniſſe einer vielbewegten Vergangenheit hat zur Entdeckung einer ganzen Reihe vermißter oder bisher völlig unbekannter Archivalien geführt, welche der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung mancher Partien unſerer Geſchichte eine weite Perſpective eröffnen. Und es fehlt nicht an rüſtigen Arbeitern, welche ſich ſofort an die Aufackerung dieſes lange brachliegenden Feldes gemacht haben. Der rüſtigſten einer iſt Anton Buchholtz, der zwei werthvolle Arbeiten für das vorliegende Heft der Mittheilungen geliefert hat und deſſen Namen wir auch in den Sitzungsberichten der Alterthumsforſchenden Geſellſchaft wiederholt begegnen. Der Aufſatz „Zur Geſchichte des rigaſchen Rathhauſes“ iſt eine außerordentlich fleißige Arbeit, welche aus einer Unzahl zerſtreuter Notizen, die der Verfaſſer theils gedrucktem, theils ungedrucktem Material aus der älteſten Zeit bis in die neuere hinein entnommen hat, nicht nur die Geſchichte eines für Riga bedeutſamen Gebäudes, in welchem das politiſche und communale Leben der Stadt ſeinen Mittelpunkt hatte, vorführt, ſondern auch ſo viel culturgeſchichtliche Bilder aufrollt, daß ſie dadurch ein allgemeineres Intereſſe gewinnt. Buchholtz behandelt. I Das erſte Rathhaus vor 1334. II Das zweite Rathhaus vom Anfange des 14. Jahrhunderts bis 1479. III Die inneren Räume des zweiten Rathhauſes: die Rathsſtube, die Kanzlei, die Kämmerei, die Vogtei, die Acciſebude ꝛc. Es liegt auf der Hand, daß die Erörterung der Geſchichte des Rathhauſes und der in demſelben befindlichen Amtslocale auch manchen Blick in die Verfaſſungsgeſchichte der Stadt gewährt, ſo daß auch nach dieſer Seite hin Buchholtz' Arbeit als eine ſehr dankenswerthe Bereicherung unſerer Kenntniſſe bezeichnet werden darf. — Wurden auch für dieſe Arbeit neu aufgefundene Archivalien, wie z. B. die Stadtkaſſenrechnungen, verwerthet, ſo iſt dagegen die zweite „Zur Geſchichte der Belagerung und Capitulation der Stadt Riga 1709—1710“ nur durch die glückliche Wiederauffindung zweier Protokollbände des rigaſchen Raths möglich geworden, und auch die Benutzung der übrigen handſchriftlichen Quellen wäre früher wohl mit ſehr großen Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten verbunden geweſen. Eines der ſchwerſten Jahre, wenn nicht das ſchwerſte, aus Rigas Geſchichte läßt der Verfaſſer an unſeren Blicken vorüberziehen. Nicht den Gang der äußeren kriegeriſchen Ereigniſſe, ſondern was ſich während der Belagerung innerhalb der ſtädtiſchen Mauern abſpielte, ſchildert er; wir erhalten ferner eine ausführliche Darſtellung der Capitulationsverhandlungen, ſoweit ſie mit dem Rath geführt wurden, und ſchließlich ein

ergreifendes Bild der Noth und des Jammers, welche das Bombardement, der Hunger, vor Allem aber die Peſt, dieſe erſt nach dem Einzuge der Sieger in ihrer ganzen Furchtbarkeit auftretend, auf die decimirte Bevölkerung der unglücklichen Stadt häuften. Das Ganze iſt, nach des Verfaſſers Worten, als eine Geſchichte der Zeit vom Geſichtspunkte des rigaſchen Raths anzuſehen. Auf die Wiedergabe des Inhalts der umfangreichen Monographie werden wir hier verzichten müſſen. Das bunte Gewirr der Verhandlungen, welche Monate lang zwiſchen Generalgouverneur, Ritterſchaft und Stadt und wiederum innerhalb der einzelnen ſtädtiſchen Corporationen hin- und hergehen und die Verproviantirung der Garniſon zum Gegenſtande haben, läßt ſich in Kürze nur ſchwer charakteriſiren. Schließlich iſt die Widerſtandskraft erſchöpft, die Verhandlungen wegen der Uebergabe beginnen. Da tritt eine weſentliche Differenz in der Auffaſſung der Sachlage zwiſchen den Vertretern der ſchwediſchen Regierung und der Stadt hervor, welche bisher trotz gelegentlicher heftiger Zerwürfniſſe mit gleicher Treue den wichtigen Platz ihrem Könige zu erhalten beſtrebt geweſen waren. Die Stadt wollte die Gelegenheit wahrnehmen, um wieder in den Beſitz ihrer alten Rechte, Freiheiten und Einkünfte zu gelangen, die in letzter Zeit durch die ſchwediſche Regierung manche ſchwer empfundene Schmälerung erfahren hatten. Der Generalgouverneur Graf Stromberg weigerte ſich aber als Vertreter des Königs die hierauf bezüglichen ſtädtiſchen Forderungen in den Entwurf der Accordpunkte für die Capitulation aufzunehmen, um ſo mehr, als ruſſiſcherſeits noch während der Belagerung den Einwohnern Livlands zugeſichert worden war, daß die von der ſchwediſchen Obrigkeit beſchworenen, aber nicht gehaltenen Privilegien von der Großzariſchen Majeſtät wiederhergeſtellt werden ſollten. Der Rath beſchloß daher, auf eigene Hand mit Scheremetjew zu verhandeln, Stromberg konnte dieſes nicht mehr verhindern, und ſo hat denn die Stadt Riga, ebenſo wie die livländiſche Ritterſchaft die Beſtätigung der Privilegien und die Gewährung ihrer ſpeciellen Wünſche in beſonderer Capitulationsurkunde neben derjenigen des Grafen Stromberg verbrieft laſſen. Die Beweggründe für dieſes Vorgehen des Raths ſind hier zum erſten Male klargelegt worden. — Aus dem übrigen Inhalt heben wir nur die verdienſtliche Unterſuchung über den ſchwediſch-julianiſchen Kalender und ſeine Einführung in Livland hervor, welche Buchholtz in einer Anmerkung giebt; durch die Feſtſtellung ſowohl des Verhältniſſes dieſes ſeit 1700 modificirten julianiſchen Kalenders zum unveränderten und zum gregorianiſchen, als auch der Zeit ſeiner Geltung wird das Kriterium für die im erſten Jahrzehnt des nordiſchen Krieges wiederholt vorkommenden Differenzen in den Datirungen eines und desſelben Ereigniſſes gegeben.

Profeſſor Dr. Th. Schiemann in Berlin theilt 16 Actenſtücke

aus dem geheimen Staatsarchiv zu Berlin aus den Jahren 1578 und 1579 mit, welche ſich auf den von Schiemann bereits in der „Baltiſchen Monatsſchrift" Bd. 36 unter dem Titel „Ein abenteuerlicher Anſchlag" behandelten Plan des Pfalzgrafen Georg Hans zur Wiedereroberung Livlands für den Deutſchen Orden beziehen. Wir machen auf das erſte derſelben beſonders aufmerkſam. Es enthält neben einem ausführlichen Plan zur Bekriegung des Moskowiters die Beſchreibung mehrerer Wegerouten nach Moskau aus Schweden, Polen und der Krim und giebt einen ſehr amüſanten Beitrag zur Kenntniß des geographiſchen Wiſſens, das der Weſten Europas im 16. Jahrhundert über Rußland hatte.

Kleinere dankenswerthe Beiträge haben Reinhold Baron Stackelberg, Profeſſor Dr. W. Stieda in Roſtock und Profeſſor Dr. E. Winkelmann in Heidelberg geliefert „Aus den Aufzeichnungen des ſchwediſchen Generallieutenants Karl Adam Freiherrn von Stackelberg", der den ganzen nordiſchen Krieg activ mitgemacht hat, „Die Geſellſchaft der Rigafahrer in Lübeck und Roſtock" und «Analecta historiae Livoniae». Bgn.

Sitzungsberichte der Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthumskunde der Oſtſeeprovinzen Rußlands aus dem Jahre 1891. Riga, 1892. 159 S.

Aus der großen Menge von Einzelmittheilungen, welche dieſes Heft enthält und die der Natur der Sache nach weitere Kreiſe nicht intereſſiren können, heben wir einige in den Sitzungen gehaltene Vorträge heraus, die, auch durch beſonderen Druck kenntlich gemacht, größere Beachtung verdienen. Wie bekannt, iſt der jüngſt erwachte Eifer für die Pflege unſerer baltiſchen Kunſt in erſter Linie den Kirchen zu gute gekommen, und unter ihnen am meiſten der rigaſchen Domkirche, deren Reſtauration in urſprünglicher Schönheit in erfreulicher Weiſe vorwärts ſchreitet. Aber auch andere öffentliche Gebäude ſind nicht leer ausgegangen. Die vorliegenden Sitzungsberichte beſchäftigen ſich wiederholt mit dem Petrikirchthurm. Die von C. Mettig in Anregung gebrachte Errichtung einer Gedenktafel für die hervorragendſten der am Bau der Petrikirche betheiligten Künſtler veranlaßten Anton Buchholtz zur Sammlung des auf die Baugeſchichte bezüglichen Materials, aus dem er eine Abhandlung über die Baugeſchichte des Petrithurms 1666—1690 zuſammengeſtellt hat. Als Baumeiſter des 1690 vollendeten Thurmes hat Buchholtz an Stelle des bisher als ſolchen bezeichneten Jürgen Teuffel den Kunſtmeiſter Ruppert Bindenſchu nachgewieſen, nach deſſen Plänen auch der heute noch ſtehende Thurm 1743 bis 1746 neu gebaut wurde.

Ein anderer Vortrag Buchholtz' „Ueber Rigasche Wallzeichen" weist eine im Besitz der Gesellschaft befindliche Bleimarke von 1656 als solches nach. Die Wallzeichen waren ein nicht nur in Riga in verschiedenartiger Weise zur Verwendung gelangtes Controlmittel für die Leistung der Arbeiten an den Wällen der Stadt, welche die Bürger persönlich oder durch ihre Knechte verrichten lassen mußten.

Ein allgemeineres Interesse hat H. Baron Bruiningks „Die Bildnisse des Ordensmeisters Walther von Plettenberg und die Frage über seine Herkunft", dem zufolge das älteste der im Schlosse Nordkirchen in Westfalen befindlichen Bildnisse Plettenbergs als das historisch werthvollste zu betrachten ist und die Möglichkeit, daß Plettenberg ein geborener Livländer sei, bis auf Weiteres nicht von der Hand gewiesen werden darf. Besondere Erwähnung verdienen noch die Mittheilungen desselben Verfassers „Ueber ein Inventar- und Rechnungsbuch der St. Jakobikirche zu Riga (1430—1484)", B. Hollanders „Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte Oesels", einige ergänzende Bemerkungen Keußlers zu seinem bereits genannten Aufsatze in den „Mittheilungen", und als Beitrag zur baltischen Personenkunde „Liv- und Estländer auf der Universität Greifswald" von Prof. W. Stieda.

Bgn.

Herausgeber R. Weiß

Für die Redaction verantwortlich:
R. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 3-го Августа 1892 г.
Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ

Bismarck und Oesterreich bis 1866.

II. Bismarcks Politik Oesterreich gegenüber.

Eine feste und einheitliche Gestaltung, eine politische Genesung Deutschlands war ohne eine Sprengung des Bundes, ohne ein Hinausdrängen Oesterreichs aus Deutschland nicht zu erhoffen.

Durch eine von Patriotismus getragene, nationale Bedürfnisse befriedigende, entschlossen und aggressiv vorwärts drängende, dabei alte Formen gewaltsam zerstörende Politik, durch eine der Form nach mitunter unnöthig rücksichtslose, der Sache nach nothwendige und politisch-sittlich gerechtfertigte Politik trieb Preußen die Dinge zur Entscheidung und schließlich den Gegner zum formellen Rechtsbruch.

Da Oesterreich nun die ihm von der Nemesis auferlegte Buße für Jahrhunderte lange Sünden an Deutschland, für alle seine selbstsüchtige Aufopferung deutscher Interessen nicht zahlen wollte, da es den unvermeidlichen Verzicht auf seine alte Stellung in Deutschland freiwillig nicht leisten wollte, so mußte es zum Kriege kommen. Der Krieg war, wie Bredermann, der in seinem Buche: 30 Jahre deutscher Geschichte diese Verhältnisse gerecht und billig darstellt, sagt „eine durch die Gesammtlage Deutschlands und dessen ganze geschichtliche Entwickelung herbeigeführte Krisis, und Bismarck erscheint in dem, was er 1866 that, als der bewußte Vollstrecker einer harten, aber unvermeidlich gewordenen geschichtlichen Nothwendigkeit." Bald nach dem Kriege von 1866 soll Bismarck[1] zu einem Gegner seiner Politik gesagt haben: „Wenn Sie wüßten, welche Kämpfe es mich gekostet hat, Seine Majestät zu der Ueberzeugung zu bringen, daß wir schlagen müssen, so

[1] Wilhelm Müller Fürst Bismarck S 117, ich sage „soll", weil es mir bei den mir hier zugänglichen Hilfsmitteln nicht gelungen ist, die Quelle für diese Aeußerung festzustellen

würden Sie begreifen, daß ich nur dem eiſernen Geſetz der Nothwendigkeit gehorche." — Geſetz der Nothwendigkeit! Das griechiſche Wort dafür: ἀνάγκη — bezeichnet tiefſinnig ſowohl das phyſiſche und moraliſche Naturgeſetz, als das Schickſal und zugleich den inneren Drang und Trieb. Die in den Dingen liegende und klar erkannte Nothwendigkeit kann aber, ja muß wohl in feſten einheitlichen Charakteren, und namentlich bei ſolchen aus der Tiefe ihrer Perſönlichkeit heraus handelnden und auf die That gerichteten Menſchen, wie unter den Staatsmännern z. B. Cromwell und Bismarck, mit ihren Leidenſchaften und ihrem Wollen ſich verſchmelzend, zu einer inneren, ſie gleichſam mit Naturgewalt vorwärts treibenden oder ziehenden Nothwendigkeit werden, mit der ſich, wie mir ſcheint, der hellblickendſte und nüchternſte Opportunismus verbinden kann.

Auf ein Gedenkblatt an den Krieg von 1870 hat Bismarck einmal das Wort geſchrieben

«fert unda nec regitur»

„Sich von der Welle tragen laſſen" —

das heißt doch auch: der inneren Nothwendigkeit der Dinge zu folgen wiſſen, wohin ſie auch führen mag. Ja, wo hinaus?

Es wird ein merkwürdiges Wort Cromwells angeführt. „Der kommt am weiteſten, der nicht weiß, wohin er geht," und Luther bekannte beim Beginn ſeines großen Werkes: „Selten wird ein gutes Werk aus Weisheit und Vorſichtigkeit unternommen, es muß Alles in Unwiſſenheit geſchehen, Gott hat mich hinausgeführt wie einen Gaul, dem die Augen geblendet ſind." Die Nothwendigkeit, das Werk anzugreifen, trug er im Herzen.

„Ich kann nicht anders!" das iſt, wie ſchön geſagt worden[1], das Wort, das aus allen Heldenſeelen und Kinderaugen ſpricht.

Das nächſte Ziel die Vernichtung eines unerträglichen Mißſtandes, lag ihm klar vor Augen, die Richtung — die Richtung kannte er, das Wohinaus, das überließ er dem, auf den er vertraute.

Die Welle, von der Bismarck ſich tragen ließ, führte ihn auf das neue deutſche Kaiſerreich. Hat er es von vornherein gewollt?

In einer ſehr lehrreichen und intereſſanten Beſprechung des Sybelſchen Buches[2], an die ſich die obigen Betrachtungen anlehnen, und auf die ich noch wiederholt zurückkomme, ſagt Delbrück, der Redacteur der „Preußiſchen Jahrbücher". „Das Deutſche Reich," wie es heute beſteht, „erſcheint den Meiſten ein Naturproduct von ſolcher Selbſtverſtändlichkeit zu ſein, daß ſie es ſich nicht nur kaum vorzuſtellen vermögen, wie es auch anders hätte kommen können, ſondern

[1] Max Bewer Rembrandt und Bismarck S 67

[2] Preuß. Jahrb. 1890 I, 433 ff „Die Anfänge des Bismarckſchen Miniſteriums", und 1890 II 83 ff „Die Fortführung des Sybelſchen Werkes" a. a. O. S. 436 ff.

auch im Grunde verlangen, daß jeder verſtändige Mann und ein Bismarck allermeiſt ſchon vor 30 Jahren ſolches vorausſehen und auf dieſes politiſche Ziel hinſtreben mußte.

Hatte doch „von den Freiheitskriegen an das deutſche Nationalbewußtſein ſein glühendes Begehren nach neuer ſtaatlicher Einheit eingekleidet in die Form, daß ihm wieder ein Kaiſer werden möge.“ „War es doch ein Theil des deutſchen Seins, daß die Sachſen-, Franken- und Staufenkaiſer deutſche Kaiſer geweſen ſind.“ Und dennoch ſagt er über Bismarcks Stellung zu dieſer Sache: „Bismarck ſetzte ſich kein beſtimmtes Ziel, ſondern ſchlug nur eine beſtimmte Richtung ein Sein Ziel nahm er nicht aus der Zukunft, ſondern aus der Gegenwart, aus klarer Berechnung und Fortentwickelung des Momentes, der gegebenen Situation.“

Gerade bei dem alt-preußiſchen Particularismus, der für Bismarck der Ausgangspunkt ſeiner Politik geweſen, und den König Wilhelm bis 1870 vertrat, war keine Neigung für, ſondern eher eine Abneigung gegen die Kaiſeridee vorhanden, und wohl dürfte neben der nationalen darauf gerichteten Strömung die Begeiſterung des Kronprinzen für die Kaiſeridee, in der er mit Recht die Verkörperung der nationalen Idee ſah, mit dafür beſtimmend geweſen ſein, daß das Einigungswerk auch in der Kaiſerkrönung ſeinen Abſchluß fand[1].

Seit wann *Bismarck* jedoch gerade *dieſes* Ziel als Abſchluß erſtrebt, wie lange ſchon er *dieſer* Ausgeſtaltung der deutſchen Einheit den Vorzug gegeben und bis zu welchem Zeitpunkte ihm 1870 noch dieſe Frage eine offene blieb, muß ich dahingeſtellt ſein laſſen[2].

Wie aber dachte er über die große Entſcheidung, durch welche die Ereigniſſe von 1870 erſt möglich wurden?

---

[1] G. Freitag Der Kronprinz und die deutſche Kaiſerkrone, S. 2, behauptet ſogar daß die herrſchende Meinung in Norddeutſchland der Kaiſerkrone abgeneigt gegenübergeſtanden Es ſei gegenüber *dieſer* Schrift Freitags auf die beachtenswerthe und ſcharfe Replik Delbrücks und ſeine Zurückweiſung dieſer Behauptung in dem Artikel „Guſtav Freitag über Kaiſer Friedrich“ in den Preuß. Jahrb. 1889 II. S. 587 ff. nachdrücklich hingewieſen, auf ſeine Darlegung, worin des Kronprinzen Verdienſt in der Sache beſtand hieraus oben Citat 2 und 8, und auf desſelben Verfaſſers Aufſatz a. a. O. „Das Tagebuch Kaiſer Friedrichs“ 1888 II, S. 406 ff

[2] Eine *offene*, möchte ich glauben, ſo lange, als ihm ein Zweifel blieb, ob dieſes Ziel ohne Preſſion ſich erreichen laſſe, den Vorzug für den Fall, daß ſie ſich ohne Aufopferung realer Machtverhältniſſe oder Gefährdung guten Willens durchführen laſſe, dürfte er der Kaiſeridee doch wohl ſchon *lange* gegeben haben. Die jüngſt in Jena gehaltene Rede, in der er ſagt, daß er bei dem Eintritt in das Univerſitätsleben mehr burſchenſchaftlich als landsmannſchaftlich empfunden und von dem Zauber redet, der in dem Titel des Kaiſers liege, machen wohl den Eindruck, daß er dieſen Zauber doch ſelbſt ſchon früher als unmittelbar vor den Tagen der Erfüllung empfunden

Den Krieg mit Oesterreich hat er den von vornherein gewollt, ist er, wie Viele glauben, „mit der fertigen Kriegsidee in das Ministerium getreten"? Sybel mag uns auf diese Frage die Antwort geben. „Eine bestimmte Entschließung über die Art und Form der für die Zukunft anzustrebenden deutschen Verfassung hatte Bismarck damals schwerlich schon gefaßt. Fest stand ihm die Thatsache," sagt er, „daß die jetzige Stellung Preußens im Deutschen Bunde unerträglich sei . . . und nicht minder gewiß war die weitere Thatsache, daß für die Entscheidung dieser Frage Alles auf die realen Mächte in Deutschland, auf das Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen ankam. Eine friedliche Umgestaltung desselben hielt er für äußerst unwahrscheinlich: jeder andere Krieg, sagte er wohl, welchen Preußen vor diesem österreichischen führte, wäre die reine Munitionsvergeudung. Er war bereit, in den Kampf einzutreten, verkannte aber die Gefahren desselben nicht und hätte, wenn sich ein Einvernehmen möglich zeigte, ein solches Friedenswerk gern begrüßt", und wäre sehr bereit gewesen, so viel an ihm lag, den friedlichen Bürgern die Calamität eines Krieges zu ersparen. „Der Entschluß stand in ihm fest, Preußen von den Fesseln des bisherigen Bundesrechts und dem österreichischen Drucke zu befreien, und die Unabhängigkeit und Sicherheit seines Vaterlandes auf neue, unerschütterliche Grundlagen zu stellen. Dieses Ziel also lag unverrückt vor seinem Auge. Der Wege aber, welche dahin führen mochten, sah er viele, und war mehrere Jahre hindurch bemüht, sich keinen derselben zu verschließen, sondern in jedem Zeitpunkte die Richtung seiner Schritte und den Umfang seines Begehrens den jedes Mal gegebenen Verhältnissen anzupassen." – „In voller Klarheit lagen die verschiedenen, im Krieg oder Frieden denkbaren Systeme vor seinem unvergleichlich scharfen und weiten Blick" gemeinsame Beherrschung Deutschlands durch die beiden Großmächte, oder Theilung Deutschlands (wenigstens der deutschen Militärkräfte), unter dieselben nach der Mainlinie (also geographische Theilung), „oder gänzlicher Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, und in diesem letzten Falle wieder die mehr föderative oder unitarische Gestaltung des neuen Bundes, die engere oder weitere Competenz der von Preußen zu leitenden Reichsgewalt und der nationalen Volksvertretung. Ohne eine doctrinäre Vorliebe für irgend eines dieser Systeme wog er ihre Aussichten und Vortheile, sowie ihre Kosten und Gefahren, und vor Allem ihre Erreichbarkeit trotz der Eifersucht der fremden Großmächte ab, stets bereit, je nach der Lage der Dinge das Verfahren oder auch das Ziel zu wechseln: nur unter dem unverbrüchlichen Gesetz, daß Preußen immer vorwärts schreite, niemals zurückweiche, niemals den gewonnenen Boden und niemals den eigenen Muth verliere. Ohne Frage, der Ausgangspunkt all seines Thuns war nicht ein nur in der

Phantaſie vorhandenes Deutſchland, ſondern das in greifbarer Wirklichkeit heranwachſende Preußen, aber es iſt nicht minder gewiß, daß dieſer Mann, der nur mit Realitäten rechnete, eben deshalb den Weg fand, um Deutſchlands Ideale zu verwirklichen." — „Ein neues Preußen aber war nicht denkbar ohne ein neues Deutſchland: Die Kräftigung Preußens alſo hing eng zuſammen mit der Löſung der deutſchen Frage." Unter den verſchiedenen Syſtemen, die ſich hier dem Streben eines preußiſchen Staatsmannes boten, war das Hinausdrängen Oeſterreichs aus dem Bunde und Vereinigung des übrigen Deutſchland unter preußiſcher Leitung ohne Zweifel die glänzendſte und gründlichſte Löſung der Frage. Aber klarer als ſeine Vorgänger erkannte Bismarck die Unmöglichkeit des Gelingens ohne einen Kampf auf Leben und Tod mit Oeſterreich, die Unabſehbarkeit der Folgen eines ſolchen Zuſammenſtoßes. „Bei ihm fielen Vorſicht und Kühnheit, Vorwärtsdrängen und Mäßigung untrennbar zuſammen, und ſo war er bereit, wenn ein großes Ergebniß ſich im Frieden erreichen ließ, auf die kriegeriſche Erringung des Größten zu verzichten." — „Als ich dieſen Paſſus[1]," ſagt Delbrück, „zum erſten Mal im Sybel las, hatte ich das Gefühl, hier auf den eigentlichen Mittelpunkt des Werkes, auf den Schlüſſel aller Bismarckſchen Politik geſtoßen zu ſein." — „Mit der letzten Faſer reißt er aus der Vorſtellungswelt ſeiner Leſer das vorbedachte deutſche Kaiſerreich heraus." — „Immer von Neuem ertönt aus ſeinem Werke jene Melodie in den entſcheidenden Momenten: Bismarck wollte in erſter Linie nicht den Krieg mit Oeſterreich, ſondern die Allianz" Delbrück fügt das Zweifelwort hinzu ſo daß man zuletzt faſt ſtutzig wird, ob nicht doch ein Stück oder ein Stückchen echten Lebens daran hängen geblieben, und mit verloren iſt ... Wenn auch die poſitive Neugeſtaltung als außer aller Berechnung liegend angeſehen werden mag, „iſt wirklich auch der Krieg ſelbſt, das Zerreißen der Kette unerträglicher Inſtitutionen, welche die preußiſche und deutſche Jugendkraft feſſelten, ... nicht von Anfang an mit Beſtimmtheit ins Auge gefaßt worden"? Er wirft dabei auch die Frage auf, ob nicht bei Sybel Manches, worauf wir ſpäter kommen, zu ſehr zurückgetreten ſei.

Delbrück ſagt: er ſpreche das eigentlich nicht aus, um einen ſolchen Zweifel zu ſtatuiren, noch weniger um ihn durchzufechten, denn dazu fehle es an Material, ſondern nur um die Tragweite des Gegenſatzes klar zu machen, aber man merkt ihm an, daß er den Zweifel hegt, und ich meinerſeits

[1] Da hier zwei verſchiedene Stellen des Sybelſchen Werkes II 447 ff und IV, 290 f verbunden und zum Theil in einander geſchoben ſind, ſo iſt in den der Verbindung dienenden nicht in Anführungszeichen geſetzten Worten der Sybelſche Text um den Zuſammenhang herzuſtellen, im Ausdruck ein wenig verändert. Delbrücks Aeußerung bezieht ſich auf den erſten größeren Theil des angeführten Citats. Bei . ſtehen bei Delbrück die oben zuerſt citirten Worte ſeines Artikels.

hege ihn, bis zu einem gewiſſen Grade, mit ihm, inſofern als ich — ſo weit ich bei meiner beſchränkten Kenntniß des Materials zu urtheilen vermag — glauben möchte, daß Bismarck in höherem Grade auf den Krieg hingearbeitet, und ferner die wahrſcheinlich doch unvermeidliche kriegeriſche Entſcheidung ſeiner kampfesfreudigen Natur noch perſönlich oft mehr, vielleicht viel mehr, gewünſcht hat, als aus der Sybelſchen Darſtellung erſichtlich wird. Uebrigens gewinnt man aus derſelben eigentlich nur für die erſte[1], nicht aber auch für die ſpäteren Perioden des Conflictes, den Eindruck, daß Bismarck noch von ſich aus eine Löſung des Conflictes *geſucht* habe, nur den, daß er auf ein ernſtliches Entgegenkommen des Gegners hin auch ſeinerſeits daran zu arbeiten beginnt, daß er immer wieder *bereit iſt*, auf eine ſich bietende Löſung einzugehen und ſie nicht abſchneiden will; für die Zeiten, in denen er ein ſolches Entgegenkommen vermißte, ſcheint mir Sybel dem Urtheil eines Franzoſen[2]: „er bemühte ſich nicht, die ſich mehrenden Conflicte und Zwiſtigkeiten zu ebnen, ſondern zog es vor, ſie zur Beſchleunigung des Bruches ſich weiter entwickeln zu laſſen“ nicht zu widerſprechen — wie Sybel ſelbſt einmal (bei den Verhandlungen vom Mai 1865) ſagt: „Bismarck ſah den Zuſammenſtoß näher und näher rücken und hätte es, ſo weit gedrängt[1] aus hundert Gründen vorgezogen, das Unausweichliche in möglichſt raſcher Entwickelung abzuthun.“

[1] d. h. die Zeit bis zum Sturze Rechbergs und die erſte Zeit Mensdorffs. Sehr charakteriſtiſch erſcheint mir ſein energiſches Bemühen, den Sturz Rechbergs, des Vertreters der Allianz mit Preußen zu verhindern. Als Rechberg nach dem däniſchen Kriege durchaus das Verſprechen will, daß Preußen ſpäter über eine Handelseinigung mit Oeſterreich verhandeln wolle erklärte Bismarck, er könne die Verantwortung für eine Politik, die das verweigere, nicht übernehmen. Die Zuſage wurde verweigert und das führte zum Sturze Rechbergs. Bismarck erklärte ſpäter dieſe Verweigerung ſei durchaus verkehrt geweſen, „Rechberg hätte Alles aufgeboten, den Krieg zu verhüten“, freilich ſetzte er hinzu, einmal hätte es doch zum Kriege kommen müſſen und da war es vielleicht ein Glück, daß es damals unter verhältnißmäßig günſtigen Conſtellationen dazu kam.“ Syb. III. Schluß. Darüber in wie weit Bismarck auch Mensdorff, dem Nachfolger Rechbergs, „anfangs den Gedanken einer Zweiherrſchaft ans Herz gelegt“ — alſo ein friedliches Zuſammenleben mit Oeſterreich geſucht habe ſiehe Syb. IV, 129, dazu die Depeſche vom 13. December 1864, Syb. IV, 48, [auch Bismarcks Denkſchrift vom 9. Mai 1865 (Bismarcks polit. Briefe, 3. Sammlung S. 208), die Depeſche vom 26. Januar 1865. Syb. IV. 58. Die Erlaſſe vom 12. Mai 1865, Syb. IV, 116, ſind wohl kaum noch hier heranzuziehen. — Beſonders bezeichnend für Bismarcks Bereitwilligkeit, auch mit einem geringeren Reſultat ſich zu begnügen, wenn es ohne die blutige Entſcheidung zu haben ſei, iſt auch die Verhandlung über die Gablenzſchen Vorſchläge kurz vor dem Ausbruch des Krieges. Für ein Suchen eines Ausgleiches auch in ſpäterer Zeit noch könnten etwa die am 23. Juli 1866 in Salzburg dem Freiherrn von der Pfordten gemachten Andeutungen in Betracht kommen. Syb. IV, 156. Siehe Separatausgabe Anhang.

[2] Simon Geſchichte des Fürſten Bismarck, deutſch von Alexander, S. 161

„Die Sybelſche Darſtellung läßt," ſagt Delbrück mit Recht, „am meiſten den Verſtand, den wunderbaren Scharfblick," die geiſtige Beherrſchung jeder neuen Situation, die Beſonnenheit und Selbſtbeherrſchung Bismarcks erkennen, weniger die dämoniſche Gewalt und Tiefe des Charakters und der Perſönlichkeit, „aus dem furchtbaren Königstiger ſei" — nach einem franzöſiſchen Kritiker — „eine zahme Hauskatze gemacht"; dabei iſt jedenfalls „ein Stück echten Lebens hängen geblieben".

Es iſt richtig, wenn Delbrück ſagt: Sybel lege dar, wie Bismarck in erſter Linie nicht den Krieg, ſondern die Allianz mit Oeſterreich gewollt, und doch kann dieſe Gegenüberſtellung von Allianz und Krieg irreführen. Man muß im Auge behalten, daß es ſich hier um zwei verſchiedenwerthige Allianzen handelt, und daß die eine derſelben ebenſo wie der Krieg nur Mittel ſein ſollte für etwas Drittes.

Bismarck wollte — das wird ſich doch wohl mit Beſtimmtheit ſagen laſſen — von vornherein, mit vollſter Entſchiedenheit, wie wir ſchon ſoeben aus Sybel erfahren haben[1], die Anerkennung[1] der Gleichberechtigung Preußens und Oeſterreichs und die Durchführung der aus der augenblicklichen Situation ſich ergebenden, von ihm als berechtigt angeſehenen Forderungen Preußens, insbeſondere ſpäter der preußiſchen Anſprüche auf Schleswig-Holſtein, 2) die Zerreißung „der Kette unerträglicher Inſtitutionen", die Sprengung der Bundesſchlinge, die Begründung eines den nationalen Bedürfniſſen entſprechenden, Wehrhaftigkeit und Unabhängigkeit ſichernden Zuſtandes in Deutſchland und 3) ein *neues*, gutes, auf natürlichen Beziehungen beruhendes Verhältniß zu Oeſterreich. — Dieſe Ziele wollte er erreichen, wo möglich in Freundſchaft, durch eine Allianz mit Oeſterreich, dieſe ſollte nicht nur zu einer *gemeinſamen* Sprengung der unerträglichen Kette, ſondern auch allmählich dazu führen, daß Oeſterreich Preußen in Deutſchland gewähren ließ, ihm damit ſchließlich auch die Führung und die Neugeſtaltung Deutſchlands überließ und ſelbſt ein neues Verhältniß zu Deutſchland acceptirte, wie ein ſolches ja nach 1866 eingetreten iſt. Einen Einblick in dieſe Anſchauung Bismarcks, gleichſam einen Schlüſſel zu ſeinen Gedanken über die freundſchaftliche Umprägung des alten Verhältniſſes zu Oeſterreich zu dem ſpäteren neuen, giebt die oben erwähnte private Correſpondenz zwiſchen Bismarck und Rechberg, die andeutet, wo hinaus Bismarck mit der Allianz wollte, und zeigt, daß er damit den Verſuch machte, ob ſich nicht Oeſterreich durch die Vortheile einer fortgeſetzten gemeinſamen „activen Politik", wie er ſagt, ſchließlich *ſelbſt* überzeugen werde, daß eine auf ſolcher Umgeſtaltung ſeines Verhältniſſes zu Deutſchland beruhende Allianz mit Preußen-Deutſchland doch vortheilhafter ſei, als die Behauptung der alten Poſition[2]. Doch

[1] Siehe Sybel III, 395 ff und Separatausgabe Anhang.

muß hier freilich gelten, was Sybel an anderer Stelle von Bismarck ſagt: daß die Ausgeſtaltung eines ſolchen Planes in ſeinem raſtlos arbeitenden Geiſte damals noch flüſſig und in jedem Augenblick von den Verhältniſſen abhängig war.

Falls, ſolange, ja wohl gar *ſo bald* wieder Oeſterreich ſich ernſtlich auf dieſem Geleiſe halten ließ, in einer Verbindung auf die preußiſchen Bedingungen hin — denn das war die conditio sine qua non dabei — *wollte* Bismarck die *Allianz*, wenn nicht mehr, dann *wollte* er von vornherein den *Krieg*. *Die* Allianz, die er zunächſt ſchloß, ſah er im Grunde von Anfang an als wahrſcheinlich ausſichtslos an, wie er es ſpäter dem italieniſchen General Govone gegenüber ausſprach; ſie war ihm ein Verſuch, ein letzter Verſuch, in Gemeinſchaft mit Oeſterreich eine Neugeſtaltung Deutſchlands durchzuführen, ein Mittel, die vorliegende däniſche Frage zu löſen, ja wohl auch ein Mittel, gute Geſchäfte zu machen[1], vielleicht ſelbſt ein Mittel, es, wenn es ſein müſſe, zum Kriege zu bringen[2]; *die* Allianz, die er von vornherein feſt und unwandelbar im Auge behielt, in der, wie er hoffte, Preußen „unzweideutige Vereinbarungen mit Oeſterreich gewinnen könne, auf deren Baſis ſie *dermaleinſt ehrliche* Bundesgenoſſen ſein könnten“[3], *die* lag ihm wahrſcheinlich erſt jenſeits der blutigen Entſcheidung.

Delbrück macht, indem er die oben erwähnte Zweifelfrage ausſpricht, noch auf zwei, wie mir ſcheint, ſehr wichtige Geſichtspunkte aufmerkſam.

„Sybels Werk iſt gearbeitet, „vornehmlich nach preußiſchen Staatsacten“, ſollte es etwa zu ſehr „nach den Acten“ gearbeitet und das Letzte, das nicht in den Acten ſteht, darüber nicht zu ſeinem Recht gekommen ſein?“ Und weiter: „Es gehört wahrlich nicht geringe Gewandtheit dazu, die „Begründung des deutſchen Reiches durch Wilhelm I.“ zu ſchreiben und doch das, was der Titel ſagt, nur in einem gewiſſen Halbdunkel erſcheinen zu laſſen. — Das war nothwendig, denn ſonſt hätte das Werk überhaupt nicht geſchrieben werden können. Aber welche Lücken, welche Verſchiebungen, welche Ueberkleidungen dieſes Manöver nöthig gemacht hat, kann man ſich leicht vorſtellen und muß es ſich auch ſchon bei der Lectüre des Werkes vorzuſtellen ſuchen.“ . . . „Das führt uns auf denjenigen Faden in den Ereigniſſen, der in der Sybelſchen Darſtellung kaum hin und her berührt, öfter durchſchimmernd, einmal direct, als für ſeine Aufgabe nicht erforderlich bei Seite geſchoben wird: das

[1] Schreiben an Goltz. Syb. IV, 78. Näheres weiter unten in einer Anmerkung.

[2] Zeitung „Poſt“ 1890 25 April. Näheres weiter unten in einer Anmerkung.

[3] Brief an Manteuffel vom 23. Februar 1854. Darüber aber wie er über die Allianz vor Klarung der Verhältniſſe dachte ſiehe den Brief vom 26. April 1856 an denſelben der weiter unten auszugsweiſe mitgetheilt iſt.

Verhältniß des Königs zu ſeinem Miniſter" und, fügen wir hinzu: das Verhältniß Bismarcks zu den übrigen Gliedern des königlichen Hauſes. — „Das Einzigartige der Erſcheinung Kaiſer Wilhelms des Alten, in der Weltgeſchichte iſt ja, daß er neben ſeinem ungeheuren Miniſter, neben ſeinem genialen Feldherrn, doch ſeine volle Königliche Perſönlichkeit gewahrt hat" — Es muß unendlich ſchwer geweſen ſein, neben einem Bismarck König zu ſein, und es freut Einen darüber ein ſo enthuſiaſtiſches Wort zu vernehmen, wie das Bewers: „Gleiches kann nur von Gleichem erkannt werden, das ſchlichte: Niemals des alten Kaiſers, mit dem er das Entlaſſungsgeſuch Bismarcks beantwortete, wird als eines der herrſchgewaltigſten und ſeelenſchönſten, die je geſchrieben wurden, ewig in der Geſchichte fortleben." — Dieſes „Niemals" aber ſchloß den Kampf nicht aus. „Es iſt weder Bismarck noch Moltke je gelungen — ſie haben auch nie danach geſtrebt, es iſt blos dem objectiven Reſultat nach gemeint — den König in den Schatten zu ſtellen, obgleich Jedermann wußte, daß der Eine der leitende Staatsmann, der Andere der leitende Feldherr ſei. Wenn die perſönliche Pietät, welche unſer Geſchlecht dem Kaiſer gezollt hat und zollt, einmal dahingeſchwunden ſein wird, auch dann wird die kühl betrachtende Hiſtorie in der Fähigkeit, die königliche Würde neben ſolchen Rivalen zu behaupten, ſtets eine der großartigſten Erſcheinungen ſehen. Aber auch ein ſolcher Adler wird nicht geſchenkt. Kaiſer Wilhelms ſtaatsmänniſche Anlage und Politik war weder ein Duplicat zu der Bismarckſchen, noch bloßes Werkzeug. Die naive populäre Auffaſſung iſt wohl, daß vermöge einer Art von präſtabilirter Harmonie der König immer das, was ſeine genialen Rathgeber ihm vorſchlugen, auch gerade wollte. Hier und da habe es wohl mal eine Friction und eine ſchärfere Auseinanderſetzung gegeben, aber die ſeien doch immer bald und ohne gar zu große Schwierigkeiten überwunden worden. Es gehört nur wenig Nachdenken dazu, um zu erkennen, daß ein ſolches Verhältniß eine pſychologiſche Unmöglichkeit iſt. Kaiſer Wilhelm war eine in ſich geſchloſſene Perſönlichkeit, die nicht ohne herzzerreißende und nervenſtörende Kämpfe in Bahnen gelenkt werden konnte, die ſeinen 50 Jahre lang heilig gehaltenen Grundſätzen direct entgegenliefen"

„Wäre es leichter geweſen, Bismarck hätte es gewiß viel bequemer, Deutſchland aber keinen Mann, ſondern einen bloßen Schemen zum Kaiſer gehabt" ſo weit Delbrück.

Auch auf die Darſtellung der uns vorliegenden Frage, in der der König und ſein Miniſter verſchieden empfanden, mußten die von Delbrück berührten Umſtände Einfluß haben. Die Angabe auf dem Titelblatt bei Sybel, daß das Buch vornehmlich nach Staatsacten geſchrieben ſei, vindicirt vielleicht dem Verfaſſer ſogar ein gewiſſes Recht, Dinge, die nicht in den Acten

ſtehen, mehr bei Seite zu laſſen, — und ſo Vieles, was man hier wiſſen möchte, ſtand gerade in den Acten gewiß nicht. — Da Bismarck nicht nur mit ſeinen Gegnern, ſondern auch mit ſeinem Könige und deſſen Ueberzeugungen zu ringen hatte, ſo mußte er eben auch dort, wo er ſelbſt nicht mehr zum Nachgeben bereit geweſen wäre, doch noch nachgeben, und da iſt ſchwer, ja unmöglich zu beſtimmen, wie weit ſeine mitunter geradezu erſtaunliche Bereitwilligkeit dazu eine freiwillige oder eine aufgezwungene war, eingegeben zum Theil von der Hoffnung, daß ſie doch vergeblich ſein werde und an den Tag gelegt, um den König überzeugen zu können, daß der Krieg dennoch unvermeidlich ſei Nach Sybels Darlegung wäre dieſe Bereitwilligkeit Bismarcks nun doch viel größer geweſen, als man ſonſt zu glauben geneigt wäre. Das Bewußtſein der Unvermeidlichkeit des Krieges bedurfte Bismarck aber nicht nur dem Könige, ſondern auch ſeinem eigenen Gewiſſen gegenüber.

„Es iſt leicht für einen Staatsmann," .. ſo hatte er einſtmals bei der Vertheidigung des Olmützer Vertrages ausgerufen, „in die Kriegstrompete zu ſtoßen . . . oder donnernde Reden zu halten und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlaſſen, ob ſein Syſtem Sieg und Ruhm verwirklicht oder nicht — aber wehe dem Staatsmanne, der ſich in dieſer Zeit nicht nach einem Grunde zum Kriege umſieht, der auch nach dem Kriege noch ſtichhaltig iſt" (3 Dec. 1850).

Wiederholt hat er in ſpäterer Zeit ſich dahin ausgeſprochen, daß ein Krieg, der unternommen werde, weil er ſpäter doch einmal ausbrechen müſſe, und weil man ſich zur Zeit dem Gegner überlegen fühle — nicht zu verantworten ſei[1]. Dieſe Aeußerungen ſtammen aus der Zeit nach 1866, aber auch damals, vor dem Kriege mit Oeſterreich, war er ſich ſeiner ungeheuren Verantwortung und deſſen bewußt, daß er ſich in ſeiner Politik von ſeinem Gewiſſen leiten laſſe Es giebt wenig ſo ſchöne Zeugniſſe für ihn als ſein eigenes Wort: Was ich als meine Pflicht erkenne, ſehe ich wie eine Piſtole auf meine Bruſt gerichtet. Und nicht nur aus ſeiner Klugheit, ſondern auch aus dieſem Bronnen wird jene Bereitwilligkeit, „auf das größte Reſultat zu verzichten, wenn das geringere im Frieden zu erreichen ſei", gefloſſen ſein. Man denke dabei, was es für eine Feuer- und Kampfſeele, wie die ſeine bedeutete: den Wunſch nach Entſcheidung im Herzen, bei manchen Gelegenheiten auch wohl den Glauben an den Sieg im Herzen; ſich doch zu beſcheiden, nicht eigenwillig nach dem Größten zu greifen, ſondern zu empfangen, was das Leben gewährt, und der Ernte zu harren[2]. Auch deshalb iſt ſie gerade ihm gereift.

[1] Ganz anders lautet ſeine weiter unten angeführte Aeußerung im Miniſterrath vom 28 Febr 1866, hier bezeichnet er den Bruch eben als ſchon vorhanden.

[2] Sehr bezeichnend dafür iſt der Brief, den er kurz vor dem Ausbruch des

Sich von der Welle tragen laſſen!

„Ich bin ein den Geſammtbedürfniſſen und Forderungen des Staates im Intereſſe des Friedens und Gedeihens meines Vaterlandes gegenüber disciplinirter und ſich unterordnender Staatsmann," wie Bismarck am 17. December 1873 im Abgeordnetenhauſe, und: La patrie veut être servie et pas dominée, wie er bei den Friedensverhandlungen von Verſailles geſagt hat. Dieſe Worte paſſen auch hierher.

Gern ſehen wir ein wohlbekanntes Antlitz, wenn eines Meiſters Hand es in einem neuen Bilde fixirt hat; wir freuen uns die oft geſchauten Züge darin wiederzufinden. . . . So ſetze ich denn einen Theil der Sybel'ſchen Charakteriſtik Bismarcks bei dem Beginn ſeiner diplomatiſchen Laufbahn in Frankfurt am Main hierher[1].

„Schon in jugendlichen Jahren hatte er ſich, wie nach einem Vorgefühl des künftigen Wirkens vor Allem hiſtoriſchen Studien gewidmet. Nach der eigenen weiteren Erfahrung ſprach er den Grundſatz aus, für jeden Staatslenker ſei ein richtig geleitetes Studium der Geſchichte die weſentliche Grund-

Krieges unter Mittheilung des damals von Preußen vorgelegten Reformprogramms dem Herzog Ernſt von Coburg ſchrieb

„Die Vorſchläge ſind nach keiner Seite erſchöpfend, ſondern das Reſultat der Rückſicht auf die verſchiedenen Einflüſſe, mit denen compromittirt werden mußte, intra muros et extra. Können wir ſie aber zur Wirklichkeit bringen, ſo iſt damit immer ein gutes Stück der Aufgabe, das hiſtoriſche Grenznetz, welches Deutſchland durchzieht, unſchädlich zu machen erreicht und es iſt unbillig zu verlangen, daß Eine Generation, oder ſogar Ein Mann ſei es auch mein allergnädigſter Herr an Einem Tage gut machen ſoll was Generationen unſerer Vorfahren Jahrhunderte hindurch verpfuſcht haben Erreichen wir jetzt was in der Anlage ſteht, oder Beſſeres, ſo mögen unſere Kinder und Enkel den Block handlicher ausdrechſeln und poliren."

Das hier erwähnte Programm enthält Ausſchluß Oeſterreichs und Theilung des militäriſchen Oberbefehls zwiſchen Preußen und Baiern, doch muß hervorgehoben werden, daß Preußen zunächſt Anfang Mai viel gemäßigtere Vorſchläge gemacht hatte Parlament und Reform der Wehrverfaſſung noch ohne Ausſchluß Oeſterreichs. Ehe man damit ins Reine gekommen war, war der Krieg durch verſchiedene Verhältniſſe in unmittelbare Nähe gerückt, und jetzt wurde der neue Vorſchlag gemacht.

Am 12. Sept 1866 ſagte Bismarck im Abgeordnetenhauſe in Bezug auf dieſen neuen Vorſchlag der militäriſche Dualismus in dem preußiſchen Reformentwurf vor dem Kriege war geboten, da der Anſpruch Preußens auf die Führung des ganzen Bundesheeres damals friedlich nicht durchzuſetzen geweſen wäre

Nachträglich füge ich noch die Worte aus der jüngſt 30. Juli 1892) in Jena gehaltenen Rede bei „Ich bin von früh auf Jäger und Fiſcher geweſen, und das Abwarten des rechten Momentes iſt in beiden Situationen die Regel geweſen, die ich auf die Politik übertragen habe."

[1] Syb II, 145ff wo man die ganze Schilderung nachleſen mag

lage des Wissens, hier allem sei zu lernen, was in der Verhandlung mit anderen Staaten in jeder Frage erreichbar sei; in der Fähigkeit aber, die Grenzen des Erreichbaren zu erkennen, sah er selbst die höchste Aufgabe der diplomatischen Kunst bezeichnet. Sein ganzes späteres Leben bildet einen praktischen Commentar zu diesem Satze. Hier hat er sowohl die Kühnheit geschöpft, die Ziele seiner Action sich möglichst hoch zu setzen, als die Besonnenheit, niemals im Siegesrausch über die Grenze des Erreichbaren hinaus zu schweifen[1]".

„Im Sinne des Königs hat man oft von Bismarcks Frankfurter Lehrjahren geredet, ungefähr ebenso passend, wie wenn man von der Schwimmschule eines jungen Fisches sprechen wollte."

„Gewiß, er, der bisher niemals im diplomatischen Dienste sich geübt hatte, trat hier in Frankfurt in eine ihm fremde Welt, und hatte manche Kenntniß von Personen und Sachen sich erst anzueignen. Aber nachdem er sich binnen wenigen Wochen auf dem neuen Boden orientirt hatte, entwickelte er seit den ersten Schritten seine politische Meisterschaft. Es war ein Staatsmann von Geburt. Eine freigebige Natur hatte ihn mit allen Erfordernissen des Herrscherberufes ausgestattet, mit rascher, durchdringender Auffassung aller Verhältnisse, mit scharfer Erkenntniß der Stärken und Schwächen jeder Position, mit sicherem Blick für die Brauchbarkeit der verschiedensten Menschen zur Förderung seiner Zwecke. Mit einer unerschütterlichen Willenskraft in der Verfolgung seiner Absichten verband er eine niemals versagende Elasticität des Geistes in der wechselnden Anwendung des jedes Mal zweckmäßigen Verfahrens; ohne jemals einen systematischen Unterricht durchgemacht zu haben, besaß er die Fähigkeit, welche Thukydides von Themistokles rühmt, durch die Macht seiner Natur in kurzem Nachdenken das Erforderliche sofort zu treffen." In manchen einzelnen Zügen „durch die Frühreife des Talentes und die indirecte Beherrschung seines Vorgesetzten[2]" erinnert er lebhaft an das Auftreten des Generals Bonaparte 1796. In allem Uebrigen aber erscheint neben der Aehnlichkeit der tiefste Gegensatz der Charaktere zwischen beiden Männern. Statt der kolossalen, jedes andere Gefühl erdrückenden Selbstsucht des corsischen Imperators zeigt sich bei dem preußischen Beamten die patriotische Hingabe an den Staat, die unbedingte Pflichttreue gegen König und Vaterland. Seine Seele war erfüllt von dem Berufe, Preußen zu Macht und Blüthe emporzuheben; jeder Schritt seines Wirkens war abhängig von dieser einzigen und beherrschenden Aufgabe."

„War er früher Parteimann gewesen, so wurde er jetzt im prägnantesten

[1] Da Sybels Darstellung nicht vollständig gegeben wird, ist Einzelnes des Zusammenhanges wegen umgestellt.

[2] Das Nähere bei Sybel a. a. O.

Sinne des Wortes, Diener des Staates. Gegen deſſen Anforderung trat jede andere Rückſicht in den Hintergrund. Fragen höchſter Bedeutung, Freihandel oder Schutzzoll, feudale oder demokratiſche Einrichtungen, Religionsfreiheit oder Hierarchie, Fragen alſo, die für viele tauſend Menſchen als beſtimmende Principien des ganzen Daſeins gelten, waren für ihn nichts als je nach den Umſtänden gebrauchte Mittel für Preußens ferneres Emporwachſen, ſo daß ihn nicht ſelten ſeine Gegner den grundſatzloſeſten Opportuniſten aller Zeiten ſchalten."

„Wenn ferner Friedrich der Große, der ein langes Leben dem harten Dienſt des Staatsintereſſes widmete, im innerſten Herzen der Ueberzeugung war, daß der Staat nur ein Mittel zur Erhaltung und Pflege der idealen Güter, der Schönheit und Wahrheit, der Kunſt und der Wiſſenſchaft ſei: ſo war umgekehrt Bismarck auch hier Utilitarier, und ſo ſehr er jene Güter zu ſchätzen verſtand, ſo war doch ſtets ſeine erſte und letzte Frage, in wie weit dieſe Kunſt oder jene Wiſſenſchaft dem preußiſchen Staatszweck nutze[1]."

„Nicht als principieller Gegner Oeſterreichs war Bismarck nach Frankfurt gekommen; im Gegentheil, bei ſeinem ganzen bisherigen Verhalten war er ſtets von der Nothwendigkeit eines feſten Zuſammenhaltens von Preußen und Oeſterreich ausgegangen und hat ſein Leben lang an dieſer Ueberzeugung feſtgehalten. . . Aber nur zu bald mußte er erkennen, daß die weſentliche Vorausſetzung dieſes Strebens, die Gegenſeitigkeit, fehle, daß an eine Anerkennung der preußiſchen Gleichberechtigung durch Oeſterreich nicht zu denken und bei der Stellung der beiden Höfe zu den deutſchen Verhältniſſen auch nie zu erhoffen ſei. Damit war ſeine fernere Haltung entſchieden, er war zum Widerſtand bis auf die äußerſte Grenze, ja über dieſe hinaus, bis zum Bruche des Bundes entſchloſſen, ehe er eine Schädigung an Preußens Würde und gutem Rechte geſtatte."

Aber laſſen wir alle dieſe mehr allgemeinen Erwägungen und machen wir den Verſuch, uns in der Erinnerung an ſehr bekannte oder auch etwas weniger bekannte Aeußerungen des großen Mannes, in ſeine Seele hineinzudenken und ihn auf dem Wege, den er in dieſer Sache zu durchmeſſen hatte, zu begleiten[1].

* * *

[1] Es ſei hier, wo manche Citate aus Bismarcks Briefen und Reden angeführt werden, auf eine höchſt dankenswerthe Arbeit hingewieſen, ein Buch treueſten Fleißes, das in chronologiſcher Folge jedes Erlebniß Bismarcks, jeden Aufenthalt desſelben, alle amtlichen Berathungen, alle ſeine Reden, Briefe, Unterhaltungen, ſo weit es möglich iſt nach Zeit, Ort und Inhalt zu verzeichnen ſucht, nebſt Auszügen aus ſeinen wichtigſten Aeußerungen mit Angabe der Quellen, wo Näheres darüber zu finden iſt.

Gerade weil es mir nicht ganz leicht geworden iſt, mich dem Opportunismus Bismarcks gegenüber innerlich zurechtzufinden, ſo möchte ich noch einige Bemerkungen darüber hinzuzufügen mir geſtatten. Nie wird man ſich mit jener Scrupelloſigkeit verſöhnen können, der der Zweck jedes Mittel heiligt und die als Jeſuitismus und Machiavellismus ſo viel Unheil über die Welt gebracht hat. Aber es kann das Entſetzen vor dem unſtreitig heilloſen Satze, „daß der Zweck das Mittel heilige", auch ein ganz unaufrichtiges ſein, da in der That ſehr Vieles, was unter anderen Umſtänden unverantwortlich wäre, gethan werden darf und muß, wo es im Dienſt einer wichtigen Sache nothwendig iſt. Wenn in der Politik angeblich eine andere Moral zur Geltung kommt, als im Privatleben, ſo geſchieht das eben, weil hier die Handelnden nicht nur für ihre Perſon, ſondern für ein anvertrautes Ganze die Verantwortung tragen und weil oft Geſichtspunkte in Betracht kommen und Größen in die Rechnung eingeſtellt werden müſſen, die im Privatleben fortfallen, weil hier die Conflicte der Pflichten ſich mehren. Ich möchte hier ein Wort anführen, das ich in einer Vorleſung Lotzes gehört habe und das etwa ſo lautete: „Mancher will leugnen, daß es ſolche Conflicte giebt. Wer ſie wegſchaffen kann, der ſoll doch herkommen, er wäre ein wahrer Heiland!" Einem Worte, das mir ein Freund ſagte: aus ſolchen Kämpfen könne man nicht mit ganz fleckenloſem Schilde hervorgehen, es komme darauf an, wer der relativ Ehrlichſte ſei, muß ich beipflichten. Keineswegs möchte ich von vornherein alle Schritte Bismarcks[1] als zu rechtfertigende hingeſtellt ſehen, und z. B. bei einzelnen Momenten ſeiner „dilatoriſchen Behandlung der Dinge" Frankreich gegenüber, noch mehr vielleicht bei der pariſer Verhandlung während der londoner Conferenz taucht Einem wohl die Frage auf: mußte das wirklich ſein? Deutſche Biederkeit iſt dem Germanen lieber, als welſche Liſt ungern ſieht er die Helden, die

Es iſt ein ausgezeichnetes Hilfsmittel und Orientirungsbuch beim Studium der neueſten deutſchen Geſchichte, es ſoll nach dem Wunſche des Verfaſſers ein Zeugniß der unauslöſchlichen Liebe und Dankbarkeit des deutſchen Volkes Bismarck gegenüber ſein und es iſt ein monumentales Zeugniß dafür geworden. Horſt Kohl, Regeſten zu einer wiſſenſchaftlichen Biographie des erſten deutſchen Reichskanzlers. 2 Bände. Gr. 8. 1891 u. 1892. Das Buch iſt mir erſt zugegangen, als mein Artikel ſchon ſo ziemlich vollendet war. Ein Auszug daraus — oder der Kern dieſes Werkes iſt das früher erſchienene Bismarck-Gedenkbuch desſelben Verfaſſers, das in Kürze ähnliche Regeſten, aber ohne nähere Inhaltsangabe und Quellennachweis enthält, dazu ein Verzeichniß der Bismarck-Literatur bis 15. Febr. 1890 und, wie das größere Werk, Auszüge aus Bismarcks Reden und Briefen. 1 Bd. 8. 311 S. 1889.

[1] Auch ganz abgeſehen von ſeinem Verhalten Gegnern im eigenen Lande gegenüber

er bewundert, „das Löwenfell mit dem Fuchspelz vertauſchen“, es iſt ihm ſympathiſch, wenn ſie nur ſchwer und wo möglich nie ſich entſchließen, ſich auf den Standpunkt der Kriegsliſt zu ſtellen, bei welchem Ueberliſten und Täuſchen des Gegners in ſein Recht tritt; wo aber, wie oft - nicht immer — in der Politik zwiſchen den Staaten thatſächlich kein Friede, ſondern „Krieg im Frieden“ herrſcht, wo die Politik Krieg mit anderen Mitteln und gegenſeitiges Mißtrauen die Grundlage des Verkehres iſt, und dieſer Verkehr der undeclarirte Krieg, ſo daß man gegenſeitig gar nicht volle Wahrheit erwartet und erwarten kann; wo man ſich unberechtigten gefährlichen Anſprüchen gegenüber befindet, wo ein offenes, das eigene Wollen enthüllende oder den Gegner auch nur nicht aus ſeinem Irrthum reißende, ja ſelbſt ſeinen Irrthum nicht mehr nährende Wort das Land, deſſen Sache man vertritt, in die äußerſte Gefahr wirft (man denke an Friedrich Wilhelm III. und Scharnhorſt beim Beginne der Freiheitskriege) da tritt das Wort Bismarcks in ſein Recht: „Wer mich einen gewiſſenloſen Politiker ſchilt er ſoll ſein Gewiſſen auf dieſem Kampfplatze erſt ſelbſt einmal verſuchen“ (26. Dec. 1865). Wo man keine Wahl hat, als einen liſtigen Feind, oder das Vertrauen des eigenen Landes - berechtigtes Vertrauen derjenigen, die auf Einen angewieſen ſind und Einem den Schutz ihrer höchſten Güter anvertraut haben — zu täuſchen, wo man einen Feind täuſchen oder anvertrautes Gut preisgeben muß, da kann das „Offenſein“ zur Schwäche werden, ja gerade aus Zuverläſſigkeit und Kraft wird man zur Liſt greifen und greifen dürfen, ja unter Umſtänden „herzhaft lügen“ müſſen, – ſo lange als man dabei doch das Recht hat, mit gutem Gewiſſen zu ſagen „Wer mich einen gewiſſenloſen Politiker ſchilt, der thut mir Unrecht“, und dabei nicht gegen ſich ſelbſt unwahr iſt, ſo lange man ſagen darf: „Ich kann nicht anders.“

Aber es iſt das ein gefährlicher Boden, und die Wahrheit läßt ihrer nicht ſpotten. Der ſittliche Adel eines Staatsmannes wird mit bedingt ſein von dem Grade, in dem er danach ſtrebt, an die Stelle der Kniffe Offenheit zu ſetzen. Bismarck ging dabei bekanntermaßen mitunter ſo weit, daß ſelbſt der Eindruck entſtand, man könne ihn nicht ernſt nehmen.

Zu denjenigen Dingen, die Bismarck beſonders vorgeworfen ſind und die Einen in der That ſtutzig machen können, gehört ſeine Verbindung mit der Revolution, trotz ſeiner ausgeprägt monarchiſchen, die Revolution verurtheilenden Geſinnung (z. B. in Ungarn 1866; hat er doch wiederholt gedroht, im Nothfalle die nationalen, antidynaſtiſchen, revolutionären Kräfte zu entfeſſeln). Die Frage iſt hier eine ähnliche wie oben. Wo es ſich um die „eigenſte Einem anvertraute Aufgabe“ handelt, für ihn: „um den der Krone Preußen von Gott übertragenen Schutz Preußens gegen Unrecht, von außen oder innen kommend“, da nimmt, ja ruft er eben in einem

Kampfe auf Leben und Tod, in dem einmal die Gewalt entſcheidet, die Bundesgenoſſen, wo er ſie findet: mag da ein Jeder ſich mit ſeinem Gewiſſen abfinden und ſeinem Richter ſtehen; da iſt ihm ferner das Syſtem der conſervativen Intereſſen aller Länder eine gefährliche Fiction, ſo lange nicht die vollſte ehrlichſte Gegenſeitigkeit in aller Herren Ländern obwaltet. Iſolirt von Preußen durchgeführt, erſcheint es ihm als „Donquixoterie", da verurtheilt er es, „fremde Kronrechte mit mehr Beharrlichkeit zu ſchützen als die eigenen" (Brief vom 18. Sept. 1861); endlich kommt hier noch ein anderer Geſichtspunkt zur Geltung, der, welcher berührt iſt, wenn Fürſt Bismarck, wie oben geſagt, erklärt *die Einigung Deutſchlands wäre eine conſervative That geweſen*. Si duo faciunt idem, non est idem. Revolution und Revolution iſt ihm auch nicht etwas Gleiches, Revolution gegen das preußiſche Königthum, deſſen nationale, politiſch-ſittliche Berechtigung und Nothwendigkeit er bis in das Innerſte ſeiner Seele hinein empfand, war ihm etwas total anderes als Auflehnung etwa der Ungarn oder Italiener gegen Oeſterreich, oder auch der Deutſchen gegen die von Napoleon geſchaffenen von Metternich ſanctionirten kleinſtaatlichen Souveränetäten, gegen den ganzen unhiſtoriſchen Gott und rechtloſen Souveränetätsſchwindel *der* deutſchen Fürſten, „die europäiſche Macht ſpielen" wollen. — Gewaltſamer Umſturz des innerlich Exiſtenzberechtigten und des innerlich Unberechtigten oder in ſeiner Berechtigung Fraglichen, wenn auch durch das formelle und beſtehende Recht Legitimirten iſt ihm — ich möchte lieber ſagen, ſeiner natürlichen und durch Studium, Amts- und Lebenserfahrung geſchulten *Empfindung*, als ſeinen Grundſätzen nach, etwas ganz Verſchiedenes, und wo zur Erhaltung des Erſteren die Zertrümmerung des Letzteren *nöthig iſt*, da iſt ihm eben dieſe Erhaltung und Zertrümmerung, mag ſie auch für gewöhnlich revolutionär heißen, eine conſervative That. — „Den Grundſatz, daß ein Compromiß mit der Revolution unzuläſſig ſei," ſchreibt er, „iſt es nicht möglich in der Weiſe durchzuführen, daß die letzten davon abgeleiteten Conſequenzen noch immer jede andere Rückſicht durchbrechen ſollen." Dieſe legitimirten Gewalten ſind ja ſelbſt oft revolutionär, „wann und nach welchen Kennzeichen haben ſie aufgehört revolutionär zu heißen?" . . . „Ein Princip kann man nur ſo weit als ein allgemein durchgreifendes anerkennen, wenn es ſich unter allen Umſtänden und zu allen Zeiten bewahrheitet" (Wer ſich über Bismarcks Ueberzeugungen hierüber orientiren will, leſe dieſen Brief an Manteuffel vom 4 Februar 1857 neben dem oben citirten vom 18. Sept. 1861.)

Ich möchte hier wegen des Bismarckſchen Opportunismus auf den ſchönen, herzbewegenden Artikel „Fürſt Bismarck" in *Whitman*. Das kaiſerliche Deutſchland (deutſch von Alexander) verweiſen. „So ungewöhnlich

ſein Charakter auch iſt," heißt es hier, „im Ganzen genommen iſt er doch in vielen Beziehungen durchaus typiſch für ſein Land bis hinab zu den leidenſchaftlichen Ausbrüchen ſeiner Reizbarkeit. Seine Ehrerbietung für die Krone entſpringt ehrlicher Ueberzeugung, denn in ſeinem ganzen Weſen liegt nicht die Spur des Höflings oder ſelbſtſüchtigen Opportuniſten. Die ſtarre Ehrlichkeit ſeiner Natur ſchließt jede Möglichkeit davon aus."[1] Wie dieſe, ſo führt die obige Sybelſche Charakteriſtik zum richtigen Verſtändniß des Bismarckſchen Opportunismus. Wem eine große Leidenſchaft die Seele erfüllt, dem haben neben der Hauptfrage die anderen Fragen nur ein relatives Intereſſe. Auch bei dem Opportunismus kommt es, wie bei ſo vielen ſittlichen Fragen, zunächſt darauf an, ob man die Welt und die Dinge in ſeinen Dienſt hineinreißt oder ſich in den Dienſt der Sache ſtellt. Das große Intereſſe, dem Bismarck diente, war ein ideales, aber nicht ein theoretiſches, ſondern ein ideales praktiſches Intereſſe; jenes Intereſſe, von dem die Sybelſche Schilderung ſpricht: Preußen-Deutſchland; „Dem Vaterland die ganze Kraft". „Für mich" — ſagt er „hat immer nur ein einziger Compaß, ein einziger Polarſtern, nach dem ich ſteuere, beſtanden: salus publica. . . . Doctrinär bin ich in meinem Leben nicht geweſen; alle Syſteme, durch die die Parteien ſich getrennt und gebunden fühlen, kommen für mich in zweiter Linie. . . . Die Doctrin gebe ich außerordentlich wohlfeil. . . . Es giebt Zeiten, wo man liberal regieren muß und Zeiten, wo man dictatoriſch regieren muß; es wechſelt Alles, hier giebt es keine Ewigkeit" (24. Febr. 1881 im Reichstage).

Weiter entſcheidet über die Sittlichkeit, d. h. die ſubjective Sittlichkeit oder Unſittlichkeit des Opportunismus bei dem Einzelnen die Frage, ob er, bei der relativen Werthung deſſen, was Andere als abſolut anſehen, in ſeinem Handeln gebunden iſt durch höhere, ewige Mächte, die er in ſich wirkſam ſein läßt, unter die er ſich beugt und an denen er ſich erhebt. Hier verweiſe ich auf Bismarcks oben ſchon citirten Brief vom 26. Dec. 1865. Darauf kommt es an, wovor man dennoch Halt macht.

Endlich kommt noch Eins in Betracht: Wenn Jemand einer großen

[1] Während die Parteiregierung überall eine erbärmliche Aengſtlichkeit beweiſt, nur die eigenen Parteigänger zu verwenden hat Fürſt Bismarck die Mitarbeit von Männern jeder politiſchen Meinung geſucht bis zu derjenigen ehemals verbannter Republikaner Er ſelbſt hat es ausgeſprochen Ich heiße die Mitwirkung von jeder Seite dankbar willkommen und frage nicht, von welcher Partei ſie kommt" Das aber geſchieht keineswegs aus bloßer Bequemlichkeit für das eigene Intereſſe Jede ſeiner Handlungen ſoll das nationale Gefühl erwecken und kräftigen, und auch dieſe Verſöhnlichkeit iſt ihm nur ein Mittel zum Zweck Wie er es nie verſchmäht hat, den kleinſten Vortheil in der auswärtigen Politik zu benutzen, ſo ſind ihm auch keine Mittel zu gering, ſein Ziel im eigenen Lande zu erreichen, denn der Zweck rechtfertigt ſie

Sache vielleicht zu wenig ſcrupulös in den Mitteln dient, da werden wir verſchieden urtheilen, je nachdem es der Fanatismus des Kopfes oder die heiße Leidenſchaft des Herzens iſt, aus der die Action hervorbricht, und Bismarck iſt nicht Kopfmenſch, ſondern Herzmenſch; es iſt nicht Theorie, es iſt innerſtes Weſen, aus dem heraus er handelt — oft mit verzehrender Leidenſchaft.

Bei einem Vergleiche Emin Paſchas mit Wißmann meinte Bismarck, Es würde ſich an Emins Profil wohl herausſtellen, daß ihm der Hinterkopf fehle, die volle thieriſche Energie, auf welche man in Afrika nicht ganz verzichten könne. Die beſitzt er ſelbſt reichlich; er beruft ſich auf Emins Profil; da darf man ſich wohl ſ e i n Profil darauf hin anſehen, in der bekannten Lenbachſchen Kreidezeichnung z. B. — dieſes Horn am Hinterkopfe!

Wie wenig er von Theorie und Doctrinen hält, zeigen die Aufzeichnungen Bewers bei ſeinem Bismarckbeſuche: „Durch Kant," ſagte der Fürſt, „habe ich mich nicht völlig durchbringen können; was er über das Moraliſche ſagt, zumal vom kategoriſchen Imperativ, iſt ſehr ſchön, aber ich lebe am liebſten ohne das Gefühl des Imperativs; ich habe überhaupt nie nach Grundſätzen gelebt, wenn ich zu handeln hatte, habe ich mich niemals gefragt, nach welchen Grundſätzen handelſt du nun? ſondern ich habe zugegriffen und gethan, was ich für gut hielt. Man hat mir ja oft vorgehalten, daß ich keine Grundſätze habe." „In meiner Jugend pflog ich mit einer philoſophiſch angehauchten Couſine, die mich gern bekannten wollte, oftmals ein Geſpräch darüber, ob ich Grundſätze annehmen müſſe oder nicht. Schließlich ſagte ich ihr und damit waren alle unſere Streitigkeiten zu Ende: Wenn ich mit Grundſätzen durchs Leben gehen ſoll, ſo komme ich mir vor, als wenn ich durch einen engen Waldweg gehen ſollte und müßte eine lange Stange im Munde halten!" (Bei Bismarck, S. 48 ff.)

Da Bismarck, wie geſagt, bei ſeinem Thun nicht nach Grundſätzen, ſondern aus ſeiner ganzen Perſönlichkeit heraus, als voller und ganzer Menſch handelt, ſo wird er die Grenze für ſeinen Opportunismus, für Erlaubtes und Unerlaubtes in der Politik dort ſehen, wo er fühlt, daß er ſich ſelbſt untreu werden müßte. Sein Ich, mit ſeiner Charaktergröße und ſeinen Charakterfehlern, weiſt ihm den Weg und zieht ihm die Grenze ſeines Thuns. Mit dieſen Worten bewege ich mich freilich im Cirkel. Ich ſuche die Perſönlichkeit Bismarcks aus ſeiner Politik zu erkennen und verweiſe zur Erkenntniß ſeiner Politik auf ſeine Perſönlichkeit. Materiell iſt damit alſo nichts geſagt, aber e i n g e ſt a n d e n und hervorgehoben, daß eben nur aus einer ſolchen Kenntniß der ganzen Perſönlichkeit heraus hier ein rechtes Urtheil gewonnen werden kann.

III. Das Herannahen der Entſcheidung.

Ende Auguſt 1851 trat Bismarck in die diplomatiſche Laufbahn ein, von König Friedrich Wilhelm IV. zum Geſandten am Frankfurter Bundestag ernannt (15. Juli). „Er hielt mich," ſagte Bismarck ſpäter, „für ein Ei, aus dem er einen Miniſter ausbrüten wollte."

Nicht als principieller Gegner Oeſterreichs iſt er, wie wir ſahen, nach Frankfurt gekommen, vielmehr überzeugt von der Nothwendigkeit eines feſten Zuſammenhaltens von Preußen und Oeſterreich, aber feſt entſchloſſen, die Gleichberechtigung Preußens Oeſterreich gegenüber zu behaupten oder zu erkämpfen.

Schon nach einigen Jahren Erfahrung, während des Krimkrieges, meinte er: der König habe für die Sünden Oeſterreichs ſo viel Nachſicht als ich mir vom Herrn des Himmels für die meinigen wünſche (8. Dec. 1854), und etwa ein Jahr vorher hat er das wichtige Wort niedergeſchrieben: „Die Winkelzüge Oeſterreichs werden uns nicht hindern, die Gelegenheiten, die uns Gott geben ſollte, zu benutzen, um für unſere zukünftige Stellung zu Oeſterreich unzweideutige Vereinbarungen zu gewinnen, auf deren Baſis wir dermaleinſt ehrliche Bundesgenoſſen ... ſein können (23. Febr. 1854).

Dieſe Worte enthalten das Programm der Bismarckſchen Politik Oeſterreich gegenüber.

„Dermaleinſt ehrliche Bundesgenoſſen."

Das iſt ſein Ziel. Ehe ſolche Beziehungen gewonnen ſeien, ſcheint ihm ein ernſtliches Bündniß mit Oeſterreich unmöglich.

„Die Seele eines preußiſch-öſterreichiſchen Bündniſſes," ſchreibt er zwei Jahre ſpäter, „würde auch in der größten gemeinſamen Gefahr das Gegentheil von alledem ſein, was ein Bündniß feſt macht. Gegenſeitiges politiſches Mißtrauen, militäriſche und politiſche Eiferſucht ... das Alles würde zwiſchen uns jetzt ſtärker, lähmender ſein, als in irgend einem ſchlecht aſſortirten Bündniſſe der Vergangenheit" .. auch durch einen Perſonenwechſel „würde die traditionelle Politik Oeſterreichs und ſeine Eiferſucht gegen uns nicht beſeitigt ſein, und ich könnte dem alten Fuchſe im neuen Pelze eben ſo wenig trauen, wie bisher im räudigen Sommerhaar. Nach der wiener Politik iſt einmal Deutſchland zu eng für uns beide, — ſo lange ein ehrliches Arrangement über den Einfluß eines jeden in Deutſchland nicht getroffen und ausgeführt iſt, pflügen wir beide denſelben ſtreitigen Acker, und ſo lange bleibt Oeſterreich der einzige Staat, an den wir nachhaltig verlieren, von dem wir nur nachhaltig gewinnen können ... Der deutſche Dualismus hat ſeit 1000 Jahren in jedem Jahrhundert

gelegentlich durch einen gründlichen inneren Krieg ſeine gegenſeitigen Beziehungen regulirt, und auch in dieſem Jahrhundert wird kein anderes, als dieſes Mittel die Uhr der Entwickelung auf ihre richtige Stunde ſtellen können. Ich beabſichtige mit dieſem Raiſonnement keineswegs zu dem Schluß zu gelangen, daß wir jetzt unſere Politik darauf richten ſollen, die Entſcheidung zwiſchen uns und Oeſterreich unter möglichſt günſtigen Umſtänden herbeizuführen. Ich will nur meine Ueberzeugung ausſprechen, daß wir in nicht zu langer Zeit für unſere Exiſtenz gegen Oeſterreich werden fechten müſſen, und daß es nicht in unſerer Macht liegt, dem vorzubeugen, weil der Gang der Dinge in Deutſchland keinen anderen Ausweg hat." Er fügt hinzu daß das allerdings mehr Frage des Glaubens, als des Beweiſes bleibe[1].

Was den Bund anlangt, ſo war Bismarck nicht nur von der inneren Morſchheit desſelben durchdrungen, ſondern auch überzeugt, daß die Mittelſtaaten bei ernſtlicher Gefahr ihrerſeits den Bund aufgeben, ſich nicht allzu ſchwer in eine neue rheinbündiſche Abhängigkeit von Frankreich hineinfinden und bei einem Kriege die deutſchen Großmächte nach Belieben ſitzen laſſen würden[2] — ja noch mehr: aus den 8 Jahren ſeiner „frankfurter Amtsführung" hat er „als Ergebniß ſeiner Erfahrungen die Ueberzeugung mitgenommen, daß die dermaligen Bundeseinrichtungen für Preußen eine drückende, in kritiſchen Zeiten eine lebensgefährliche Feſſel bilden"[3]. Bei der Durchführung der eigenſten Aufgabe Preußens, bei dem „der Krone Preußen von Gott übertragenen Schutz Preußens gegen Unrecht, von außen oder innen kommend", iſt er durchaus nicht geneigt, „die Prätenſionen der kleinſtaatlichen Souverainetäten zu reſpectiren", und am 12. Mai 1859 — bereits als Geſandter in Petersburg — ſchreibt er die bekannten Worte. „Ich ſehe in unſerem Bundesverhältniß ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder ſpäter ferro et igni (mit Feuer und Schwert) werden heilen müſſen, wenn wir nicht bei Zeiten in günſtiger Jahreszeit eine Cur dagegen vornehmen." Eben damals, 1859, ſchien ihm die Zeit zu einer ſolchen Cur da zu ſein.

Oeſterreich war im italieniſchen Kriege begriffen, und Bismarck, in der klaren Ueberzeugung, daß eine Umgeſtaltung und Aenderung der deutſchen Verhältniſſe unumgänglich ſei, ſcheute vor der Folgerung nicht zurück, daß dieſe Nothlage Oeſterreichs und die bei der Stellung der anderen Mächte

[1] 26 April 1856. Ein lehrreicher Brief, in dem Bismarck die in Europa damals möglichen und zu erwartenden Allianzen beſpricht.

[2] 26. April 1856. Vgl. auch den Brief vom 1. Juli 1859 u. 19. Sept. 1861.

[3] Brief vom 12. Mai 1859.

günſtige politiſche Situation von Preußen benutzt werden müſſe, um zu der nothwendigen Reviſion der gegenwärtigen Beziehungen dem Bunde und Oeſterreich gegenüber zu gelangen, weil eine ſolche Gelegenheit vielleicht nicht ſo bald wiederkehre. Bismarck war damals von ſeinem petersburger Geſandtſchaftspoſten auf längere Zeit nach Berlin gekommen und wohnte im Hotel Royal. Hier beſuchte ihn Herr v. Unruh, ein hervorragender Parlamentarier von der Oppoſitionspartei. Bismarck lag, an einem kranken Bein leidend, auf dem Bett, ließ ihn aber bitten, einzutreten; er hatte die „Neue preußiſche Zeitung" in der Hand und warf dieſelbe mit dem Bemerken auf das Bett: das Blatt habe keinen Funken preußiſchen Patriotismus, es dringe auf die Unterſtützung Oeſterreichs gegen Frankreich und Italien durch Preußen. „Oeſterreich in dieſem Kriege beiſtehen, wäre ein politiſcher Selbſtmord Preußens — er ſei von ſeiner Sympathie für Oeſterreich vollſtändig zurückgekommen. Oeſterreich ſinne nur darauf und warte auf eine gute Gelegenheit, Preußen zu ruiniren. . Viel dringender als die von Frankreich drohende Gefahr ſei die, gegen Oeſterreich zu unterliegen. Wenn es uns nicht gelänge, Oeſterreich aus dem eigentlichen Deutſchland zu entfernen und hier Oeſterreich die Oberhand behielte, ſo würden unſere Könige wieder Kurfürſten, Vaſallen Oeſterreichs. Müſſe es unſer Ziel ſein, dasſelbe aus Deutſchland auszuſchließen, ſo könne es uns nur zu gut kommen, wenn Oeſterreich zunächſt durch Frankreich geſchwächt werde[1]."

Anfangs fand er die preußiſche Politik in Bezug auf den italieniſchen Krieg, wie er ſeiner Gemahlin ſchreibt, correct, dann aber ſah er mit Beſorgniß, daß ſie „mehr und mehr in das öſterreichiſche Kielwaſſer hineingleite", und er fürchtete, daß Preußen Oeſterreich die Laſt von der Schulter nehmen und ſich ſelbſt in einen Krieg mit Frankreich ſtürzen werde, den es auch im Falle des Sieges, durch Oeſterreich gehindert, nicht werde ausnützen können. „Wie Gott will! es iſt hier Alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menſchen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, ſie kommen und gehen wie Waſſerwogen und das Meer bleibt" (2. Juli 1859.) Seine Anſichten in Beſchlüſſe umzuwandeln war Bismarck damals noch nicht in der Lage; noch war er nicht in leitender Stellung. Zu einer Reviſion der gegenſeitigen Beziehungen iſt es damals nicht gekommen.

Einige Jahre ſpäter, auf der Durchreiſe durch Deutſchland vom petersburger auf den pariſer Geſandtſchaftspoſten, äußert Bismarck zu Graf Berns-

[1] v. Unruh, „Erinnerungen aus meinem Leben" „Deutſche Revue", Octoberheft 1881 S. 11 ff. Der Verfaſſer bemerkt daß die Mittheilung dieſes Geſpräches nicht den Anſpruch der wörtlichen Wiedergabe mache, daß er aber für deſſen Richtigkeit dem Sinne nach einſtehe

dorff hinſichtlich eines damals vorliegenden Conflictes zwiſchen Preußen und Heſſen, der zur Beſetzung Heſſens und zum Conflict mit Oeſterreich und dem Bundestag hätte führen können: „Daß der Kurfürſt einen königlichen Brief auf den Tiſch geworfen hat, iſt ein wenig geſchickter casus belli — wollen Sie aber Krieg, ſo machen Sie mich zu ihrem Unterſtaatsſecretär, dann mache ich mich anheiſchig, Ihnen binnen vier Wochen einen deutſchen Bürgerkrieg beſter Qualität fertig zu liefern.“ — Bald darauf iſt Bismarck für kurze Zeit Geſandter in Paris. — Hier konnte man wohl den Eindruck gewinnen, wie wir aus den Memoiren des Grafen Sehérr-Thoß erfahren, daß Bismarck in kleineren Cirkeln unverhohlen ſeiner Oeſterreich feindlichen Geſinnung Ausdruck gab. — Aus anderen Quellen glaubte der Graf zu wiſſen, daß Bismarck, der, wie er ſelbſt ſchreibt, ſchon ſo gut wie engagiert geweſen für das Miniſterium, doch abgelehnt habe, weil der König ihm nicht „freie Hand gegen Oeſterreich“ habe gewähren wollen[1] Als dann bald darauf Bismarck wirklich zum Miniſterpräſidenten und Miniſter des Auswärtigen ernannt iſt und zu einem Abſchiedsbeſuche nach Paris zurückkehrt, ſchreibt ihm der ungariſche Graf, der Feind des alten Oeſterreich: „Wenn es wahr ſei, daß er Oeſterreich mit Krieg überziehen wolle, . . . dann könne er auf die redliche und nützliche Mitwirkung Ungarns rechnen“, für dieſen Fall ſtelle er ſich ihm zur Verfügung. Zwei Tage darauf, am 2. Nov. 1862, 5 Uhr früh, wird er zu 8 Uhr Morgens zu Bismarck beſtellt, ſo früh, damit dieſe Zuſammenkunft den Späehern des öſterreichiſchen Geſandten nicht bekannt werde. „Ihre Vorausſetzungen ſind richtig,“ ſagte ihm Bismarck. „Ich habe mir zum Ziele geſetzt, die Schmach von Olmütz zu rächen, dieſes Oeſterreich niederzuwerfen, welches uns auf das Unwürdigſte behandelt, uns zu ſeinem Vaſallen erniedrigen möchte. — Ich will Preußen aufrichten, ihm die Stellung in Deutſchland ſchaffen, die ihm als rein deutſchem Staate gebührt“ ꝛc. — Am folgenden Tage reiſte er nach Berlin zurück, um des Amtes, das ihm anvertraut war, zu walten.

In einem Augenblicke hatte er es angetreten und die Leitung und Regierung übernommen, da der preußiſche Thron umtoſt war von der zornigen Erregung der Unterthanen, da es galt, ſeinem Könige zu helfen: im Widerſpruch gegen das Abgeordnetenhaus die neue Heeresverfaſſung durchzuführen — Herbſt 1862.

„Ich komme nicht zu Dir,“ hatte er ſeiner Gemahlin während der Reiſe auf den pariſer Botſchafterpoſten geſchrieben, „weil ich erſt in Paris

[1] Sehérr-Thoß ſagt. Wir wiſſen, und meint, wie ich vermuthen möchte, die ungariſchen Emigranten „Deutſche Rundſchau“ Bd. 28, S. 64.

Beſitz ergreifen will, vielleicht entdecken ſie einen anderen Miniſterpräſidenten, wenn ich ihnen erſt aus den Augen bin. Ich gehe auch nicht nach Schönhauſen, alles in Sorge, daß man mich noch wieder feſthält" (23 Mai 1862). Es iſt mehr ein Fluchtverſuch, den ich mache, als ein neuer Wohnſitz, in den ich ziehe. „Ich bin zu Allem bereit, was Gott ſchickt" „Wenn meine Gegner wüßten," ſchrieb er ihr einige Tage ſpäter, „welche Wohlthat ſie mir perſönlich durch ihren Sieg erweiſen würden, und wie aufrichtig ich ihn ihnen wünſchte! . . . Du kannſt nicht mehr Abneigung gegen die Wilhelmsſtraße haben" (dort lag ſeine künftige Amtswohnung), „als ich ſelbſt, und wenn ich nicht überzeugt bin, daß es ſein muß, ſo gehe ich nicht. Den König unter Krankheitsvorwänden im Stich laſſen, halte ich für Feigheit und Untreue . . . Soll es ſein, dann voran! wie unſere Kutſcher ſagten, wenn ſie die Leine nahmen" (1 Juni).

Es iſt immer ein erfreulicher Anblick, wenn man Jemanden in freudiger und vollendeter Sicherheit eine ſchwierige Aufgabe vollbringen ſieht, — ſei es auch einen Seiltänzer; wie anders noch, wo es ſich um die große Werdeaufgabe eines großen Volkes handelt, durchgeführt von einem Manne, dem die patriotiſche Hingabe an den Staat, die Treue gegen König und Vaterland die große Leidenſchaft iſt, die ſein Leben adelt und die ſein Leben verzehrt «patriae inserviendo consumor».

Mit Hängen und Würgen geht er daran, ſeine welthiſtoriſche Laufbahn zu beginnen. ‚Ich kann nicht anders!" - Sich von der Welle tragen laſſen!

Nun aber mochten ſich ſeine Gegner hüten Take care of that man, he means what he says[1], ſo ſagte einer von denen, die ſeine Größe am früheſten erkannten

In einer großen Denkſchrift vom März 1858, die wohl als ſein politiſches Teſtament an ſeine Nachfolger am Bundestag bezeichnet worden iſt[2], hatte er ausgeſprochen: Preußen ſolle ſich „mit Oeſterreich in ein klares und ſicheres Verhältniß" ſetzen, „indem es dem Wiener Cabinet zu verſtehen gebe, daß der Beiſtand Preußens bei eintretenden Gefahren der eines lauen und ſelbſt bedenklichen Bundesgenoſſen ſein werde, wenn Oeſterreich ſich in ſeiner deutſchen Politik nicht mäßige und mit Preußen verſtändige" Nur durch ſolche Sprache und dem entſprechendes Verhalten dürften ſich ehrliche und haltbare Beziehungen zu Oeſterreich und nach Umſtänden ein ſicheres Bündniß mit demſelben gewinnen laſſen.

Jetzt konnte er ſelbſt dieſes Teſtament ausführen — und unmittelbar nach der Uebernahme ſeiner neuen Stellung macht er ſich ans Werk. Schon

[1] Disraeli Lord Beaconsfield». Bemerkung Whitmans in ‚Das lutheriſche Deutſchland

[2] Buſch Unſer Reichskanzler I, 342.

wenige Tage nach ſeinem Eintritt ins Miniſterium ſprach er in einer Sitzung der Budgetcommiſſion jenes berüchtigte Wort daß die großen Fragen der Zeit — er meint hier insbeſondere die deutſche Frage — nicht durch Parlamentsbeſchlüſſe gelöſt würden, ſondern durch Blut und Eiſen.

Soll es ſein, dann voran! Das galt zunächſt für die innere Politik, aber bald auch für das Verhältniß zu Oeſterreich. — „Als ich Miniſter wurde," ſagte er 17 Jahre ſpäter (21. Febr. 1879) in Bezug auf unſere Frage im deutſchen Reichstage, habe ich eine . . . politiſche Aufgabe gehabt . . . „über die ich mir beim Eintritt in den Miniſterialdienſt völlig klar war: die Auseinanderſetzung mit Oeſterreich um die Hegemonie in Deutſchland. . ."

Anfang December hatte er mit dem öſterreichiſchen Geſandten, Grafen Karolyi, die bekannte Unterredung, in welcher er zum erſten Mal mit der großartigen Offenheit ſeine Pläne darlegte, durch die er wiederholt die Diplomatie verblüfft und die Welt in Erſtaunen geſetzt hat — da „man die Schäden in den Beziehungen zwiſchen den beiden deutſchen Großmächten nur durch rückhaltloſe Offenheit zu heilen verſuchen könne" In dem gelaſſenen Tone, ſagt Sybel von dieſer Unterredung, in welchem ein Geſchichtsſchreiber die Ereigniſſe alter Zeiten berichtet, erzählte hier Bismarck dem Grafen die Geſchichte der deutſchen Zukunft. „Unſere Beziehungen zu Oeſterreich," ſagte er, „müſſen entweder beſſer oder ſchlechter werden" — die erſte Alternative ſei ſein aufrichtiger Wunſch. Es ſei aber ein bedenklicher Irrthum, wenn Oeſterreich meine, in einem für Oeſterreich gefährlichen Kriege werde Preußen unter allen Umſtänden Oeſterreichs Bundesgenoſſe ſein; ſollten ſich alte intimere Verhältniſſe nicht wieder anknüpfen laſſen, ſo ſei unter ähnlichen Verhältniſſen wie 1859 im italieniſchen Kriege ein Bündniß Preußens mit einem Gegner Oeſterreichs ſo wenig ausgeſchloſſen als im anderen Falle eine treue und feſte Verbindung der beiden Großmächte gegen gemeinſchaftliche Feinde. Oeſterreich könne ja ſeinen Schwerpunkt nach Oſten verlegen[1]. Oeſterreich habe alſo die Wahl zwiſchen Fortſetzung ſeiner preußenfeindlichen Politik in Deutſchland und ehrlicher Verbindung.

Ehrliche Allianz oder Krieg, ſo wie ihr in Gefahr ſeid!

Nur wenige Monate ſpäter, und es bot ſich die Gelegenheit, den Krieg gegen Oeſterreich mit mächtigſter Bundesgenoſſenſchaft aufzunehmen. Es war die Zeit des polniſchen Aufſtandes 1863, während deſſen Bismarck trotz aller Anfeindung, die er dafür zu dulden hatte, feſt mit Rußland zuſammenhielt, wodurch er das gute Verhältniß zwiſchen Preußen und Rußland für die folgenden Jahre befeſtigte. Die ruſſiſche Armee war in Folge

[1] Nur in dem öſterreichiſchen, nicht in dem preußiſchen officiellen Bericht ſtehen dieſe Worte, ſie ſind aber wohl nicht dementirt, Sybel nimmt ſie als geſprochen an. Siehe Biedermann a. a. O. II, 357, Anm.

der Einmiſchung Englands, Oeſterreichs und Frankreichs gerüſtet, und „heftig drängte," ſagt Sybel, „der Strom der nationalen Begeiſterung in Rußland darauf, das kecke Dreinreden der Mächte mit dem Schwert in der Fauſt zu beſtrafen". Da legte Kaiſer Alexander II. in einem eigenhändigen Schreiben dem Könige Wilhelm den Antrag zu gemeinſamer Kriegserklärung gegen Frankreich und Oeſterreich vor. In Oeſterreich war keine Spur von Rüſtung vorhanden, es konnte raſch niedergeworfen werden, aber freilich dann — dann wäre die Hauptlaſt des franzöſiſchen Krieges auf Preußen gefallen, und dieſes hätte ſchließlich einen Frieden annehmen müſſen, wie es Rußland und Frankreich gefiel. „Rußland würde," wie Bismarck ſagte, „beim Friedensſchluß am längeren Hebelarm ſitzen."

König Wilhelm war ſofort für die Erhaltung des Friedens entſchieden. Nach einem von Bismarck eigenhändig entworfenen Concept, welches die Gründe der Ablehnung mit voller Offenheit ausſprach, ſchrieb er die Antwort. „Auf preußiſcher Seite hat damals, außer dem Könige und Bismarck, kein Menſch von dem Vorgange etwas erfahren[1]." Es ſei hier erwähnt, was Delbrück in dem oben citirten Artikel über dieſe Sache äußert. „Je ſicherer Bismarck die Nothwendigkeit des öſterreichiſchen Krieges vor Augen ſah, deſto großartiger muß uns die Abweiſung dieſer wahrlich nicht wenig verführeriſchen Verſuchung erſcheinen... Ein Bund mit Rußland war an ſich dem König etwas Sympathiſches, wie viel mehr als ſpäter der italieniſche! und eine treffliche Handhabe ihn fortzureißen, wo er etwa Bedenken hatte. Wäre Bismarck damals noch der bloße Borusſe geweſen, der aus Preußen ein Groß-Preußen machen wollte: das ruſſiſche Anerbieten hätte ihm gewaltig in die Augen ſtechen müſſen. Aber er war bereits mehr. Jene (innere) Umwandlung, die das Specifiſche ſeiner Größe ausmacht, das Herausbrechen des Staatsmannes einer werdenden großen Nation war längſt vorbereitet, und in verſchwiegenen Briefen waren jene Ausſprüche niedergelegt: von dem Moment, wo das Wort „deutſch" ſtatt preußiſch auf unſere Fahnen geſchrieben werden ſollte (12. Mai 1859), und „Wenn ich einem Teufel verſchrieben bin, ſo iſt's ein teutoniſcher."[2] Es mag in König Wilhelm, meint Sybel, doch eine Stimmung eigener Art wachgerufen haben, als er, wenige Wochen nachdem er das ruſſiſche Bündniß gegen Oeſterreich abgelehnt, bei einer Zuſammenkunft mit Kaiſer Franz Joſeph durch eine ohne Ver-

[1] Sybel II, 519.

[2] Vollſtändig heißt die Stelle „Uebrigens ſind meine politiſchen Liebhabereien im Frühjahr bei Hof und Miniſtern ſo genau geſiebt worden, daß man klar weiß, was daran iſt, und wie ich gerade im nationalen Aufſchwung Abwehr und Kraft zu finden glaubte. Wenn ich einem Teufel verſchrieben bin, ſo iſt es ein teutoniſcher und kein galliſcher" (16. Juni 1860).

einbarung mit Preußen, ohne Vorwissen Preußens vorbereitete Einladung zu einem Congreß deutscher Fürsten in Frankfurt am Main überrascht wurde, mit dem man Preußen gleichsam überrumpeln wollte, um hier Deutschland in österreichischem Sinne umzugestalten. Bei der Entschiedenheit Bismarcks in dieser Sache lehnte König Wilhelm die Einladung ab, und durch seine Weigerung, an diesem Congreß Theil zu nehmen, mußte die Versammlung resultatlos bleiben. — Die Spannung zwischen den Großmächten wuchs. Der Versuch Oesterreichs, Preußen durch eine solche Action unvermuthet auf das österreichische Geleise hinüberzuziehen, war gescheitert, und die Erinnerung daran trat bald zurück unter dem Lärm der Waffen.

Oesterreich und Preußen, die beiden seit 1848 gespannt einander gegenüberstehenden Gegner, ziehen Schulter an Schulter zu gemeinsamem Kampf in den Krieg gegen Dänemark aus. Es war der politischen Meisterschaft des gewaltigen preußischen, jetzt schon deutschen Staatsmannes gelungen, Oesterreich, das mißgünstige, soeben noch bei dem Fürstentage Preußen bei Seite schiebende Oesterreich, von den Mittelstaaten zu trennen und zur Allianz mit Preußen, zu einem gemeinsamen Vorgehen mit Preußen zu bewegen. Jetzt — jetzt hatte Bismarck „Oesterreich auf das preußische Geleise", in die preußische Gefolgschaft hinübergezogen; es mußte Preußen helfen Deutschland zu beschirmen und sich damit an die Spitze Deutschlands zu schwingen, oder es mußte, nachdem einmal diese Bahn betreten war, seinerseits sich Preußen gerade dort, wo dieses deutsch nationale Ziele verfolgte, entgegenwerfen, um Preußen zu hindern die Frucht gebrachter Opfer zu pflücken. Damit war vielleicht die einzig denkbare Situation geschaffen, in der König Wilhelm dazu gebracht werden konnte, den Krieg zu beginnen, und in der Erreichung dieser Möglichkeit, wie darin, daß Oesterreich jetzt leicht in die Lage kommen konnte, entweder Preußen die Führung Deutschlands überlassen zu müssen, oder sich als einen Gegner nicht nur Preußens, sondern auch Deutschlands zu offenbaren, lag der ungeheure Erfolg dieses Schachzuges. — Viele Jahre später sagte Bismarck von dem, was ihm damals gelungen: „Das ist die diplomatische Action, auf die ich am meisten stolz bin. Gleich nach dem Tode des Königs von Dänemark dachte ich an die Eroberung Schleswig-Holsteins. Aber es war schwer zu vollziehen. Alles war gegen mich: Oesterreich, die Kleinstaaten, die Damen unseres Hofes, die Liberalen, die Engländer. Napoleon widersetzte sich nicht; er dachte uns dadurch zu verbinden. Selbst der König wollte lange nichts davon hören. Wir hielten damals einen Staatsrath, bei welchem ich die längste Rede losließ, die ich je gehalten habe, und meinen Zuhörern Dinge vortrug, die ihnen überspannt und unmöglich erschienen sein mussen. Nach ihren erstaunten Mienen zu schließen, vermutheten sie wirklich, daß ich beim

Frühſtück zu viel Wein getrunken hätte[1]." — Mit dem vollen Bewußtſein, daß dieſe Allianz den Keim der Zwietracht in ſich berge, hatte Bismarck ſie geſchloſſen. Er verbürge ſich dafür, *ſoll*[2] er damals im Miniſterrath geäußert haben, aus dieſer Action die Mittel zu entnehmen, Oeſterreich aus Deutſchland hinauszubringen. Man erſchrickt über ſolche Abſicht bei einer Allianz und ſöhnt ſich erſt damit etwas aus in dem Gedanken, daß ein Verdrängen Oeſterreichs bedeutete, es dazu zu bringen, ſei es in Freundſchaft, ſei es im Krieg, das Nothwendige *endlich* zuzugeſtehen und *die* Baſis anzuerkennen, auf der die Gegner *ehrliche* Bundesgenoſſen werden *könnten*.

Eine Zeit lang gab Bismarck die Hoffnung noch nicht auf, daß die öſterreichiſche Regierung durch die gemeinſame Kriegführung, die Machtſtellung, welche die Allianz den Verbündeten in Europa gab, und die Vortheile einer gemeinſamen „activen Politik", wie er ſich ausdrückt, vielleicht doch noch im Frieden bewogen werden könne, eine ſolche — neue Baſis zu acceptiren und ſich zu überzeugen, daß dieſes Bündniß mit Preußen ihm ſchließlich mehr werth ſei, als die Aufrechterhaltung ſeiner Anſprüche und ſeiner bisherigen Stellung in Deutſchland. Freilich ſah er das — wie ſchon früher geſagt — als einen wahrſcheinlich vergeblichen Verſuch an; und der Verſuch mißglückte. Bei ſeinen alten Anſchauungen beharrend, im Gefühl, von Preußen ausgenutzt zu werden, konnte Oeſterreich ſich in der Allianz nicht wohl fühlen und begann in ihr zu ſchwanken, und leider hat die preußiſche Regierung — ſo entſchieden man in Berlin von Oeſterreich Allianztreue verlangte und ſo empört man im Verlaufe des aus dieſer Allianz hervorwachſenden ſchweren Conflictes über das unzuverläſſige und ſchwankende Benehmen Oeſterreichs war — ſich auch ihrerſeits, ſchon gleich im Anfang der gemeinſamen Action, nicht von Schritten frei-

[1] Wilhelm Müller Fürſt Bismarck, S. 88. Eine andere Aeußerung Bismarcks darüber bei Busch unſer Reichskanzler I, 400. Ueber die Bedeutung der Action ſ. Syb. III, 159 ff. aber auch Rechberge Ausſage III 399. S. auch Oncken Zeitalter des Kaiſers Wilhelm I 492. Ueber Oeſterreichs Ziele ſ. Syb III, 161 ff. 174. 197 ff., 351 f. 375. 399. Biedermann a. a. O. II, 387.

[2] Ich hebe dieſes *ſoll* nachdrücklich hervor. In einem Artikel Conſtantin Rößlers in der Zeitung „Poſt" vom 26. April 1890 heißt es: „Alle Theilnehmer jener großen Ereigniſſe erinnern ſich einer Tradition, welche ſich ſchon zu Anfang 1864 verbreitete. Danach habe Bismarck auf den Einwand ſeiner Collegen, man werde durch die gemeinſame Action mit Oeſterreich gegen Dänemark deſſen Mitherrſchaft in Deutſchland befeſtigen, die man doch beſeitigen möchte, erklärt, er verbürge ſich daß er aus dieſer Action die Mittel entnehmen werde ꝛc. Alſo eine *Tradition*! ein Wort anders — etwa ſtatt, entnehmen *werde* — entnehmen *könne* und der Sinn wird ſchon ein viel weniger bedenklicher und milderer, ſo habe ich im Text die Aeußerung etwas abgeſchwächt.

gehalten, die zwar in Wien nicht bekannt wurden, die aber gerade für diejenigen, die Preußens große Sache rein erhalten ſehen möchten, höchſt unbehaglich ſein mußten und ſich mit einer intimen Bundesgenoſſenſchaft ſchlecht vertrugen[1] und in Wien hätten erbittern müſſen.

Die in Deutſchland heiß erſehnte Befreiung Schleswig-Holſteins von Dänemark aber, die wurde durch die gemeinſame Action der beiden deutſchen Großmächte erreicht. So klug die Sache eingeleitet, ſo kühn und verwegen wurde ſie Dänemark gegenüber geführt, indem Bismarck Alles auf die Karte däniſcher Hartnäckigkeit ſetzte[2], ohne die ſein Spiel verloren war; er wußte doch auch hier, daß nicht er das Rad der Weltgeſchichte lenke und daß er von der Welle getragen ward.

„Sie ſehen," ſchrieb er genau vier Monate ſpäter, in den Tagen einer wichtigen Entſcheidung über Schleswig-Holſteins Zukunft und damit über den Erfolg ſeiner Politik, „wie ich nach Menſchenwitz die Sache auffaſſe; im Uebrigen ſteigert ſich bei mir das Gefühl des Dankes für Gottes bisherigen Beiſtand zu dem Vertrauen, daß der Herr auch unſere Irrthümer zu unſerem Beſten zu wenden weiß; das erfahre ich täglich zu heilſamer Demüthigung." (16. Mai 1864.)

Als dann der Kampf gegen Dänemark zum Streit um das gemeinſam errungene Schleswig-Holſtein und weiter zum Streit um die Neugeſtaltung Deutſchlands führt, da iſt es ein hartes Ringen, oft eine ſchwere Zeit im Leben des beſtgehaßten Mannes in Deutſchland, in der er dennoch, den Blick hinausgerichtet in die Zukunft und im Glauben an ſie, „feſtgewurzelt in der Ueberzeugung von der inneren Güte und dem nationalen Werth ſeiner Sache", wohl das prophetiſch ſiegesfreudige Wort hinausgerufen hat, daß er dereinſt der populärſte Mann in ganz Deutſchland ſein werde. Mitunter iſt er aber auch furchtbar in ſeiner ſiegesgewiſſen Schonungsloſigkeit gegen den Feind. — In kühl geſchäftlicher Weiſe behandelt er die Allianz mit Oeſterreich als ein Mittel für ſeine Zwecke: Er halte das öſterreichiſche Bündniß nicht für ausgenutzt, ſchreibt er dem Geſandten in Paris und glaube, daß Preußen, indem es in Wien die Regierung zwiſchen der Hoffnung auf Beiſtand und der Furcht vor dem Uebertritt auf Seite der Gegner Oeſterreichs erhalte, beſſere Geſchäfte mache, als wenn es Oeſterreich ohne Noth zwinge, ſich auf einen unwiderruflichen Bruch einzurichten. — Preußen hat die Hand auf dem gemeinſam eroberten Schleswig-Holſtein und iſt

[1] Ich meine hier die mit Frankreich während der Londoner Conferenz gepflogenen Verhandlungen, Sybel III, 294 ff. und S. 301—315, und den Befehl Bismarcks über Gewährenlaſſen der auguſtenburger Agitation (Syb. III, 312. Näheres in Artikel IV des Separatabdruckes.

[2] Siehe Bredermann im oben citirten Werke II, 388, 401 f. u. Anm.

entſchloſſen, was es dort braucht, ſich nicht entreißen zu laſſen. — „In dieſer Schleswig-Holſteinſchen Sache," klagt man in Oeſterreich, „wollt ihr auch nie das Geringſte nachgeben." Man hat bei dem Verhalten Bismarcks mitunter etwas von dem Gefühl, als ob man ſähe, wie die Katze mit ihrem Opfer ſpielt. Beati possidentes! ſeht zu, wie ihr zu eurem Rechte kommt! Erfreut euch doch der Vortheile des gemeinſamen Beſitzes, den wir vorläufig geordnet haben, von dem wir aber beide überzeugt ſind, daß er euch ſchließlich aus den Herzogthümern hinauswirft. Von jenem Verſöhnenden, das in der Anerkennung des vom Gegner zu bringenden Opfers liegt — keine Spur.

In den glatten Formen diplomatiſchen Verkehrs, dazwiſchen mit dem halb ſpöttiſchen Lächeln des flotten Scherzes, führt Bismarck wohl die Unterhaltung mit dem öſterreichiſchen Geſandten, führt er die tief verletzenden Hiebe des Kämpfers auf dem Schlachtfelde[1].

Die Politik iſt Krieg — nur mit anderen Waffen, Kampf auf Leben und Tod, und muß als ſolcher geführt werden. So iſt Bismarck der Gewaltige! Hart, rückſichtslos, jeden Vortheil erſpähend, jeden mit eiſernem Griff haltend, unbarmherzig den widerſtrebenden Feind niederringend — bis er ihn am Boden hat; hinter den feinen Formen — höflich gegen den Feind, bis an die Stufen des Schaffots — lauert wohl die Wildheit überwältigender Naturkraft. Da iſt er der „Königstiger", nicht die zahme „Hauskatze" — da erinnert er an den altgermaniſchen Rieſen, der dem Gegner in die Wunden greift und ſie auseinanderreißt, aber — ſo wie er ihn am Boden hat, den Feind, ſofort: maßvoll, großmüthig, ſchonend, wie bei der Verhandlung vor Sedan, wie auf dem Schlachtfelde von Königgrätz[2]. Gemildert wurde das Verletzende, das in dieſem Verhalten liegt, dadurch, daß der Miniſter, wie ſein König, von der tiefen, durch die Geſchichte gerechtfertigten Ueberzeugung getragen ſind: ſie ſeien es ihrem Staate und Deutſchland ſchuldig, vorwärts zu gehen und die beſtehenden Schäden zu heilen, auch — durch Blut und Eiſen.

Und endlich nahte die Entſcheidung. Ein Glück für Deutſchland, wenn ſie kurz und wenn ſie vollſtändig war.

Es war — wie Sybel ſagt — „die entſcheidende Epoche in Bismarcks mächtigem Lebensgang".

Wie war er ſelbſt ein anderer geworden im Laufe der Jahre! Vierzehn Jahre früher, da hatte er von Frankfurt am Main aus ſeiner Gemahlin geſchrieben: „Vorgeſtern war ich zu Mittag in Wiesbaden .. und habe mit

[1] Ich habe hier die Unterredung mit Karolyi im Auge, Syb. IV, 57 ff.

[2] Ob das inneren Feinden ebenſo gilt? Siehe darüber die Bemerkungen Whitmans: Das kaiſerliche Deutſchland. Deutſch von Alexander S. 46 u. 47 und S. 107 ff

einem Gemiſch von Wehmuth und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angeſehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit ſeinem klaren und ſtarken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner einundzwanzigjähriger Jugend nutzlos verbrauſte und ſchale Neigen zurückließ. ... Wie hat meine Weltanſchauung doch in den 14 Jahren ſeitdem ſo viele Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer gerade die gegenwärtige für die rechte Geſtaltung hielt, und wie vieles iſt mir jetzt klein, was damals groß erſchien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verſpottete! Wie manches Laub mag noch an unſerem inneren Menſchen ausgrünen, ſchatten, rauſchen und werthlos welken, bis wieder 14 Jahre vorüber ſind, bis 1865, wenn wir's erleben." (3. Juli 1851.)

Und gerade 14 Jahre ſpäter iſt es — in der Zeit der reifenden großen Entſcheidung, da ſchreibt er am zweiten Weihnachtstage 1865 jenen Herz und Vertrauen gewinnenden, bekannten, herrlichen Brief an André Roman; es mag ihn Jeder ſelbſt nachleſen: „Als Staatsmann bin ich nicht einmal hinreichend rückſichtslos, meinem Gefühl nach eher feig, und das, weil es nicht leicht iſt, in den Fragen, die an mich treten, immer die Klarheit zu gewinnen, auf deren Boden das Gottvertrauen wächſt. Wer mich einen gewiſſenloſen Politiker ſchilt, thut mir Unrecht; er ſoll ſein Gewiſſen auf dieſem Kampfplatze erſt ſelbſt einmal verſuchen." . . „Wenn ich mein Leben an eine Sache ſetze, fährt er in anderem Zuſammenhange fort, ſo thue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und ſchwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demüthigem Gebet vor Gott geſtärkt habe und den mir Menſchenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners ſeiner Kirche nicht umſtößt."

Eben jetzt brannte ihm der Boden unter den Füßen. Genau einen Monat nach dieſem Briefe hatte er die peremptoriſche Frage an Oeſterreich gerichtet, ob es auf ſeine bisherige Politik in Schleswig-Holſtein, die aggreſſive Begünſtigung der auguſtenburger Demonſtrationen, oder auf die preußiſche Freundſchaft verzichten wolle. Die Antwort war eine entſchiedene Zurückweiſung. „Der Depeſchenwechſel über die bisherige Streitfrage war damit zu Ende und ebenſo die öſterreichiſch-preußiſche Allianz." Der Verſuch, durch eine Allianz mit Oeſterreich die deutſche Frage zu löſen, war geſcheitert, d. h. er war — wie Bismarck ſpäter dem italieniſchen General Govone ſagte — genau ſo ausgefallen, wie er es vorausgeſehen. Einige Wochen nach dem Empfang der erwähnten öſterreichiſchen Antwort — und es waren wohl heiße Wochen, am 28. Febr. 1866, war großer königlicher Miniſterrath in Berlin. „Wir wollen," ſagte König Wilhelm, der die Verhandlung mit einem kurzen Vortrag einleitete, keinen Krieg provociren, aber wir müſſen auf unſerem Wege vorwärts gehen, ohne vor einem Krieg zu ſchaudern. —

Jetzt erklärte Bismarck, der Krieg mit Oeſterreich werde jedenfalls erfolgen müſſen; es ſei klüger, in der jetzigen vortheilhaften Lage ihn zu unternehmen, als es Oeſterreich zu überlaſſen, ſich die günſtige Stunde auszuſuchen. . . . „Der Bruch iſt vorhanden.“ Die Miniſter ſtimmten alle, wenn auch nicht mit gleicher Entſchiedenheit, bei.

Moltke erhielt das Wort: Die unerläßliche Bedingung für einen vorausſichtlich ſicheren Erfolg ſei: daß Italien — mit dem man ſchon in Unterhandlung ſtand — ja das ſehnſüchtig auf Preußens Vorgehen wartete, wirklich losſchlage. Zuletzt ſtimmte der Kronprinz, er beharrte bei ſeiner ſchon früher ausgeſprochenen Anſicht: der Krieg ſei ein Bruderkrieg und die Einmiſchung des Auslandes in denſelben gewiß.

Der König entſchied auch jetzt noch, daß zunächſt nur diplomatiſche Einleitungen zu treffen ſeien. Seine Schlußworte waren — Moltke hat ſie aufgezeichnet: Er wünſche den Frieden, ſei aber, wenn es ſo ſein müſſe, zum Kriege entſchloſſen, welchen er, nachdem er Gott gebeten, ihm den rechten Weg zu zeigen, für einen gerechten halte[1].

Alſo: Bündniß mit Italien gegen Oeſterreich! Ich halte es für richtig, wenn Biedermann davon ſagt: Vor ſeinem eigenen Gewiſſen — als Preuße und als Deutſcher mochte ſich Bismarck hierin wohl für gerechtfertigt halten, war doch Oeſterreich eine . . . in ſeiner ganzen Politik durch außerdeutſche Intereſſen geleitete Macht[2]. — Er hatte es ja den Oeſterreichern vor vier Jahren ganz ausdrücklich angekündigt: ſo werde er handeln!

Was der Entſchluß zum Kriege bedeutete, verſteht man nur recht, wenn man erwägt, welches Wagniß Preußen damit unternahm und wie gefährlich die Lage war, trotzdem daß Bismarck noch die Gunſt der Situation glaubte hervorheben zu dürfen.

Wohl gelang es der energiſchen Staatskunſt Bismarcks einen feſten Vertrag mit Italien abzuſchließen, der dieſes nicht nur zwang, mit Preußen *loszuſchlagen*, ſondern auch bei Preußen *auszuharren*, und doch die Entſcheidung über Krieg und Frieden, die König Wilhelm nicht aus den Händen geben wollte, in deſſen Händen ließ. Aber Napoleon, obgleich er zunächſt Neutralität zugeſagt, ja an Preußen mit Bündnißanerbietungen herantrat, ſtand lauernd und zum Kriege treibend an der Grenze. Bei der Ueberzeugung in Frankreich, „daß die Einigung Deutſchlands ein Vergehen gegen Europa ſei und daß Frankreich ſie hindern müſſe,“ eine Ueberzeugung, die Thiers, unter dem Beifallsſturm aller Parteien, in der Kammer eben jetzt am 3. Mai ausſprach, *wollte* Frankreich, und *durfte* Napoleon, unſicher auf ſeinem Thron, die Einigung Deutſchlands ohne Conceſſionen

[1] Syb. IV, 280 ff.

[2] a. a. O. II 420.

an Frankreich nicht zulassen; und es ist ja bekannt, wie die französische Regierung mitten im Kriege mit Gebietsforderungen hervortrat. Nur Bismarcks augenblickliche Entschlossenheit, den Doppelkrieg aufzunehmen oder mit Oesterreich auf jede Bedingung Frieden abzuschließen und dann mit ihm vereinigt gegen Frankreich zu marschiren, sein entschiedenes Wort: daß das der Krieg sei, hat den Forderer zurückgescheucht. Immer zweideutig, war Napoleon jetzt hinterlistiger denn je, und während er eine preußenfreundliche Miene annahm und Preußen vorwärts trieb, schloß er mit Oesterreich einen Geheimvertrag, der ihn in den Stand setzte, Venetien, den Preis des Kampfes für Italien, den Italienern ohne Kampf anzubieten, um Italien von Preußen loszureißen. Die Entscheidung schwebte mehrmals an einem dünnen Faden; nur die ehrenwerthe Vertragstreue und der Nationalstolz der italienischen Regierung vereitelte dieses Spiel. Aber wie, wenn es gelang! — Leicht hätte Preußen hier allein — ohne Italien — Oesterreich, Deutschland und Frankreich gegenüberstehen können und sich dann das Gesetz der Uebermacht gefallen lassen müssen. Es konnte auch jetzt, wie in dem großen Krieg der 7 Jahre, ein Kampf mit einer Uebermacht auf Leben und Tod sein. Siegte Preußen auch, so mußte es immer noch gefaßt sein, daß ihm die anderen Mächte in den Arm zu fallen und die Frucht des Sieges zu entreißen suchten, der in Frankreich verbreiteten und auch sonst gehegten Anschauung folgend, daß Deutschland nicht das Recht habe, seine Verfassung selbständig zu ändern. Der Ansatz dazu ist auch gemacht worden, und nicht nur das Eingreifen Frankreichs, sondern auch ein Eingreifen Rußlands und Englands hat während des Krieges die preußischen Erfolge zu schmälern gedroht. — Wenn Bismarck trotz alledem den Entschluß zum Kriege nicht als Waghalsigkeit und die preußische Politik nicht für ein verwegenes gewagtes Spiel[1] ansah, die endgiltige Entscheidung stand nicht bei ihm, sondern bei seinem Könige. „Nach seinen Jugenderinnerungen" — so zeichnet Sybel des Königs Stellung zur Kriegsfrage — „war er von Herzen zu einer warmen Freundschaft mit dem österreichischen Herrscherhause geneigt. . . . nur forderte er dabei volle Gegenseitigkeit, die Gleichberechtigung Preußens und Oesterreichs." . . . „Einen Krieg gegen Deutsche nur im Falle rechtloser Angriffe auf Preußen — ich muß hier einschalten: oder dessen, was er so ansah — und nicht offensiv zur Neugestaltung des Bundes zu beginnen, dieser Beschluß stand in seiner Seele fest." „Wenn nöthig, war er zum Kriege gegen Oesterreich so fest wie irgend ein Mensch entschlossen, aber es war für ihn ein eben so schwerer wie schmerzlicher Entschluß. Er sagte sich mit sicherer Deutlichkeit, daß er an einem Wendepunkte der preußischen Geschicke stehe und im Begriff sei, von

[1] 6. April 1867 dem Abgeordneten Duncker gegenüber, Horst Kohl Bismarck Regesten.

dem bisherigen, vielfach eingeengten, aber feſten Boden hinweg einer hoffentlich glorreichen, einſtweilen aber unſicheren und gefahrvollen Zukunft entgegenzuſchreiten. Vor Allem aber hatte er in ſeinem tiefen Pflichtgefühl das Bewußtſein der unermeßlichen Verantwortlichkeit, welche mit der Macht der Entſcheidung auf ſein königliches Haupt gelegt war.“ ... „Unerſchütterlich war ſein Entſchluß, lieber durch Verzögerung des Bruches es auf etwas ſchwerere Opfer zu wagen, als vor Erſchöpfung des letzten friedebringenden Mittels zum Schwerte zu greifen“[1]. Nun aber ſtieß er in der Beurtheilung der Unausweichlichkeit der Entſcheidung mit ſeinem Miniſter auf einander.

In dieſem Zuſammenhange, bei dem Bericht über die Verhältniſſe vor dem großen Miniſterrath, ſtehen die Worte bei Sybel „zwiſchen dem Könige und ſeinem erſten Rathgeber gab es oft harte Auseinanderſetzungen und ſchwere Stunden“, Sybel deutet hier auch auf die ſonſtigen Einflüſſe hin, welche in dem königlichen Palaſt nach der einen oder anderen Richtung thätig waren, weiſt es aber ab, darauf einzugehen. „Der Bruch *iſt* vorhanden,“ hatte Bismarck im Miniſterrath erklärt; er rang mit ſeinem Könige um die Entſcheidung, die jetzt aufzunehmen und herbeizuführen er hier für geboten hielt. Wo er es für geeignet und die Miene des Vertrauens gegen den Angeredeten und des Haſſes gegen Oeſterreich für angebracht hielt, ſprach er ſich in unumwundenſter und ſchroffſter Weiſe über ſeine Abſichten, ja ſelbſt über ſeinen Kampf mit dem Könige aus: Bismarck ſuche, berichtet am 3. April Benedetti, der franzöſiſche Botſchafter in Berlin, durch ſein Verhalten in den inneren Angelegenheiten größere Kraft zu gewinnen, um „*mit* oder *ohne* die freiwillige Zuſtimmung ſeiner Majeſtät den Erfolg ſeiner äußeren Politik zu ſichern“. „Geſtern ſagte er mir-“ ſchreibt er, „Es iſt mir gelungen, einen König von Preußen dazu zu bringen, die intimen Beziehungen ſeines Hauſes zum öſterreichiſchen Kaiſerhauſe zu brechen, einen Allianzvertrag mit dem revolutionären Italien zu ſchließen[2], ſich auf eventuelle Arrangements mit dem kaiſerlichen Frankreich einzulaſſen und in Frankfurt den Antrag auf Umgeſtaltung des Bundes unter Hinzuziehung einer Nationalverſammlung zu ſtellen. Ich bin ſtolz auf einen ſolchen Erfolg, ich weiß nicht, ob es mir vergönnt ſein wird, die Früchte davon zu pflücken; aber, wenn der König mich preisgiebt, ſo werde ich doch den Boden vorbereitet haben, indem ich einen Abgrund zwiſchen Oeſterreich und Preußen grabe, und die liberale Partei wird, wenn ſie zur Macht gelangt, die Aufgabe vollenden, die ich mir geſtellt hatte.“[3] Bismarck mag hier abſichtlich die Farben ſtark aufgetragen haben

[1] Sybel II 285 f und IV, 275.

[2] Der förmliche Abſchluß erfolgte erſt eine Woche ſpäter

[3] Benedetti Ma mission en Prusse S. 95. S. auch S 120.

es iſt doch nicht nur ein Schein, den er erweckte, es iſt auch ein Zeugniß von dem, was er wollte. Es war die zuverſichtliche, faſt möchte man ſagen triumphirende Ankündigung deſſen, was unmittelbar bevorſtand.

Unterdeſſen begannen von beiden Seiten die Rüſtungen, Oeſterreich ging voran, Preußen folgte langſam Schritt vor Schritt. Schon war es bitterer Ernſt Auch Italien hatte gerüſtet, denn ſchon war gleich nach dem Beginne der Rüſtungen das in Ausſicht genommene Bündniß zwiſchen Preußen und Italien geſchloſſen worden, am 8. April. Gleich am Tage darauf, am 9. April, ward endlich der Vorhang aufgezogen und durch den Antrag Preußens auf Bundesreform und Berufung eines aus allgemeinen und directen Wahlen hervorgehenden deutſchen Parlamentes jener Schritt gethan, der mit einem Schlage an Stelle der kleinen ſchleswig-holſteiniſchen Frage die große Frage um den Neubau Deutſchlands treten ließ. Es war wieder ein großer Zug in Bismarcks Politik, daß er um dieſe, nicht um jene die Entſcheidung eintreten ließ. Deutlich ſollte es zu Tage treten, daß um Deutſchlands Zukunft die eiſernen Würfel fielen. Dem erſten Schritte folgte nach zwei Monaten der Rüſtung, als Oeſterreich ſeinen Streit mit Preußen vor den Bund gebracht hatte, am 10. Juni der zweite, in dem Antrage: die Neuordnung Deutſchlands unter Ausſchluß Oeſterreichs zu vollziehen.

Bundesreform und ein deutſches Parlament! Erſtaunen, ja „allgemeine Verblüffung", beſorgtes Mißtrauen war die erſte Wirkung dieſes Schrittes in Deutſchland wie in Europa. „Wie? dieſer Heros der Reaction, der Führer der extremſten Junkerpartei von 1848, der Vernichter und Unterdrücker des preußiſchen Landtags, er ſollte die aufrichtige Abſicht haben, dieſes Ideal der liberalen Hoffnungen zu erfüllen! Man konnte ſich nicht entſchließen, den Antrag ernſt zu nehmen, kein Menſch wollte es glauben" — er erſchien als ein „Danaergeſchenk", als elende Popularitätshaſcherei, als ein „Schelmenantrag". „Ein tobender Ruf der Verwerfung erhob ſich in allen deutſchen Gauen." Beſorgt erwog man an den deutſchen Höfen, welche verderblichen Pläne hinter demſelben lauern möchten. Einige hielten ihn für gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung gegen Oeſterreich, in England und Rußland nahm man an dem allgemeinen Stimmrecht des Antrags ſchweren Anſtoß, und wenn auch Kaiſer Napoleon gerade durch dieſe Seite desſelben erfreut war, ſo wurde er doch von allen Seiten beſtürmt, dem ehrgeizigen, Frankreich gefährdenden Treiben Preußens entgegenzutreten[1]. „Dem Manne aber," ſagt Sybel, „auf deſſen Haupt ſich alle dieſe Schmähungen und Drohungen häuften, war es, als wäre nichts geſchehen. Seine Feinde jubelten über das Fiasco, welches ſein Reformantrag gemacht hatte; er blieb

[1] Nach Syb IV, 323 ff., beſ. 327.

unerſchüttert in dem Entſchluſſe, entweder zu Grunde zu gehen, oder ſein Vaterland zu neuer Größe emporzuführen."

Außer des Königs Ueberzeugung und den Einflüſſen des Hofes waren gegen Bismarck ein großer Theil ſeiner alten Parteigenoſſen, die Volksvertretung des eigenen Landes, die öffentliche Meinung von beinahe ganz Deutſchland. Leider hatte Bismarck, ſei es, weil er es verſchmähte[1], ſei es, daß er es nicht konnte, erſt ſpät durch den Antrag einer Bundesreform dem Kriege den Charakter eines Kampfes um die höchſten Güter der Nation gegeben, *zu ſpät*, um das Vertrauen der Nation zu gewinnen und das Mißtrauen gegen ihn und ſeine ganze Politik zu überwinden, und ſo wurde der Krieg nicht als ſchmerzliche Nothwendigkeit angeſehen und empfunden, ſondern erſchien den Meiſten als bloßer Cabinetskrieg, angefacht durch den Ehrgeiz einer einzelnen Dynaſtie oder eines einzelnen Staates, ja eines einzelnen Mannes. Das Abgeordnetenhaus verweigerte der Regierung die Mittel zur Kriegführung (ſo lange der Verfaſſungsconflict noch nicht beendigt ſei); in Preußen und außerhalb Preußens im übrigen Deutſchland wurde laut gegen den Bruderkrieg proteſtirt, gegen den Bruch des Landfriedens, „deſſen Schuld wie ein *Fluch* auf das Haupt ſeiner Urheber zurückfallen werde". Mit Recht iſt bei der Charakteriſtik dieſer Verhältniſſe geſagt worden[2]: „kaum weniger als Alles war gegen Bismarck ... er ſtand mit ſeinen Plänen und Rathſchlägen faſt allein, auf ihm laſtete die ganze Verantwortlichkeit eines ungeheuren Krieges, in den er Preußen und Deutſchland hineinzog, es läßt ſich denken, wie erregt und bewegt Bismarcks Gemüth damals war." Wohl mochten, wie es bei ſtarken leidenſchaftlich-trotzigen Naturen wohl zu ſein pflegt, alle die Kämpfe, die er zu beſtehen, die Angriffe, die er zu erfahren hatte, ihn reizen, mit um ſo ingrimmigerem Eifer, ihnen zum Trotz, dem einmal ins Auge gefaßten, klar erkannten Ziele zuzuſtreben. So mögen ſie ſich denn an mir ärgern! Aber wie ſehr mußte er dann wieder deſſen

[1] Schon 1859 in der oben erwähnten Unterredung mit Herrn von Unruh ſagte Bismarck Preußen ſei vollſtändig iſolirt Es gäbe nur einen Alliirten für Preußen, wenn es denſelben zu erwerben und zu behandeln verſtände „Ich fragte begierig" erzählt v Unruh, „welchen Alliirten Bismarck meine Er antwortete *das deutſche Volk!* Ich mag wohl ein etwas verblüfftes Geſicht gemacht haben. Bismarck lachte, darauf ſagte ich ihm, daß ich über den Ausſpruch ſelbſt nicht verwundert ſei, ſondern darüber, denſelben aus ſeinem Munde zu hören. „Nun, was denken Sie denn" erwiderte Bismarck, „ich bin noch derſelbe *Junker* wie vor 10 Jahren als wir in der Kammer uns kennen lernten aber ich müßte kein Auge und keinen Verſtand im Kopfe haben, wenn ich die wirkliche Lage der Verhältniſſe nicht klar erkennen könnte"" Deutſche Revue Octoberheft 1881, S. 12.

[2] Von Bredermann a. a. O. II, 44 f, dem ich hier auch in den vorausgehenden Zeilen gefolgt bin.

bedürfen, von Herzen sprechen zu können, was er in dem oben erwähnten Briefe geschrieben. „ich hoffe, daß Gottes Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufes den Stab demüthigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche“ Er suchte diesen Weg und er hat ihn gefunden! „Es beweist sowohl seine staatsmännische, wie seine menschliche Größe“[1], daß er ihn ging.

In der Darstellung Hesekiels, für die ich im Einzelnen nicht die Verantwortung übernehmen will, die aber, da dem Verfasser viele Materialien von Seiten der Bismarckschen Familie zugestellt worden sind und er also Beziehungen zu ihr gehabt haben muß hier in manchen Zügen mehr enthalten könnte, als seine bloßen Vermuthungen, heißt es: „Der Frühling 1866 war wohl der schwerste im Leben Bismarcks . . . seine Stellung wurde bald offen bestürmt, bald heimlich untergraben, er fühlte mehr als ein Mal den Boden unter sich wanken, er kam nicht vorwärts, und dazu war er körperlich leidend; die rheumatischen Schmerzen nahmen in beängstigender Weise zu. Da kam wohl der Zweifel zuweilen auch über die starke Seele Bismarcks, in das unverzagte Herz fiel der gespenstige Strahl des Mißtrauens; der Mann, der für seinen König und sein Vaterland mit den Intriguen der Diplomaten, mit dem Abfall alter Freunde, mit der Verkehrtheit, dem Kleinmuth, der Gemeinheit Anderer übermenschlich zu ringen hatte, der geräth nun auch mehr und mehr in einen furchtbaren Kampf mit sich selbst.“

Unerwartet war in der Zeit zwischen dem Antrage auf Bundesreform vom April und dem vom Juni, in den ersten Tagen des Mai, von Seiten eines Privatmannes (Herrn v. Gablenz) die Anregung zu einem Ausgleich ausgegangen, der ein volles Resultat unmöglich machte, doch Aussichten auf einen friedlichen Ausgleich eröffnete. Unter diesen Verhältnissen ging Bismarck darauf ein. Er sagte später davon: Unter den damaligen Umständen wünschte ich den Krieg zu vermeiden oder den Beweis in die Hand zu bekommen, daß er unvermeidlich sei[2]. Während schon in starrender Waffenrüstung die Gegner sich gegenüberstanden, ging am 7. Mai noch einmal eine versöhnliche Depesche nach Wien ab[3]. An eben diesem 7. Mai, um 5 Uhr Nachmittags, als Bismarck, der eben vom Könige kam, bei dem er Vortrag gehabt, die Linden entlang ging, erfolgte jenes bekannte Attentat auf ihn, bei dem aus unmittelbarer Nähe 5 Revolverschüsse auf ihn abgefeuert wurden, 2 während er den Verbrecher am Handgelenk hielt, 5 Schüsse, von denen

[1] Freie Lehrbuch der Geschichte 2. Auflage, S. 167.

[2] Näheres in der Separatausgabe Anhang.

[3] Es wäre psychologisch interessant ob am Vormittag oder am Nachmittag nach dem Attentat

mit meinem Gott im Gebet gerungen, um ſeinen Willen zu erkennen und nur ſo habe ich, Schritt vor Schritt Preußens Ehre im Auge haltend, nach meinem Gewiſſen gehandelt."

Von der That Yorks zu Tauroggen hat Sybel in ſeiner Darſtellung der Freiheitskriege einmal das ſchöne Wort geſprochen: Eine Fügung Gottes, daß ein Mann wie dieſer gerade an dieſer Stelle ſtand, als ewiges Denkzeichen, daß für den ſittlichen Menſchen damals keine Wahl blieb. — Wir dürfen dieſes Wort wohl auch hier anwenden. Es war eine gnädige Fügung für Deutſchland, daß an dieſer Stelle gerade der loyale und gewiſſenhafte König Wilhelm ſtand, dem der Entſchluß zum Kriege ſo unendlich ſchwer wurde.

Dritter Juli 1866 — früher Morgen. In der Nähe von Königgrätz ſteht faſt eine halbe Million Soldaten zum Kampfe einander gegenüber

In der nächſten Stunden Schooße
Ruht das Schickſal einer Welt,
Und es rollen ſchon die Looſe
Und der ehr'ne Würfel — fällt.

Nach neunſtündigem heißem Ringen kämpfen die tapferen Oeſterreicher nicht mehr um den Sieg, nur um Rettung und um Rückzug. „Der Anblick des Schlachtfeldes bekundet unverkennbar die Niederlage der öſterreichiſchen Armee." König Wilhelm durchreitet die weite Wahlſtatt, überall von ſeinen Soldaten mit begeiſtertem Hurrah begrüßt, neben ihm ſehen wir Bismarck und Moltke. „Ew. Majeſtät," ſagt Moltke zum Könige, „haben nicht blos die Schlacht, ſondern den Feldzug gewonnen." Da ergreift Bismarck das Wort: „Die Streitfrage iſt alſo entſchieden; jetzt gilt es, die alte Freundſchaft mit Oeſterreich wiederzugewinnen."

„Wenn wir nicht übertreiben in unſeren Anſprüchen ſind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, ſo werden wir auch einen Frieden erlangen, welcher der Mühe werth iſt," ſchrieb er wenige Tage danach an ſeine Gemahlin. „Aber wir ſind eben ſo ſchnell berauſcht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Waſſer in den brauſenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in der Welt leben, ſondern mit noch drei Nachbarn" (9 Juli 1866).

Mitten im größten Erfolge unberauſcht — beſonnen das Erreichbare erwägend, dem überwundenen Gegner die Hand entgegenſtreckend; es kann Einem wohl das Herz bewegen!

Mit dem Frieden, der Oeſterreich aus Deutſchland auszuſcheiden zwang, waren, wie Bismarck es vor zwölf Jahren von einem „Dermalern ſt" gehofft, zwiſchen Oeſterreich und Preußen unzweideutige Beziehungen gewonnen, auf deren Baſis ſie ehrliche Bundesgenoſſen werden

Dort ruht er, in dem ſtillen Mauſoleum des ſtillen Charlottenburger Parkes, wohl einer der weihevollſten Stätten, die in der geräuſchvollen deutſchen Reichshauptſtadt der Fuß zu betreten vermag, neben dem Vater, neben der geliebten Mutter, an deren Sarg er in den großen Stunden ſeines Lebens ſo manches Mal getreten, deren Wünſche und Hoffnungen er mit denen ſeines Volkes zugleich erfüllt hat.

In wie viel Herzen iſt ſein Bild eingegraben, in wie vielen Geſtalten iſt es über die Erde verbreitet, das männliche Bild früherer Jahre, das tief durchfurchte Antlitz des greiſen Kaiſers, deſſen ſinnendes Auge uns mahnend die ſchlichte Summe ſeines großen Lebens ausſpricht:

Getreu zu ſein!

G. Rathlef.

„gutherzige Tyrannen, gewissenhaft in Nebendingen, in nüchternen Stunden ernsthaft um das Wohl ihrer Unterthanen bemüht“[1]. Neben diesen gab es aber auch andere, die in ungeberdigem Treiben ihren fürstlichen Beruf völlig entadelten, Herren, unmäßig in jeglichem Genuß, unstät und zerfahren, unpraktisch und tyrannischer Gelüste voll, wie jener Heinrich XI. Herzog von Liegnitz, der liederliche Piaste, von dessen abenteuerlichen Fahrten und Bettelreisen uns der schlesische Junker Hans von Schweinichen eingehende und drastische Kunde aufbewahrt hat. — Der deutsche Fürst, von dessen tragischem Geschick die folgenden Blätter erzählen sollen, stand, trügt nicht Alles, an Gaben und Charakter höher als viele seiner Genossen, und wenn er auch in vielen Stücken ein echtes Kind seiner Zeit war, ja wenn er gerade, weil er den Anschauungen derselben seinen vollen Tribut zollte, schwere Schuld auf sich lud, so erscheint er doch stets als ganzer Mann. Als ein festes Werthes wohlbewußter Fürst voll Thatkraft und Energie ist ihm nichts fremder als charakterloses Schwanken, und „cholerisch und jach“, wie einer seiner Vertrauten ihn nennt, ist er selbst vor blutiger That nicht zurückgewichen, als ihm die Libertät seiner Stände das hohe Gut seiner Würde zu schmälern Miene machte. Sein Leben hindurch blieb Offenheit der Grundzug seines Wesens, den Gegnern war er ein rücksichtsloser Feind, seinen Freunden aber ein freigebiger „constanter und fermer“ Freund, und noch im Exil blieb er bei seinem Spruche.

„Zum lieben oder hassen ist jeder Mensch geschaffen,
Da gibt es keine Whall, der teuffell ist neutrall.“

Den Freuden des Lebens war Herzog Wilhelm nicht abgeneigt, als Jäger und bei heiterer Tafel stand er seinen Mann, selbst in Briefen zeichnet er bisweilen einen Pokal mit dem Vermerk, er thue dem Getreuen guten Bescheid; auch irdischen Mammon zu sammeln war seine Art nicht, wenigstens nicht in jungen Jahren, aber trotzdem war er weder ein Verschwender, noch sah er im Genuß seinen Beruf, in dem er aufzugehen habe. Den Kämpfen gegenüber, die Polen und Schweden ausfochten, bildete er keinen müßigen Zuschauer, anders als manche seiner zeitgenössischen Vettern war er auch auf dem Schlachtfelde zu Hause und verstand sein gutes Schwert kräftig zu schwingen, wie er denn auch seinem Sohne Jakob, als jener 1633 gegen den Muskowiter zog, nichts Besseres zu wünschen wußte, als ein tapfer und männlich Herz, Sieg und Victorien. In der Bildung seines Jahrhunderts war er wohl bewandert: er hatte in Rostock die hohe Schule besucht, hier sogar die Würde eines Rector magnificentissimus bekleidet und dann auf langjähriger Peregrination fremde Länder, Sitten

[1] Gustav Freitag. Bilder aus der deutschen Vergangenheit, II. 2. S 278 ff

Gemahlin Elisabeth Magdalene in Warschau alle Hebel angesetzt wurden, um mit Hilfe befreundeter Magnaten, besonders der Radziwill, den Conflict doch noch gütlich beizulegen, und alle diese Bemühungen bei offenem Uebergang zum Reichsfeinde illusorisch werden mußten. Doch diese Hoffnungen erwiesen sich nur zu bald als eitel, als ein letzter Versuch, die ins Land gekommenen Commissarien in persönlicher Unterredung umzustimmen, Wilhelm mißglückt war, als der polnische Reichstag ihm sein Lehn aberkannte, entschloß er sich, das Land zu verlassen und bei den befreundeten Höfen Norddeutschlands Intervention und Verwendung zu erbitten. Schweden gegenüber schlug er ein eigenthümliches Verfahren ein. Erkannte er einerseits, daß eine Versöhnung mit Polen unmöglich sei, sobald er sich Gustav Adolf in die Arme geworfen habe, so mußte er andererseits auch darauf bedacht sein, diesen letzten Rückhalt nicht durch allzu langes Zögern zu verscherzen. So verfiel er auf einen Ausweg, der ihm nach beiden Seiten hin freie Hand ließ: am 1. April 1617 ernannte er Wolmar Farensbach für die Zeit seiner Abwesenheit zum Statthalter von Kurland, jenen Mann also, von dessen Beziehungen zu Schweden er gute Kunde hatte. Die genaue Instruction, die er für ihn entwarf, trug Farensbach unter Anderem auf, Goldingen zu befestigen und Alles, „waß zur haußhaltung, defension und munition uff alle fälle nötig", nicht zu sparen. Woher er das Geld dazu nehmen sollte, sagte der Herzog freilich nicht, aber vieldeutig fügte er hinzu: „es wirt die Zeit und gelegenheit lehren, wie man und woher man solches an die handt schaffen soll und muß". Er ahnte gewiß, daß Farensbach das Herzogthum den Schweden in die Hände zu spielen fest entschlossen war — geschah es und fand er in Warschau keinen Pardon, so konnte er Schweden gegenüber sich das Verdienst der Uebergabe zuschreiben, gelang aber wider Erwarten in zwölfter Stunde ein Ausgleich mit König Sigismund, so war er in Warschau völlig geschützt durch die Erklärung, daß er dem Verrath Farensbachs gänzlich fern stehe. Selbst seinem Statthalter gegenüber äußerte er sich über den Anschluß an Gustav Adolf rückhaltend und verließ Ende April, vielleicht am 20. des Monats, Windau und ging nach Deutschland unter Segel. Kaum war er fort, so besetzte Wolmar Windau und Goldingen, enthob die Commandanten ihrer Stellungen und traf alle Anstalten, schwedische Besatzungen aufzunehmen, die bereits aus Schweden unterwegs waren. Auch er hätte gern die Absicht seines diesmal so verschwiegenen Herrn erfahren, von dem er nur das Eine wußte, daß er unzweifelhaft bald wiederzukehren beabsichtigte, da er seine Habe in Goldingen in festem Gewölbe zurückgelassen hatte. Am 7. Mai schrieb Farensbach daher an Wilhelm und bat ihn in eindringlichster Weise, nicht länger zu säumen, König Gustav dränge zum Abschluß, der Fürst, „dero landt und leutte die braut ist, darumb man

auszunutzen: wie die rigiſchen Geſandten, die im Februar gerade in Warſchau waren, zu berichten wußten, machte Guſtav Adolf, wo es für den Herzog kein Zurück mehr gab, allerlei Einwände, um ſo viel wie möglich zu erreichen: Kurland wäre ſchwer zu halten, meinte er wohl, ſchon ſein Vater (König Karl IX.) habe Windau beſetzt, aber es wieder aufgeben müſſen, man könne das Land wohl in Aſche legen, es aber nicht befreien und defendiren, daher wäre es zu wünſchen geweſen, daß der Herzog wenigſtens ſo viel mitgebracht hätte, um Reiterei und Fußvolk auf 2—3 Jahre zu unterhalten, mit ſeiner Perſon ſei wenig erreicht. Am 24. Februar ſchreiben die Geſandten: Herzog Wilhelm habe auf Kurland zu ſchwediſchen Gunſten verzichtet und „in Schweden und Eſtland gewiſſe recompens angenommen", König Guſtav ſolle nunmehr ſtracks mit dem offenen Waſſer eine mächtige Obſidion ins Werk ſetzen. Am Tage darauf folgt ein neues Schreiben an den Rath, in Warſchau gehe das Gerücht als gewiß um, „daß Guſtavus Adolphus Unſer Stadt eine Kappen zuſchneiden ſoll, Gott laſſe aber dieſelbe ihm ſelber über die Ohren ziehen". Dieſe Gerüchte kämen namentlich aus Lübeck, und ſei es wahrſcheinlich, daß Herzog Wilhelm ſie ausgeſprengt hätte. In Warſchau wiſſe man auch zu erzählen, daß er in Schweden nicht ſonderlich reſpectirt werde, des Königs Bruder, Herzog Philipp, ſei am däniſchen Hof geweſen und hätten ſeine Diener des Herzogs gar ſchlecht gedacht, er habe ſich vieler Allianzen mit königlichen, Chur- und Fürſtlichen Häuſern gerühmt, aber keiner von dieſen habe auch nur den Finger gerührt. — Daß der Herzog, der als von Haus und Land Vertriebener in Stockholm erſchienen war, Feinde hatte, mag der Fall geweſen ſein, die Thatſache, daß er mit Guſtav Adolf zum Abſchluß kam, ſteht jedenfalls feſt: wohl im März 1618 ſtellte ihm jener eine Aſſecuration auf die beiden Lehen Örrholmen und Wartofta in Weſtgothland aus, ein Beweis, daß König und Herzog einig geworden ſind. Die Einzelheiten fehlen leider. Auch die Behauptung, ſeine, des Herzogs, Verwendungen in Deutſchland ſeien reſultatlos geblieben, erweiſen ſich bei genauerer Prüfung als durchaus nicht ſtichhaltig. Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, Franz von Pommern, Sigismund von Brandenburg, Georg von Sachſen, die Reichsſtadt Lübeck, Prinz Moritz von Oranien und die Generalſtaaten, ja ſelbſt der Kaiſer verſicherten ihn ihres Beiſtandes und ihrer Unterſtützung am warſchauer Hof und am Reichstag. Der mecklenburgiſche Rath Johann Witt bereiſte in Wilhelms Auftrag die Höfe, um immer neue Hilfe zu werben. Am 11. Nov. 1617 ſchreibt der ſchwediſche Geſandte Johann Skytte in dieſen Angelegenheiten aus dem Haag an Guſtav Adolf, Witt ſei ſoeben in ſeiner Herberge geweſen und habe ihm erzählt, daß die Generalſtaaten dem Herzog aſſiſtiren wollten, aber auch ſeine Sache bei königl. Maj. aufs Beſte zu recommandiren willens ſeien,

intimen Freund, den Herzog Franz von Pommern, mit der Bitte, dafür seinen Einfluß geltend zu machen (28. April 1618 dat. Königsberg). Er hoffe, „wann der Hochgeborne Fürst, hieß es in dem Schreiben, Unser freundlicher lieber Bruder, Herzog Wilhelm, sich nur mit Ihrer Königl. Mytt. Feinde zu Schweden nicht zu sehr vertiefft, es würde durch diese nunmehr eröfnete Occasion derselben, So woll S Lbd Sohne die gnadenthur nicht ganz versperret sein, Sondern durch gebührliche Dehmuth und fleißige Intercession und Ansuchung Anverwanter Potentaten, Chur- und Fürsten S. L. woll wiederumb ein freier Zutritt gegonnet werden, Welches dann so woll zu aufnehmung und fortpflanzung Unsers Fürstlichen Hauses, Alß auch dieser betrückten Lande wolfahrt das dienstlichste Mittel wehre.“ Der Wunsch, Wilhelm aus Schweden entfernt zu sehen, ging nicht so bald in Erfüllung. Noch im Juni 1618 nahm er persönlich Antheil an der von König Gustav Adolf vollzogenen eidlichen Bekräftigung des mit Moskau abgeschlossenen Friedens in einer der Stadtkirchen von Stockholm[1]. Dann erst hat er Schweden verlassen, ohne also, wie die Sage zu erzählen weiß, in dem weltfernen Rund zwei Jahre seinen Wohnsitz zu nehmen.

Es läßt sich an der Hand von Briefen feststellen, daß Wilhelm im Herbst 1618 in Lübeck seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat; von hier hat er im September mehrfach an Axel Oxenstierna geschrieben, ihm für seine vielfachen Dienste warm gedankt, sowie ihm einige Nachrichten politischen Inhalts zugesandt, so über den Ausbruch des böhmischen Krieges, über die Gefangennahme des Cardinals Klesel, Kaiser Matthias' allmächtigen Rath (10. Sept.). Vier Tage später warnt er Oxenstierna vor den Umtrieben des preußischen Kanzlers Christoph Rappe, der alle vierzehn Tage aus Schweden genaue „Avisen“ habe, dem müsse man vorbauen. Mit Oxenstierna und dem schwedischen Hof blieb die Verbindung auch aufrechterhalten, als im Winter 1618 Wilhelm nach Dresden übersiedelte, um hier beim Kurfürsten Georg, der durch Herzog Friedrich für eine Fürsprache in Warschau gewonnen war, persönlich zu wirken. Mit Spannung hat er von Sachsen aus gewiß die Verhandlungen in Warschau verfolgt, zu denen der Kurfürst den Doctor Franziscus Romanus entsandt und aus Mitau seine hochherzige Schwägerin Elisabeth Magdalene gereist war: wiederum war Alles umsonst, es kam zu keiner Entscheidung, die Herzogin, die ihn in Dresden aufsuchte, konnte ihm nur den Trost geben, in ihrem Eifer nicht nachlassen zu wollen; dann trat sie den Heimweg an. Zweimal ist in

[1] Daß dieses Ereigniß nicht 1617, sondern 1618 stattgefunden, steht fest. cf. J Lossius die Urkunden der Grafen de la Gardie in der Universitätsbibliothek zu Dorpat S 99

ſollen, dieſelbe, welche hiebevorn auß ihren Fürſtenthumb Churlandt und Simgallien vertrieben worden, einzuladen; Da E. L nun gemeinet in Ihr Fürſtenthumb wiederumb zuetretten, daſſelbe nach wie zuevorn eigenthumblich zueverwalten und in der Oberherſchafft von Uns zu recognosciren, wollen wier, das E. Lbd. ihre gelegenheit darnach richte, und ſich, wo Wier alßdann glücklich anzuetreffen, zue Uns verfügen, Dießfalß Wier auch an E. Lbd. Brudern, Hertzogk Friedrichen, geſchrieben; Wier wollen E. Lbd. nehſt hülffe des Allmechtigen iegen dero wiedrigen zue iederzeit zuevertretten wieſſen. Wormit Wier E. L. Gottes gnedigen Allmacht getreulichſt empfehlen thuen. Datum Riga d. 17. Septembris Ao. 1621." Schwere Zweifel mußten ſich dieſer bündigen Einladung gegenüber auf ſeine Bruſt legen. Er wußte, daß ſein Bruder Friedrich den Vorſchlag Guſtav Adolfs entſchieden von der Hand weiſen würde, da die Beihilfe des Schweden den einzigen Weg zur Erlangung der Reſtitution, von dem er ein Heil erwartete, die Ausſöhnung mit dem polniſchen Monarchen, unmöglich machte, er mußte ſomit ſeine Einſetzung durch ſchwediſche Regimenter im Gegenſatz und offener Feindſchaft zu einem Bruder begonnen ſehen, der ſeit jeher ihm in warmer Anhänglichkeit zugethan war, der ſeit Jahren den Landflüchtigen nicht allein mit Geld für ſich und ſein Söhnchen, den kleinen Jacob, ausgeſtattet, ſondern auch keine Koſten geſpart, keine Mühen geſcheut hatte, um ihm in Warſchau Amneſtie zu erwirken. Und war denn, abgeſehen von dieſen Bedenken des Gemüths, die Eroberung von Kurland bereits geſchehen? War König Guſtav denn ſchon Herr des Ländchens, deſſen Herzogshut er dem Verbannten anbot? Konnte nicht leicht ein Rückſchlag, wie ihn Karl IX. durch die Schlacht bei Kirchholm erlebt, auch des Sohnes große Erfolge wieder in Frage ſtellen? War nicht doch am Ende das angebliche Wort Karls IX. richtig, Kurland ſei wohl zu verwüſten, aber nicht auf die Dauer zu halten? In der That, die Folgezeit hat dieſen Erwägungen, die Wilhelm gewiß bewegt haben, Recht gegeben. Trotz der furchtbaren Verheerungen, die Guſtav Adolf über das Gottesländchen verhängte, trotz der Eroberung aller feſten Punkte, wie Selburg, Mitau, Bauske, Tuckum, Windau, hat er es ſchließlich nicht behaupten können, und es ſcheint doch ſehr zweifelhaft, ob er, wenn Herzog Wilhelm ſeine Partei ergriffen hätte, ſich ſeinetwegen in einen noch längeren Krieg mit Polen verwickelt hätte, zumal das Eingreifen in den deutſchen großen Krieg ihm ſeit geraumer Zeit eine eiſerne Nothwendigkeit geworden war, da er auf deutſchem Boden allein ſein Ziel, das dominium maris baltici, den Erwerb von Pommern vor Allem, verwirklichen konnte.

So waren es gewiß perſönliche, wie politiſche Gründe, wohl auch das abrathende Urtheil ſeines pommerſchen Freundes, wie der mecklenburgiſchen Fürſten, die Wilhelm veranlaßten, des Schwedenkönigs Einladung in einer

Form aufzunehmen, die einer Absage gleich kam. Aus Schwerin 13. October 1621 ist sein Antwortschreiben datirt, das am 7. November Gustav Adolf in Riga in die Hände kam und ihm über Wilhelms Stimmung wohl kaum mehr einen Zweifel ließ. Aus unterschiedlichen und hohen Ursachen sei es ihm — so etwa der Inhalt — unmöglich, dem Anerbieten, für das er dem Könige freundlichen und ganz fleißigen Dank sage, Folge zu leisten. Die Einzelheiten seiner Ablehnung wolle er in kurzer Zeit ihm durch einen Specialbevollmächtigten eröffnen, er bitte, daß der König ihm des Verzugs wegen nicht zürnen wolle.

Die Antwort des Königs war zugleich ein völliger Bruch mit seinem bisherigen Schützling: sie bestand in der Entziehung der Einkünfte der beiden westgothländischen Lehen, bereits 1622 werden Orrholmen und Wartofta an andere Herren vergeben.

Die erste Periode des Exils nimmt mit dem Jahre 1621 ihr Ende; in andere, ruhigere Bahnen lenkt von nun an das Leben Wilhelms ein.

II.

Die Hoffnung, in die kurländische Heimath zurückzukehren, hat Wilhelm auch in den nun folgenden Jahren nicht aufgegeben, aber er lernte Geduld und Ergebung in sein Geschick, zu dessen Milderung und Aenderung sein Bruder und dessen edle Gattin nach wie vor ihr Bestes thaten: die alten herzlichen Beziehungen, die den Fürsten schon in seiner heißblütigen Jugend mit Elisabeth Magdalene verknüpft, wurden durch die räumliche Entfernung nicht gelockert; bei ihrem Aufenthalt, den sie mehrfach bei ihren pommerschen Verwandten nahm, sah sie den Schwager auch persönlich wieder, und manches Besuch- und Grußbriefstein, das nach Mitau ging, brachte der Herzogin Nachrichten über Wilhelms Befinden, über die Lage in Pommern, legte wohl für vertraute Diener ein gutes Wort ein oder dankte für die fortgesetzte Mühwaltung in seiner Sache. An Herzog Friedrich hatte er einen Bruder, der, obgleich selbst durch die schwere Schwedennoth mitgenommen, dennoch aus den Einkünften der Aemter nach Pommern sandte, was er nur entbehren konnte. Hatte er doch auch auf königlichen Befehl alle Schulden Wilhelms — und diese waren nicht unbeträchtlich — auf sich nehmen und zu deren Bezahlung sich selbst stark belasten müssen. Einen Trost bot dem Einsamen sein junger Sohn, der nachmalige große Herzog Jacobus, dessen Erziehung er in der für die Entwickelung so wichtigen Zeit zwischen dem 10.—15. Jahre selbst leitete. Es hat, wie ein Geschichtsschreiber[1] mit Recht hervorhebt, etwas überaus Wohlthuendes, den hart geprüften Mann mit der Ausbildung des

[1] Freiherr v Bohlen l. c. S. 219.

einzigen hoffnungsvollen Sohnes beschäftigt zu glauben, zu glauben, daß er es war, der in diesem die Eigenschaften herangebildet, die ihn im Leben so geachtet gemacht, ihn unter den schwierigsten Verhältnissen immer die größte Besonnenheit und Einsicht bewahren ließen. Vielleicht hat der junge Prinz eine Zeit lang auch die Hochschule zu Rostock besucht, die sein Vater zu seiner Fortbildung einst bezogen; die Absicht hat jedenfalls vorgelegen, ja Herzog Friedrich im Mai 1622 dazu 4000 Gulden ins Ausland geschickt — doch in der Zahl der Immatriculirten der Warnowstadt findet sich Jacobs Name nicht. Bisweilen sandte er den jungen Sohn auch zu den übrigen pommerschen Verwandten, wie er sich z B im Januar 1624 bei Elisabeth Magdalenes Bruder Philipp Julius für die seinem „vielgeliebten Herrn Sohn während seines Besuchs erzeigte Courtoisie und Wohlthaten" bedankt.

So waren zehn Jahre dahingegangen, seitdem er den Boden des Vaterlandes verlassen hatte, als auch über Pommern, das er als seine zweite Heimath lieben gelernt und dessen Fürst ihm wie ein Bruder helfend zur Seite stand, böse Tage hereinbrachen. Seit dem Herbst 1627 standen plündernd und hausend Wallensteiner im Lande, scheinbar als Freunde, doch deshalb nicht minder brutal. Aller Wohlstand schwand mit reißender Schnelligkeit, überall machte er Elend und bitterer Noth Platz. Es wurde kaum besser, als 1630 Gustav Adolf den deutschen Boden betrat, denn wenn auch die Räubereien aufhörten und äußerlich mehr Rücksichten geübt wurden, die Contributionen blieben nicht minder hoch, und die Sorgen, die dem „frommen" Fürsten, wie Bogislaw von den Landsknechten höhnisch genannt wurde, fast das Herz abdrückten, stiegen von Tag zu Tag. Nicht ohne Rührung kann man daher jene am 21. Dec. 1628 zu Alten-Stettin ausgestellte Urkunde lesen, durch welche Bogislaw, trotz der eigenen Bedrängniß die ungewisse Zukunft seines Freundes nicht vergessend, ihm die Propstei Kutelow bei Camin zu lebenslänglichem Besitz verlieh. Es macht dem Herzen des Herzogs hohe Ehre und ist zugleich ein Zeichen der innigen Freundschaft, die ihn mit Wilhelm verband, daß er die Belehnung nicht als einen Gnadenact angesehen wissen wollte, der etwa auf fremde Fürbitte geschehen sei, sondern ausdrücklich erklärt, es geschehe „aus sonderbahrer zu Sr. Ld. tragenden affection und umb der uns an Unserm Fürstlichen Hoffe nun etzliche Jahre vielfältig unverdroßen und annehmlich undt zwar in gegenwertigem Uns undt Unserm unschuldigen Landenn aufgebürdeten hochbeschwerlichen Einquartirung (einer) übermessigen Kayserl. Armee gantz betrübtem Zustande, erzeigter Dienste, Liebe, Freundtschafft, Conversation undt aufwartung willen, zu etwa billigem Recompens". In der That, für Geber wie Empfänger gleich ehrende, schöne Worte! Die Wallensteinsche Einquartierung, von der die

Urkunde auch ſelbſt ſpricht, verhinderte noch zwei Jahre hindurch Herzog Wilhelm, die Präbende in Beſitz zu nehmen, erſt im Auguſt 1630 zog er aus Alten-Stettin in ſeinen neuen Wohnſitz über.

Die Propſtei Kukelow[1] galt für die reichſte Beſitzung des einem Fürſtenthum gleichſtehenden, nunmehr evangeliſchen Bisthums Camin und umfaßte außer dem Schloß mit dem Ackerhof die Schäferei Goglitz, den Hof Lancke, die Schäferei Stefen, den Ackerhof und Schäferei Wuſtentin und die Dörfer Buſſentin und Duſſin, von deren Bauern allein die jährliche Geldpacht 1026 Gulden betrug, während die Kornpacht auf über 10 Laſt geſchätzt wurde. Von Wieſen umgeben, liegt der ſtattliche Beſitz auf einer Anhöhe an der Divenow, mit ſchönem Ausblick auf die Inſel Wollin. Das Schloß ſelbſt war ein großes, zwei Stockwerk hohes Gebäude mit einem Thurm . . aber in welchen elenden Zuſtand hatten es die Kriegsjahre verſetzt! Das Dach war völlig durchlöchert, Latten und Balken verfault, durch die Lagen leckte das Waſſer hindurch, die in Folge deſſen „auf eine halbe Elle und mehr in der Mitte geſunken und ſich das Gebäude von einander gegeben" Bis in den Keller ſickerte der Regen, kein Fenſter, keine Thür, kein Ofen war heil, der große Schloßſaal ebenſo ruinirt wie Küche, Badſtube und die Ackerhöfe.

Es galt nun kräftig die Hände in Bewegung ſetzen, um der Verwahrloſung Herr zu werden, und Herzog Wilhelm war ganz der Mann dazu Wandel zu ſchaffen Wie ein energiſcher Landedelmann, dem Arbeit eine Freude iſt, ging er ans Werk; mit Kleinem begann er: mit der Anfertigung einer Thür mit eiſerner Klinke vor ſeinem „Loſament" im Schloß; beſonderes Augenmerk wurde aber der ökonomiſchen Lage der Ackerhöfe und Bauern zugewandt, in den zehn Jahren bis 1640 für Neubauten, Meliorationen 4323 Gulden 16 Schill. verausgabt, und von dieſen nur 141 Gulden 14 Schill. für Schloß Kukelow.

Alſo in regem Schaffen vergingen die Jahre. Sein jugendlicher Sohn weilte ſeit Jahren nicht mehr bei ihm; die unſicheren Verhältniſſe in Kurland, Kränklichkeit des Herzogs Friedrich hatten dieſen bewogen, ihn 1625 durch ſeine Gemahlin aus Pommern in die Heimath bringen zu laſſen, mit Eliſabeth Magdalene reſidirte er dann mehrere Jahre im vom Kriegstheater ferner liegenden Goldingen, als ruhigere Zeiten kamen, weihte ihn der väterliche Oheim in die Staatsgeſchäfte ein. Die Gedanken des Vaters mochten wohl häufig hinüber nach Kurland wandern, mit Freude verfolgte er die Entwickelung des Sohnes, und Stolz wie Sorge mochten ihn bewegen, als Jacob 1633 mit einem Fähnlein als polniſcher Offizier den Feldzug gegen Smolensk mitzumachen ſich anſchickte. In einem Schreiben an ſeinen

[1] Nach Bohlen l. c. S. 222 und Angaben des Archivraths von Bülow-Stettin.

Bruder überſandte er ſeinen väterlichen Segen, fügte aber hinzu, es käme ihm ſchwer an, den einzigen Sohn in den Krieg zu ſchicken, gleichwohl willige er aus Ehrfurcht vor dem König ein und wünſche ihm „ein tapffer und mannlich hertz, ſo woll Sieg und victorien wieder J. Maytt. und ſeine eigne ſo woll offentliche alß heimliche feinde".

In Kukelow hatte ſich der Herzog einen kleinen eigenen Hofſtaat gebildet, von dem uns einige Namen aufbewahrt ſind. Bis 1630 war Chriſtof Manteuffel ſein ſtändiger Rath, von der Ueberſiedelung nach Kukelow an Dr. Michael Raſchius. Als Kammerſchreiber wird Samuel Holſt genannt, als Stallmeiſter Dietlof Kirſſenbruch und ſpäter Friedrich Langref; als Page wartete ihm bis 1620 Lübbert von Tiefenhauſen auf, dann Joachim Bohlen auf Bohlendorf, während endlich Daniel Merckel dem Fürſten als Kammerdiener zur Hand ging. Wie Wilhelm ſeinen Bauern ein guter Herr war, ſo war auch das Verhältniß zu ſeiner Umgebung ein herzliches und warmes; ausdrücklich rühmt Joachim Bohlen die unerſchütterliche Freundſchaft, die er ſeinen Getreuen bewahrt habe, die Fürſorge, die er für ſeine Ausbildung und „Wahrhaftigkeit" allzeit gezeigt, die Empfehlung, die er ihm an ſeinen Sohn Herzog Jacob nach Kurland gegeben. „Ich wollte," zeichnet der Page auf, „wenn ich nicht Bohlendorf erhalten, zu ihm (i. e. Jacob) gezogen ſein, nun ſollens die Söhne thun. Will hoffen der Sohn ihnen ein ſo gubter Her wie der Vater ſel. mihr geweſen, als von dem, was von mores weiß, ich gelernt". — Doch trotz der Gutthaten, die ihm Bogislaw erwieſen, trotz der Liebe, mit der er in Pommern feſtgewurzelt war, Wilhelms Sinnen und Trachten war doch allzeit darauf gerichtet, in ſeiner Heimath ſein Anſehen wiederhergeſtellt zu wiſſen, die Heimath, die er wegen der einen jähzornigen That ſo lange hatte meiden müſſen, noch einmal wiederſehen zu dürfen, bevor der Tod, an den ihn bereits manch beſchwerlicher Krankheitsanfall gemahnt, ihm die Augen ſchloß. Seitdem der Landtag zu Mitau 1624 den Beſchluß gefaßt, ſeinen Sohn Jacob als Nachfolger des kinderloſen Friedrich zu erbitten, waren der Herzog Friedrich und ſeine Gemahlin mit verdoppeltem Eifer bei König Sigismund thätig geweſen, aber immer wieder erfolglos. Erſt als dieſer eben ſo ſchwache wie eigenſinnige Herrſcher 1632 ſtarb und die Radziwills in der Zwiſchenzeit bis zur Neuwahl die leitende Rolle einnahmen, erklärte ſich im Juni 1632 der polniſche Reichstag einſtimmig für die Wiedereinſetzung Wilhelms, die Aufhebung aller gegen ihn erlaſſenen Decrete und Anerkennung der Nachfolge Jacobs.

Welche Hoffnungen der Verbannte an den Tod Sigismunds knüpfte, mit welch leidenſchaftlicher Erregung er der Zukunft entgegenſah, davon giebt ein am 29. Juni 1632 an den bekannten littauiſchen Großkanzler und

Großfeldherrn Leo Sapieha gerichtetes Schreiben beredtes Zeugniß ab: „Es hat Ew. Lbd. vor Kurzem mir wohl Worte des Troſtes ſchreiben wollen durch die Aufſtellung des Gleichniſſes, daß wie Bäume, ſo den Stürmen ausgeſetzt ſind und hin und her geriſſen werden, um ſo tiefer die haltenden Wurzeln in die Erde treiben, alſo wackere Menſchen, die von Stürmen des Schickſals niedergebeugt wurden, ſich um ſo mehr in der Tugend befeſtigen, was in der That auch alſo iſt. Indeſſen auch das pfleget zu geſchehen, daß die kräftigſten Bäume, wenn der ſie zauſende Sturmwind zu lange anhält oder zu heftig wird, in ſolchen Fällen mit der Wurzel ausgeriſſen und elendiglich niedergeworfen werden; deshalb befürchte ich mit Euch, daß mir ein Aehnliches widerfahre durch mein allerhärteſtes Loos der Verbannung, welches ſchon ſeit faſt drei Jahren mich auf das grauſamſte niederdrücket; ich befürchte, ſage ich, daß dies allerhärteſte Loos meinen morſchen Lebensfaden ganz zerreiße und mein mehr aus Betrübniß denn durch Alter ergrautes Haupt ſammt ſeiner Hoffnung unter die Erde bringe, wiewohl ich in Wahrheit nicht zu erkennen vermag, ob ich mehr durch den Durſt nach Leben, als aus Furcht vor dem Tode alſo vertrockne und verkomme, denn lieber wollte ich doch jählings ſterben, als ein fortwährend elendes Leben hinſchleppen. In der Bekümmerniß meiner Seele ſeufze ich nur darnach, daß ich doch letztlich in der Heimath, in Ehren und des Bannes ledig, meinen Geiſt, den ganz zu Boden gedrückten und lautloſen, aufgeben könnte. Dieſes mein dürftiges Trachten kann Niemand, und wenn er der tapferſte Mann wäre, gering ſchätzen und tadeln, und es wird im Gegentheil E. Lbd desſelben mit freundlichem Willen ſich annehmen wollen. — Meine Reintegration in die vorige Würde, Heimath und Freiheit iſt der Gegenſtand, um den ich an Ew. Liebden wiederholte Bitten gerichtet habe, damit dieſelbe durch gütige Fürſorge bei dem jetzt in Gott ruhenden Könige hochſeligen Andenkens mir ſolche auswirken ſollte. Es mag Gottes Wille und Vorſehung geweſen ſein, daß ſothane Reintegration — — nunmehr allein von dem Willen Ew. Liebden und der Durchlauchtigſten Stände der Republik abhängen ſolle und demnach iſt es in Deren Hand gelegt, daß ich, wenigſtens am Schluß meines elenden Lebens, das Zugeſtändniß erhalte, in der Erledigung vom Banne und im Eigenthum zu ſterben. Wenn ich das Endziel meiner Wünſche, das ich ſo lange und ſo eifrig zu erreichen getrachtet habe, durch die gütige Verwendung Ew. Lbd., in die ich ſichere Hoffnung ſetze, nunmehr erlange, werden Ew. Lbd. und die hochwohlgeborenen Mitſtände an mir einen ewig zur Gegenſeitigkeit Verpflichteten beſitzen — — — und es wird unſer Herr Gott, der jede gute That nicht unbelohnt läßt, Allen und Jedweden es reichlich vergelten.“

Mit der Hoffnung, daß die Wahl auf einen Mann falle, der „mit

eines ſo großen Königsthrones würdigen Eigenſchaften ausgerüſtet ſei", ſchließt der charaktervolle Brief. Als derſelbe in Warſchau anlangte, war die ihm günſtige Entſcheidung auf dem Reichstag bereits gefallen. So waren die Hinderniſſe endlich weggeräumt, der Rückkehr in ſein angeſtammtes Erbe ſtand nichts mehr im Wege. Aber einem ſeltſamen Entſchluß Herzog Wilhelms ſtehen wir hierbei gegenüber: all ſein Denken und Mühen war ſeit 16 Jahren auf die Wiedereinſetzung gerichtet geweſen, in heimathlicher Erde hatte er beſtattet ſein wollen und jetzt, wo Alles erreicht, konnte er es nicht über ſich gewinnen, Pommerns lieb gewordenen Boden zu verlaſſen und Kurlands Herrſchaft zu übernehmen! Jetzt, wo es ans Scheiden gehen ſollte, fühlte er, wie eng er mit dem Lande verwachſen war, das ihm eine gaſtliche Freiſtatt gegeben, wie fremd er zugleich dem Gottesländchen geworden, aus dem er vor langen Jahren, mit ſeinen Unterthanen bitter verfeindet, geſchieden war. Wohl mochte ſich ihm die Erwägung aufdrängen, daß eine abermalige Theilung der Herrſchaft neue Uebelſtände hervorrufen könnte, daß der alte Groll des Adels gegen ſeine Perſon wieder aufleben könnte, wohl auch der Wunſch mächtig werden, nach einem Leben voller Kampf den Abend fern von Geſchäften zuzubringen und dieſelben jüngeren Schultern zu tragen zu geben.

An Bruder und Sohn muß Wilhelm ſeinen feſten Willen ſchon ſehr bald haben gelangen laſſen, denn am 3. November finden wir die Herzöge Friedrich und Jacob zu einer Berathung auf Schloß Grenzhof beiſammen, wo Jacob in „Plenipotenz" ſeines Vaters erſcheint und für dieſen, der eine Herreiſe abgeſchlagen, einen Theil der herzoglichen Güter in Empfang nimmt, ſo Rutzau, Bartau, Grobin, Durben, Libau, Kandau, Zabeln u. a. m.

Herzog Wilhelm hat Kurland nicht wieder betreten; zufrieden, jeden Makel von ſeinem Andenken beſeitigt zu ſehen, verbrachte er den Reſt ſeines Lebens in Pommern, freilich nicht, ohne daß noch manche bittere und ſchwere Stunde über ihn gekommen wäre. Im März 1637 ſtarb ſein treuer Freund Bogislaw XIV., der Letzte aus dem pommerſchen Greifenſtamm, eine Lücke in Wilhelms Leben zurücklaſſend, die nicht wieder geſchloſſen werden konnte. Wie tief ihn der Verluſt getroffen, davon zeugt ſein im Juni an Eliſabeth Magdalene geſchriebener Brief, in dem er der Schwägerin gegenüber mit ſeinen Klagen nicht zurückhielt. Mit Bogislaws Tode fiel das Land an Schweden, von Neuem flutheten die Wellen des 30jährigen Krieges über dasſelbe. Auch Wilhelm hatte darunter hart zu leiden, aber er zeigte ſich auch hier als ein ganzer Mann: muthig blieb er auf ſeinem Poſten, ſuchte ſeine Bauern durch „Salve-Garden" vor feindlichem Ungemach ſo viel als möglich zu ſchützen und dem Ruin zu ſteuern, doch vermochte er nicht, auch als mit Ende 1638 eine Pauſe im Kriegsgewitter eintrat, alles das her-

zuſtellen, was die beiden böſen Jahre zerſtört hatten. Neues Unwetter zog ſeit Anfang 1640 dräuend herauf, doch den Sturmgeprüften erreichte es nicht mehr, ein ſanfter Tod hatte Wilhelms Leben am 7. April 1640 um 11 Uhr Abends ein Ende gemacht.

In den letzten Jahren hatte ihn ſchwere Krankheit oftmals überfallen und ans Bett gefeſſelt, wie er denn (21. Nov. 1639) wenige Monate vor ſeinem Tode mit von Krankheit zittriger Hand an Eliſabeth Magdalene von Kurland von einem ſolchen ſchweren Anfall berichtet, der liebe Gott habe ihn mit ſolch einer gar harten und gefehrlichen Leibeskrankheit heimgeſucht, daß die medici und jedermann an Unſerm Leben gezweifelt, doch ſei ihm nunmehr beſſer; nun könne er ſchon wieder in dem «logament» ein wenig herumſchleichen: in ſolchen Stunden war das Leſen frommer Erbauungsſchriften, „geiſtreicher Bücher", vor Allem der heiligen Schrift ihm Troſt und Erquickung. Die Kettlers ſind allezeit gute Lutheraner geweſen — und die Noth lehrt beten. Noch bewahren die Nachkommen ſeines Pagen Joachim Bohlen die Handbibel des Herzogs, ein Zeugniß ſeines frommen, gläubigen Sinnes, in rothen Maroquin ungemein ſauber mit reicher zierlicher Vergoldung, Goldſchnitt und Schliſſen gebunden. Gedruckt iſt die zweibändige Ausgabe bei Andreas Hünefeld in Danzig 1624, der erſte Band dem Churfürſten Georg Wilhelm von Brandenburg gewidmet. Zweimal findet ſich in ihm auf den Vorſtoßblättern, zu Anfang und zu Ende, Wilhelms Namenszug, das eine Mal mit dem charakteriſtiſchen Zuſatz: „wie Gott will." Das Exemplar trägt die Spuren eifriger Benutzung, viele Stellen weiſen mit ganz vergilbter Tinte Anſtriche, offenbar von Wilhelms Hand, auf, ſo z. B. IV. Moſe Cap. 14, 11—21: „Der Herr iſt geduldig und von großer Barmherzigkeit, und vergiebt Miſſethat und Uebertretung" ꝛc., 34—37, V. Moſe Cap. 4, 21—26, 29—31: „Und der Herr war ſo erzürnt über mich, um eures Thuns willen, daß er ſchwur, ich ſollte nicht über den Jordan gehen, noch in das gute Land kommen, das dir der Herr, dein Gott, zum Erbtheil geben wird, ſondern ich muß in dieſem Lande ſterben und werde nicht über den Jordan gehen, ihr aber werdet hinübergehen und ſolch gut Land einnehmen," Cap. 5, 9—10, 23—24, Cap. 9, 24—27 u. v. a.

„Wie wohl," ſo erzählt Weigand in ſeiner Geſchichte der Herzöge Kurlands, „der Durchl. Hertzog viele und mannigfaltige, ſchwere Leibeszufälle erlitten, ſo ſind ſie doch von ſeinem Hoff- und Leib-Medico glücklich wieder gehoben worden. Nachdem er aber den 28. Martii 1640 von einem innerlichen Apostemate[1] recht ſchwer befallen, auch bettlägerig wurde, und

[1] Apostem = Eitergeſchwür.

wohl bei ſich verſpürete, wie Gott der Herr eheſtens Feyerabend mit Ihm machen möchte, alſo verſöhnete er ſich zeitig mit ſeinem Heilande und empfing von ſeinem Seelſorger das Heilige Abendmahl; da es dann wieder ſich mit Ihm beßerte, daß Er zuweilen im Gemache herumbging, auch mit dem Durchlauchtigſten Hertzog Franz Heinrich von Sachſen, welcher ihn beſuchte, bey der Taffel ſpeiſete, aber die Zufälle recidivierten wiederumb dergeſtalt, daß alle eingegebenen Artzeneyen ferner nichts verſchlugen, und er endlich umb 11 Uhr in der Nacht mitt voller Vernunft auf das theure Verdienſt ſeines Erlöſers mit wahrem Glauben ſein ſieches und ſeeliges Leben den 7. April alten Calenders deßelbigen Jahres 1740 ſanft beſchloſſen, nachdem Er ſein Alter auf 65 Jahre 9 Monate 12 Tage, ſeinen Eheſtand auf 1 Jahr 1 Monat 12 Tage, ſeinen Wittibenſtand auf 29 Jahre 5 Monate 4 Tage gebracht und alſo außerhalb Landes das 23. Jahr gelebet hatte."

„Die Welt war mir ein grauſes Meer,
Auf welchem zwiſchen Sturm und Wetter
Und der gethürmten Wellen Heer
Der Schiffe halb gewölbte Bretter
Bald hie, bald da, bald dorthin gehen,
Und in Gefahr der Trennung ſtehen;
Doch endlich kam ich aus dem Streit
Im Haafen dieſer Seligkeit."

Alſo beſingt in einer Grabſchrift ein ungenannter Poet den Heimgegangenen.

Wegen ſeines Begräbniſſes hatte dieſer nichts beſtimmt, nur daß ſein Leichnam außer Landes gebracht würde, ſtrengſtens unterſagt: im Dom zu Camin wollte er beigeſetzt ſein. Michael Raſchius, ſein Rath, beeilte ſich, den Tod ſeines Herrn dem Domcapitel zu Camin anzuzeigen, und bald tönte das Trauergeläut um Herzog Wilhelms tödtlichen Hintritt von allen Thürmen ins Land hinaus. In den Kirchen wurden Trauergottesdienſte angeſagt, den Paſtoren vom Capitel hierbei aber anbefohlen, dem Verſtorbenen nicht den Titel eines Dompropſtes zu Camin zu geben, da er ſich desſelben nie bedient habe. Die vorhandenen Pretioſen ließen die Commiſſare des Capitels nach Stettin bringen, große Schätze waren es nicht: eine mit Silber beſchlagene Bibel, einige goldene Ketten, eine goldene Denkmünze mit der heiligen Dreifaltigkeit und dem jüngſten Gericht, ein mit Diamanten verziertes goldenes Armband, ein ſilberner Spiegel und eine gleichfalls verzierte Schreibtafel, Kleidungsſtücke, wie ein leibfarbener Mantel, ein ſchwarzſeidener (wohl grobgrün gefütterter) Mantel, „drey Paar Aldt modeliſche Hoſen", wie „ein ſchwartz laſterhaedt" nennt das Protokoll. Dazu ein Paar ſilberbeſchlagene „Pufferte", d. h. Piſtolen, ein Gehäng mit Gürtel, eine vergoldete Pulverflaſche, einen alten Kugelbeutel, ferner einen Harniſch, einen roth-

ſammetnen Sattel, einen Kaſten mit Degenklingen, einen Wandſack mit Degengefäßen, gar einen „Betteſpieß undt ein Flitzboge“. Neben zahlreichen Kleinigkeiten, die vielfach bereits alt und ſchlecht und zuſammen in vielen Kaſten in Kiſten verwahrt waren, erwähnen wir zum Schluß die Bilder ſeiner Eltern, Herzog Gotthards und ſeiner Gemahlin Anna, und „ein klein Eyſern vorſchloßenes Käſtlin“, welches die Papiere und Briefe Wilhelms enthielt.

Auch nach Kurland wurde ſofort Nachricht vom Ableben Wilhelms geſchickt, und noch ſind im Archiv zu Stettin einige kurze Schreiben Herzog Jacobs aus Mitau aufbewahrt, in denen dieſer ſeinem Rechte auf das Gnadenjahr entſagte, das er freilich wegen der Occupation Pommerns durch die Schweden ſchwerlich hätte ausnutzen können. Später hat der Herzog den kurländiſchen Rath Eberhard von Ahnern mit der Abwickelung der Geſchäfte betraut.

Zwei Jahre lang ſtanden des Todten Gebeine in der Sacriſtei (Gärbekammer) der Domkirche zu Camin, bis ſein Sohn, nach dem Tode Herzog Friedrichs nunmehr alleiniger Regent Kurlands, den Entſchluß faßte, ſeines Vaters ſterbliche Reſte in der Herzogsgruft zu Mitau beizuſetzen. Im Herbſt 1642 erfolgte die Ueberführung auf das mit ſchwarzen Segeln verſehene Trauerſchiff, das glücklich in Libau landete. Kaum aber war die Leiche ans Land gebracht, ſo gerieth das Schiff (angeblich durch Unvorſichtigkeit des Schiffskochs) in Brand und wurde gänzlich zerſtört. Langſam bewegte ſich der Trauerconduct durchs Land nach Mitau, wo der Sarg in Gegenwart einer zahlreichen Verſammlung, in Anweſenheit Herzog Jacobs, der Abgeſandten der befreundeten Fürſtenhöfe, der kurländiſch-ſemgalliſchen Ritter- und Landſchaft beigeſetzt wurde. Die Worte über den Tod des Patriarchen Jacob im 1. Buch Moſe Cap. 49, 29 ff. dienten zur Grundlage des Leichenſermons bei der Feierlichkeit in der deutſchen Stadtkirche. Erſt am 23. Februar 1643 erfolgte endlich die Ueberführung in das fürſtliche Erbbegräbnißgewölbe im Schloß. Der zinnerne Sarg, der achte in der damaligen Reihenfolge, trug auf ſeinem Deckel die Worte:

Vanitas Vanitatum et omnia Vanitas!

Heute iſt die Gruft geſchloſſen, welche die Leichen der Herzöge Kurlands birgt; im Andenken der Nachwelt aber lebt der Fürſt mit dem zachen Gemüth, dem conſtanten und ſermen Charakter fort, mit ſeinen Fehlern und Vorzügen ein echter Sohn unſerer Erde!

Ernſt Seraphim.

Otto Seeck, Zeitphraſen.

Berlin, 1892 Siemenroth & Worms.

Die vorliegende Schrift iſt ohne Frage das Bedeutendſte, was gegen das Buch „Rembrandt als Erzieher“ erſchienen, und es kann uns nur mit Befriedigung erfüllen, daß ihr Verfaſſer ein Sohn unſerer baltiſchen Heimat iſt. Hier iſt nichts von den trivialen Bemerkungen, den platten Späßen, den Bekrittelungen einzelner Sätze und Ausdrücke, nichts von den Verhöhnungen und albernen Satiren, welche ſo zahlreich gegen das Buch „des Deutſchen“ gerichtet worden ſind, kurz, nichts von jener „billigen Weisheit“, womit man die gedankenreichen Auseinanderſetzungen eines originellen und tiefen Geiſtes widerlegen zu können gemeint hat — in dieſem Büchlein ſpricht ſich ein ganz anderer Geiſt in völlig anderem Tone aus. Profeſſor Otto Seeck in Greifswald iſt klaſſiſcher Philologe, ein Schüler Mommſens, ein ſcharfſinniger Gelehrter und Kritiker, dazu ein feiner Kunſtkenner. Von einem ſolchen Manne ließ ſich von vornherein eine andere Haltung dem vielbeſprochenen Buche gegenüber erwarten. Daß er als Gegner auftritt, befremdet uns durchaus nicht. Wir haben lange ſchon erwartet, daß endlich einmal ein tüchtiger Vertreter der herrſchenden Zeitanſchauung und Richtung in der Wiſſenſchaft als ihr Vertheidiger gegen die Angriffe „des Deutſchen“ das Wort nehmen und ſich ihm entgegenſtellen werde. Daß das von Otto Seeck mit ſo viel Sachkenntniß, Einſicht und Geiſt geſchehen iſt, kann uns nur Genugthuung gewähren; auch die Form dieſer Schrift iſt vortrefflich, der Autor ſchreibt klar, ſcharf und lebendig, und ſein Verhalten gegen „den Deutſchen“ iſt durchweg würdig und gemeſſen, nur an wenigen Stellen läßt

er ſich zu perſönlichen Angriffen hinreißen. Seeck iſt, wie ſich das von einem ſo einſichtigen Beurtheiler nicht anders vorausſehen ließ, kein unbedingter, ausſchließlicher Gegner „des Deutſchen“, er zollt ihm vielmehr mannigfache Anerkennung, er giebt zu, daß jener aus dem Herzen geſchrieben, in Vielem neu und eigenthümlich ſei, daß er unzählige Deutſche und darunter nicht die ſchlechteſten repräſentire, er wendet ſich auch nicht gegen das eigentlich Originelle oder „Wunderliche“ des Buches, ſondern gegen die immer wieder nachgeſprochenen Phraſen der Zeit, „welche durch ihn ihre ſchärfſte und geiſtvollſte Ausprägung gefunden haben“. Aber auch in den einzelnen Punkten, worin Seeck den „Deutſchen“ beſtreitet, iſt der Gegenſatz zwiſchen Beiden keineswegs ein ſo großer, als es anfangs ſcheinen könnte, die Anſichten Beider berühren ſich vielfach und unterſcheiden ſich oft nur in der Nüancirung und Formulirung. Den Titel der Schrift können wir nicht ganz glücklich gewählt finden, es ſind nicht blos in der Gegenwart verbreitete gedanken- und inhaltloſe Redensarten, und das wird man doch zunächſt unter „Phraſen“ verſtehen, ſondern herrſchende Anſichten, Anſchauungen, die, mögen ſie auch nach Seecks Urtheil falſch ſein, doch der Begründung und wiſſenſchaftlichen Vorausſetzung bei ihren Verfechtern nicht entbehren. Jedenfalls folgt man gern einer Kritik wie die Seecks iſt, denn ſie iſt anregend und belehrend, und mit einem ſolchen Gegner über die bedeutendſten Fragen des geiſtigen Lebens zu discutiren, kann nur angenehm ſein. Wir können nämlich nicht verhehlen, daß wir in wichtigen principiellen Fragen einen entgegengeſetzten Standpunkt einnehmen und in weſentlichen Punkten Seeck durchaus widerſprechen müſſen. Wenn wir auch durchaus nicht überall dem „Deutſchen“ zuſtimmen können, ſo ſtehen wir in der Hauptſache doch viel mehr auf ſeiner, als auf Seecks Seite. Natürlich iſt hier nicht der Ort, alle grundſätzlichen Differenzen zu erörtern, und noch weniger iſt es möglich, unſere abweichende Meinung über Einzelheiten darzulegen und zu begründen, dazu müßte man eine umfaſſende Abhandlung ſchreiben. Es wird für unſeren Zweck genügen, einen Hauptgegenſatz eingehend zu beſprechen und ſodann einige Punkte hervorzuheben, in denen wir mit Seeck nicht übereinzuſtimmen vermögen.

Aus Seecks Schrift tritt uns überall ein hoffnungsfreudiger Optimismus entgegen, er iſt ein entſchloſſener Verfechter des gegenwärtigen geiſtigen Lebens- und Culturzuſtandes. Natürlich erweckt daher die herbe und ſcharfe Kritik, die der „Deutſche“ an dem geſammten wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Weſen der Gegenwart übt, ſeinen entſchiedenen Widerſpruch. Seeck meint, die Maſſe der Menſchen höre eben ſo gern Bußpredigten, wie ihr andererſeits Schmeicheleien zuſagten. Dagegen möchten wir bemerken, daß die Menſchen erfahrungsmäßig durchaus nicht geneigt ſind, ihre Sünden und Fehler ſich rückſichtslos vorhalten zu laſſen, vielmehr wird ein Bußprediger, das lehrt

die Geschichte, immer nur dann Zugang zu den Gemüthern der Menschen finden, wenn das Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst, des Abgewichenseins vom rechten Wege, des Gegensatzes von dem, was man ist und was man sein sollte, weite Kreise erfüllt. Und weil eben das geistige Leben des deutschen Volkes in unserer Zeit trotz der Behauptung des Gegentheils den besseren Geistern keine Befriedigung gewährt, so erklärt sich daraus der große und allgemeine Anklang, den derjenige gefunden hat, der in seinem Buche rückhaltlos die Schäden, Mängel und Schattenseiten der heutigen Cultur und Bildung aufgedeckt und seinem Volke zugerufen hat: Seht, daran kranken wir. Befände sich das deutsche Geistesleben in voller Gesundheit und wären nur einzelne mürrische Sonderlinge nicht mit ihm zufrieden, so würde das Buch des „Deutschen" klanglos und unbemerkt der Vergessenheit anheimgefallen sein. Gegenwärtig ist aber das Gefühl der Unbefriedigung ein allgemeines, der Verfall des geistigen Lebens wird immer wieder von verschiedenen Seiten beklagt, und man kann sich der Empfindung des Epigonenthums nicht entziehen, auch von Seiten derjenigen nicht, welche am Heftigsten dagegen protestiren. Wider diese Anschauung von unserem heutigen Epigonenthum wendet sich nun Seeck im ersten Capitel seiner Schrift mit großer Entschiedenheit und macht dagegen vornehmlich zwei Argumente geltend. Immer habe man die gegenwärtige Zeit für schlechter gehalten, als die vergangene, jede Generation halte ihre Zeit für eine Epigonenzeit, daher rühre auch die antike Vorstellung vom goldenen Zeitalter, das am Anfange der Menschheit geherrscht habe. Sodann findet er gegen die Vorstellung vom Altern und Bergabsteigen der Völker einen festen und unerschütterlichen Halt in der Darwinschen Theorie, zu der er sich unbedingt bekennt. Durch die „Naturauslese" muß, so meint er, jede folgende Generation im Allgemeinen vollkommener sein als die frühere und die Menschheit muß sich daher fortwährend vervollkommnen, daher kann von Altern und Absterben der Völker keine Rede sein. Den Untergang der Griechen und Römer, der entschieden seiner Theorie zu widersprechen scheint, sucht Seeck scharfsinnig, aber doch recht künstlich durch eine Auslese von entgegengesetzter Wirkung zu erklären. Er schließt seine Auseinandersetzung mit der zusammenfassenden Bemerkung: „Wer an Darwin glaubt, kann niemals zugeben, daß eine Nation unter normalen Verhältnissen in Verfall gerathen kann, außer wenn sie sich in ihrer Gesammtheit zum siegreichen Durchfechten des Daseinskampfes untauglich erweist und dann auch in ihrer Kopfzahl allmählich zusammenschwindet." Wer aber nicht an Darwin glaubt, für den hat diese ganze Beweisführung nur die Bedeutung einer auf eine herrschende Zeitanschauung sich stützenden geschichtsphilosophischen Hypothese und nicht die geringste überzeugende Kraft. Das goldene Zeitalter, das der Mythus der Alten in die entfernteste

Vergangenheit ſetzte, wird von dieſer Auffaſſung in die Zukunft verlegt; das eine iſt ein Traum, wie das andere. „Daß die Athener zur Zeit des Perikles ſich ebenſo für Epigonen gehalten, wie die Holländer Rembrandts", dafür möchten wir gern den Beweis ſehen. Die Geſchichte lehrt vielmehr, daß alle Zeitalter voll friſchen, ſtrömenden Lebens von dem Gefühl ſchöpferiſcher Kraft erfüllt geweſen ſind, daß die Menſchen ſolcher Epochen ſich jedem kühnen Vornehmen, jeder großen That gewachſen fühlten und, wie die Jugend aller beſſeren Zeiten, nichts für unerreichbar, kein Gelingen für unmöglich hielten. So war es z. B. in der Zeit der großen Entdeckungsfahrten, ſo beim Beginn der Reformation, ſo waren auch die Zeitgenoſſen Friedrichs des Großen ſtolz auf ihre Epoche. Das lebensfrohe Altengland der Königin Eliſabeth und Shakeſpeares war wahrlich von jedem Epigonengedanken entfernt, und ebenſo lag dem Geſchlecht der Aufklärungsepoche im vorigen Jahrhundert jede Anwandlung von Epigonenempfindung vollkommen fern. Unſere großen Dichter und Denker, wie ihre ganze Generation lebten völlig in dem ſtolzen Gefühle einer noch nicht dageweſenen Gegenwart und das Hochgefühl und die freudige Begeiſterung, welche Männer und Jünglinge in den Tagen der Erhebung Preußens 1813 und 1814 erfüllte, war von Epigonenvorſtellungen nicht angekränkelt. Auch die Anhänger der Philoſophie Hegels in den zwanziger und dreißiger Jahren unſeres Jahrhunderts, die in der Lehre ihres Meiſters alle Welträthſel gelöſt und die vollkommene Erkenntniß gegeben ſahen, hatten das Bewußtſein voller Befriedigung und erblickten in ihrer Zeit die Vollendung aller früheren Epochen. Doch wozu noch Beiſpiele häufen? Das Angeführte wird zum Beweiſe genügen, daß lebensfriſchen Zeitperioden das Epigonengefühl immer fern geblieben iſt. Das Epigonenthum wird ſich immer nur in ſolchen Zeiten geltend machen, wo die Ziele und Ideale einer naheliegenden großen Vergangenheit der nachfolgenden Generation fremd geworden ſind und dieſe keine neuen zu finden Kraft und Originalität genug hat und nun unſicher nach den verſchiedenſten Richtungen hin taſtet und unruhig nach einem neuen Zielpunkte für ihr geiſtiges Leben ſucht. Das iſt die Signatur der Gegenwart, und daraus erklären ſich alle ihre Erſcheinungen. So reich die äußeren Mittel ſind, über die ſie, wie keine frühere, verfügt, ſo raſtlos ſie alle Zeiten und Länder nach Stoffen und neuen Anregungen durchſtreift, ſo gering iſt andererſeits ihre Fähigkeit und ihre Kraft, aus dem Zuſammengebrachten einen ſelbſtändigen Lebensinhalt, ein geiſtiges Lebensideal zu geſtalten. Bei aller raſchen und haſtigen Production fehlt unſerer Zeit die innere Freudigkeit und bei aller Selbſtzufriedenheit, ja Selbſtüberhebung nagt ſtets ein geheimer Zweifel an ihr, die Kritik iſt übermächtig und das Streben nach Originalität führt bei geringer Schöpferkraft auf allen Gebieten der Kunſt im weiteſten

Sinne doch nur zu immer neuen Nachahmungen. Der an allem Idealen irre gewordene Geiſt nimmt ſeine Zuflucht zum brutalen Realismus, oder vielmehr Naturalismus. Daher die Bewunderung und eifrige Nachahmung, welche Zolas genaue Copien der gemeinen Menſchennatur und Wirklichkeit, ebenſo wie die zwar geiſtreichen, aber raffinirt ausgeklügelten und die Fäulniß der menſchlichen Geſellſchaft ausſchließlich hervorkehrenden Dramen Ibſens gegenwärtig in Deutſchland finden. Und daß die herrſchende Weltanſchauung in einem mannigfach formulirten Skepticismus und zielloſen Peſſimismus ihre Befriedigung findet, iſt wahrlich kein Zeichen von Jugendfriſche, ſondern ein rechtes Merkmal des Epigonenthums. Seecks, von ſeinem Standpunkte aus ganz begreifliche Anſicht, daß die Menſchheit auch auf ſittlichem Gebiete ſtete Fortſchritte mache und der Vervollkommnung entgegengehe, erſcheint uns durchaus unhaltbar. Wir können hier nur Rankes Auffaſſung uns anſchließen, daß die Menſchheit zwar intellectuell, wenn auch mit mannigfachen Unterbrechungen, fortwährend fortſchreite, daß dagegen auf ſittlichem Gebiete ein ſolcher Fortſchritt nicht vorhanden ſei, vielmehr hier ſeit dem Eintritt des Chriſtenthums in die Welt ein beſtändiges Vor- und Rückwärtsgehen ſtattfinde. Je nachdem die chriſtlichen Lebensideale und Lebensziele in einer Zeit und in einem Volke mehr oder weniger Verwirklichung finden, deſto höher ſtehen dieſe, deſto mehr Lebenskraft entwickeln ſie, das lehrt unzweideutig die Geſchichte. Und wie viel moraliſche Verderbniß und Fäulniß auch manche Epochen und Generationen aufweiſen — auch die Gegenwart iſt davon nichts weniger als frei — zu einer ſo furchtbaren, grauenvollen ſittlichen Entartung, wie ſie an ihrem Ausgange die antike Welt zeigt, iſt es in der chriſtlichen Aera doch nie wieder gekommen. Die chriſtlichen Völker und Staaten haben noch ſtets die Fähigkeit der Erneuerung, der ſittlichen Wiedergeburt gehabt und bewieſen, und darin liegt der ſicherſte Troſt gegen den peſſimiſtiſchen Gedanken des Alterns und Verwelkens auch in der Gegenwart, mag er ſich auch nicht ſelten dem ernſt prüfenden Betrachter der Zeitverhältniſſe aufdrängen. Aber man darf ſich nicht einbilden geſund zu ſein, wenn man krank iſt, und reich zu ſein, wenn man mit der Armuth zu kämpfen hat, das iſt die nothwendige Vorbedingung der Beſſerung. Auf eine Epigonenzeit kann allmählich wieder ein neuer friſcher Aufſchwung des Geiſteslebens folgen, und Deutſchland insbeſondere hat ſolchen Wechſel ſchon mehrmals erlebt. In welch entſetzlichem Verfalle lag die geſammte Cultur, Bildung und Poeſie der Deutſchen am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, und welch ſtrahlenden Glanz verbreiteten ſie am Ende des achtzehnten! Vielleicht kommt doch noch einmal die Zeit, wo des Dichters Wort in Erfüllung geht. „Und es mag am deutſchen Weſen einmal noch die Welt geneſen.“ Aber heute iſt das deutſche Geiſtesleben davon ſo entfernt als nur möglich, und ein

ſelbſtzufriedener Optimismus kann heute nur von der ſchädlichſten Wirkung ſein. Wir ſehen an dem Deutſchland der Gegenwart, daß der Lehrſatz durchaus nicht allgemeine Giltigkeit hat, Zeiten großen kriegeriſchen und politiſchen Aufſchwungs hätten auch immer eine Erhebung des geiſtigen Lebens, eine großartige Blüthe der Kunſt und Literatur zur Folge. Das deutſche Volk iſt nie mächtiger und geeinigter, nie von glänzenderem Kriegsruhm umſtrahlt geweſen, als in der Gegenwart, noch nie ſind alle ſeine nationalen und politiſchen Ideale durch die Kraft und das Genie großer Männer in dem Maße erfüllt worden, wie es heute der Fall iſt, und wie wenig entſpricht dem ſein geiſtiges Leben! Auch die politiſchen Parteien Deutſchlands tragen heute durchaus den Epigonencharakter. Wie contraſtirt gegen den idealen, charakterfeſten, ſiegesgewiſſen und opferbereiten Liberalismus der vierziger und fünfziger Jahre der fette, matte und ängſtliche von heute! Und ebenſo hat die ſelbſtbewußte, energiſche, in ihrer Art nicht weniger ideal gerichtete Haltung und Auffaſſung der Conſervativen einem vorſichtigen, ſchwankenden, nur zu ſehr nach Oben blickenden Verhalten Platz gemacht! Auch die alten, freiheitsdurſtigen, raſtlos für die Verwirklichung ihrer utopiſchen Ideen thätigen und opferfreudigen Demokraten jener Zeit erſcheinen in idealem Lichte, wenn man ſie mit ihren heutigen Nachfolgern und deren wüſtem gewiſſen- und vaterlandsloſen Demagogenthum vergleicht. Nur bei der rein deſtructiven Partei der Socialdemokraten zeigt ſich bisweilen etwas von dem Opfermuth und der Hingebung, welche einer beſſeren Sache würdig wären. Alles rühmt, erſehnt und fordert Charaktere, aber dieſe Forderung zunächſt an ſich ſelbſt zu verwirklichen, dazu hat Niemand rechte Luſt und Kraft. Dieſer Mangel an Charakterfeſtigkeit, an klar und ſcharf ausgeprägter Perſönlichkeit, dieſe Neigung, ſich mit den Verhältniſſen und Forderungen der Zeit irgendwie abzufinden, iſt der ſchwere Schaden, an dem gegenwärtig alle politiſchen Parteien kranken, er iſt im Grunde dieſelbe Schwäche, aus der auch auf dem literäriſch-künſtleriſchen Gebiete alle Mängel entſpringen. In allen Arten materieller Cultur ſehen wir gegenwärtig in Deutſchland den größten Aufſchwung, überall da, wo der rechnende, reflectirende Verſtand ausreicht, wo die ſcharfe Beobachtung wirkſam iſt, erreichen ſie außerordentliche Erfolge, auf dieſem Felde feiert der Menſchengeiſt jetzt großartige Triumphe. Aber die ideale Geiſtesthätigkeit liegt darnieder, und ſie allein giebt einem Geſchlechte, einem Volke doch die eigentliche Lebenskraft und verbürgt ihm doch allein eine dauernde Zukunft. Darauf energiſch hinzuweiſen, dieſe dunkle Schattenſeite des heutigen deutſchen Lebens ſchonungslos hervorzuheben, erſcheint uns als die Pflicht eines Jeden, der ſie erkannt hat und ſein Vaterland liebt. Seecks Auffaſſung: man freue ſich an dem, was wir haben, und ſchelte auch unſere Fehler nicht zu ſehr, können wir uns daher

in keiner Weise aneignen, halten vielmehr den Optimismus, der sich darin ausspricht, für höchst bedenklich. Aus dem Epigonenthum kommt man nicht dadurch heraus, daß man es leugnet und seine zu Tage liegenden Schwächen möglichst ignorirt, sondern nur durch rückhaltlose Selbstprüfung und Selbstkritik; die Wahrheit macht immer frei und schafft die Möglichkeit der Erhebung und Wiederbelebung des besseren Selbst. Seeck thut daher dem „Deutschen" sehr Unrecht, wenn er ihn zu den „grauen, freudlosen Geistern" rechnet, denn aus seinem Buche spricht eine frische und lebendige Begeisterung, die, mag sie auch manchmal irregehen und ungerecht gegen bedeutende Persönlichkeiten und die von ihnen vertretenen Richtungen sein, doch auf jeden nicht völlig befangenen Leser erfrischend wirken muß.

Wir haben uns so lange bei dem ersten principiellen Abschnitt der Schrift aufgehalten, daß uns für die übrigen nur wenig Raum bleibt und wir uns, wie sehr sie auch Stoff zu mannigfacher Erörterung bieten, auf einige kurze Bemerkungen beschränken müssen. In dem zweiten Capitel „Individualität und Volksthümlichkeit in der Kunst" stimmt Seeck im Princip der Forderung des „Deutschen", der beides von der wahren Kunst verlangt, bei und sucht nur das Uebertriebene und zu weit Gehende in dessen Ansichten zu beschränken und Anderes genauer zu fassen. Es fehlt in diesem Abschnitte nicht an feinen und treffenden Bemerkungen, eben so wenig freilich an solchen, die nothwendig Widerspruch hervorrufen müssen. Vor Allem vermissen wir, daß unser Autor nicht einen schärferen Unterschied zwischen volksthümlich und populär gemacht hat. Ob etwas populär wird, darüber entscheidet oft die Mode, Zeitstimmung, Parteirichtung, und andererseits kann ein Werk der Kunst echt volksthümlich, d. h. voll aus dem Geist und Charakter des Volkes heraus geschaffen sein und dennoch zunächst, ja längere Zeit keine Beachtung finden. Ferner möchten wir gegen den Satz: es sei eine falsche Behauptung, daß die Dichter die Lehrer ihrer Nation seien, Einsprache erheben. Homer war doch unzweifelhaft der Lehrer der Griechen und wurde auch so von ihnen angesehen, und daß Schiller durch seinen erhabenen Idealismus erziehend, stärkend und erhebend auf das deutsche Volk eingewirkt, wird sich doch gewiß nicht bestreiten lassen. Auch Seecks paradoxe Aeußerung über Shakespeare, den er sich als eine weiche, schmiegsame, höchst empfindliche Natur denkt, wird auf entschiedenen Widerspruch stoßen. Der Satz, auf den er diese seine Ansicht stützt, daß starke Individualitäten stets exclusiv seien, ist zwar gewiß richtig, aber eben so wahr ist es andererseits, daß sich in einem großen, idealen Individuum das gesammte Welt- und Menschenwesen nach allen seinen Richtungen hin abspiegelt und daß ein solcher Mensch daher unendlich viel mehr sieht und erfaßt, als die gewöhnlichen Naturen. Das Zugeständniß Seecks: „Darin hat der „Deutsche"

ganz Recht, wenn er in Rembrandt das einzig erſtrebenswerthe Künſtlerideal für unſere Zeit erblickt, aber wohl bemerkt, nur für unſere Zeit," läßt den Unterſchied zwiſchen ihm und jenem als keinen grundſätzlichen erſcheinen; mit dieſer Erklärung wird ſich auch der „Deutſche" zufrieden geben können.

Der dritte Abſchnitt „Künſtler und Gelehrte" enthält ebenfalls viel feine und geiſtreiche Gedanken. Man merkt hier deutlich, daß der Autor nicht nur ein Gelehrter, ſondern auch ein guter Kunſtkenner iſt. Was Seeck über die Bedingungen einer neuen Kunſtblüthe, über den Gegenſatz der größten künſtleriſchen zu den größten wiſſenſchaftlichen Thaten ſagt, iſt ſehr richtig und wahr. Sätze, wie dieſer: „In der Kunſt bezeichnen die höchſten Leiſtungen immer den Abſchluß einer vollendeten Entwickelung, in der Wiſſenſchaft den Ausgangspunkt einer kommenden", ſind von einleuchtender Wahrheit. Dagegen wird Seecks Anſicht, daß ſeit der Antigone des Sophokles und dem Hermes des Praxiteles die Kunſt nicht um einen Schritt vorwärts gekommen, daß ſeit mehr als 2000 Jahren ein wirklicher Fortſchritt der Kunſt nicht bemerkt worden ſei, ſtarke Bedenken erregen. Man wird das von der Plaſtik unbedingt, von der Architektur vielleicht auch, von der Malerei nur mit ſtarker Einſchränkung gelten laſſen, aber in der Poeſie ſind Shakeſpeares individuell ausgeprägte Charaktere doch wohl ein Fortſchritt gegen die typiſchen Geſtalten der antiken Tragödie trotz aller ihrer Schönheit, und Goethes Fauſt iſt eine noch tiefere, alles Menſchliche umfaſſende Conception als irgend ein Drama des Alterthums. In der Muſik endlich iſt der Fortſchritt ganz außer Frage, da hat das Alterthum ſicherlich nichts aufzuweiſen gehabt, was ſich zum Beiſpiel mit der unergründlichen Tiefe und Herrlichkeit der Schöpfungen Beethovens vergleichen ließe.

Das vierte Capitel wendet ſich gegen die Angriffe des „Deutſchen" auf den Specialismus in der deutſchen Wiſſenſchaft. Hier kämpft unſer Autor gewiſſermaßen pro domo, und hier iſt der Gegenſatz zwiſchen ihm und dem Verfaſſer des „Rembrandt" am ſtärkſten. Indem wir uns vorbehalten, auf die hier behandelte Frage, eine der wichtigſten für die Zukunft der Wiſſenſchaft, in einem anderen Zuſammenhange ſpäter zurückzukommen, beſchränken wir uns an dieſer Stelle auf ein paar Bemerkungen. Seeck wirft unter Anderem gegen die vom „Deutſchen" geforderte Entwickelung der Individualitäten die Frage auf: „Was bedeutet denn dieſes Anderes als Ausbildung einzelner Anlagen des Geiſtes und Charakters auf Koſten der übrigen, d. h. Specialiſirung?" Dieſe Bemerkung erſcheint auf den erſten Blick ſehr richtig, aber genauere Erwägung zeigt ſie doch als keineswegs zutreffend; denn nicht nur durch Ausbildung einzelner Anlagen unter Verkümmerung anderer bildet ſich die Individualität der Menſchen, ſondern

dadurch, daß der Einzelne die Einwirkungen von Welt, Leben und Bildung in sehr verschiedener Weise erfährt und auf sein Inneres wirken läßt; je selbständiger er sich dabei verhält und je umfassender der Bildungsstoff ist, den er sich zu eigen macht, desto reicher wird seine Individualität sein. Wenn Seeck weiter erklärt: „Nicht die Erkenntniß gewährt uns die Wissenschaft, obgleich sie darnach strebt und streben soll, sondern Erkenntnisse, nicht eine große Einheit, sondern viele kleine Einzelheiten; in der allmählichen Anhäufung derselben besteht eben der Fortschritt der Wissenschaft," so ist das eine recht trostlose Ansicht, denn nach der Einheit aller Erkenntniß zu streben ist doch die höchste Eigenschaft des Menschengeistes. Nur in einer Zeit, in der der philosophische Geist, das Wort im weitesten Sinne genommen, ganz zurückgedrängt und aus den Wissenschaften so gut wie verschwunden ist, kann eine solche Erklärung befriedigen. Wir führen gegen sie das treffende Wort an, das Seeck selbst an einer anderen Stelle ausspricht: „Nur derjenige weiß etwas, der es geistig durchdrungen und alle seine Einzelheiten selbstthätig in einen inneren Zusammenhang gebracht hat, nicht, wer einige schätzenswerthe Notizen mechanisch hersagen kann."

Es war zu erwarten, daß der Schüler und Freund Mommsens in diesem Capitel die Angriffe des „Deutschen" auf den berühmten Gelehrten nicht ungerügt lassen werde. Er hat auf sie in der schärfsten Weise geantwortet, und wenn wir es auch bedauern, daß er an dieser Stelle den sachlichen Ton verlassen und sich in stark persönlicher Form gegen den „Deutschen", auf dessen Namen und wissenschaftliche Beschäftigung es unseres Erachtens hier übrigens gar nicht ankommt, zu wenden für gut befunden hat, so wird doch der „Deutsche" nach dem von ihm selbst proclamirten Recht der entschiedenen Subjectivität und Individualität das Seeck nicht verargen dürfen. Seine Angriffe schossen unfraglich weit über das Ziel hinaus und waren mehr gegen den Politiker, als gegen den Gelehrten Mommsen gerichtet. Dieser wird allezeit eine Zierde der deutschen Wissenschaft und seine „Römische Geschichte" ein unverlierbares Besitzthum der deutschen Literatur bleiben. Aber daß der Geschichtsschreiber, welcher ein so unerbittliches Verdammungsurtheil über den politischen Dilettantismus und das Phrasenthum Ciceros und die bocksteife Principienreiterei und die Donquixoterie Catos von Utica ausgesprochen hat, der die unvergleichlich geniale, aber von ruchloser Selbstsucht erfüllte Persönlichkeit Caesars bewundert, entschuldigt und ihn als Begründer der nothwendig gewordenen Monarchie mit flammenden Worten feiert, daß dieser selbe Mann eifriger Anhänger der deutsch-freisinnigen Partei ist und kein Verständniß und keine Anerkennung für den großen Staatsmann hat, dessen Genie Deutschland aus ohnmächtiger Zerrissenheit zu einem großen Reich umgeschaffen hat — das beweist jedenfalls

einen Fehler in Mommſens geiſtigem Auge. Sein Verhalten gegen Bismarck billigt auch Seeck nicht.

In dem letzten Abſchnitt behandelt der Autor die Auseinanderſetzungen des „Deutſchen" über die Verderblichkeit der Muſeen für die moderne Kunſt. Seeck rechtfertigt die Nützlichkeit und Nothwendigkeit dieſer Kunſtſammlungen, aber im Grunde ſieht doch auch er ſie mehr als ein nothwendiges Uebel an und verkennt den verwirrenden und lähmenden Einfluß, den ſie auf nicht wenige, auch hervorragende Künſtler ausgeübt haben, durchaus nicht. Auch hier iſt kein principieller Gegenſatz zwiſchen ihm und dem „Deutſchen"

Wir ſchließen unſere Beſprechung, indem wir Seecks Schrift nochmals allen Leſern und Freunden des Buches: „Rembrandt als Erzieher" zur aufmerkſamen Lectüre und ſorgfältigen Prüfung empfehlen. Aus dem Widerſtreite der Anſichten, wenn er mit ernſtem Sinne und mit Sachkunde geführt wird, ergiebt ſich zuletzt die rechte Erkenntniß, und bei jedem wahrhaft Gebildeten werden ſo wichtige Fragen, wie die hier von verſchiedenen Standpunkten erörterten, auf lebhaftes Intereſſe rechnen können.

H D.

Bücherschau.

„Verkehrs- und Adreßbuch der baltischen Provinzen." Herausgegeben von A. W. Kroger, cand. jur. II Band „Livländisches Verkehrs- und Adreßbuch für 1892/93" Riga 1892. Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei. Im Selbstverlage des Herausgebers.

Es ist ein bedeutsames literärisches Unternehmen, welches wir in diesem Sammelwerk begrüßen dürfen. Haben Adreßbücher naturgemäß in erster Linie den Zweck, den praktischen Bedürfnissen, welche das vielgestaltige moderne Verkehrsleben entstehen läßt, zu dienen, so vermögen doch Werke dieser Art, wenn sie zuverlässig und vollständig sind und in einem gewissen Grade in das Detail gehen, auch Zwecken zu genügen, welche auf wissenschaftlichem Gebiet gelegen sind.

Das vorliegende Buch, welches dem I. Bande des Gesammtwerkes, dem „Rigaschen Verkehrs- und Adreßbuch für 1891/92", gefolgt ist, kann darauf Anspruch erheben, nicht nur von dem im Verkehrsleben stehenden Praktiker, sondern auch von demjenigen beachtet zu werden, welcher für das sociale Gefüge unserer Provinz ein wissenschaftliches Interesse bekundet. Es enthält eine große Fülle Material von eminentem culturhistorischen Werth und wird namentlich unseren livländischen Statistikern Manches bieten, was in den sonst verfügbaren literärischen Hilfsmitteln nicht zu finden ist. Da nun die Zuverlässigkeit und Vollständigkeit, so weit wir es beurtheilen können, wenn auch keine absolute, so doch eine Achtung gebietende ist, so glauben wir unseren einheimischen Statistikern anrathen zu dürfen, Einblick in jenes Werk nehmen zu wollen.

Ein brauchbares livländisches Adreßbuch wird in der Hauptsache die Landgüter und deren Besitzer behandeln müssen. Je nachdem diese Aufgabe gut oder schlecht gelöst worden ist, wird vornehmlich das Urtheil ausfallen.

An Handbüchern, welche die Landgüter Livlands nach ihrem Bestande, ihrer judiciären und administrativen Zugehörigkeit und ihrer postalischen Belegenheit registriren, hat es bei uns in der älteren Zeit nicht gefehlt.

Das älteste uns bekannte Buch dieser Art ist das „Allgemeine Adreß-Buch für das Gouvernement Livland und Oesel", herausgegeben von Dr. Karl Freyherrn Budberg, genannt Bönningkshausen, Riga, gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei, 1840 (2. Auflage 1842). Zwei Decennien später ließ Jegor von Sivers „Das Buch der Güter Livlands und Oesels" erscheinen (Riga 1863. Gedruckt in der Müllerschen Buchdruckerei). Bald darauf gab der Redacteur der „Livländischen Gouv.-Zeitung" Adolph Klingenberg ein „Adreßbuch für das Gouvernement Livland, zum Gebrauch für Behörden" heraus (Riga 1871. Gedruckt in der Livländischen Gouvernements-Typographie).

In russischer Sprache sind neuerdings vom Secretär des livländischen statistischen Comités V. Vogel Handbücher ähnlicher Art edirt worden[1].

Während die von Sivers und Klingenberg publicirten Werke lediglich die Güter und Pastorate Livlands umfassen, erstrecken sich die von Budberg und Vogel herausgegebenen auch auf den Personalbestand der Behörden und Institutionen, Kirchen und Schulen Livlands, auf die Aufzählung der Aerzte, Apotheken ꝛc. in größerer oder geringerer Mannigfaltigkeit.

Bisher hatte es offenbar an dem rechten Vertrauen auf die Mitwirkung weiterer Kreise unserer Bevölkerung gefehlt, wenn erst jetzt ein großer Theil des in den neueren amtlichen Werken dieser Art enthaltenen Stoffes in gemeinverständlicher Form den gebildeten Gesellschaftsklassen zugänglich gemacht wird. Mit Befriedigung constatiren wir, daß der längst erwartete Versuch endlich gemacht worden ist, und mit Vergnügen, daß er, abgesehen von einigen kleinen Mängeln und Irrthümern, die bei solchen Arbeiten übrigens unvermeidlich sind, glänzend ausgefallen ist — denn das Krögersche Adreßbuch enthält weit mehr als die bisherigen Publicationen dieser Art Die Nachrichten, man möchte sagen kurzen Beschreibungen, welche es von jedem einzelnen Gute Livlands bietet, sind von unschätzbarem und bleibendem Werth. Aus diesem Werke kann wenigstens der Einheimische Livland besser und leichter kennen lernen, als aus irgend einem anderen. Zum Nachschlagen und zu schneller Orientirung eignet es sich in der besten Weise. Nur die beschreibende gelehrte Einleitung des Werkes hat uns nicht imponiren können, die uns u. A. belehrt, daß Dorpat im Frühjahr angeblich ein schlechtes Klima hat, sowie daß das „Durchschnittsalter" für Livland

[1] Справочная книжка лифляндской губерніи (Nachschlagebuch für das Gouvernement Livland für das Jahr 1889, dasselbe für das Jahr 1890 und das Jahr 1891/92.

auf 25 Jahre berechnet wird! Ja, wäre es wenigstens die mittlere Lebensdauer! Der in dieser Einleitung enthaltene Urväterhausrath hätte füglich von kundiger, in der neueren Literatur sich leicht zurechtfindender Hand durch ein zierlicheres Mobiliar ersetzt werden können.

Ferner ist auch das Deutsch des Adreßbuches nicht immer tadellos. Man sagt z. B. (S. 151) nicht „zunftgemäße", sondern „zünftige" Handwerker.

Die „Balt. Monatsschrift" kommt mit ihrer Empfehlung freilich etwas spät, will dieselbe jedoch nicht zurückhalten, weil sie die Ueberzeugung hat, daß das Krögersche Livländische Adreßbuch, das auf keinem Gute, keinem Pastorate und in keinem Geschäfts- oder Behördenlocal fehlen sollte, noch viel zu wenig Eigenthum derjenigen geworden ist, für die es mit dem Aufwand von viel Zeit und Geld edirt worden. Vivat sequens! rufen wir dem rührigen Herausgeber zu und wünschen, daß derselbe nicht etwa durch einen finanziellen Mißerfolg entmuthigt werden möge, die angekündigten Adreßbücher der Schwesterprovinzen, sowie neue Auflagen der vorliegenden erscheinen zu lassen. Gegenüber einer so großen, viel Opfer erfordernden Arbeit ist Unterstützung seitens des Publicums in Rücksicht auf den Nutzen, den das Werk Jedem bietet, einfach Bürgerpflicht. Möge nicht eine falsche Oekonomie den Herausgeber zwingen, seine weiteren Pläne aufzugeben. Das Opfer, welches die Anschaffung des Livländischen Adreßbuches erfordert, ist nicht groß: 5 Rbl.

Herausgeber R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich
R. Carlberg

Дозволено цензурою. — Ревель, 3-го Сентября 1892 г.
Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Digitized by Google

sie durch unermüdliche Thätigkeit fortsetzte und, so weit es in seiner Macht stand, vollendete. Er war es, der den Ladogacanal erbaute, der das Heer wieder kriegstüchtig machte und durch die Errichtung der ersten wirklichen Kriegsschule sich ein unvergeßliches Verdienst erwarb. Ein nie besiegter Feldherr, hat er das Heer zu glänzenden Siegen geführt. Jeder Zoll ein Deutscher, verstand er die guten Eigenschaften der Russen voll zu würdigen. Wie kein Anderer verstand er Rußlands wahres Interesse richtig zu erfassen; sein ganzes Leben, seine ganze Thätigkeit hat er Rußland gewidmet.

Die Münnich stammen aus einem oldenburgischen Bauerngeschlecht[1]. Unermüdliche umsichtige Arbeit hatte das Geschlecht emporgehoben. Das sumpfige Land wurde dem Wasser abgerungen und der Cultur zugänglich gemacht. Schon die Vorfahren waren kundige Entwässerer und Erbauer von Deichen, Urgroßvater und Großvater waren im heimischen Gau Wüstestland Vögte gewesen. Sein Vater, schon wohlhabend, trat in dänische Kriegsdienste — die Grafen von Oldenburg waren Könige von Dänemark. Sicherten ihm auch seine Kenntnisse im Ingenieurwesen eine ehrenvolle Laufbahn, so zog er es doch vor, seiner Heimath zu dienen, wo dem Deichwesen von der Regierung zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Als Obristlieutenant verabschiedet, wurde er zum ersten General-Deichgräf in Oldenburg ernannt und in den Adel erhoben. Auf seinem Gute Neuenhuntorf wurde ihm aus seiner Ehe mit Sophie Katharina von Oetken am 9. Nov. 1683 sein zweiter Sohn Burchard Christoph geboren. Der Knabe zeigte schon früh ungewöhnliche Begabung. Erst 9 Jahre alt, war er schon im Stande, Deich- und Schleusenpläne seines Vaters zu copiren. Die vom Vater verfaßte Beschreibung der oldenburgischen Deiche und Schleusen copirte er für sich und begleitete den Vater auf seinen Deichreisen. Er war schon als Knabe so selbständig, daß er seine in Kurland an einen Freiherrn von Wildemann verheirathete Schwester dorthin geleitete. Im Jahre 1699 trat sein Vater in die Dienste des Fürsten von Ostfriesland und ward Drost im Amte Esenz. Hier erhielt Münnich seine weitere Bildung. Er machte rasche Fortschritte in der Mathematik und im Französischen. 16 Jahre alt ging er nach Paris, das Frankreich Ludwigs XIV. war noch in voller Blüthe und die hohe Schule aller Künste des Krieges und des Friedens,

[1] Herr A. Jürgensohn („Russ. Revue", Bd. 26, S. 225) hält unter Berufung auf die Stammtafel in Münnichs Jugendtagebuch die Angabe, die Münnichs stammten aus einem oldenburgischen Bauerngeschlecht für nicht ganz zutreffend. Halem, der an Ort und Stelle sich orientiren konnte und in unmittelbare Beziehung zu Münnichs Familie getreten war, ist in seiner oben angeführten Angabe ganz positiv und daher für uns entscheidend. Jene Stammtafel dürfte wohl ein erstes Anzeichen von Münnichs Ehrgeiz sein.

er sich, in Peters Dienste zu treten. Durch den russischen Gesandten in Warschau, den Fürsten Dolgoruki, übersandte er dem Zaren seine Schrift über die Fortification. Im Auftrage Peters bot ihm Dolgoruki die Stellung eines Generalingenieurs mit dem Range eines Generallieutenants an. Münnich nahm den ehrenden Antrag an, ohne etwas schriftlich zu haben, im Vertrauen auf des Ministers Wort.

Im Februar 1721, 37 Jahre alt, betrat er zum ersten Mal Petersburg, den Schauplatz, auf dem er eine so glänzende Rolle spielen sollte. Seine blühende Gesundheit, sein Frohsinn, sein elegantes Auftreten ließen ihn jugendlich erscheinen. „Wie alt sind Sie?" war die erste Frage aller russischen Minister und Generale. „Wie alt sind Sie?" war die erste Frage des Zaren. Auch die feinen eleganten Manieren waren nicht nach Peters Geschmack, der bisher elegante Feinheit und Kriegstüchtigkeit unvereinbar gefunden hatte. Einem so jungen Manne meinte er die versprochene Stellung nicht ohne Weiteres anvertrauen zu können. Er wollte ihn erst prüfen. Münnich erhielt keine Bestallung, mußte aber Peter überall hin begleiten; er kritisirte verschiedene Festungsanlagen, entwarf Verbesserungspläne, die den Zaren befriedigten, aber ihm das versprochene Diplom nicht einbrachten. Was seine Verdienste nicht bewirkten, bewirkte der Zufall. Während Peters Anwesenheit in Riga brannte in Folge eines Blitzschlages der Petrithurm ab. Peter, dem der schöne Thurm sehr gefallen hatte, verlangte den Wiederaufbau und sofort eine genaue Zeichnung; eine solche war im Rathsarchive nicht zu finden. Münnich, dem der Thurm gleichfalls durch seinen schönen Bau aufgefallen war, hatte ihn abgezeichnet, Jaguschinski hatte die Zeichnung bei ihm gesehen und brachte sie dem Zaren. In der Freude über die sofortige Befriedigung seines Wunsches unterzeichnete Peter das Diplom eines Generallieutenants für Münnich allein mit dem Datum des folgenden Jahres. Ein Jahr mußte er noch als Generalmajor dienen.

Bevor Münnich seine neue Laufbahn antrat, stellte er nunmehr schriftliche Bedingungen, wobei er sich auf sechs Jahre band. Dann suchte er noch einmal — es sollte das letzte Mal sein — seine Heimath auf. Sein Vater war am 14. Februar 1721 gestorben und seine Mutter bald darauf Der Vater hatte ihn zum alleinigen Erben seiner Güter eingesetzt. Da der ältere Bruder das Testament anfocht, erledigte Münnich den Streit durch einen Vergleich, indem er mit dem Bruder theilte.

Bei seiner Rückkehr empfing Peter ihn sehr gnädig und bewies ihm ein stets wachsendes Vertrauen. Als das Verwunderung erregte, bemerkte der französische Gesandte Campredon den über die Bevorzugung eines so jungen Mannes Erstaunten: „Seht Ihr denn nicht, daß der Kaiser in des

Boden nicht durchweg gleich tief sei. „Grigori," sagte er zu Pissarew, „es giebt zweierlei Arten Fehler, die erste aus Dummheit, die zweite und schlimmste, wo man nicht sehen will! Warum sind keine Dämme da, warum sind die Ufer nicht befestigt? Warum so viele Krümmungen?" „Der Hügel wegen," erwiderte der zitternde Pissarew. Nun erhob sich der Kaiser, sah sich auf der einförmigen Fläche um und sagte: „Wo sind denn Hügel? Wahrlich, Du bist ein vollkommener Taugenichts."

Der Canal ward nach Münnichs Plan gebaut. Schon im folgenden Jahre konnte das Wasser in die erste Strecke gelassen werden. Peter half selbst den Damm durchstechen, dann sprang er in ein Boot und fuhr den neuen Canal entlang. Als er drei Monate vor seinem Tode nach Petersburg kam und die Kaiserin sich nach seiner schon wankenden Gesundheit erkundigte, war seine Antwort: „Die Arbeiten meines Münnich haben mich gesund gemacht. Ich denke es noch zu erleben, daß ich mich in Petersburg in ein Boot setze und in Moskau ans Land steige." Zu Boot fahren ging Peter eben über Alles. Am folgenden Tage nahm er Münnich in den Senat mit, stellte ihn den Senatoren vor und sagte: „Ich habe den Mann gefunden, der den Ladogacanal vollenden und bald vollenden wird. Noch nie habe ich einen Ausländer in meinen Diensten gehabt, der, wie er, große Werke anzugeben und auszuführen versteht. Ihr sollt thun, was er verlangt." Als der Kaiser den Senat verlassen hatte, wandte sich der Generalprocureur Jagushinski an Münnich mit den Worten: „Herr General, wir erwarten Ihre Befehle." Münnich verlangte und erhielt 25,000 Arbeiter (bis dahin hatte er 16,000 gehabt). Peter versprach ihm, er werde des Feldzeugmeisters Bruce Nachfolger werden und alle Bauten der Krone sollten unter seiner Aufsicht stehen. Die Vollendung des Canals erlebte Peter nicht. Unter Katharina I. legte Menschikow dem Canalbau vielfache Hindernisse in den Weg. Aber die Sache nahm trotzdem ihren Fortgang, sie war eben schon zu weit vorgeschritten. Münnich, der begriff, daß er der neuen Regierung gegenüber seine Stellung sichern müsse, stellte jetzt neue Forderungen und schlug eine Capitulation auf 10 Jahre vor. Er verlangte den noch von Peter versprochenen Rang, ein Haus in Petersburg, eins in Ladoga, ein Gut am Canal, eine Insel bei Schlüsselburg. Im Falle eines Krieges mit England oder Dänemark sollte die Regierung seine Güter in Oldenburg garantiren. Nach 10 Jahren sollte es ihm freistehen, Rußland zu verlassen, er sollte berechtigt sein, seine Kinder im Auslande erziehen zu lassen. Die Capitulation wurde erst von Peter II. bestätigt, doch erhielt er nicht die Würde des Generalfeldzeugmeisters. Dagegen wurde er zum Generalgouverneur von Ingermanland und Commandirenden der Truppen daselbst ernannt, eine Stellung, die ihm großen Einfluß verschaffte. Zur Krönung

knüpfen und für immer zu befestigen, seinen Sohn, der in Paris bei der Gesandtschaft diente und nach der Versetzung des Gesandten Grafen Golowkin an den Haag als Chargé d'affaires fungirte, eilig nach Petersburg kommen lassen und um die Schwägerin Birons, ein Fräulein Trotta von Treiden, freien lassen. Allein der Antrag wurde abgelehnt, vielmehr wurde der Generalgouverneur von Livland, Graf Bismark, Birons Schwager[1]. Man benutzte die Ankunft der Nichte der Kaiserin, der Prinzessin Anna, um Münnich aus dem Palais in rücksichtsloser Weise zu verdrängen, zu reizen und zu unzufriedenen Aeußerungen zu veranlassen. Er blieb kaltblütig. Man entfernte ihn vom Hofe, indem man ihn nach Polen sandte, wo es galt, den Gegner Augusts II., den von Frankreich unterstützten Stanislaus Leszczynski, aus Danzig zu vertreiben. Münnich führte die Belagerung Danzigs energisch durch, erzwang die Capitulation und kehrte im Triumph nach Petersburg zurück. Seine Gegenwart machte sofort alle ausgestreuten Verleumdungen wirkungslos. Er genoß das Vertrauen der Kaiserin, um so mehr als man einem schweren Kriege entgegentrieb.

Die Niederlage Peters d. Gr. am Pruth, wo er hatte um Frieden bitten, Asow abtreten und versprechen müssen, sich nie in die polnischen Angelegenheiten zu mischen, war noch ungerächt. Es gab eine Partei am Hofe, die zum Kriege drängte. Ostermann und Münnich riethen ab, man dürfe die Macht der Türkei nicht zu gering anschlagen, und setzten es durch, daß zunächst nur der Chan der Krim, ein Vasall der Pforte, für die beständigen Grenzverletzungen gezüchtigt werden sollte. Münnich sollte die Ruhe in Polen wiederherstellen. Ein Corps von 28,000 Mann unter dem General Leontjew sollte in die Krim einfallen, doch verlor es durch Krankheit und Mangel den dritten Theil der Soldaten und mußte umkehren, ehe es die Krim erreicht hatte Nun wurde Münnich an die Spitze gestellt. Im März 1736 begann Feldmarschall Lacy auf seinen Befehl die Belagerung Asows. Im Mai brach Münnich mit 54,000 Mann und 12,000 Kosaken gegen die Krim auf. Die für uneinnehmbar erachteten Linien von Perekop wurden erstürmt. hier stieß man auf türkische Truppen Unaufhaltsam brach Münnich in die Krim ein. Die Proviantcolonne führte der General Fürst Trubezkoi mit so unverantwortlicher Langsamkeit, daß das Heer erst im Juli auf sie stieß, als es bereits auf dem Rückwege war. Unaufhaltsam und ohne Rücksicht auf den Mangel an Proviant und Fourage war Münnich vorgedrungen, hatte Baktschisarai, die Residenz der Chane, eingeäschert — wobei eine große, von Jesuiten angelegte Bibliothek verbrannte aber Kaffa wegen völliger Erschöpfung nicht erreichen können. Das Land hatten die Tataren selbst verheert. Der Verlust durch Krankheiten und Entbehrungen

[1] Bei Birons Sturz wurde auch Graf Bismark verhaftet und verschickt.

In Petersburg wurde der nachtheilige Friede großartig gefeiert und ungeheure Belohnungen vertheilt. Münnich erhielt eine lebenslängliche Pension von 6000 Rbl. Unzufrieden war allein er — weil er der Einzige war, der seinen Ehrgeiz darin setzte, das wahre Interesse Rußlands zu vertreten. Wie er gegen den leichtsinnigen Krieg gesprochen hatte, so war er gegen den leichtsinnigen Frieden.

Mit verdoppeltem Eifer warf er sich nun auf die Arbeiten zur Organisation der Armee und des gesammten Kriegswesens, damit Rußland für einen zukünftigen Krieg gerüstet sei. Durch das Vertrauen der Kaiserin gehoben, konnte er mit Aussicht auf vollen Erfolg wirken; doch sollte seine Thätigkeit nicht von langer Dauer sein: ein böses Geschick riß ihn vom Schauplatz seiner Thaten hinweg in zwanzigjährige Unthätigkeit und beraubte Rußland seines fähigsten Organisators, der im Stande gewesen wäre, Peters Werk fortzusetzen.

Im October 1740 erkrankte die Kaiserin. Zum Thronfolger war der im August dieses Jahres geborene Sohn der Prinzessin Anna und des Herzogs von Braunschweig Joan Antonowitsch ausersehen, aber weder war die Thronfolge geregelt, noch an eine Regentschaft gedacht worden. Der Kaiserin machte die hilflose Lage ihres Erben schwere Sorge, da sie ihre Nichte und deren Gemahl, bei dem leichtsinnigen und unselbständigen Charakter Beider, zur Regentschaft nicht geeignet hielt. Sie befürchtete, daß der Vater der Prinzessin, der Herzog von Mecklenburg, oder der wiener Hof einen zu großen Einfluß auf die Leitung der russischen Angelegenheiten erlangen könnten. Bald nach ihrer Erkrankung beauftragte sie Biron, Ostermann fragen zu lassen, was zu thun sei. Ostermann, der diesmal wirklich und nicht blos, wie gewöhnlich in entscheidenden Augenblicken, aus Politik krank war, ließ sagen, man müsse den Prinzen Joan zum Thronfolger proclamiren und etwa einen Regentschaftsrath einsetzen, er werde das Manifest über die Thronfolge sofort abfassen, um es der Kaiserin vorzulegen. Gegen die Einsetzung eines Regentschaftscollegiums trat Biron entschieden auf. Als er Ostermanns Antwort erfuhr, wandte er sich an Münnich mit den Worten: „Haben Sie gehört, Herr Marschall, man will hier eine polnische Wirthschaft einführen!" „Ich habe nichts davon gehört," erwiderte der gewandte Münnich. „Das ist ein Unsinn," fuhr jener fort, „steht im Widerspruch zum Charakter des russischen Volkes: Einer muß an der Spitze stehen, sonst giebt es nimmer Ordnung." Als die Cabinetminister außer Ostermann versammelt waren, bezeichnete der Großkanzler Fürst Czerkaski den Herzog von Kurland als den unter den obwaltenden Umständen einzig geeigneten Regenten. Bestushew, der noch von Mitau her stets in freundschaftlichen Beziehungen zu Biron gestanden hatte, äußerte sich in demselben Sinne und setzte hinzu:

Unterdessen hatten Bestuschew und Czerkaski die von Biron beantragte gemeinsame Berathung in der Weise abgehalten, daß sie ein an die Kaiserin gerichtetes Gesuch um Ernennung des Herzogs von Kurland zum Regenten von 190 der vornehmsten Würdenträger zu zwei und drei unterzeichnen ließen. Münnich unterzeichnete das Gesuch als einer der Ersten und sagte dem Herzog, als er ihn bald darauf traf: „Stets werde ich Ihnen zur Seite stehen und als ehrlicher Mann Sie unterstützen.“ Biron blieb den Verhandlungen fern; als er aber bemerkte, daß so viele Würdenträger in den Berathungssaal der Minister gebeten wurden, fragte er ausdrücklich, ob man einem Jeden auch volle Freiheit lasse, seine Meinung zu sagen und nach seiner Ueberzeugung zu handeln, worauf Bestuschew mit „ja“ antwortete. Biron, der viel mit der Kaiserin allein war, behauptet, er habe die Kaiserin dringend gebeten, ihn nicht zum Regenten zu ernennen, aber jenes Gesuch der vornehmsten Würdenträger mit Münnichs Namen an der Spitze habe den Ausschlag gegeben. An einem der Tage vor der Entscheidung soll die Kaiserin zu Biron gesagt haben. „Du dauerst mich, Du wirst ohne mich kein Glück haben.“ Als ihr Zustand sich verschlimmerte, unterzeichnete sie das Testament in Birons und Ostermanns Gegenwart. Nach der Unterzeichnung ließ sie das Testament in ihrem Juwelenschrein verschließen. Am 17. October nahm sie Morgens von den Prinzessinnen Anna und Elisabeth Abschied. Als später das Zimmer für die Anwesenden geöffnet wurde, erkannte sie Münnich und sagte: „Lebe wohl, Feldmarschall!“ Die Uebrigen erkannte sie nicht mehr. „Lebt Alle wohl!“ waren ihre letzten Worte unter den Sterbegebeten verschied sie.

An ihrem Todtenbette wurde ihr Testament verlesen. Biron forderte die Prinzessin Anna und ihren Gemahl auf, näher herauzutreten, um den letzten Willen der Kaiserin zu vernehmen. Beide hörten die Verlesung schweigend an und zogen sich in ihre Gemächer zurück. Joan Antonowitsch war Kaiser und Biron Regent und scheinbar auf der Höhe seiner Macht. Wonach er gestrebt, das hatte er erreicht. Es fragte sich nur, wie sicher seine Stellung sei

Hatten auch die vornehmsten Würdenträger sich für ihn ausgesprochen, so war er doch schon als Fremder unpopulär und bei seinem herrischen und hochfahrenden Wesen, bei seinem Mißtrauen und Spionirsystem hatte er es nicht verstanden, sich Freunde zu erwerben. Sehr bald zeigte sich die Unzufriedenheit in Verschwörungen und Zettelungen; man äußerte: wozu ein Regent, wo die Eltern des Kaisers am Leben? Der Herzog von Braunschweig hörte solche Reden mit Vergnügen und bemerkte· ob wohl das Testament echt sei? Vom Regenten zur Rede gestellt, suchte er anfangs zu leugnen, dann entschuldigte er sich. Biron berief eine Versammlung aller

trieb ihn zum ſofortigen Handeln. Er ſuchte die Prinzeſſin zu beruhigen und verſicherte, er werde ſie vom Regenten befreien und ſie zur Regentin machen.

Am ſelben Tage ſpeiſte er mit ſeiner ganzen Familie und den Mengden beim Regenten, mit dem er überhaupt in naher Verbindung ſtand. Der Herzog war trübe und nachdenklich geſtimmt. Nach dem Diner fuhr Münnich fort, beſtellte ſeinen Adjutanten zu 2 Uhr Nachts, benachrichtete die Prinzeſſin, ſie möge ſich in der Nacht bereit halten, und fuhr, wie er verſprochen, zum Souper wieder zum Regenten. Deſſen Nachdenklichkeit und Unruhe machten ihn ſtutzen, beſonders aber die Frage, die jener an ihn richtete: „Haben Sie, Herr Marſchall, in Ihren Feldzügen je des Nachts etwas Wichtiges unternommen?“ Münnich überwand ſeine Betroffenheit und erwiderte: „Ich beſinne mich nicht gleich — aber mein Grundſatz iſt, keine gute Gelegenheit unbenutzt zu laſſen.“ Um 11 Uhr trennte man ſich. Um 2 Uhr Nachts fuhr Münnich mit ſeinem Adjutanten Obriſtlieutenant Manſtein ins Winterpalais, ließ durch die Baroneſſe Juliane Mengden die Prinzeſſin wecken. Als ſie erſchien, wurden die wachthabenden Offiziere vom Regiment Preobraſhensk gerufen; die Prinzeſſin ſagte ihnen: ſie könne die Kränkungen des Herzogs nicht länger ertragen und fordere ſie auf, den Regenten zu verhaften. Die Offiziere erklärten ſich bereit, dem Feldmarſchall, ihrem Obriſtlieutenant, zu folgen. Das Regiment Preobraſhensk hatte auch beim Herzog die Wachen. Die Offiziere der dortigen Wachen erklärten ſich gleichfalls bereit, bei der Verhaftung thätig zu ſein. Münnich übertrug Manſtein die Verhaftung mit der Weiſung, im Falle des Widerſtandes den Herzog niederzuſtoßen. Manſtein ging durch die Wachen und aufs Gerathewohl zum Schlafzimmer; die Diener ließen ihn paſſiren, weil ſie glaubten, er komme auf Befehl des Regenten. Die Schlafzimmerthür war verſchloſſen, aber der Riegel nicht eingeſchoben; er ſprengte die Thür. Der Herzog und die Herzogin lagen im tiefſten Schlafe. Er weckte den Herzog und hielt ihn ſo lange feſt, bis auf ſein und des Herzogs Geſchrei die Wachen kamen, die den Herzog knebelten; in einen Soldatenmantel gewickelt, wurde er in Münnichs Kutſche ins Palais gebracht. Manſtein eilte, des Herzogs Bruder Guſtav Biron zu verhaften, was gefährlicher war, da derſelbe bei ſeinem, dem Ismailowſchen Regimente beliebt war — aber doch gelang.

Die Prinzeſſin erließ ein Manifeſt, in dem ſie ſich zur Regentin erklärte und ſich den Titel Großfürſtin beilegte. Münnich, der ſie zur Regentin erhoben hatte, ſchien auf dem Gipfel ſeiner Macht angelangt. Er war ſich bewußt, im Intereſſe der Sache und in Erfüllung ſeiner Pflicht gehandelt zu haben. Er fühlte in ſich die Kraft, die Intereſſen des Reiches würdig zu vertreten. In den Menſchen um ſich ſah er Leute, die vor Allem ihr perſönliches Intereſſe im Auge hatten und eventuell bereit waren, Alles

Minister nach Sibirien zu verbannen, brach und den Herzog in sein Herzogthum ziehen ließ — aber rücksichtslos dachte er nur daran, die gefallene Größe für immer unschädlich zu machen und entwarf selbst den Plan zu Birons Gefängniß in Pelym, ohne zu ahnen, wie bald das von ihm gegebene schlimme Beispiel Nachahmung finden und wie bald er selbst nach Pelym wandern sollte!

Als Biron gestürzt und seine Güter eingezogen wurden, zog Friedrich II. die Grafschaft Wartenberg ein, die Biron mit eigenem Gelde gekauft hatte, und verlieh sie Münnich und der · nahm sie an! Die Nemesis folgte auf dem Fuße.

Die Entscheidung brachten die Complicationen der großen Politik. Seitdem Oesterreich im Türkenkriege Rußland so schnöde im Stich gelassen hatte, erkalteten die Beziehungen zwischen beiden Staaten. Der österreichische Botschafter Marquis Botta war abberufen worden und hatte keinen Nachfolger erhalten. Doch galten Rußland und Oesterreich formell noch als Verbündete Preußen stand, seit Friedrich Wilhelm I. durch den Abschluß eines Bündnisses mit Peter d. Gr. im Jahre 1720 die große Coalition Oesterreichs, Englands, Frankreichs, Polens und Dänemarks gegen Rußland gehindert hatte, gleichfalls im Bunde mit Rußland — im Falle eines Krieges sollte ein Hilfscorps von 6000 Mann gestellt werden. Carl VI. war gestorben (20. October 1740). Nach Birons Sturz sandte Friedrich d. Gr den Major Winterfeld — der Münnich verschwägert war · als außerordentlichen Gesandten nach Petersburg und erlangte es, daß bei Erneuerung des Vertrages 16. Dec. 1740 das zu stellende Hilfscorps auf 12,000 Mann normirt wurde. Dann rückte er in Schlesien ein. Gleich darauf erkrankte Münnich so heftig, daß man von Vergiftung sprach, seine Krankheit dauerte über einen Monat. Unterdeß waren der österreichische Gesandte Marquis de Botta und als kursächsischer der Graf Lynar in Petersburg eingetroffen.

Was damals beim Ausschluß der Prinzessin und ihres Gemahls von der Regentschaft geltend gemacht worden war, der Herzog von Braunschweig würde völlig unter dem Einflusse der wiener Hofburg stehen, geschah jetzt. Botta, dem der schöne Graf Lynar, in den die Prinzessin schon früher einmal verliebt war und der damals Petersburg hatte verlassen müssen, secundirte, verstand es, die Prinzessin ganz auf Oesterreichs Seite zu bringen, und malte der Prinzessin Alles in rosigem Lichte. Ostermann und die übrigen Cabinetminister stimmten zu aus Antagonismus gegen Münnich. Mit Oesterreich wurde ein Vertrag geschlossen, in dem Oesterreich ein Hilfscorps versprochen wurde. Als Münnich wiederhergestellt vom Abschlusse des Vertrages erfuhr, erklärte er. „Ich verabscheue einen Vertrag, der die Unterdrückung

Elisabeth zur Kaiserin ausgerufen. Zugleich wurden Münnich, Ostermann und der Kammerpräsident von Mengden und Andere verhaftet.

Das Gericht, das über sie gehalten wurde, war, wie der russische Historiker Kostomarow sagt, ein himmelschreiendes Beispiel von Ungerechtigkeit. Schon Karamsin hat es ausgesprochen: Münnich und Ostermann seien nie größer gewesen, als da sie auf dem Schaffot standen. Münnich konnte man weniger Vorwürfe machen, als irgend wem. Sein Verbrechen bestand darin, daß er der Regierung, der er geschworen hatte, Treue hielt. Selbst wenn man die Machthaber treffen wollte — er gehörte gar nicht mehr zu ihnen.

Vorsitzender des Gerichts war der Fürst Trubezkoi, der zwei Mal durch seine Nachlässigkeit im Kriege der Armee großen Schaden zugefügt hatte. Münnich schloß seine Vertheidigung mit den Worten. „Vor dem Richterstuhle des Allerhöchsten wird meine Vertheidigung bessere Aufnahme finden, als vor Eurem. Nur eins werde ich mir nie verzeihen, daß ich Dich (sich an Trubezkoi wendend), der Du des Unterschleifs überführt warst, nicht habe aufhängen lassen." Die Kaiserin Elisabeth war hinter einem Schirme beim Verhör anwesend — sie befahl das Verhör abzubrechen und Münnich abzuführen. Das Urtheil lautete auf Tod, für Ostermann durch das Rad, für Münnich durch Viertheilung.

Am 18. Januar 1742 war auf Wassili-Ostrow vor dem Gebäude der 12 Collegien ein Schaffot errichtet. Aus der Festung kam der Zug der Verurtheilten, Ostermann, der in Folge geschwollener Füße nicht gehen konnte, auf einem Bauerschlitten, die übrigen zu Fuß. Nur Münnich ungebeugten Muthes im rothen Feldmarschallmantel: er hatte dem Tode oft genug ins Auge geschaut, er ging ihm furchtlos entgegen.

Ostermann mußte seiner kranken Füße wegen auf das Schaffot getragen werden. Es wurde ihm ein langes Urtheil verlesen, er war verurtheilt gerädert zu werden, aber die Kaiserin hatte ihn zur Enthauptung begnadigt; schon hatte er seinen Kopf auf den Block gelegt, der Henker knöpfte den Kragen seines Schlafrockes auf, ergriff das Beil, da verlas der Secretär: er sei zur Verschickung begnadigt. Münnich betrat noch festen Schrittes das Schaffot. Dann wurden Alt, Golowkin, Mengden, Löwenwolde, Timiräsew, Jakowlew, in die Festung zurückgebracht.

Münnichs Sohn war mit angeklagt worden; da man gegen ihn nichts einem Verbrechen Aehnliches ausdenken konnte, wurde er freigesprochen, aber aller seiner Würden beraubt und nach Wologda verbannt.

Die Güter der Verbannten wurden eingezogen. Ihre Gemahlinnen hatten die Wahl, sie zu begleiten, oder zurückzubleiben — alle wählten das erstere.

Fürst Schachowskoi, der die Verbannten abzufertigen hatte, sagt, nachdem er den auf seinem Schmerzenslager stöhnenden Ostermann und

ich will nur die Möglichkeit, thätig und Rußland nützlich sein zu können mit dem, was ich verstehe.“ Er demüthigte sich vor Bestuschew, er bekannte, es sei Unrecht von ihm gewesen, daß er dessen Verurtheilung und Verbannung zugestimmt habe. Alles war vergebens. So rücksichtslos er gegen Biron verfahren war, eben so rücksichtslos verfuhr man gegen ihn. Nie hätte Bestuschew, der damals gerade erfolgreich damit beschäftigt war, den Grafen L'Estocq, dessen Energie hauptsächlich die Kaiserin ihren Thron verdankte, zu stürzen und nach Sibirien zu verschicken, eingewilligt, irgend Jemanden zurückzurufen, in dem er im Entferntesten einen Rivalen sehen konnte. Als Münnich auf seine Gnadengesuche keine Antwort erhielt, bat er um die Erlaubniß, Verbesserungsvorschläge machen zu dürfen. Er bewies in ihnen seine genaue Kenntniß z. B. der bestehenden Festungen, des Canalwesens Die Vorschläge waren so abgefaßt, daß aus ihnen hervorging, zur Ausführung des Planes sei seine Kenntniß der Sache und seine Thätigkeit erforderlich. Seine Briefe gehen bis 1746 — dann findet sich noch einer von 1749. Schließlich wurde verboten, ihm überhaupt Papier zu geben. Pastor Martens war 1748 gestorben, aus dessen Nachlaß hatte er Papier erhalten Das benutzte er, um im Laufe der Zeit verschiedene Verbesserungsvorschläge und Denkschriften zu verfassen — doch verbrannte er Alles, als der wachhabende Offizier, dem er vorwarf, er verwalte seine Kasse schlecht, mit Denunciation wegen unbefugten Schreibens und mit dem слово и дѣло[1] drohte.

Nach zwanzigjährigem vergeblichem Flehen und Harren, gegen Ende des Jahres 1761, kam die Nachricht nach Pelym, die Kaiserin Elisabeth sei gestorben und Peter III. habe den Thron bestiegen. Es vergingen Wochen banger Erwartung. Endlich am 1. Febr. 1762 traf der Courier in Pelym ein. Münnich hielt gerade die Morgenandacht, seine Gemahlin winkte dem mit der Freudenbotschaft Hereinstürzenden zu, die Andacht nicht zu stören. Nach Beendigung der Andacht erhielt Münnich die ersehnte Nachricht. Das Erste war ein Dankgebet zu Gott dem Herrn. Nach acht Tagen brach Münnich auf, so lange dauerten die Vorbereitungen.

In schlechten Schlitten, bei schlechten Wegen reiste der 79jährige Greis mit seiner Gemahlin 25 Tage und Nächte, ohne zu rasten. Von Moskau, wo ihn die Gräfin Apraxin aufnahm, war seine Reise ein Triumphzug, von allen Seiten strömten seine ehemaligen Untergebenen herbei, um ihn zu begrüßen. Drei Meilen vor Petersburg kam ihm sein einziger Sohn und dessen 20jährige Tochter, die Baronin Bietinghoff, mit ihrem Manne entgegen, die ihm von Riga aus entgegengeeilt war.

[1] Wort und That! ein Ausdruck, der bei der Anklage eines schweren Verbrechens gebraucht wurde

seine 20jährige Verbannung verursacht, und Münnich wollte sein Unrecht nicht eingestehen. Sie standen sich auch jetzt noch im Wege, ein Geldinteresse trennte sie. Biron hatte 1734 die freie Standesherrschaft Wartenberg für 370,000 Thaler gekauft. Als bei seinem Sturze seine Güter in Rußland eingezogen und confiscirt wurden, hatte Friedrich II. das benutzt, um auch diese schlesische Herrschaft ohne jeden Rechtsgrund einzuziehen und dies unrecht Gut Münnich zu schenken. Als jener ein Jahr später nach Sibirien wandern mußte, hatte er es für ihn verwalten lassen. Jetzt kehrten Beide aus der Verbannung zurück und machten Beide Anspruch auf die Herrschaft. Der König von Preußen, der durch seine Willkürmaßregel diesen Streit hervorgerufen, der legte ihn bei. Biron behielt die Herrschaft und zahlte Münnich 25,000 Thl. Alb. für Meliorationen, 50,000 Thl. für zugekaufte Güter; Münnich erhielt noch die für ihn aufbewahrten Einnahmen mit 12,000 Thl.

Münnich war in den kaiserlichen Rath berufen, aber auf seinen Rath wurde nicht gehört und seine Warnungen waren vergebens. Er warnte vor dem dänischen Kriege, an dem Rußland kein Interesse habe, der das Heer ins Verderben führen müsse; er warnte vor der Einführung preußischer Uniformen bei der Armee; er billigte nicht die Bevorzugung alles Deutschen, weil er sah, daß man das Gefühl des Volkes verletze, vergebens, der Kaiser zeigte sogar eine gewisse Kälte, wenn Münnich seine Meinung rückhaltslos aussprach.

Der Kaiser hatte Münnich ein eingerichtetes Haus geschenkt und der Gräfin 200 Imperiale zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit übersandt. Sie war glücklich im Schooß ihrer Familie und über die Anerkennung, die ihrem Gemahl von Seiten des Kaisers und der Gesellschaft zu Theil wurde, aber die erlebten Schicksale ließen sie zittern für den Bestand ihres Glückes. Alles das hatte sie schon einmal erlebt und dann den jähen Sturz. Sie erschrak jedes Mal, wenn eine Thür geöffnet wurde, sie zitterte, daß die Katastrophe sich wiederhole. Und ihre Furcht war nicht grundlos, man trieb einer Katastrophe entgegen.

Am verhängnißvollen 28. Juni 1762 befand sich Münnich in der Umgebung des Kaisers, als die Nachricht eintraf: die Kaiserin habe in der Nacht Peterhof verlassen und sei in Petersburg zur Kaiserin ausgerufen. Der Kaiser hatte den Kanzler Woronzow zu Unterhandlungen abgeschickt. Alle hatten den Kopf verloren. Münnich allein war fest und unerschrocken und zeigte den Weg zur Rettung. Er sagte dem Kaiser:

„Majestät, Woronzow wird nicht wiederkommen; gegen uns sind 20,000 Mann, und wir haben 800 Holsteiner und vielleicht einige Bauern. In Kronstadt ist Rettung und Sieg, dort finden wir eine zahlreiche Besatzung und eine Flotte. Haben wir Kronstadt, so haben wir die Macht, Petersburg zu unterwerfen."

Als Peter sich in die Gefangenschaft begeben hatte — ging Münnich zu Catharina. Kühn trat er vor sie Er wurde mit den Worten empfangen:

„Sie wollten gegen mich kämpfen?"

„Majestät! ich wollte mein Leben für den Fürsten hingeben, der mir die Freiheit wiedergegeben hat Allem für Eure Majestät zu fechten, das ist jetzt meine Pflicht, und mit gleicher Treue werde ich sie erfüllen."

Die Kaiserin dachte zu groß und war zu klug, um ihm seine Pflichterfüllung zum Verbrechen zu machen, ja sie gestattete es, daß er nach Peters Tode ein viertel Jahr hindurch am Hofe in Trauer erschien.

Seine Beziehungen zur Kaiserin gestalteten sich bald zu freundschaftlichem Verkehr. Sie ließ sich gern von seinem Lieblingsplan aus der Zeit des Türkenkrieges, der Vertreibung der Türken aus Europa, unterhalten und lauschte gespannt seinen hochfliegenden Plänen. So hat auch Münnich seinerseits in der Kaiserin die Begierde nach Kriegsruhm und die Sucht nach Eroberungen wachgerufen.

Er strebte danach, der Fortsetzer Peters d. Gr. zu sein, und erbat sich die Ernennung zum Chef „der baltischen Häfen, des Ladogacanals und der Stromschnellen". Die Ernennung erfolgte, doch nicht in dem gewünschten Umfange und nicht mit den gewünschten unbeschränkten Vollmachten und Mitteln.

In seinen Briefen an die Kaiserin treten sein Ehrgeiz und sein Selbstbewußtsein scharf hervor Er wollte keine Hindernisse kennen. Alles, was Peter oder er einmal geplant hatten, sollte in großartigem Stile durchgeführt werden, es koste, was es wolle. Seine Energie war dieselbe geblieben, aber es gelang ihm nicht, seine Pläne durchzuführen Die Kaiserin verlangte, es müsse der Beweis geführt werden, daß das Unternehmen nicht nur großartig, sondern unter den gegebenen Verhältnissen auch das Praktischste und Nützlichste sei. Solche Erwägungen suchte Münnich durch Schlagworte zu beseitigen. Die Kaiserin aber blieb bei aller Rücksicht und Liebenswürdigkeit gegen ihn vorsichtig. So kam es, daß er die großen Summen zum Ausbau des Hafens von Baltischport, die er beanspruchte, nicht erhielt und dieses Werk daher nicht vollenden konnte. Obwohl unermüdlich beschäftigt, fühlte er, daß man ihn eben nur zum Schein gewähren lasse. Aus solchem Gefühle heraus sprach er dann wohl die Absicht aus, Rußland zu verlassen und sein Leben in seiner Heimath zu beschließen. Er ließ in Neuenhuntorf das Gutsgebäude umbauen, ein Haus in Oldenburg kaufen und einrichten.

Als Catharina ihre berühmte Instruction verfaßt hatte, übergab sie seinem Sohn eine Abschrift für den Vater mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken ihres Wohlwollens. Dieses Geschenk traf den greisen Feldmarschall auf dem Sterbebette. In der Freude über dieses Merkmal kaiserlicher Huld

Schon damals hat, wie sein Sohn wahrheitsgetreu berichtet, ein Ehrenmann ihn deswegen verurtheilt. Der General Löwendahl sagte: „Ich weiß nicht, worin die Verbrechen des Grafen Münnich bestehen, aber wenn er auch gar keins begangen hätte, ich hätte ihn doch verurtheilt und dem Gericht übergeben, weil er zuerst das gefährliche Beispiel gegeben hat, wie man mit einer Compagnie Soldaten einen Herrscher stürzen und erheben kann."

Kostomarow sagt von ihm: „Münnich ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in der russischen Geschichte. Niemand hat so wie er es verstanden, die Reformen Peters d. Gr. in dessen Geist und mit dessen Energie fortzuführen. Ein Deutscher an Leib und Seele, hat er stets und überall das wahre Interesse Rußlands im Auge gehabt und gefördert."

In der Geschichte Rußlands läßt sich kaum eine Persönlichkeit nennen, deren Geschick so viel Tragisches enthielte, als die Gestalt Münnichs, der in seinen weitgehenden Plänen zum Wohle Rußlands beständig von Rußland selbst gehindert wurde. Zu dieser Tragik gehört auch, daß Münnich durch das von ihm begangene Unrecht selbst die Nemesis herausgefordert hat. Er stürzte ins Unglück durch dieselben Mittel, die er soeben gegen Andere angewandt hatte: rechtlose Gewalt und ungerechtes Gericht. Mit Recht bemerkt jedoch Kostomarow, daß, die ihn stürzten, ein himmelschreiendes Unrecht begingen. Ihnen gegenüber war er unschuldig. Durch seine Verschickung schädigten sie vor Allem Rußland, das sie seines treuesten Dieners, seines tüchtigsten Administrators und bedeutendsten Feldherrn beraubten. Aber vom Standpunkt einer höheren Gerechtigkeit traf ihn mit seltener Raschheit die Nemesis seiner eigenen Thaten.

Münnichs Seelengröße zeigt sich in der Fassung und Freudigkeit, mit der er seinem Mißgeschick entgegenging. Männlich hat er sich vertheidigt, aber kein Wort hat er weiter verschwendet, als er sah, daß die ungerechten Richter ihn schuldig finden wollten, und in gerechtem Stolze hat er ihnen ihre Erbärmlichkeit vorgehalten und ihnen die Wahrheit ins Gesicht gesagt. Ohne Furcht und freudig betrat er das Schaffot, obwohl er einen qualvollen Tod erwarten mußte. Ungebeugt ging er in die Verbannung, und die zwanzigjährige Freiheitsberaubung ertrug er, ohne je seinen frischen Muth zu verlieren.

Kostomarow hebt ferner mit Recht hervor, welchen Halt Münnich an seiner werkthätigen Frömmigkeit hatte. In Gottesfurcht erzogen, war er gewöhnt, sich Rechenschaft zu geben über sein tägliches Leben und Treiben, und bemüht, jeden Tag etwas Gutes zu thun, um sein Gewissen beruhigen zu können. Aber diese Strenge gegen sich selbst beschränkte er auf das bürgerliche Leben, seine Handlungen in der Politik und im Staate stellte er nicht unter diese Controle. Freilich finden wir als Motto seines Jugendtagebuches

Ruſſiſche Dichter und Schriftſteller in Livland[1].

Mannigfach und verſchiedenartig ſind die Beziehungen, welche ruſſiſche Dichter und Schriftſteller mit Land und Leuten an der Oſtſee in perſönlichem Verkehr verbunden haben. Der eine durchſtreift das Land flüchtig als Touriſt und wirft flüchtige Reiſebemerkungen in ſein Tagebuch, der andere iſt durch Bande der Verwandtſchaft und Freundſchaft, wieder ein anderer durch wiſſenſchaftliche Studien an den idylliſchen Muſenſitz am Embach gefeſſelt; die einen ſuchen vergeblich Heilung für einen umnachteten Geiſt oder ſiechen Körper, die anderen ſuchen und finden Stärkung und Erholung in den erquickenden Seebädern am rigaſchen oder revaliſchen Strande, zuweilen richtet ſich einer auch häuslich ein und bleibt in dem Lande.

Von hohem Intereſſe iſt es, die Berührung der beiden Culturſphären, der ruſſiſchen und der deutſchen, in ihrer Entſtehung, Entwickelung und Wirkung an den einzelnen Perſönlichkeiten, gewiſſermaßen den Schnittpunkten

---

[1] Quellen

Die Werke D. J. von Wiſins. Petersburg. 1866. S. 447—452 und 514—522 (ruſſ.).
N. M. Karamſin Briefe eines ruſſ. Wanderers. Petersburg 1884. I, 4—17 (ruſſ.).
Waſſily Andrejewitſch Joukoffsky. Ein ruſſiſches Dichterleben von Dr. R. v. Seidlitz. Mitau, 1870.
N. J. Pirogows Werke. Petersburg, 1887. I. Tagebuch eines alten Arztes. S. 319 bis 400 und 449—511 (ruſſ.).
Album academicum (A. a.) der kaiſerl. Univerſität Dorpat von Haſſelblatt und Otto. Dorpat, 1889.
Von den 14,000 Immatriculirten, von Haſſelblatt und Otto, Dorpat, 1891.
A. v. Reinholdt, Geſch. der ruſſ. Literatur. Leipzig, 1886.
P. Polewoi, Geſchichte der ruſſ. Literatur. Petersburg, 1878 (ruſſ.).
Anders, Erinnerungen. „Balt. Mon." 1892.
Die ruſſ. Schule 1891, Lief. 1—3, „Aus meinen Schulerinnerungen" von A. A. Fet (ruſſ.).

übernachteten wir. Am 25. früh ſchickte die Frau des dortigen Disponenten meiner Frau eine Schüſſel mit Früchten und Blumen. Für dieſe Aufmerkſamkeit machte ich eine Viſite und kam in ein ehrenwerthes Haus. Die Familie beſteht jetzt aus zwei Söhnen und einer Tochter, madame Manteufel, einer vollendeten Schönheit. Sie iſt Wittwe, jung, klug und äußerſt liebenswürdig. Die ganze Familie nahm mich wie einen leiblichen Bruder auf und Alle kamen mit mir auf die Station zu meiner Frau. Sie waren Alle in tiefer Trauer, denn vor vier Monaten waren ihnen unmittelbar nach einander zwei Töchter, junge, noch nicht zwanzigjährige Mädchen, geſtorben. Die Eltern waren grenzenlos traurig, nach ihren Erzählungen war zu erſehen, daß ſie an Kolik geſtorben waren, wogegen ja Niemand helfen kann. Meine Frau ſchenkte ihnen Magneſia, Rhabarber und viele Recepte, mit welchen ſie ſich zur Förderung der Verdauung meines ſündigen Leibes reichlich verſehen hatte. Wir frühſtückten nun ſo kräftig, daß wir keine Mittagsraſt zu machen brauchten. Abends kamen wir nach Oberbartau, aber konnten es auf der Poſtſtation nicht zwei Minuten aushalten es war da eine ſolche Unmaſſe Grillen, daß man ſich gegenſeitig gar nicht verſtehen konnte. In Petersburg iſt die Küche des Generalprocureurs (des Fürſten A. A. Wjäſemskh) durch ihre Grillen ſehr bekannt. Seine Köche verrichten ihre Arbeit ſchweigend, weil ſie einander doch nicht hören können; die Grillen gerathen in die Speiſen, aber trotz alledem glaube ich, daß der oberbartauſche Poſthof es getroſt mit der Küche Seiner Erlaucht aufnehmen kann. So mußten wir denn gleich wieder aufbrechen und unſere Reiſe die ganze Nacht fortſetzen. Am Morgen des 26. machten wir Frühſtücksraſt in Nimmerſatt bei einem ſehr armen Poſtmeiſter, der außer ſchlechtem Brod und ſalziger Butter nichts vorzuſetzen hatte."

Gegen dieſe humoriſtiſchen Reiſebriefe ſticht das von dem Dichter vom 19. Juli bis 29. Auguſt 1789 über ſeinen Curaufenthalt in Baldohn und Mitau geführte Tagebuch gewaltig ab. Er war unterdeſſen vom Schlage gelähmt worden, vier Jahre hindurch hatte er immer und überall vergeblich Heilung geſucht. Da ſetzte er ſeine letzte Hoffnung auf die heilkräftigen Quellen Baldohns. In ſeiner erſten Eintragung erzählt er, daß er, da Baldohn keinen Barbier und keine Raſirmeſſer aufzuweiſen habe, genöthigt geweſen ſei, eigens nach Riga zu fahren, um ſich dort raſiren zu laſſen. „Wie ich mich auch beeilte, konnte ich doch, dank der Stumpfheit der kurländiſchen Bauern, erſt um 10 Uhr Morgens ausfahren." In Riga um 5 Uhr Nachmittags eintreffend, ſteigt er im Gaſthauſe von Müller ab, deſſen Töchter ihn durch Aufführung ruſſiſcher Tänze unterhalten. In Riga fanden mich Alle dicker und wohlausſehender." Am anderen Tage fuhr er von 8 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags wieder nach Baldohn zurück.

ab. Dr. Herz kommt, unterſucht den Kranken ſehr genau und findet, daß das Uebel vier Jahre lang vernachläſſigt worden ſei und die Aerzte den Kranken zu cavalièrement behandelt haben, daß jedoch eine Hilfe möglich ſei. Die Quellen in Baldohn lobte er ſehr, meinte aber, daß ſie ohne innere Mittel nicht helfen könnten. Von Wiſin, der zu Dr. Herz ein großes Zutrauen gefaßt hatte und hoffte, nach zwei Wochen weſentlich gebeſſert nach Petersburg zurückkehren und im Winter noch eine Nachcur in Mitau nehmen zu können, kehrte zunächſt nach Baldohn zurück. Dort bezahlte er ſeine Rechnung bei Brückmann mit 40 Thalern für den Monat für Alles, d. h. für die Wohnung, die Pferde ꝛc., und hinterließ ſeinem bisherigen Arzte, Schreinvogel, der ihn von Petersburg begleitet hatte und mit ihm wieder dahin zurückkehren ſollte, folgenden charakteriſtiſchen Laufpaß:

«Monsieur! Comme suivant les sentimens d'un médecin, à qui j'ai donné toute ma confiance, je dois faire l'usage des eaux, et comme de l'autre côté vous m'avez trop négligé, pour que je puisse compter sur vous à l'avenir, car, au lieu de passer les premiers huit jours avec moi pour voir l'effet des bains, vous m'avez abandonné d'abord pour vos petites affaires de commerce, je vous fais savoir par ces lignes que je quitte Baldonen et que je ne me chargerai d'aucune manière de votre retour à Pétersbourg. Vous êtes tout-à-fait libre de faire tout ce que vous voulez, puisque j'ai pris un autre médecin, qui, j'espère, aura des procédés plus honnêtes pour moi. Baldonen, le 7 Août 1789.»

Sonntag, den 29. Juli, fuhr v. Wiſin über Eckau nach Mitau, wo er ſich bei dem Reviſor Schulz einquartierte. Und nun beginnt eine vierwöchentliche Leidensgeſchichte für den armen Kranken, der mit ſpaniſchen Fliegen, Brechmitteln, Antimonialtropfen und -Pillen, warmen Bädern, Douchebädern, animaliſchen Bädern (von friſch geſchlachteten Schweinen oder Ochſen), Eiſenſchwefelbädern, Einreibungen mit Spiritus und Fett, Aderlaſſen ꝛc. unaufhörlich bearbeitet wird. Sein Schickſal erregt in Mitau allgemeine Theilnahme; viele ihm ganz unbekannte Perſonen beſuchen ihn, ſogar während der Wannenbäder, und ſuchen ihn zu zerſtreuen, ſo der „berühmte Mitauiſche Declamator", Secretär Bürkel, der ihm am 6. Auguſt z. B., während der Dichter ſein Wannenbad nahm, in Gegenwart der Hausfrau und der Paſtoren Giuliani „meine" (?) deutſche Komödie vortrug. Außerdem beſuchte ihn die Secretärswittwe Waſhigansky, ſein vis-à-vis, der Lieutenant Maler, der Poſtcommiſſär Soley, der ruſſiſche Prieſter, ein Herr Wegner mit ſeiner Frau, Baroneſſe Taube, die Frau des Kammerjunkers Treyden und Fräulein Bietinghoff, Poſtmeiſter Krüger und Sachwalter Hobert, ſowie der Paſtor Keiler von Baldohn.

wurde. Daran knüpft sich ein sentimentaler Erguß, den wir als Beispiel anführen wollen. „Gastfreundschaft, heilige Tugend, allgemein geübt in den Tagen der Jugend des Menschengeschlechtes und so selten in unseren Tagen! Wenn ich Deiner einst vergessen sollte, so mögen meine Freunde auch meiner vergessen! Und wenn ich ewig auf der Erde als Wanderer meine Straße zöge, niemals werde ich einen zweiten Kramer finden."[1]

„Die Post von Narva bis Riga heißt eine deutsche, weil die Commissäre auf den Stationen Deutsche sind. Die Posthäuser haben alle dasselbe Aussehen — niedrige Gebäude in zwei Hälften getheilt, die eine für die Reisenden, die andere für den Commissär, bei dem Alles, was zur Stillung des Hungers und Durstes gehört, zu haben ist. Als Postknechte fahren ausgediente Soldaten, einige noch aus Münnichs Zeit; über dem Schwatzen vergessen sie die Pferde anzutreiben, und so bin ich denn von Petersburg nach Riga fünf Tage gefahren." . . .

„Ich habe keinen Unterschied zwischen Eſtländern und Livländern herausgefunden, außer in Sprache und Kleidung: die Einen tragen schwarze, die Anderen graue Röcke. Ihre Sprachen sind ähnlich, sie haben aber wenig eigene, viel deutsche und sogar einige slavische Worte. Mir ist aufgefallen, daß sie alle deutschen Worte in der Aussprache erweichen, daraus kann man schließen, daß sie ein zartes Gehör besitzen, aber im Hinblick auf ihre Unbeholfenheit, Plumpheit und Unbegabtheit muß ein Jeder glauben, daß sie geradezu dumm sind. Die Herren, mit denen ich zu sprechen Gelegenheit hatte, klagen über ihre Faulheit und nennen sie Schlafmützen, welche von selbst nichts thun; daher muß man sie stramm halten, denn dann arbeiten sie tüchtig, und ein Bauer in Livland oder Eſtland bringt seinem Herrn viermal mehr ein als unser Bauer in Kasan oder Simbirsk."

„Diese armen Leute, welche alle Werktage unter Furcht und Zittern für ihre Herren arbeiten, ergötzen sich dafür bis zur Bewußtlosigkeit an ihren freilich nicht zahlreichen Feiertagen. Die Poststraße ist mit Krügen besäet, und alle waren während meiner Durchreise voll von zechendem Volke, das Pfingsten feierte."

„Bauern und Herren gehören zur lutherischen Kirche. Ihre Kirchen sind den unsrigen ähnlich, nur daß sie nicht ein Kreuz, sondern einen Hahn auf der Thurmspitze tragen, welcher an den Fall des Apostels Petrus erinnern soll. Gepredigt wird in der Landessprache, doch verstehen die Pastoren alle auch Deutsch."

„Was nun landschaftliche Schönheit anbetrifft, so giebt es in dieser Hinsicht nichts zu sehen. Wald, Sand, Sumpf; keine hohen Berge, keine

[1] Fußnote in der 1. Buchausgabe „Einer meiner Freunde zeigte, als er einst nach Narva kam, Kramer diesen Brief — er war zufrieden — ich noch mehr!"

Fahrzeugen aller Nationen, die Börſe belebt. Ueberall hört man Deutſch, hie und da mal Ruſſiſch, überall verlangt man Thaler, nicht Rubel. Die Stadt iſt nicht ſehr hübſch, die Straßen ſind eng, aber es giebt Steinhäuſer und auch hübſche Gebäude."

„Im Gaſthauſe, wo ich abgeſtiegen bin (Hôtel de St. Pétersbourg), iſt der Wirth ſehr dienſtbefliſſen; er hat ſelbſt meinen Paß auf die Verwaltung und die Polizei gebracht und mir einen Fuhrmann gemiethet, der mich für 30 Dukaten nach Königsberg bringen will, zuſammen mit einem franzöſiſchen Kaufmann, welcher bei ihm für ſeine Kaleſche vier Pferde gemiethet hat; ich fahre in einer Kibitke. — Den Ilja (Diener) will ich direct nach Moskau zurückſchicken." . . .

„Ich hatte meinen Brief an Euch noch nicht beendet, da waren ſchon die Pferde angeſpannt, und der Wirth kam mir ſagen, daß in einer halben Stunde die Stadtthore geſchloſſen werden Ich mußte noch meinen Brief beendigen, bezahlen, den Koffer packen, dem Ilja Aufträge geben. Der Wirth benutzte meine Eile und überreichte mir eine Apothekerrechnung, d. h. für 24 Stunden nahm er gegen 9 Rbl von mir. Endlich war Alles fertig und wir fuhren aus dem Thor." . . .

„Am anderen Morgen früh kamen wir nach Kurland und der Gedanke, ſchon außerhalb des Vaterlandes zu ſein, machte auf mich einen ganz eigenen Eindruck. Alles, was mir zu Geſicht kam, beſah ich mit geſpannter Aufmerkſamkeit, mochten es auch die gewöhnlichſten Dinge ſein. Bald wurde Mitau ſichtbar. Das Aeußere dieſer Stadt iſt nicht hübſch, war aber für mich ſehr intereſſant war es doch die erſte ausländiſche Stadt! Am Ufer der Aa, über welche wir mit einem Prahm ſetzten, ſteht das herzogliche Schloß, ein großes, aber gar nicht unpoſantes Gebäude. Die Fenſterſcheiben waren beinahe überall ausgeſchlagen oder herausgenommen, offenbar wurden im Inneren Reparaturen vorgenommen. Der Herzog lebt auf ſeinem Sommerſchloß, unweit von Mitau. Das Flußufer iſt mit Holz bedeckt, womit ausſchließlich der Herzog einen ſehr einträglichen Handel treibt. Die Schildwachen ſchienen Invaliden zu ſein. Die Stadt iſt groß, aber nicht hübſch; die Häuſer ſind faſt alle klein und ziemlich unſauber; Gärten und freie Plätze ſind in Menge da."

„Wir ſtiegen im beſten Gaſthauſe der Stadt ab. Sofort umringten uns Juden mit verſchiedenem Kram · der eine bot eine Pfeife an, der andere ein altes lutheriſches Gebetbuch und eine Gottſchedſche Grammatik, der dritte ein Fernrohr, und ein Jeder wollte ſeine Waare „ſo guten Herren zum billigſten Preiſe laſſen". . . Wir gingen etwas in der Stadt ſpazieren, ſahen zu, wie ein junger Offizier alte Soldaten exerciren ließ, hörten, wie eine alte ſtumpfnaſige Deutſche in einer Haube ſich mit ihrem betrunkenen

engſten Beziehungen ſtand, ein pietätvolles, ſchönes Zeugniß echter Freundesliebe geſtiftet — ſein Biograph Dr Karl v. Seidlitz[1], deſſen lichtvoller, warmer Darſtellung wir das Folgende entnehmen. Zum beſſeren Verſtändniß der Beziehungen Shukowskys zu Dorpat ſeien einige kurze biographiſche Notizen vorausgeſchickt.

Shukowsky iſt am 29. Januar 1783 auf dem Gute Miſchenſk (im Gouvernement Tula) von einer, bei Erſtürmung der Feſtung Bender (1771) gefangen genommenen Türkin als natürlicher Sohn des Gutsbeſitzers Bunin geboren und in der ausſchließlich aus Mädchen beſtehenden Familie des Letzteren erzogen worden. Die jüngſte Tochter des Hauſes, Katharina Afanaſſjewna (1770 geboren), heirathete 1792 im orelſchen Gouvernement den Kreisadelsmarſchall Andrei Iwanowitſch Protaſſow, und ihre ältere Tochter Marie (Maſcha) ſpielte in unſeres Dichters Jugend- und Mannesleben eine große Rolle: ſie war das Ideal ſeines Herzens, das unerreichbare Ziel ſeiner Liebe, die von der Mutter Protaſſow immer und immer wieder hart zurückgewieſen wurde. Die jüngere Tochter, Alexandrine (Saſcha), heirathete 1814 den durch Shukowskys Vermittelung als Profeſſor der ruſſiſchen Sprache nach Dorpat berufenen ruſſiſchen Dichter A. F. Woſeikow[2]. Die unterdeſſen verwittwete Mutter und die Schweſter folgten der jungen Frau nach Dorpat, begleitet von Shukowsky.

Im Jahre 1815, als Shukowsky nach Dorpat kam, zählte er 32 Jahre und war ſchon ein viel gefeierter Dichter. „Der Sänger im Lager des ruſſiſchen Heeres" 1812, „Der Sänger im Kreml" 1814, die ſentimentalen Kirchhofsgedichte aus ſeinen Jugendjahren 1800—1802, ſeine Ludmilla, Swetlana, ſein Gromoboi, einzelne gelungene Ueberſetzungen aus Schiller, ſeine Epiſtel an Kaiſer Alexander I., ſeine Nationalhymne „Боже, Царя храни!" waren in Aller Munde. In Dorpat begegnete man dem Dichter mit großer Zuvorkommenheit: die Univerſität verlieh ihm das Diplom eines

[1] (Album acad Dorp. 1047) Karl Joh. v. Seidlitz aus Eſtland, geb. 6. März 1798, med. 15—20 Dr med., erhielt 1818 die goldene Preismedaille. Arzt am See-Hoſpital in Petersburg, Hausarzt beim Grafen Tolſtoi 1828 29 zur Zeit des ruſſiſch-türkiſchen Krieges Oberarzt am mobilen Hoſpital der 2. Armee, ſeit 1830 Oberarzt am See-Hoſpital in Petersburg, ſeit 1836 auch Medicinalinſpector des Hafens, ſpäter auch Profeſſor an der medico-chirurgiſchen Akademie, conſultirendes Mitglied des Medicinalconſeils des Miniſteriums des Inneren, ſeit 1841 auch Gutsbeſitzer in Livland (Meyershof, zeitweilig auch Ummicht), war Vicepräſident der livl. ökonomiſchen Societät und Leiter des Generalnivellements von Livland, lebte zuletzt in Dorpat. Wirkl. Staatsrath † zu Dorpat 7. Februar 1885

[2] 1778—1839, Verfaſſer der ſeiner Zeit berühmten und berüchtigten Satire „Das Irrenhaus" die in Form eines Traumgeſichtes verſchiedene Zeitgenoſſen in grotesk-komiſchem Lichte vorführte v. Reinholdt 519. Außerdem iſt ſeine „Epiſtel an Speransky" bekannt

Dichter herzlichſt die Rechte darboten und ihn unſeren Bruder nannten nicht zu verwundern, daß das wiſſenſchaftliche, das künſtleriſche, das gemüthliche Leben in Dorpat bleibende Eindrücke auf Shukowsky hinterließ."

Es war eben noch die gute, harmloſe Zeit, in welcher „ein edles ruſſiſches Herz durch innigen Verkehr mit deutſchen Männern und Frauen, durch Hochachtung vor deutſcher Cultur und Poeſie, in der Liebe zum Vaterlande und dem angeſtammten Herrſcherhauſe nie und nimmer erkaltete".

So heimiſch ſich nun auch Shukowsky in der Geſellſchaft Dorpats fühlte, ſo unerträglich war das Leben im eigenen Hauſe, wie wir aus ſeinen Briefen in die alte Heimath erſehen. Er empfand es ſchmerzlich, daß ſeine Schweſter, Frau Protaſſow, es ungern vermerkte, daß er ſich in Dorpat niederlaſſen wollte. Unter dem Einfluſſe ihres unſerem Dichter unſympathiſchen Schwiegerſohnes Wojeikow und der ſteten Furcht einer Annäherung Shukowskys an ihre Tochter Marie benahm ſie ſich trotz des feierlich erfolgten gegenſeitigen Verzichtes Beider gegen ſie in einer Weiſe, daß Mißtrauen und Argwohn nur zu oft zu Tage traten. So wurde das Verhältniß drückend für alle Glieder der Familie und Shukowsky ſchreibt: „Ich muß fort aus Dorpat; ſo können wir nicht fortleben, wir tödten uns gegenſeitig. Katharina Afanaſſjewna (Protaſſow) vermag ihre Anſichten — ich vermag die Umſtände nicht zu ändern! Mir bangt vor Petersburg, man will mich dort feſſeln — dann iſt's aus mit der Poeſie!"

Im Mai war er auf kurze Zeit nach Petersburg gefahren und von Uwarow der Kaiſerin-Mutter vorgeſtellt worden, darauf wurde er wiederum im Juli von Uwarow eingeladen: „die Kaiſerin habe ihn zu ſprechen verlangt". „Ich fürchte," ſchrieb er noch am 4 Auguſt an J Turgenew, „Eure grands projets, Eure Pläne, welche mein ganzes Leben vernichten können."

Am 24. Auguſt verließ er Dorpat, feſt entſchloſſen, nicht mehr dahin zurückzukehren. „Unmöglich kann ich da bleiben; wie ſchwer auch die Trennung wird; wie ſehr auch das Herz mich zu ihnen hinzieht; ich kann nicht da bleiben! Es wäre für Maſcha und mich die armſeligſte, unwürdigſte, tödtlichſte Exiſtenz." In Pawlowsk wurde er am 4. September der Kaiſerin vorgeſtellt, blieb 3 Tage dort und wurde vielfach ausgezeichnet. Er wurde Vorleſer bei der verwittweten Kaiſerin. Da traf ihn im November wie ein Donnerſchlag aus Dorpat die Nachricht, daß ſeine heißgeliebte und angebetete Maſcha ſich mit dem Profeſſor Moier[1] verlobt habe. Shukowsky entſchloß ſich

[1] A a. 89. Moier, Joh Chriſt., aus Eſtland, geb. 1785, theol. 3—5, Dr med. et chirurg 1813. Arzt in Reval 1814—36 ordentlicher Profeſſor der Chirurgie an der Univerſität Dorpat wiederholt Decan der mediciniſchen Facultät, 1834 35 Rector magnificus, lebte als Profeſſor emeritus auf ſeinem Gute Bunino im Goub Orel. Wirkl Staatsrath. † zu Bunino 1 April 1858

Kunstwerke im alten Livland.

Dank der Initiative der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands und der materiellen Hilfe verschiedener städtischer Corporationen, Standschaften und gelehrten Gesellschaften in unseren Provinzen ist ein literarisches Bilderwerk ins Leben gerufen, auf das unsere baltischen Lande mit Stolz blicken dürfen, ein Werk, das eine erst seit neuester Zeit beachtete Seite des culturellen Lebens im alten Livland, die Kunst daselbst in ihren Erscheinungsformen auf dem Gebiete der Goldschmiedearbeit, Plastik, Malerei und Architektur, behandelt. Die uns vorgeführten, nicht geringfügigen Reste der Kunst aus alter, weit hinter uns liegender Zeit erbringen den Beweis dafür, daß das alte Livland hinsichtlich der Pflege und Werthschätzung der Kunst und des Verständnisses für ästhetische Genüsse in der Culturentwickelung dem nördlichen Deutschland, aus dem es seine Vorbilder und Muster zog, keineswegs zurückgeblieben ist. Ein um so größeres Gewicht muß auf diese Reste der livländischen Kunstschätze als Beweismittel für die Höhe des culturellen Niveaus der Balten in früheren Jahrhunderten gelegt werden, wenn wir der Livland heimsuchenden Kriege gedenken, die Zerstörung, Raub und Plünderung mit sich führten. Wie viel hat nicht barbarische Wuth zerstört und die Gier und Habsucht fortgeschleppt! Wie viel ist nicht durch Unkenntniß verloren gegangen oder durch Pietätlosigkeit vernichtet worden! Um desto theurer sollten uns nun diese erhaltenen Kunstobjecte sein, welche nicht allein dazu dienen, das Gefühl der Ehrfurcht vor unseren Altvordern zu beleben, sondern auch im Stande sind, unsere ästhetischen Bedürfnisse zu befriedigen, unser Wissen zu bereichern.

ist noch das aus dem der Baronin Bertha von Pilar gehörigen Gute Audern zu erwähnen. Das Meiste haben die Städte Riga und Reval geliefert. Hinsichtlich des Reichthums an kunstvoll gearbeiteten alten Silbersachen übertrifft Riga die Stadt Reval. Dasselbe läßt sich aber keineswegs hinsichtlich der Holzschnitzereien, Gemälde und alten Bauwerke sagen.

Die Stadt Reval, die weit weniger durch Kriegsgreuel getroffen und geschädigt worden ist, weist auf den genannten Gebieten wiederum weit mehr auf, als das bei Riga der Fall ist. Von beachtenswerthen Goldschmiedearbeiten ist aus kleinen Städten nichts auf uns gekommen. Brauste doch über sie furchtbar die Kriegsfurie dahin, die auch vielen adeligen Gütern ein gleich beklagenswerthes Schicksal bereitete. Jedoch wir geben der Hoffnung Raum, daß durch das fesselnde Buchholtzsche Werk so mancher vergessene Kunstgegenstand zu seinem Rechte noch gelangen werde.

Die von Buchholtz gegebene Einleitung und die Erläuterungen zu den einzelnen Kunstgegenständen bilden einen nicht gewöhnlichen wissenschaftlichen Beitrag zur livländischen Kunst und Gewerbegeschichte, in Sonderheit der Goldschmiedearbeit. Den Werth des Gebotenen werden die Forscher, resp. die Kunsthistoriker zu schätzen wissen. Die ausführliche, sachgemäße Beschreibung der einzelnen Kunstobjecte, die Resultate der archivalischen Studien und Nachforschungen nach den Meistern und ihren Leistungen, die genaue Wiedergabe der Beschau- und Meisterzeichen, die Angabe des Gewichts, alles das und noch manches Andere stellt diese Arbeit von Buchholtz ebenbürtig neben die besten Publicationen zur Kunstgeschichte. Jedes einzelne Stück von den im Buchholtzschen Werke dargestellten und beschriebenen Kunstgegenständen vorzuführen, würde den uns zugewiesenen Rahmen bei Weitem überschreiten; wir müssen uns auf einzelne derselben beschränken. Die Leser der „Baltischen Monatsschrift" werden sich wohl in erster Linie für das interessiren, was einheimische Meister geschaffen; so wenden wir uns denn nun auch den Erzeugnissen der rigaschen und revalschen Goldschmiedekunst zu. Hinsichtlich der aus der Fremde stammenden Stücke sei bemerkt, daß sie sich in unserer Sammlung in der Minderheit befinden und meist aus den Städten Augsburg, Nürnberg, Breslau, Hamburg und Lübeck hervorgegangen sind, von denen einige sich als Hauptcentren der Goldschmiedearbeiten berühmt gemacht haben. Hier mag auch noch die Bemerkung Platz finden, daß ein Vergleich der ausländischen Leistungen mit den Erzeugnissen der livländischen Goldschmiede keineswegs zu Ungunsten der letzteren ausfällt

Sie imponiren, die herrlichen Prunkstücke, die das Buchholtzsche Werk uns bietet, die Kelche, Pocale, Humpen, Kannen, Tafelaufsätze und Fruchtschüsseln in ihrem blendenden Glanze und bildnerischen Schmucke. Von den etwa 60 größeren Silbergegenständen (die übrigen 22 Goldschmiede-

hinzieht, läßt freilich das Hervorgehen aus ein und derſelben Werkſtatt vermuthen, jedoch das Vorhandenſein einer ähnlichen Friesdarſtellung auf einer gleichzeitigen rigaſchen Arbeit (Nr. 63) geſtattet die Annahme, daß die vier unter einander verwandten Silbergefäße auch rigaſcher Herkunft ſein könnten. Der in Deutſchland hergeſtellten Prunkſtücke des Buchholtzſchen Werkes zu gedenken, müſſen wir, wie ſchon geſagt, aus Mangel an Raum uns verſagen. Nur auf die älteſten Stücke, einige aus weiter Ferne, aus dem Orient, in merkwürdiger Weiſe zu uns gelangte eigenthümliche Schmuckſachen, deren zeitweiligem Beſitzer ein gar beklagenswerthes Schickſal beſchieden war, wollen wir die Aufmerkſamkeit lenken. Wir meinen damit die auf dem revaler Rathhauſe aufbewahrten goldenen Broſchen: die eine, eine phantaſtiſche Thiergeſtalt darſtellend, iſt mit buntfarbiger Email verziert; auf der anderen befindet ſich das Bruſtbild eines Mannes, der ein orientaliſches Schwert ſchwingt, neben und unter demſelben ſind Edelſteine und Perlen angebracht. Beide Broſchen haben auch orientaliſche Anhängſel. Dieſe goldenen Schmuckſachen, welche die älteſten Stücke des Buchholtzſchen Werkes bilden, ſind, wie auf Grundlage der im revaliſchen Archiv beiliegenden Notizen aus dem 15. Jahrhundert vermuthet worden iſt, einem Schiffer aus Kempen, der ſich des werthvollen Geſchmeides auf ſträfliche Weiſe bemächtigt und dafür den Tod erlitten hatte, abgenommen worden. Die jüngſten Stücke der uns vorliegenden Sammlung von alten Goldſchmiedearbeiten gehören dem Anfange des 18. Jahrhunderts an, einer Zeit, wo die Goldſchmiedekunſt allerwärts in Verfall zu gerathen begann. Aus dieſer Zeit gerade haben wir Goldſchmiedearbeiten eines rigaſchen Meiſters namhaft zu machen, welche einen hohen Grad der Kunſtfertigkeit an den Tag legen. Drei Proben von der außerordentlichen Leiſtungsfähigkeit des rigaſchen Goldſchmiedemeiſters Georg Eben (1702–1710) bringt unſer Werk in der Wiedergabe der Humpendeckel von 1701, 1704 und 1705 (Nr. 36—38). Auf dem erſten Deckel von 1701 erblickt man in hochgetriebener Arbeit Karl XII., gefolgt von ſeinen Reitern, über die gefallenen Feinde auf dem Schlachtfelde bei Narva hinwegſprengend. Im Hintergrunde erhebt ſich die befeſtigte Stadt. Den Humpen fertigte der rigaſche Meiſter Georg Dechant, den werthvollſten Theil aber, den Deckel, bildete ſein Geſell Joh. Georg Eben; wohl in gerechter Anerkennung ſeiner hohen Leiſtung durfte Eben ſeinen Namen auf demſelben vermerken.

Der zweite Humpendeckel zeigt uns die 1705 geſchlagene Schlacht bei Gemauerthof. Vorn erblicken wir ein wildes Reitergefecht, im Hintergrunde nehmen wir ſtreitende Kriegsmaſſen und ein hohes Schloß wahr. Ueber dem Schlachtfelde iſt das Portrait des Siegers Karl Löwenhaupt angebracht. Auf dem dritten Humpendeckel hat der Künſtler in gleich gelungener Weiſe

Die Ausschmückung ihrer Kirche und der Schwarzhäupter-Häuser ließen sie sich angelegen sein. Für die Bestätigung ihres Schragens durch König Stephan Bathory verausgabten sie die enorme Summe von 506 Mark. Nicht nur die eigenen Angelegenheiten bildeten den Gegenstand ihrer Sorge, sondern auch gemeinnützige Dinge lagen ihnen am Herzen, so bewilligte das Amt der Goldschmiede im Jahre 1588, so lange Gottes Wort in dieser Stadt rein und lauter gepredigt wird, zu dem evangelischen und christlichen Predigtstuhl 24 Mark jährlich als Beitrag zum Unterhalte der Prediger[1].

Reichthum, Ansehen und Achtung, alles das wurde dem rigaschen Goldschmiedeamte allein durch seine Arbeit, welche sich zur Höhe künstlerischer Ausübung erhob, zu Theil. In der That, es ist ein erhebendes Gefühl und ein mit Genugthuung erfülltes Bewußtsein, so manche Seite des Culturlebens unserer Altvordern in einem das Maß des Gewöhnlichen bei Weitem überschreitenden Blüthezustande zu erblicken, besonders noch in Rücksicht des harten Urtheils, das in alter und neuer Zeit über Wesen, Charakter und Können der Livländer ausgesprochen ist. Diejenigen aber, die es ermöglicht haben, daß ein so erfreuliches Bild von den Fähigkeiten unserer Vorfahren in fesselnder Weise entrollt werden konnte, können des Dankes der Freunde livländischer Geschichte versichert sein.

C. Mettig.

[1] C. Mettig, Zur Geschichte der rigaschen Gewerbe im 13. und 14. Jahrh. Riga 188[illegible]. W. Stieda, „Aus dem Leben des rigaschen Goldschmiedeamtes“. „Balt. Monatsschr.“ Bd. [illegible] S. [illegible] 1[illegible]p. 187[illegible].

Herausgeber: N. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich: N. Carlberg.

Дозволено цензурою. Гевель, 2[illegible]-го Сентября 1892 г.

[illegible]

Digitized by Google

Befruchtung durch eine einheitliche Alterthumswiſſenſchaft auch künftigen Geſchlechtern zu Theil werden zu laſſen.

Die gegenwärtige Generation hat zunächſt die Aufgabe, die von allen Seiten herzuſtrömenden Schätze zu bergen, und da mag es wohl der Lauf der Dinge mit ſich bringen, daß zuweilen das Neue vor dem Alten, das Beſondere vor dem Gemeinſamen bevorzugt wird. Wie groß die Menge des Neuen iſt, vermag ein Einzelner kaum zu überſehen. Was der Erdboden an Inſchriften, an Sculpturen, an Gebäuden, an Ruinencomplexen wiedererſtattet hat, wird in Wort und Bild allüberall geprieſen. Viel ſtiller und geräuſchloſer, aber niemals ſtilleſtehend vollzieht ſich das Wachsthum des literariſchen Nachlaſſes der Griechen und Römer. Die uns vorliegende Literatur der Alten iſt nicht im Entfernteſten etwas ſeit langer Zeit Fertiges, Abgeſchloſſenes. Noch in den letzten Zeiten hat ſie ſo großen Zuwachs erhalten, daß es eine beſondere Arbeit erfordern würde, dieſen Zuwachs zu regiſtriren und zu beſchreiben. Ich will nicht davon reden, daß für weitaus die meiſten Autoren erſt unſer Zeitalter die echten Textesquellen gefunden hat, daß für gar viele dieſe Arbeit noch zu thun iſt; wenn man nur die neuen Texte ins Auge faßt, die das letzte Jahrhundert wiedergewonnen hat, ſo iſt es eine kleine Bibliothek.

Vieles gehört der eigentlich gelehrten Literatur an. Erſt unſer Zeitalter hat ganz allmählich den Werth und die Bedeutung derſelben begreifen gelernt, erſt jetzt hat man ein ſyſtematiſches Ausnutzen alter und neuer Bibliotheken begonnen; noch immer werden glänzende Funde gemacht, die ganze Zweige der antiken Wiſſenſchaft in vollſtändig neuem Lichte erſcheinen laſſen; das Fundament wird neu, das Gebäude muß von Grund aus neu aufgeführt werden. Jeder Fund erweitert das Wiſſen, aber er ſtellt auch neue Fragen, von denen die Früheren nichts geahnt hatten. Aber außer der eigentlich gelehrten Literatur hat auch die Kunſtproſa und nicht am wenigſten die Poeſie reichen Zuwachs erfahren. Altberühmte Bibliotheken enthielten Handſchriften und Palimpſeſte, die erſt jetzt verwerthet wurden; die verbrannten Schriftrollen von Herculanum mußten aus dem Tode wiederauferſtehen; die Klöſter des Orients bargen ungekannte Güter. Vor Allem aber hat Egypten ſeine Gräber eröffnet: die Papyrusrollen, die den Todten beigeſellt waren, bieten Texte, deren Vorhandenſein Niemand zu hoffen gewagt hatte. Ja die Pappe, in welche die Mumien gewickelt waren, iſt aus Papyrusſtücken zuſammengeklebt. Die Schriften wurden als Maculatur verkauft, wanderten in die Fabrik, wurden zu Pappe verarbeitet und bildeten Jahrtauſende hindurch die Hülle von Todten, die als Lebende ptolemäiſchen Königen gehorcht hatten In ihrem heiligen Dunkel haben ſich die einſtigen Beſtandtheile ſelbſt ſo unverſehrt erhalten, daß ſie noch heute lesbar ſind.

jetzt in dem erhaltenen Text: Die betreffende Dame wird überhaupt nicht mit „Du“ angeredet, auch nicht mit dem Worte „Mädchen“. Sie iſt eine Frau, heißt *Κορυττώ* und wird einfach bei ihrem Namen gerufen, natürlich im Vocativ: *Κορυττοῖ*; und hieraus iſt durch leichte Verderbung jenes *κόρη τύ* entſtanden, gerade ſo wie alle die Tauſende von Fehlern entſtanden ſind, die unſere Texte entſtellen. Hier hatte man dem Text vertraut, und er hat das Vertrauen als neckiſcher Kobold getäuſcht. Der Dialect iſt keineswegs doriſch, ſondern vielmehr joniſch.

Es wird noch lange dauern, bis die Feſtſtellung und Erklärung des Textes ihre Hauptarbeit vollendet haben. Ja, auch eine erſchöpfende Charakteriſtik des Autors geben zu wollen, wäre noch verfrüht. Nur Eines liegt ſchon heute klar vor Augen: die hohe Bedeutung eines ganzen Zweiges der antiken Dichtung, den man bisher nur wenig beachtet hatte, des griechiſchen Mimus. Es ſei mir geſtattet, die Entwickelung dieſer Dichtungsart und die weſentlichen Merkmale, durch die ſie ſich von verwandten Arten unterſcheiden, in gedrängter Kürze zu ſchildern.

Das Wort Mimus iſt uns Allen wohlbekannt. Noch heute ſprechen wir von der Kunſt des Mimen und meinen damit die Kunſt des Schauſpielers, weil er gewiſſe Geſtalten der Phantaſie oder des Lebens nachahmt, denn der Begriff der Nachahmung im Allgemeinen bildet den ſprachlichen Inhalt des Wortes. Aber nicht in dieſem weiten, ſondern in einem engeren Sinne faßte den Ausdruck ein origineller Dichter, der ſeine — in Form und Gehalt neuen — Gedichte zuerſt Mimoi nannte.

Sophron, ein Sicilianer aus Syracus, lebte wohl um die Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chriſtus. Die Griechen des Weſtens beſaßen in hohem Grade die Gabe ſcharfer Beobachtung des Eigenthümlichen und Charakteriſtiſchen der Menſchennatur. Hier in Sicilien war aus volksmäßigen Anfängen eine Art von Komödie erwachſen, wie ſie in Athen erſt viel ſpäter zur Blüthe gelangte. Sophron aber lieferte keine Komödien, ſondern lediglich kurze Dialoge. Perſonen des gewöhnlichen Lebens traten redend auf; ſie unterhielten ſich genau, wie ſie es im Leben thaten, und über die Dinge des täglichen Lebens. Sie ſprachen im heimiſchen Dialect, ja ſogar in Proſa. Es war das der erſte Verſuch einer Proſadichtung überhaupt, ein gewaltiger, kühner Schritt. Alles war dem Leben abgelauſcht, die Charaktere, die Art der Rede, die Stoffe der Unterhaltung. Wir dürfen glauben, daß die Treue und Wahrheit, mit der hier das alltägliche Leben geſchildert war, ohne Beiſpiel daſtand. Es hatte noch nie eine Poeſie gegeben, der dieſes Ziel als einziges vorgeſchwebt hätte. Nichts lenkte die Aufmerkſamkeit vom Dialog, von den Perſonen ab, nicht eine verſchlungene Handlung, nicht das Beſtreben, durch Witz und Komik Lachen zu erregen.

Leidenschaft, ihrem Sieg, ihr Ende. Die Begebenheit ist der Körper des Kunstwerkes, aber die Leidenschaft ist seine Seele. So sind auch die handelnden Personen vor Allem Träger einer Empfindung, einer Leidenschaft und dadurch die Verkörperung ewiger Ideen, in denen die Kämpfe der Menschenseele ihren verklärten Ausdruck gefunden haben. Die einzelnen Züge dieser Empfindung, dieser Leidenschaft sind treu nach dem Leben gezeichnet; und was die Tragödie in dieser Richtung geschaffen hat, ist niemals übertroffen worden. Aber die Alltagserscheinung des Menschen zum Gegenstande einer porträtmäßigen Darstellung zu machen, ist nicht die Aufgabe der Tragödie gewesen, und wenn sie es versucht hat, auch diesen Zwecken zu dienen, hat sie an Größe und Würde mehr verloren, als an Wahrheit im Einzelnen gewonnen.

Eher könnte man das von der Komödie erwarten; nicht von der alten Komödie, in welcher übermüthiger Spott und genialer Witz die Schranken der Wirklichkeit durchbrach und die Dinge dieser Welt ins Reich der Phantasie versetzte. Wohl aber von der neuen Komödie, die doch das Leben und die Sitten der Gegenwart zu schildern unternahm. Ihre Vorläuferin, die sicilische Komödie, ist für uns leider verloren, nur die Bruchstücke des Epicharmus zeigen uns, daß hier zuweilen verwandte Töne angeschlagen werden. Dasselbe ist in der neuen Komödie der Fall, die wir genau kennen aus zahlreichen Resten der Originale und aus den erhaltenen römischen Nachbildungen. Auch hier werden in der That Figuren des gewöhnlichen Tageslebens gezeichnet, die Zeichnung selbst ist oft meisterhaft gelungen, und einzelne Scenen werden den Ruhm, vollendete Abbilder des Lebens zu sein, immer bewahren. Man könnte aus der neuen Komödie zuweilen vorzügliche Mimoi herausschmieden. Aber wenn wir die Gattung dieser Schauspiele als Ganzes betrachten, dann müssen wir das Gesagte bedeutend einschränken. Einmal sind die Elemente, aus denen die Handlung sich aufbaut, beschränkt. Gewöhnlich dreht es sich um eine Liebesgeschichte irgend welcher Art; der Sohn ist eine Verbindung eingegangen oder will eine Verbindung eingehen, die den Zorn der Eltern hervorruft; oft braucht er bedeutende Geldsummen, die er auf ehrlichem Wege nicht erlangen kann; so ist der Conflict gegeben. Die Lösung geschieht sehr oft durch listigen Betrug, wo dann der Sieger die Lacher auf seiner Seite hat. Der schlaue intriguante Sclave muß helfen, wo die Weisheit des jungen Herrn längst zu Ende ist. Oder aber die Lösung erfolgt in der sehr beliebten Weise, daß das umworbene Mädchen als Sclavin eingeführt wird und nachher als die einst geraubte Tochter eines reichen Mannes erkannt wird, wodurch sie ihrem brutalen Besitzer entrinnt und dann als gute Partie auch den Schwiegereltern genehm ist. Diese und ähnliche Conflicte wiederholen sich in mannigfaltigster

gezeichnet; hier hat ein großer Maler der Natur die feinſten Züge abgelauſcht. Jedes Individuum iſt ein Ding für ſich, das *ſo* nur einmal ſein kann und nie wieder ſein wird: ein *ganzer* Menſch, deſſen Art zu denken, zu reden, zu wirken, zu genießen, deſſen Erſcheinung bis auf die Kleidung lebendig vor uns ſteht. Das ſind wirkliche Menſchen, wie nur wenige gottbegnadete Dichter ſie zu formen vermochten.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß Plato nicht alle die zahlreichen Perſonen, die er auftreten läßt, ins Feine malt; wir finden alle Abſtufungen vertreten, vom vollendeten Porträt bis zur flüchtigen Skizze. Aber er *hat* uns Geſtalten hinterlaſſen, die niemals verblaſſen werden. Wer ſein „Gaſtmahl" mit empfänglichem Sinne geleſen hat, der trägt ein Bild in ſeiner Seele, das kein Hamlet, kein König Lear verdunkeln kann.

Plato iſt noch ein Vertreter des freien Athen; aber bald nach ſeinem Tode brach die alte Freiheit und mit ihr das alte Griechenland zuſammen. Ein neues Zeitalter bahnte ſich an, welches in Staat und Geſellſchaft, in Kunſt und Literatur neue Wege einſchlug.

Die *Poeſie der alexandriniſchen Epoche* hat eine eigenartige Phyſiognomie. Das klaſſiſche Griechenland hatte auf dem Gebiete der großen Kunſt das Höchſte geleiſtet. Das Epos, die Tragödie, die Lyrik des hohen Stiles ließen eine erfolgreiche Concurrenz nicht mehr hoffen. Nur die *neue Komödie*, deren wir oben gedachten, ragt tief in dieſe Periode hinein. Im Uebrigen treten *neue Formen* auf. Was man im Großen nicht erreichen kann, das ſucht man im Kleinen zu erlangen; kleine, in ſich abgeſchloſſene Gegenſtände locken den Künſtler und verſprechen Erfolg.

Es iſt das ein Zug, der nicht nur die Poeſie, ſondern — wie die Archäologen uns belehren — auch die bildende Kunſt beherrſcht. Alles Einzelne, was den Menſchen umgiebt, wird mit Vorliebe dargeſtellt: die Landſchaft, die Thierwelt, das Hausgeräth, die Speiſen; der Malerei war das Stillleben nach holländiſcher Manier nicht fremd. Ebenſo ſucht man den *Menſchen* in ſeiner alltäglichen Erſcheinung zu faſſen: beſonders die niederen Stände, mit Vorliebe die einzelnen Berufszweige des Handwerks. Ebenſo intereſſirt man ſich jetzt für das Kind und ſein Leben; Alles in Allem, das *Genrebild* beherrſcht die Kunſt. Greift man zu *mythologiſchen* Stoffen, dann werden auch dieſe zum Genrebild geſtaltet. An die Stelle des Epos iſt die poetiſche Erzählung getreten; die Geſchichte von der Geburt des Herakles und ſeinem Siege über die Schlangen wird hier zu einer entzückenden Schilderung der Kinderſtube; der Beſuch des Herakles bei König Augias wird zu einer umſtändlichen Beſchreibung eines reichen Gutshofes. Der Erzähler kann ſich nicht genug thun in dem Beſtreben, uns ein photographiſch treues Bild der ganzen Situation zu bieten.

das harmloſe Treiben, das der Markt des Lebens aufweiſt; unter dieſer Oberfläche ſpielt ſich gar Manches ab, was nur Wenigen erkennbar wird. Er beleuchtet auch tiefere und dunklere Abgründe der Menſchennatur und bietet uns Bilder, die zum Theil Befremden und Staunen erregen. Hier wird nichts verhüllt und nichts beſchönigt; die craſſe Wirklichkeit wird in ungeſchminkter Wahrheit vorgeführt. Wir haben Sittenbilder vor uns, die an erſchreckender Natürlichkeit ſich neben die Werke des modernſten Realismus ſtellen.

Und der Dichter meint es ernſt mit der Wahrheit. Sollte er doch einmal die Schatten zu ſtark auftragen, gewollt hat er das nicht. Seine Abſicht iſt weder Caricaturen zu zeichnen, noch Satiren zu ſchreiben, er will weder als Spaßmacher Lachen erregen, noch als Sittenprediger beſſern und bekehren. Er hält der Welt ſeinen Spiegel vor und fixirt das Bild, wie er es geſchaut hat.

Es wäre eine lockende Aufgabe, dieſen *helleniſtiſchen* Mimus, die Gedichte des Theokrit und Herondas, hier im Ganzen und Einzelnen genauer zu betrachten und zu vergleichen: die eminente Lebenswahrheit, die volksmäßige Sprache, der Reichthum an kernigen Ausdrücken und beſonders an Sprichwörtern feſſelt den Beobachter. Ich will hier nur *einen* Punkt hervorheben: *die Fülle und Mannigfaltigkeit der Motive*. Dieſe Dichter beſchränken ſich nicht auf *eine* Seite des Lebens, ihr Blick ruht auf dem Ganzen, allüberall greifen ſie hinein ins volle Menſchenleben, und ſo ſind dieſe wenigen Blätter denn inhaltsreicher als manches große Werk.

Es gereicht ihnen zu hohem Ruhme, daß ſie öfter die *Localität* anſchaulich darſtellen oder doch durchſchimmern laſſen. Es wird dadurch ein feſter Hintergrund geſchaffen. Den Schauplatz bilden die Städte des griechiſchen Oſtens Kos, Kyzikos, Alexandria. Es kann geſchehen, daß große Entfernungen die Freunde trennen; wenn die Frau Gevatterin zu Beſuch kommt, muß ſie die Klage hören, daß man ſie ſo ſelten zu ſehen bekommt. Sie aber kann mit Recht zur Entſchuldigung anführen, daß die Freundin auch gar zu weit draußen wohne, worauf dieſe wohl ihrem Unmuth Ausdruck verleiht, daß der Mann ſeine Wohnung hier am Ende der Welt gemiethet habe. Und wie beſchwerlich iſt der Weg! Die Gaſſen ſind ſtellenweiſe ſo ſchmutzig, daß man in ihnen zu verſinken fürchtet. Wenigſtens entſchuldigt man ſich ſo.

Befinden wir uns aber etwa in der glänzenden Capitale der helleniſtiſchen Welt, in Alexandria, dann fühlen wir das pulſirende Leben der Großſtadt. Der Hof feiert ein Feſt zu Ehren des Götterjünglings Adonis. Und was ein großes Schaufeſt am Ptolemäerhof bedeutete, das würden wir hier erfahren, wenn wir es ſonſt nicht wüßten. Das Gedränge in den

nicht; und nun beginnt das behaglichſte Plaudern. Der ganze Tempel iſt ein Muſeum, gefüllt mit prächtigen Kunſtwerken, beſonders Sculpturen, Alles Geſchenke der dankbaren Verehrer. Da ſteht ein reizendes Mädchen und blickt hinauf nach dem Apfel; dort der Knabe mit der Gans, und dort die Porträtſtatue einer bekannten Dame, wie ſie leibt und lebt, und vieles, vieles Andere. Die guten Frauen muſtern ein Stück nach dem anderen mit naivem Staunen und kindlicher Begeiſterung. Sie machen genau dieſelben Bemerkungen, die dem heutigen Muſeenbeſucher oft genug ein ſchmerzverbergendes Lächeln abnöthigen. Man muß das leſen, um die prächtige Lebendigkeit dieſes weiblichen Kunſtenthuſiasmus zu würdigen. Von irgend welcher Heiligkeit des Ortes iſt auch nicht im Entfernteſten die Rede; man geniert ſich in keiner Weiſe. Zum Schluß tritt der Tempeldiener ein und meldet mit gefliſſentlicher Liebenswürdigkeit, daß das Opfer aufs Beſte gelungen ſei und der Gott es auf das Allergnädigſte aufgenommen habe. Er hält ein kurzes Gebet zu Gunſten der beiden frommen Damen und ihrer ganzen werthen Familie. Dadurch ſind auch dieſe tief befriedigt; ſie hoffen bald wiederzukehren, dann aber mit Mann und Kind und noch viel reicheren Opfergaben. Zuletzt vertheilen ſie einige fette Biſſen, aber mit kluger Berechnung des praktiſchen Nutzens; und der Tempeldiener geht nicht leer aus.

Auch die Rechtspflege iſt vertreten. Wir ſind bei Herondas Zeugen einer piquanten Gerichtsverhandlung, bei der ein ſehr übel berüchtigter Mann den Ankläger ſpielt und ſelbſt die Anklagerede hält. Der junge, reiche, übermüthige Beſitzer eines im Hafen liegenden Schiffes hat ihm offenbar übel mitgeſpielt, ſein Haus geſtürmt und demolirt, ihn und die Seinen mißhandelt ꝛc. Und jetzt ſteht er da vor dem Richter — und wagt noch zu lachen! Der Kläger giebt ſich alle erdenkliche Mühe, einerſeits für ſich trotz ſeiner geſellſchaftlichen Stellung wenigſtens ein Fünkchen von Mitgefühl zu erwecken, dann aber an den Localpatriotismus der vornehmen Herren Richter zu appelliren, deren Ehre angeblich dadurch gekränkt werde, daß in ihrem Weichbilde ſolche Gewaltthat verübt worden. Alle Nichtbürger ſeien ja in ſeiner Perſon bedroht; man müſſe ſie ſchützen. Im Uebrigen will er vor Allem eine Geldentſchädigung haben; wenn er ſein Geld bekommt, iſt er zu Allem bereit. Natürlich verfehlt er nicht, in pomphaften Worten alle Götter zu Hilfe zu rufen. Es wäre von höchſtem Intereſſe, nun auch die Gegenrede und den Richterſpruch kennen zu lernen. Aber mehr hat der Dichter uns nicht geboten.

Zur Phyſiognomie der Geſellſchaft gehört auch Handel und Wandel. Der Handwerker, der Krämer, das Treiben im Laden, die Stellung des Publicums zur Waare und zum Händler weiſt überall ähnliche Züge auf-

hat es ſeine Schwierigkeiten, die genügende Anzahl Exemplare zu erlangen. Die glückliche Beſitzerin eines Stückes erzählt der ſehnſüchtigen Nachbarin, daß der Mann noch ein zweites beſaß; ſie hatte alle Künſte daran geſetzt, es zu erlangen, ſie hatte ihn gebeten, ihn gehätſchelt, ſeinen kahlen Schädel geſtreichelt, ihn mit trefflichem Wein regalirt, und — Alles umſonſt.

Eine andere Reihe von Bildern gewährt uns einen Einblick in das Leben des Hauſes, der Familie. Hier treten die Frauen noch mehr in den Vordergrund, als ſonſt. Die Männer lernen wir nur indirect kennen. Aber das Treiben der Frauen wird in reicher Abwechſelung vorgeführt. Man beſucht ſich; die Viſiten ſind an der Tagesordnung. Man erweiſt ſich kleine Dienſte, man leiht ſich allerlei und iſt entrüſtet, wenn die Entleihende es ohne Erlaubniß weiter giebt. Man erzählt ſich Geheimniſſe, um ſie im nächſten Moment auszuplaudern Das Geſpräch dreht ſich um altbekannte Themata, vor Allem die Toilette; jedes einzelne Stück wird genau kritiſirt, der Stoff, der Schnitt, der Preis.

Ein Lieblingsthema der Frauen iſt die Magd, die Sclavin Dieſe unglückſelige Perſon iſt ſtets an Allem ſchuld, was geſchieht und — was nicht geſchieht. Es würde eine beſondere Studie erfordern, um alle die Mängel aufzuzählen, über die die Hausfrau klagen zu müſſen glaubt; keine Gelegenheit, keine Zeit, kein Ort, ſelbſt der Tempel nicht, ſchützt die Magd vor einer Fluth von Vorwürfen und Schmähreden. Uebrigens behandelt der Schuſter ſeinen Sclaven nicht beſſer. Im Ganzen bleibt es beim keifenden Schelten und beim Drohen Daß es ſich aber gelegentlich auch um ernſtere Dinge handelt, zeigt ein Gedicht des Herondas, wohl das düſterſte ſeiner Bilder, in welchem eine ihren Lüſten und Launen ſchrankenlos ergebene Frau ihren Sclaven auf nichtigen Verdacht hin zu Martern verurtheilt, die ihm das Leben koſten würden. Schon iſt er zu ſofortiger Execution abgeführt, da gelingt es einer in Gunſt ſtehenden Mitſclavin Begnadigung zu erflehen, die jetzt eben ſo launenhaft ertheilt wird, wie das Urtheil willkürlich war. Es iſt ein Nachtſtück, das eine Welt von Schlechtigkeit enthüllt.

Nicht freundlicher iſt der Ton, in dem gelegentlich vom Gatten und Hausherrn geſprochen wird; auch hier gereizt, empfindlich, ſcheltend. Er gönnt ſeiner Gattin den Verkehr mit der Frau Baſe nicht; ſoll er eine Beſorgung machen, ſo kauft er thöricht ein und verſchleudert das ſchöne Geld. Bekommt er ſein Frühſtück nicht zu rechter Zeit, ſo iſt er fürchterlich.

So ſchwatzt man fleißig fort und ſpricht ſich den Groll vom Herzen. Sehr peinlich iſt es aber, wenn man dann plötzlich bemerkt, daß das kleine Söhnchen Alles gehört hat und nun mit großen Augen die Mutter anſtarrt: es hat wahrhaftig Alles verſtanden, und nun muß es ihm ſchnell wieder ausgeredet werden

Beides, die echten Mimoi und die unechten bukoliſchen Baſtarde, haben die Römer auf ihren Boden übertragen. Den bukoliſchen Gedichten aber wurde das ſeltſame Glück zu Theil, noch nach Jahrtauſenden einer höfiſch raffinirten Geſellſchaft die Traumbilder der verlorenen Einfalt und Unſchuld vorzuſpiegeln.

Die ganze Entwickelung liegt jetzt klar vor uns, dank dem neuen großen Funde. Wir aber bewundern aufs Neue die Schöpferkraft des helleniſchen Geiſtes. In ſeiner Epigonenzeit ſchafft er Gebilde, die an derber Wahrheit dem Beſten zur Seite treten. Immer neue Geſtaltungen entſproſſen dem Mutterboden griechiſcher Poeſie. Alle Formen der Kunſt haben hier ihre individuelle Ausgeſtaltung erfahren. Dieſem Volke war es beſchieden, alle Kräfte, die der künſtleriſchen Menſchenſeele von der Gottheit verliehen ſind, zu entwickeln. Alle Höhen haben ſie erſtiegen, alle Tiefen haben ſie ermeſſen.

Die Summe deſſen, was ſie uns hinterlaſſen haben, ſoll uns ein hohes und heiliges Vermächtniß ſein. Mögen wir es nie verlernen, aus dieſem Urquell unſeres eigenen Geiſteslebens zu ſchöpfen; mögen wir es nie verlernen, aus den wirren Tendenzen des Tages zu fliehen in dieſes Reich der reinen Formen.

Mögen aber auch Diejenigen, welche zu Hütern dieſer Schätze beſtellt ſind, deſſen eingedenk ſein, daß ihren Händen der Schlüſſel anvertraut iſt, daß es ihr erſter und vornehmſter Beruf iſt, ein lebendiges Verſtändniß für die großen und ewigen Schöpfungen des Alterthums zu erwecken und zu erhalten. Sollten ſie ſelbſt das heilige Feuer erlöſchen laſſen, dann dürften ſie nicht klagen, wenn die Welt ſich abwendete von ihnen und von dem, was ſie vertraten.

Die gnädige Vorſehung aber, die bis heute die Güter hoher und edler Menſchenbildung behütet hat, ſie wolle ſie auch ferner mit ihrer ſtarken Hand beſchirmen.

Prof. W. Hoerſchelmann.

Freund der angefeindeten und in ihrer Exiſtenz bedrohten Bildungsſtätte bewieſen. In der juriſtiſchen Facultät waren zwei durchaus ordnungswidrige Promotionen vor ſich gegangen. Die Sache, obſchon von dem Conſeil (Senat) ſchon ſelbſt unterſucht und caſſirt, machte böſes Blut: dem Miniſter der Volksaufklärung, Fürſten A. Golizyn, genügte die Beſtrafung nicht, die ganze Univerſität ſollte beſtraft, vielleicht gar aufgehoben werden! Der Einfluß des Curators M. Klinger ſchien den Schlag nicht abwehren zu können, er legte ſein Amt im December 1816 nieder. Die kaum 14 Jahre alte Univerſität hatte noch keinen Fürſprecher in Petersburg — da nahm ſich Shukovsky ihrer an. Er ſchrieb ſeinem Freunde A. Turgenjev, welcher damals bei Golizyn auf der Höhe ſeines Anſehens ſtand (Ruſſkij Archiv 1867, 805). „Beſtraft die Schuldigen, ſchont aber die Univerſität. Sie geräth ſo ſchon in Verfall, weil die Regierung ihre Hand von ihr abzieht. Soll denn Alles bei uns vergehen, ehe es Früchte getragen? Soll Rußland denn einen Haufen von Ruinen darſtellen, auf welchen Lorbeeren zwar hervorſproſſen, aber gleich vertrocknen? Bedenkſt Du, lieber Bruder, was aus Dorpats Univerſität nach einem halben Jahre wird, wenn nichts für ſie geſchieht? Parrot[1], einer ihrer beſten Profeſſoren, muß Schulden halber ſein Haus verkaufen und irgendwo eine Lehrerſtelle ſuchen — er ſoll alſo in einer Periode ſeines Lebens, wo andere ruhig die Früchte ihrer Arbeit genießen dürfen, von vorn anfangen, bei einem Privatmanne ſich verdingen und für alle ſeine Verdienſte um die Univerſität am Hungertuche nagen? Das preßt mir das Herz ab und läßt mich auf die mir gewährte Penſion" (ſoeben hatte Kaiſer Alexander dem jungen Dichter eine lebenslängliche Penſion von 4000 Rbl. verliehen) „mit ſcheelen Augen ſehen. ich, ein junger Menſch, ohne Familie, bin auf mein ganzes Leben ſicher geſtellt worden — und wofür? Dafür, daß ich mich damit amüſirt habe, Verſe zu ſchreiben. Und was fällt ihm, dem Familienvater, der ſein ganzes Leben hindurch ſich abgemüht hat, an ganz anderen, wichtigeren Dingen zu arbeiten, als ich — was fällt ihm als Belohnung zu? Dieſelbe Armuth, mit welcher er ſeine Laufbahn begonnen hat! Armuth im Alter, alſo hoffnungsloſe! Bedenkt doch: Profeſſoren mit Bettelſtäben entlaſſen! Schützet doch des Kaiſers Ehre vor ganz Europa — Europa wird über ihn in einer Sprache herfallen, die ihm ſehr unangenehm wäre — und Europa hätte Recht!" Und in einem zweiten Briefe an denſelben. „Klage die ſchuldigen Profeſſoren der Univerſität an, nenne ſie, wie Du willſt; das Anathema darf aber doch nicht die ganze Univerſität treffen.

[1] Parrot, Georg Friedrich, der einſtige Zögling (1782–86) und Schulfreund Cuviers auf der hohen Karlsſchule. S. meinen Aufſatz „Balten, Ruſſen und Polen in der Karlsſchule" in der „Nord. Rundſchau" 1884, II. Bd., 3. Heft, und in dem Jahresbericht der Felliner literariſchen Geſellſchaft, 1884, S. 21.

eröffnete einen von den gebildeten und ſchöngeiſtigen Kreiſen der Reſidenz viel beſuchten und bewunderten Salon in Shukowskys Wohnung am Newski, gegenüber dem Amtſchkow-Palais.

Im October 1822 begleitete Shukowsky Frau Protaſſow nach Dorpat zurück und genoß dort wieder eine poeſievolle Zeit. Er ſchreibt nach Dolbino an ſeine Nichte: „Du wollteſt Deinen Sohn in Petersburg ſtudiren laſſen — nein, ſchicke ihn nach Dorpat. Dort wird er Liebe zur Arbeit bekommen, da ſind viele ruſſiſche Studirende und vor Allem: da ſind Moier und Maſcha“ Seine Nichte Saſcha lebte mit ihrem Manne in Unfrieden, und Shukowsky drang vergeblich auf Scheidung oder wenigſtens Trennung. Ende Februar 1823 begleitete Shukowsky ſeine Nichte mit ihren Kindern nach Dorpat und verlebte dort wieder ein paar köſtliche Wochen, nicht ahnend, daß es das letzte Mal ſei, wo er ſich des Beiſammenſeins mit der angebeteten Nichte Marie erfreuen ſollte. Denn kaum nach Petersburg zurückgekehrt, erhielt er die Schreckensnachricht von ihrem am 17. März erfolgten Tode. Tief erſchüttert fuhr er ſofort nach Dorpat zurück, um ihrer Beerdigung beizuwohnen „Maſcha iſt mir nun ein himmliſches, der irdiſchen Bande entrücktes Weſen . . . ſie iſt mir gegenwärtig wie vordem, der Gedanke an ſie . . wird nur Religion . uns Allen iſt Mariens kleine Tochter Katja ein Troſt. Du, treue Freundin, kannſt ihr künftig erzählen, welch ein Engel ihre Mutter war,“ ſchreibt er von Dorpat aus am 28. März an ſeine Vertraute Awdotja Petrowna in Dolbino.

Maſchas Grab auf dem Kirchhofe in Dorpat wurde für ihn ein Wallfahrtsort, den er, ſo oft es ihm möglich war, aufſuchte. Wenn er von Petersburg nach Dorpat fuhr, ſo begrüßte er zuerſt, von der Poſtſtraße rechts abbiegend, die Ruheſtätte der theuren Dahingeſchiedenen, wenn er nach Petersburg zurückfuhr, machte er hier ſeinen Abſchiedsbeſuch.

Wie oft hat er nicht in den 17 Jahren, ehe er Rußland verließ, dieſe Stätte des Friedens beſucht! Wie zog es ihn in ſeinen ſpäteſten Lebensjahren hierher zurück! Hier wollte er ſein Leben beſchließen, hier auch ſeine Ruheſtätte aufſchlagen — aber es kam anders, als er wünſchte.

Im Sommer 1824 brachte er ſeinen geiſteskranken Freund, den unglücklichen Dichter

Konſtantin Nikolajewitſch Batjuſchkow,

nach Dorpat, um ihn hier ärztlich behandeln zu laſſen. Man rieth ihm aber, den Kranken nach Sonnenſtein bei Dresden zu ſchicken. Shukowsky beſorgte ihm eine ärztliche Begleitung dahin[1]. „Am Tage, da Batjuſchkow

[1] Batjuſchkow (1787–1855) ein großes, dichteriſches Talent und einer der vorzüglichſten Ueberſetzer, welche die in dieſem Gebiete ſo reiche ruſſiſche Literatur aufzuweiſen hat Seine dichteriſche Thätigkeit in freundlichem Mitbewerb mit Shukowsky.

bleiben. Im April habe ich ſie in Dorpat geſehen. Dort iſts mir, als befände ich mich in einer Wüſte! Nur die liebe Stimme von Mariens Katja belebt ſie von Zeit zu Zeit. Die beiden Mädchen ſind wie Blumen, welche ihre Mütter uns aus der Erde wachſen laſſen. Aber wo ſind ihre Mütter? Sie ruhen in Gräbern, welche ihrem Leben gleichen: das eine Grab, von beſcheidenen Blumen umgeben, in tiefer Stille an der Landſtraße, von der untergehenden Sonne hellgolden beleuchtet; das andere unter dem heiteren Himmel Italiens, von duftenden Orangen beſchattet."

„Die letzten Augenblicke des ſcheidenden Jahres 1830 habe ich zwiſchen zwei Gräbern zugebracht."

Erſt im Sommer 1836 verbrachte Shukowsky wieder eine glückliche Zeit auf dem Gute Elliſtfer bei Dorpat mit ſeiner Schweſter Protaſſow und deren Großtöchtern. Er pflegte hier, im großen Saale des Hauſes auf- und abgehend, Morgens ſeinen Großnichten, den beiden Wojeikows, die Verſe ſeiner „Undine" zu dictiren, „und das ging ganz prächtig". Das Leben hier im Sommer im Schoße ſeiner Familie gefiel ihm dermaßen, daß er in der Nähe Dorpats ein Gut (Meyershof) kaufte, um künftig mit den Seinigen hier ſein Leben zu beſchließen. Als er ſich im Auguſt 1840 mit der Tochter ſeines Freundes, des Malers Reutern, in Düſſeldorf verlobte, gedachte er ſich auf dieſes Gut zurückzuziehen und ließ ſchon von einem Architekten einen Plan zum Ausbau und zur Vergrößerung des Wohnhauſes anfertigen — aber es kam anders.

Im April 1841 verkaufte er Meyershof an Seidlitz und kam im Mai ſelbſt nach Dorpat, um den Sohn ſeiner verſtorbenen Nichte Saſcha Wojeikow in der Penſion des M. Asmuß zu beſuchen und nach Petersburg zu bringen. Da machte er noch einen letzten Abſchiedsbeſuch an Maſchas Grabe — und hatte mit der Vergangenheit abgeſchloſſen. Mit wundem Herzen verließ er Rußland, nach dem er ſich ſpäter wie nach dem gelobten Lande ſehnte und das er nicht mehr ſehen ſollte.

In der letzten durch Kränklichkeit, häusliche Verhältniſſe, Seelenkämpfe u. ſ. w. verbitterten Lebensperiode während ſeines Aufenthaltes in Deutſchland (Düſſeldorf, Frankfurt, Schweiz, Baden-Baden) hing Shukowsky mit rührender Treue an dem ſehnſüchtigen Verlangen, in Rußland und zwar in Dorpat ſeine Tage zu beſchließen. So ſchrieb er noch im zweiten Jahre vor ſeinem Tode am 12. Juli 1850 an Seidlitz aus Baden-Baden: „Mich freut der Gedanke, daß Du Dich in Dorpat niedergelaſſen haſt. Dort werden wir wieder an dem Punkte zuſammentreffen, wo Deine Lebensthätigkeit begonnen hat und wo die zweite Hälfte meines Lebens anfing. . . Für mich wird die Thätigkeit, welche ich der Erziehung meiner Kinder weihe (Gott ſchenke mir nur noch einige Jahre Leben), zur höchſten Lebensfreude.

iſt und daß wir ſie ohne die Mühe genießen, welche ſonſt durch eine fremde Nationalität bedingt wird. Schon in der Kindheit lernen wir durch Shukowsky Schiller verſtehen und lieben, wie einen eigenen Nationaldichter, der zu uns mit ruſſiſchen Lauten, in ruſſiſcher Rede ſpricht."

Weniger angenehme Erinnerungen an Dorpat und weniger feſte Herzensbande, als Shukowsky, verknüpften den talentvollen, aber verkommenen

Nikolai Michailowitſch Jaſykow[1],

den „edeln Dichter", wie er in den 14,000 Immatriculirten S. 119 heißt, den „genialen Trunkenbold, den Trunkenheitspoeten", wie ihn Reinholdt S. 779 und 578 nennt, mit der Muſenſtadt am Embach, wo er fünf Jahre „Studirens halber" ſich aufhielt und durch Unmäßigkeit zu Grunde richtete. Doch laſſen wir über Jaſykow und ſeine Erlebniſſe in Dorpat den ruſſiſchen Literarhiſtoriker Polewoi S. 530 ſprechen:

„Wahrſcheinlich auf den Rath des uns ſchon bekannten A. F. Wojeikow (des Verwandten von Shukowsky) entſchloß ſich der junge Jaſykow, trotz ſeiner rein-ruſſiſchen Neigungen, gerade die Dörptſche Univerſität zu beſuchen, und mit Empfehlungsbriefen Wojeikows verſehen, eilte er nach Dorpat und fing mit Beginn des Studienjahres 1822 (ſoll heißen 1823) an, die Vorleſungen an der dortigen Univerſität zu beſuchen.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Aufenthalt in Dorpat ſehr ſchädlich auf den jungen ruſſiſchen Dichter wirkte. Seine ſehr large Natur fand allzu großen Spielraum in dem kleinen Städtchen, in welchem die Studentenſchaft die Hauptrolle ſpielte und in den Aeußerungen ihres jugendlichen Muthwillens und Ungeſtümes durch keine Vorſchriften, Anſtandsregeln und Gebote des geſelligen Lebens beſchränkt war. Die Ungebundenheit und Freiheit, die lärmenden und ungezügelten Gelage, die witzigen und witzloſen Streiche der ſtudirenden Jugend, welche vielleicht auf einen Anderen auch gut hätten einwirken können — damals und noch jetzt eine unumgängliche Entwickelungsſtufe für den ernſthaften Deutſchen vor ſeinem ſchließlichen Eintritt in das trocken-geſchäftsmäßige, pünktlich genaue Leben (Philiſterthum) — alles Dieſes hat im Gegentheil auf Jaſykow entſchieden ſchädlich gewirkt, ja, man kann ſagen — ihn zu Grunde gerichtet. Die ganze Einförmigkeit und Ereignißloſigkeit des Lebens dieſes talentvollen Dichters läßt ſich, dank ſeines Dorpater Aufenthaltes, leicht in zwei Perioden theilen: eine kurze, ſtürmiſch und liederlich verbrachte und zugleich an Ein-

[1] A. a. 1767 Jaſykow, Nik., aus Simbirsk, phil. 23 27. Dichter, Gutsbeſitzer im Gouv. Simbirsk, lebte in Moskau † zu Moskau 26. Dec. 1846.

Wie vor 100 Jahren die wittenberger Burſche Günthers: „Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt“ oder „Brüder, laßt uns luſtig ſein“ in vollem Chorus ſangen, ſo erklang in Dorpat auf den Straßen und in den Stuben aus den Kehlen der Burſſaki, der Profeſſor-Studenten, Jaſykows Hymnus „auf die Studentenbraut Filomafitykys“[1].

Ueber Jaſykow ſchreibt Anders S. 233 f.: „Durch einen unſerer Penſionäre, meinen ſehr nahen Freund Studioſus Tatarinow[2], lernte ich den damals in Dorpat lebenden Dichter Jaſykow, meinen Coetanen, kennen und trat mit ihm in recht warme freundſchaftliche Beziehung. Er war ein mittelgroßer, ſtarkbeleibter junger Mann, der zu Hauſe beſtändig im Schlafrock und Pantoffeln lebte. Sonſt freiſinnig, beobachtete er doch ſtreng alle vaterländiſchen Sitten. Vom Weine animirt, wußte er glänzende Verſe zu improviſiren. Die deutſche Literatur liebte er. Ich habe manche ſeiner Gedichte ganz zu ſeiner Zufriedenheit metriſch überſetzt. Aus Moskau hat er mir ſpäter die zwei Bände ſeiner Dichtungen, mit ſchriftlicher Einzeichnung ſeines Namens, freundlichſt überſandt.‘ Dabei ſchalten wir ein, daß Anders auch Shukowskys „An den Greis Ewers“ metriſch ins Deutſche überſetzt und von Ewers ſein Schenkexemplar der Shukowskyſchen Gedichte in zwei Bänden nach deſſen Tode erhalten hat, das ihm unendlich werth war.

Jaſykow bildet gewiſſermaßen den Uebergang zu einer denkwürdigen Epoche, die ich — doch absit invidia verbo — Alles in ein Wort zuſammenfaſſend am liebſten Pirogowſchtſchina nennen möchte, weil

Nikolai Iwanowitſch Pirogow[3],

„der größte Chirurg, der aus den 14,000 Immatriculirten Dorpats und

[1] A. a. 2574. Filomafitykys, Alexei, aus Jaroslaw, geb. 1805, als Arzt med. 1828–33, Dr. med. Setzte 1833–35 ſeine Studien in Deutſchland fort, 1835 bis 1837 außerordentlicher und 1837–49 ordentlicher Profeſſor der Phyſiologie und allgemeinen Pathologie an der Univerſität zu Moskau. Staatsrath. † 29. Jan. 1849.

[2] A. a. 2197. Tatarinow, Alex., aus Simbirsk, geb. 20. Jan. 1809, cam. 26–29, grad. stud. Gutsbeſitzer im Gouv. Simbirsk, war auch Mitglied des localen Comités in Bauernangelegenheiten und des allgemeinen Redactionscomités in Petersburg, früher Sectionschef im Apanagendepartement. Hofrath. † um 1862.

[3] A. a. 2544. Pirogow Nik., aus Moskau, geb. 13. Nov. 1808, als Arzt, med. 1828–33. Dr. med., erhielt 1829 die goldene Preismedaille. Setzte 1833–35 ſeine Studien in Deutſchland fort. 1836–37 außerordentlicher, 1837–41 ordentlicher Profeſſor der Chirurgie an der Univerſität Dorpat, unternahm 1838 eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Paris, im Jahre 1841 zur medico-chirurgiſchen Akademie in Petersburg übergeführt, 1841–57 Profeſſor der Hoſpitalchirurgie daſelbſt, 1847 in den Lazarethen am Kaukaſus, 1848 auf Choleraſtudien, 1854–56 Chef der geſammten Medicinalverwaltung auf dem Kriegsſchauplatze, 1857–61 Curator des Odeſſaer und bald darauf des Kiewer Lehrbezirks, ſeit 1861 Mitglied des Conſeils des Miniſteriums

Leuchten der Wiſſenſchaft, 50 Jahre, nachdem ſie gleichzeitig, der eine als echtes Dörptſches Stadtkind, der andere als nicht minder echter Moskwitſch, in dem ewig jungen Embach-Athen Zöglinge der alma mater geweſen, gleichzeitig, von einander unabhängig, ja nichts von einander ahnend, ſich in den reichen Schatz ihrer Erinnerungen vertieften und dankbar gedenkend der goldenen Jugend die alte, liebe Zeit wieder aus der Lethe der Vergangenheit heraufbeſchwören. Es iſt ein ſchöner Beweis für die unverſiegliche Zugkraft des theuren Muſenſitzes, die auch auf Shukowskys edles Herz mächtig gewirkt hat und, ſo hoffen wir, auch fort und fort mächtig wirken wird in den 15,000 und mehr Immatriculirten! — —

Doch gehen wir zu Pirogows Schilderungen über, die ich in verkürzter Form oder, wo es angebracht ſchien, in voller Ausführlichkeit, ſtellenweiſe durch Anders ergänzt, in wortgetreuer Ueberſetzung aus dem Originale wiedergebe.

„Die Idee der „Profeſſor Studenten" ging 1827 von dem Akademiker (früheren Dörptſchen Profeſſor) Parrot (ſ. oben unter Shukowsky) aus. Dieſer war in Dorpat und Petersburg Zeuge der aufgeregten, außergewöhnlichen Ereigniſſe geweſen, welche am Ende der Regierung Alexanders I. unter den Miniſtern Golizyn und Schiſchkow und Curatoren wie Magnitzky unſere Univerſitäten betroffen hatten und da er durch bekannte ausländiſche Profeſſoren der Univerſitäten zu Kaſan ꝛc. von dem jämmerlichen Zuſtande der Wiſſenſchaft auf unſeren Univerſitäten unterrichtet war, benutzte er ſeine Vertrauensſtellung und die Abſichten des neuen Kaiſers dazu, das ganze Lehrfach im Reiche zu organiſiren. Dem neuen Kaiſer[1] war wohlbekannt, daß Parrot die beſondere Gunſt und das Vertrauen Alexanders I. genoſſen und jeder Zeit zu ihm freien Zutritt gehabt hatte

Parrot, ein geborener Elſäſſer (er ſtammte eigentlich aus Mömpelgard-Montpellier, das damals eine würtembergiſche Enclave war) und Schulfreund des berühmten Cuvier, war lange Profeſſor der Phyſik an der Univerſität zu Dorpat geweſen, und wahrſcheinlich ſehr froh über die Ernennung des Fürſten Lieven, des früheren Dörptſchen Curators, zum Miniſter der Volksaufklärung an Schiſchkows Stelle unmittelbar beim Beginn der Regierung Nikolais.

Dieſe Ernennung hat nach meiner Anſicht das Zuſtandekommen des Parrotſchen Projects ſehr gefördert, deſſen weſentlichſtes Ziel war, junge Ruſſen, die ihren Curſus auf verſchiedenen Univerſitäten beendigt hatten, auf der Dorpater Univerſität zu weiteren wiſſenſchaftlichen Studien im Auslande vorzubereiten.

[1] Daß der Kaiſer Nikolai Parrot ebenſo zugethan war, zeigt ſein ſchöner Befehl an Kleinmichel bei dem Streite über die Errichtung des Obſervatoriums ob in Oranienbaum oder Pulkowa — „Только не трогать старика" Anders S. 282.

praktiſirt: das eine Mal ſollte er einen Beamten, der in demſelben Hauſe wohnte, von den Folgen des Sapoi (periodiſchen übermäßigen Alkoholgenuſſes), das andere Mal ſeine alte Wärterin Katherina Michailowna, welche an einer räthſelhaften Krankheit litt, curiren. Er wandte in beiden Fällen das Klyſtier an, im erſten Falle mit tödtlichem Ausgang, und erhielt dafür als Honorar den Frack des Seligen, in welchem er nach erheblicher Reduction ſeines weiten Umfanges noch fünf Jahre in Dorpat vergnügt umherging, im zweiten Fall mit überraſchendem glücklichen Erfolg, die Alte bekam wieder Appetit und Schlaf und war nach zehn Tagen wieder auf den Beinen, und ſein Ruhm war groß.

„Meine moraliſche Seite kam aus Moskau nach Dorpat eben ſo uncultivirt, wie die wiſſenſchaftliche. Mein Kinderglaube war durch das dürftige Wiſſen, das ich auf der Univerſität erworben, erſchüttert worden. Wie konnte dies bei einem jämmerlichen und ungebildeten Schuljungen, wie ich damals war, geſchehen, während die größten und klarſten Geiſter im Beſitze der rieſigſten Kenntniſſe nicht ſelten tiefes Wiſſen mit aufrichtigem Glauben verbunden haben? Es iſt dies eben, denke ich, eine Krankheit unſerer Zeit, in welcher ſich nicht viele ſolcher Ausnahmefälle finden wie Johann Müller und Rudolf Wagner, welche, Erſterer ein eifriger Katholik, der Zweite Proteſtant, beide berühmte Naturforſcher, es auch in unſerer Zeit verſtanden haben, die Wiſſenſchaft mit dem Glauben zu verſöhnen. Dieſe Krankheit unſerer Zeit entſpringt, meinem Dafürhalten nach, daraus, daß gerade heutzutage das Wiſſen, und zwar das oberflächliche, ſich raſch in den Maſſen verbreitet hat, welche durch die früheren Jahrhunderte zur Aufnahme dieſes Wiſſens nicht genügend vorbereitet waren. Das grelle Licht der heutigen Wiſſenſchaft hat diejenigen, die früher im Dunkel tappten, geblendet und ihnen den Kopf verdreht. Wenn man plötzlich aus dem Dunkeln ans Licht tritt, ſo erſcheint auf den erſten Blick Alles klar und unzweifelhaft und dann kommen noch Aufklärer, welche dem Effect zu Liebe immer mehr und mehr Licht ſpielen laſſen, ſei es auch nur künſtliches."

Doch wir müſſen hier abbrechen und die Leſer auf die geiſtvollen Ausführungen des Tagebuches ſelbſt verweiſen; wir haben die Stelle nur ausgehoben als Probe für Pirogows Wahrhaftigkeit und edle, gereifte und geklärte Weltanſchauung. Er ſchließt mit den beherzigenswerthen Worten:

„Wie glücklich wären wir, wenn unſere Jünglinge beim Eintritt in die wiſſenſchaftliche Laufbahn in ihrem Inneren vollſtändig davon überzeugt wären, daß man nicht ungeſtraft das durch wiſſenſchaftliche Analyſe Erworbene auf die andere Seite unſeres Seelenlebens verpflanzen darf! Bei einer ſolchen feſten Erkenntniß würden Viele, ſehr Viele von uns eine grauſame ſeeliſche Verheerung vermieden haben, welche ſie im Mannes- und Greiſenalter durchmachen mußten."

(ſ. Anders 230), und warf ſich ſpäter auf die Botanik, in welcher er durch ſeine Kenntniſſe den Profeſſor Ledebour oft in Erſtaunen ſetzte; er heirathete ſpäter die Tochter ſeines Dorpater Commilitonen Kotelnikow[1]. Das „dritte Moskauer Original" war Sokolsky, ein ſehr ſtreitſüchtiges Gemüth, deſſen ſchon in Moskau verfaßte und mit dem taciteiſchen Motto: «Galba, Otho, Vitellius mihi nec beneficio neque injuria sunt cogniti» gezierte Diſſertation «de dyssenteria» wegen ſeiner Ausfälle auf deutſche Profeſſoren erſt nach großen Schwierigkeiten zugelaſſen wurde. Er wurde nicht mit den Anderen ins Ausland, ſondern nach Petersburg zur weiteren Ausbildung zurückgeſchickt, wo er im Obuchow-Hoſpital dem Ordinator K. Meyer das Leben ſo ſauer machte, daß dieſer froh war, ihn wieder nach einem Jahre loszuwerden. Da kam Kotelnikow zu ſeinen Dörptſchen Commilitonen nach Berlin und beging „den für die damalige Zeit ſehr riskirten Streich, daß er ohne Paß nach Zürich zu Schönlein und nach Paris reiſte". Er mußte wohl die Originalität von ſeinem Vater, einem Moskauſchen Geiſtlichen, geerbt haben, der „in den zwanziger Jahren auf den Einfall kam, eine Widerlegung des Kopernikaniſchen Syſtems zu ſchreiben".

„Das Geſchick meiner Commilitonen — es waren im Ganzen 21 — intereſſirt mich oft; mit vielen bin ich ſpäter gar nicht mehr zuſammengekommen, einige habe ich in Moskau oder Petersburg wiedergeſehen; aber in Freundſchaft habe ich mit keinem in der Folge geſtanden. Es leben noch (1881) ſieben. Redkin, Sokolsky, Mich. Kutorga[2], Kornuchtrozky, Kotelnikow, Iwanowsky[3] und ich. Zwei ſtarben ſchon in

[1] A. a. 2577 Kotelnikow, Peter, aus Kursk, geb. 1809, astron. 1828—33, Dr phil., Profeſſor an der Univerſität Kaſan Wirkl. Staatsrath † zu Kaſan 28. Mai 1879.

[2] A. a. 2489. Kutorga Mich., aus Mohilew, geb 1809 ?) hist. 1828 33. Mag phil. Setzte ſeine Studien in Berlin, Frankreich, Deutſchland und Belgien fort. Seit 1835 Profeſſor an der Univerſität zu Petersburg war auch Profeſſor an der römiſch katholiſchen geiſtlichen Akademie und Inſpector der Privatpenſionen und Schulen in Petersburg ſeit etwa 1867 Prof an der Univerſität zu Moskau, lebte emeritirt auf ſeinem Gute Borok bei Mſtislaw war auch correſpondirendes Mitgl der Akademie der Wiſſenſchaften Dr phil., Wirkl Staatsrath † zu Borok 21. Mai 1886. — Sein Bruder A a. 2483 Kutorga, Stephan, aus Mohilew, geb. 1808, zool. 1828 32. Dr. med., Profeſſor an der Univerſität zu Petersburg und am pädagogiſchen Hauptinſtitut, Inſpector der Privatpenſionen und Schulen, Director der mineralogiſchen Geſellſchaft in Petersburg, Staatsrath † als Prof. emer 25 April 1861

[3] A. a. 2488. Iwanowsky, Ignatius aus Minsk, geb. 26 Dec. 1802, (als cand. phil.) oec pol. 1828 33, Dr. jur War Prof. an der Univerſität zu Petersburg, früher am Alexander-Lyceum, Lehrer an der Schule der Garde-Unterjähnriche und Cavallerie Junker am Pagencorps, Mitglied des Cenſurcomités, Mitglied des Conſeils des Miniſteriums der Volksaufklärung in Petersburg. Geheimrath. † zu Petersburg 18. Auguſt 1886

Julius Kupffer, Faustcommentar.

Goethes Faust als Erzählung zur Einführung in das Verständniß des Originals von Julius Kupffer. Naumburg a. S. Albin Schirmer, Verlagsbuchhandlung. 1892. XX & 402 Seiten. 8°

Doch auf des Parnasses Gipfeln
Mit den dankbaren Poeten
Wandeln unter Lorbeerwipfeln
Arm in Arm die Interpreten.

In vorliegender Schrift hat der Verfasser — ein Arzt in Kurland, in Griwa-Semgallen — uns nach langjährigem Studium einen neuen und vollständigen Faustcommentar geliefert, der trotz des gewaltigen Umfanges unserer Faustliteratur noch eine wirkliche Lücke füllt und nicht nur in unseren Provinzen, sondern bei allen Freunden des Faust mit Dank wird aufgenommen werden. Es wird nämlich, was bisher noch nicht geschehen war, der Inhalt des Faust in einer schlichten fortlaufenden Erzählung wiedergegeben, und da der Faust nicht nur Thatsachen enthält, sondern auch Reflectionen, Bilder, Allegorien, so bietet dies dem Verfasser eine meist geschickt benutzte Gelegenheit, Schritt für Schritt die nöthigen Erklärungen einzuflechten. Zahlreiche Citate aus dem Faust, die wichtigsten Stellen enthaltend, sind in den Text eingefügt und erhöhen noch die Brauchbarkeit des Buches durch die am Rande beigefugten Ziffern, als Bezeichnung der Seitenzahl des betreffenden Citates in der Faustausgabe der „Universalbibliothek" von Reclam junior in Leipzig. Diese praktische Einrichtung wird auch in diesem Referate, so weit Citate aus dem Faust vorkommen, beibehalten werden.

Ein Mangel fast aller Faustcommentare, welche ihre Erörterungen auf größere Abschnitte der Dichtung richten und darüber nicht allen Einzelheiten gerecht werden, ist auf diese Weise vermieden worden; und es werden

Verfaſſer im Tone apodiktiſcher Belehrung auch die gewagteſten Hypotheſen vorträgt.

Der Stil dieſes neuen Commentars iſt durchaus einfach und deutlich: keine langathmige Auseinanderſetzung, kein einziger ſchwerfälliger Satz kommt in dem ganzen Buche vor. Dennoch erſcheint die Sprache nicht immer der Würde des Gegenſtandes angemeſſen; ſie hat an vielen Stellen einen Beigeſchmack von pädagogiſcher Unterweiſung — etwa ſo wie der Herr Lehrer zu einem aufgeweckteren Secundaner redet — und dieſe Klangfarbe vermeidet doch die echte Wiſſenſchaft. Auch ſonſt wären manche Kleinigkeiten bei einer neuen Auflage auszumerzen. Von den Sirenen ſagt der Verfaſſer, S. 267, daß ſie urſprünglich die brauſenden Meereswogen bedeuten, und daher „rührt auch die Vorliebe dieſer wilden Geſellen für klippenreiche Geſtade". Warum nicht lieber „wilde Hummeln"?, da die Sirenen doch weibliche Weſen ſind und nun einmal ein burſchikoſer Ton angeſchlagen wird. — Wenn es S. 314 heißt: „Helena nimmt das ihr angetragene Ehrenamt an, doch nicht, um zu richten, ſondern um Recht zu ſprechen"; ſo iſt wohl „richten" mit „ſtrafen" verwechſelt; „richten" und „recht ſprechen" ſind Synonyma. — Eine abſonderliche Stilblüthe ſteht auf S. 100: „An alles Sonſtige, was daran hängen könnte, wird nicht gedacht, denn das geht über den Horizont ihres Geſichtskreiſes." Ich höre doppelt, was er ſpricht, Und dennoch überzeugt's mich nicht (II, 12).

Daß bei einer Wiedererzählung des ganzen Fauſt manche in ihrer ergreifenden Poeſie uns lieb gewordene Partien nun in verhältnißmäßig trockener Proſa hausbacken erſcheinen, iſt gewiß nicht zu leugnen, doch wollen wir es auch nicht beklagen; es iſt bei allen Werken dieſer Gattung nicht zu vermeiden: die Deutung und Analyſe der Poeſie kann nicht wieder Poeſie ſein; denn ſonſt hätte die Dichtung ihrer nicht bedurft; die Stellen des Fauſt aber, die auch ohne alle Erklärung Jedem verſtändlich ſind, hat der Verfaſſer meiſtens mit richtigem Gefühl, ohne ſie in Proſa zu umſchreiben, einfach als Citat in den Text eingefügt. Beſonders werthvoll wird nun die fortlaufende zuſammenhängende Erklärung bei dem ſo ſchwierigen zweiten Theil. Allerdings wogt noch jetzt der Streit über den Schönheitswerth des zweiten Theils und über ſeine Nothwendigkeit als Ergänzung des erſten; mancher wird vor dieſem Veitstanz der Bilder verwirrt ſtehen bleiben, und die Worte der Gärtnerinnen:

Allerlei gefärbten Schnitzeln
Ward ſymmetriſch recht gethan;
Mögt Ihr Stück für Stück bewitzeln,
Doch das Ganze zieht Euch an. II, 16.

wird mancher geneigt ſein umzukehren: nicht die äſthetiſche Geſammtwirkung

vorauserkannt. Angenommen, aber nicht zugeſtanden, daß dieſe Meinung triftig iſt, ſo ſind doch die Anhaltspunkte, die der Fauſt dafür bietet, zu unbeſtimmt, um die weitgehende Deutung des Verfaſſers zu rechtfertigen. Es wird geſchildert, wie Homunculus, das räthſelhafte Weſen, das entſtehen möchte und zu keinem wirklichen Daſein gelangen kann, herumirrt und die Philoſophen um Rath fragt; und als Anaxagoras erbötig iſt, ihn zum König der Myrmidonen, Pygmeen ꝛc. zu krönen, Thales jedoch, der Philoſoph des Waſſers, ihm davon abrathend ſpricht:

Will's nicht rathen;
Mit Kleinen thut man kleine Thaten,
Mit Großen wird der Kleine groß. II, 91.

bemerkt der Verfaſſer dazu S. 285: „Und in der That, nach dem, was da vorgeht, erſcheinen die Verhältniſſe auf dem Lande noch zu rauh und unwirthlich, die lebenden Geſchöpfe auf demſelben noch zu roh, zu unentwickelt und zu vernunftlos, als daß der ſeelenbegabte Menſchenkeim hier in ſeiner Hilfloſigkeit beſtehen könnte. Er bedarf zu ſeiner erſten Kräftigung einer milderen, ſtetigeren und geſicherteren Brutſtätte. Dieſer Anſchauung des Dichters müſſen wir heutzutage völlig beipflichten, da wir wiſſen, daß jeder Wirbelthierembryo — auch der des Menſchen — während einer beſtimmten Entwickelungsphaſe mit Kiemenſpalten verſehen iſt, und hieraus ſicher erkennen, daß einer ſeiner Urahnen während ſeines Freilebens dieſelben nöthig gehabt — alſo im Waſſer gelebt haben muß Aber was wir heute bequem lernen, das mußte Goethe aus ſich ſelbſt mühſelig ſchöpfen; um ſo wunderbarer iſt daher ſein Seherthum!“ — Später, wo das Glas des Homunculus an der Muſchel der Galatea zerſchellt und das Meer feurig erglänzt, wird dies vom Verfaſſer in demſelben Sinne ausgelegt und hinzugefügt (S. 303): „Wohl mag ein hoher Wonneſchauer die Welt durchzuckt haben, als ſie das Empfangen des erſten ſelbſtbewußten Menſchenkeimes ſpürte.“ Das heißt doch in Wenigem Viel finden! Da aber gerade prämature Ehren vertheilt werden· warum macht der Verfaſſer nicht gleich Thales zum erſten Darwiniſten? Beſtimmteres als wir ſonſt von der Lehre des Thales wiſſen, iſt hier auch von Goethe nicht ausgeſprochen worden.

Es geht übrigens mit dem Fauſt, wie meiſt mit ſehr hohen Autoritäten: Jeder möchte ſie auf ſeiner Seite haben und holt ſich daraus, was er ſucht. Die Worte Fauſts·

Du führſt die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrſt mich meine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen. I, 92.

laſſen ſich ja auch darwiniſtiſch auffaſſen; aber enthalten ſie nicht noch eher Schopenhauers Lehre, das buddhiſtiſche «tat tvam asi» („das biſt Du“),

Iſt das nicht die anſchaulichſte dichteriſche Schilderung der vielbeſprochenen vierten Dimenſion, die urſprünglich den Mathematikern angehörte, dann aber von den Spiritiſten mit Geiſtern beſetzt wurde: der Ort, von wo alle Verſtorbenen zu citiren ſind, von wo die Geiſterhand ſich herausſtreckt, wenn ſie im Dunkeln auf die Tafel ſchreibt, oder die Feſſeln löſt, mit denen das Medium an den Stuhl gebunden iſt? Vierzig Jahre bevor die Spiritiſten ſich dieſer Dimenſion bemächtigten, hat alſo Goethe durch Intuition ſchon von ihr gewußt. Freilich könnten die Kantianer aus obigen Citaten eine poetiſche Darſtellung der Idealität von Raum und Zeit herausleſen; aber das iſt weniger intereſſant, da Kants transcendentale Aeſthetik früher als dieſe Stellen des Fauſt geſchrieben wurde.

Ueber den Homunculus dieſe crux interpretum — äußert ſich der Verfaſſer auf S. 251: „Es iſt nur das ſpecifiſch menſchliche Urprincip der Art, nämlich der Urkeim des menſchlich geiſtigen Selbſttriebes nach allſeitiger, nie ruhender fortſchrittlicher Entwickelung - das Geiſtige und Sittliche, was er (Wagner) aus den vielen Stoffen und Kräften extrahirt als ſchließliche erſte Menſchenpotenz. . . . Bis zur Mitte unſeres Jahrhunderts galt die Exiſtenz der Lebenskraft, als einer urſprünglichen Elementarkraft, ganz allgemein für eine wiſſenſchaftliche Thatſache; das war jedoch eine Täuſchung, denn, wie jede andere complicirte Naturerſcheinung, iſt auch ſie in ihrer Vielſeitigkeit eine entſtandene. Um dieſen Irrthum ſchärfer zu markiren und ins Lächerliche zu ziehen, läßt Goethe den Teufel ſich ſo angelegentlich für die Entſtehung des Homunculus intereſſiren. Des Dichters eigene Stellung zu der ſo lange und heftig ausgekämpften Streitfrage iſt in dem endlichen Ausgange des entſtehenwollenden ſtoffloſen Weſens klar genug dargelegt und ſtimmt mit den heutigen Anſchauungen merkwürdig überein. Damit hat Goethe wieder den Beweis geliefert, wie divinatoriſch correct ſein Geiſt arbeitete, und wie weit er ſeiner Zeit in allen fundamentalen Fragen voraus war." S. 303 heißt es: „Der Dichterprophet Goethe . . erkennt mit Recht in der Lebenskraft etwas Gewordenes, ein aus dem Zuſammenwirken des Stoffes und ſeiner phyſikaliſchen Kräfte entſtandenes, zeitlich creatürliches und darum wandelbares Agens, als deſſen höchſter Effect ſich die Geiſtesthätigkeit des Menſchen herausgebildet hat."

Dieſe Lehre von der Lebenskraft, heutzutage „Vitalismus" genannt, iſt allerdings um die Mitte unſeres Jahrhunderts, ſo weit ſie, ſtatt Unbekanntes zu erforſchen, ſich an einem bloßen Wort genügen ließ, nicht nur von Naturforſchern, ſondern auch von den bedeutendſten Philoſophen bekämpft worden, in neuerer Zeit aber hat ſich die Speculation mit der exacten Forſchung dahin geeinigt, daß der Begriff der Lebenskraft doch nicht entbehrlich iſt, und ihr Gegentheil, der Mechanismus, die Naturwiſſenſchaft

Der Teufel ſtellt Dir nächſtens doch ein Bein. II, 62.

Wenn aber der Verfaſſer andererſeits die Geſtalt des Fauſt mit einer Aureole umgiebt, wenn er ſeinen Helden den Böſen im Einzelkampfe, ohne alle Hilfe von oben, nachdem der Herr ſeine Hand gänzlich zurückgezogen, beſiegen und durch dieſe fortdauernde gewaltige That das Menſchheitsproblem löſen läßt: iſt ihm da nicht die Ahnung aufgeſtiegen, welch ſchiefes Compliment er ſeinem Fauſt, dieſem neuen Gegenſtand nationaler Mythologie, macht, indem er ihm einen ſo kläglichen Gegner gegenüberſtellt? Der Schluß liegt nahe, daß einem ſtärkeren Feinde Fauſt hätte zur Beute fallen müſſen. Qui nimis probat, nihil probat. Sollte Goethe wirklich ſeine Zeit darauf verſchwendet haben, uns durch Mephiſtopheles, den Theaterdirector und die luſtige Perſon nicht — wie wir bisher glaubten — tief empfundene Wahrheiten, ſondern lauter einfältiges Gerede und Aberwitz vortragen zu laſſen da zum Fortſchritt der Handlung doch nur ſehr Weniges von dem, was Mephiſtopheles ſagt, nöthig iſt? Das wäre auch für den Dichter kein ſchönes Compliment; aber unſer Commentator hält es eben nicht mit Schopenhauer, welcher meint, bei dem echten Dichter habe jeder „während er daſteht und redet, vollkommen Recht, und wäre er der Teufel ſelbſt". (Parerga II.)

Es mag paradox klingen, aber in gewiſſem Sinne befindet ſich der Verfaſſer doch noch auf dem unpoetiſchen Standpunkte der Fortſchrittsruhmredigkeit: auf dem Standpunkte des von ihm ſo tief verachteten Wagner. Er meint auf S. 23, daß Fauſt durch „die Leerheit, die völlige Nutz- und Fruchtloſigkeit des damaligen Gelehrtenthums" zu ſeinem weiteren Beginnen getrieben wird. Alſo nicht zu jeder Zeit kann es einen Fauſt geben? Nicht der Widerſtreit der beiden Seelen, die in Goethe-Fauſts Bruſt wohnen, reißt ihn aus ſeinem Beruf? Hätte nur Fauſt ſchon damals gewußt, wie wir es jetzt „zuletzt ſo herrlich weit gebracht", ſo hätte ihm das fortgeſchrittene Gelehrtenthum unſerer Tage genügt; er wäre ſtill bei ſeiner Wiſſenſchaft verharrt, und Goethes größtes Drama wäre ungeſchrieben geblieben!

Wollen wir aber überhaupt an die Dichtung den ſpießbürgerlichen Maßſtab ſchnurgerader Logik anlegen, ſo könnte ein advocatus diaboli etwa Folgendes ſagen: In dem ganzen Stück iſt Mephiſtopheles mit ſeinem friſchen Humor und ſeiner Unverzagtheit nicht nur ohne Zweifel die ſympathiſchſte Perſon, ſondern er iſt auch der eigentliche tragiſche Held, der durch ſeinen guten Glauben an Recht und Gerechtigkeit geſtürzt wird. Daß er Teufel iſt, darüber braucht Niemand ſich zu ärgern; man weiß es im Voraus und es liegt im Begriff Er iſt eben diabolus: Ankläger; und daß die Staatsanwaltſchaft eine gute Inſtitution iſt und ihre Organe auf Achtung Anſpruch haben, pflegt nur von den Miſſethätern in Zweifel gezogen zu werden. Nun ſchließt Mephiſtopheles in loyalſter Weiſe zwei Rechtsgeſchäfte ab: die Wette

zu erheben, wäre es auch nöthig, daß jeder Vater, auf Gretchen weiſend, zu ſeiner Tochter ſagen könnte; „Gehe hin und thue desgleichen'" — Gretchens letzter verzweifelter Ruf: „Heinrich' Heinrich'" I, 132, wird herzlich bald von Fauſt vergeſſen, und der Verfaſſer irrt, wenn er behauptet S. 157: „Dieſer Ruf verhallt nie wieder in Fauſts Seele". Ganz im Gegentheil:

Helenen mit verrückten Sinnen,
Helenen will er ſich gewinnen, II, 81.

Auf Fauſt, der den ganzen zweiten Theil hindurch keine Spur von Reue, d. h. Sinnesänderung zeigt, bleibt die Schuld natürlich haften; denn:

Hat man ein Weib ſo ſcheußlich ruinirt,
Wird man von Elfenfang nicht abſolvirt. II, 111.

Mephiſtopheles iſt dabei ein treuer, vielgeplagter Diener, der mit größter Selbſtaufopferung jede ſeiner Launen erfüllt, ſeine Ueberſchwänglichkeit mäßigt, nach der Exploſion den Bewußtloſen fortträgt und ihm das Leben rettet, wo er doch ſo leicht ſeine Seele hätte haben können. Iſt das nicht Großmuth' Hat man mit Recht von jeher den Fauſt mit dem Don Juan verglichen, ſo gleicht auch Mephiſto dem braven Diener des Don Juan, dem Leporello; auch er kann ſagen: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht . . .", ohne daß jedoch für ſeinen Fauſt ein Wendepunkt käme, ähnlich dem, wo in Zorillas Dichtung Don Juan ſagt:

Ja, ich fühl's, nach ſo viel Jahren
Und nach ſolchem Lebenslauf
Steigen mir Gedanken auf,
Die mir ſelbſt nicht eigen waren.

Denn das „Suchen", „Streben", „Trachten" enthält an ſich noch keinen Beweis der Beſſerung es kommt darauf an, was geſucht wird; auf die Richtung aufwärts oder abwärts. Fauſt jedoch verſinkt bei ſeinem „Weiterſchreiten" nur immer tiefer in den Sumpf des Laſters; nach dem naturgemäßen Abſterben der anfänglichen Sinnenluſt bewältigen ihn die dunklen Triebe des Alters, die Luſt an Geld und Geldeswerth, der Egoismus in abstracto, dieſe unheilbarſte Quinteſſenz alles Laſters („Herrſchaft gewinn' ich, Eigenthum" II, 155). Wiſſentlich bereichert er ſich mit Diebsgut; er hat nicht einmal einen Tadel für die Piraten, die in ſeinem Dienſt wirken (ſiehe den V. Act des II. Theiles). Und als er den beiden Alten ihr einziges Hab und Gut, ihren ererbten Immobilienbeſitz, mit Gewalt nehmen läßt und ſie dabei umkommen, will er die Schuld noch gar heuchleriſcher Weiſe auf Andere wälzen, thut entrüſtet, ſchilt Mephiſtopheles und ſeine Leute:

War't Ihr für meine Worte taub!
Tauſch wollt' ich, wollte keinen Raub. II, 188.

Und das ſagt derſelbe Fauſt, der ſich in die Bruſt geworfen hatte: er habe

Dann wird zunächſt klar, daß über das Schickſal von Fauſts Seele die Wette allein und nicht der Pact entſcheidet: es widerſpricht jedem geläuterten Begriff von einer Weltordnung, daß der Menſch – von der krankhaften Stimmung eines Augenblickes überwältigt, wie der Trinker ſein Hemd verſchachert — für alle Ewigkeit unwiderruflich über ſeine Seele ſollte verfügen können; ſo daß ſein ganzes weiteres ſittliches Leben — ob gut, ob böſe — für ſein Heil irrelevant würde.

Die Eigenthümlichkeit der von Allem, was ſonſt auf das Theater gebracht worden, abweichenden Perſönlichkeit Mephiſtos läßt ſich am kürzeſten dadurch bezeichnen, daß ſie keine Perſönlichkeit iſt. Aber was ſollte ſie dann ſein — etwa ein Begriff? Erſt recht nicht! Schon im Denken iſt es ein Irrthum, wenn man — Qualitäten nach quantitativem Maßſtabe meſſend — meint, ſich ein höchſtes Gutes, ein höchſtes Schönes ſo conſtruiren zu können, daß es die Merkmale alles verſchiedenen, einzelnen Guten und Schönen in ſich faßt, concentrirt und vereinigt, und die Entfaltung des einzelnen, beſonderen Guten und Schönen dadurch für das Denken gewiſſermaßen überflüſſig macht. Denn der Begriff iſt nicht die Summe der Einzelfälle und ihnen in keiner Hinſicht commenſurabel. Der Begriff des Böſen alſo, wie ſcharfſinnig auch immer definirt, iſt nicht wieder böſe, noch giebt er einen Extract aller Bosheit; ſo wenig als der Begriff des Thieres errathen läßt, welche Geſtalten in der Thierwelt werden zu finden ſein. Das Eine wie das Andere bleibt eine Hilfsconſtruction menſchlichen Denkens.

Um wie viel weniger würde es gelingen, in einer lebendigen Perſon — wie etwa der verblendete Menſch ſich die Seele ſeines ärgſten Feindes ausmalt — das Aeußerſte an Bosheit ſo zu verdichten, daß dieſer Inbegriff alle charakteriſtiſchen Entfaltungen des Böſen in der Wirklichkeit in ſich enthält? Da alſo dieſer Gedanke einer Verkörperung des höchſten Böſen aufgegeben werden mußte, oder vielmehr dem echten Dichter gar nicht kommen konnte, ſo hat ſich auch Goethe gar nicht bemüht, ſeinen Mephiſtopheles mit einem ungewöhnlich hohen Maß moraliſcher Schlechtigkeit auszuſtatten; ſondern hat eigentlich einen liebenswürdigen Teufel von behaglicher Laune, eine unterhaltende, kurzweilige Figur geſchaffen. An Weltklugheit und ſcharfem, logiſch zergliederndem Verſtande läßt ſich Mephiſtopheles ſchwer, an Bosheit leicht übertreffen. Schillers Mohr, Shakeſpeares Jago und Caliban beſitzen unvergleichlich mehr Bosheit als Mephiſtopheles.

Dieſe äſthetiſche Nothwendigkeit haben daher auch alle wahren Dichter eingeſehen und dem Teufel, wenn ſie ihn zeichneten, ein einigermaßen gefälliges, faſt einnehmendes Weſen gegeben; ſo z. B. Hauff in ſeinen „Memoiren des Satans", Le Sage im „Hinkenden Teufel". Zwei Gründe jedoch

Hölle gehen, was dem Mephiſtopheles alles möglich und was ihm verſagt iſt, darüber kann der Leſer ſich bis zuletzt keine auch nur annähernde Vorſtellung bilden; und ſo wirkt auch des Teufels ernſthafte Miene bei ſeinen angeblichen Anſtrengungen und Mühen nur humoriſtiſch („Ihr habt mich weidlich ſchwitzen machen!“) — ebenſo ſein Brummen über den Verluſt des Gretchen geſchenkten Schmuckes· als ob er nicht Millionen ſolcher Schmuckſachen haben könnte! Dies iſt die poetiſche Inconſequenz im Fauſt, die anmuthiger wirkt, als proſaiſche Folgerichtigkeit. Mephiſtopheles wäre eine verfehlte Figur, wenn er nicht eine ſo ſchwankende Geſtalt wäre und beſtändig vergäße, wen er vorzuſtellen hat! Dieſe abundante und undefinirte Zaubermacht iſt es aber auch, was Mephiſtopheles, ihrem Hauptträger, nicht geſtattet, eine Perſönlichkeit auf der Bühne zu ſein wie andere Perſönlichkeiten. Denn wir folgen wohl noch ſeinen geiſtreichen Reden, ſind geſpannt auf ſeine ſchlagfertigen Repliken, aber ſein Schickſal verfolgen wir eigentlich nicht; wir ſehen nur zu, wie er nach Außen, auf den Lebenslauf Anderer wirkt.

Die mit dieſer Zaubermacht zuſammenhängende zweite Eigenthümlichkeit, welche Mephiſtopheles hindert, einer wirklichen Perſon zu gleichen, iſt das Fehlen des Egoismus an ihm. Man wird vielleicht meinen, ſein Egoismus beſtände doch darin, daß er Fauſts Seele haben will Gleichwohl iſt das kein Egoismus, ſchon inſofern, als ſich ja nicht einmal erklären läßt, weshalb er ſie denn haben will. Dieſes Streben nach Fauſts Seele iſt nur ein beſtändig dem Mephiſto anhaftender elementarer Zug, wie die Gravitation der Körper zum Erdmittelpunkt; er läßt ſich nicht mehr mit menſchlichem Seelenleben, ſondern nur noch mit einem Naturgeſetz vergleichen, bei dem man nicht mehr nach einem „Warum“ fragen kann. Bei Allen um ihn, nur nicht bei ihm „bewegt ſich das Getriebe durch Hunger und durch Liebe“. Propagationsgelüſte darf man ihm doch nicht wirklich zuſchreiben; Bedürfniß nach Speiſe kennt er auch nicht; Schätze hat er, ſo viel er irgend will. So wird Mephiſtopheles durch den Mangel an Egoismus zu einem ganz unmenſchlichen Weſen und hat keinen Anſpruch, uns rühren zu dürfen, der Egoismus iſt ja ſo ſehr das charakteriſtiſche Motiv menſchlicher Handlungen, daß man in dubio jede That darauf zurückzuführen ſucht, erſt für begriffen hält, ſobald ſie als egoiſtiſch erkannt iſt, und umgekehrt von der Handlung eines Unbekannten, zu der ſich keine egoiſtiſchen Triebfedern entdecken laſſen, ohne Weiteres auf Wahnſinn ſchließt. Indem alſo dieſe Seelenregung echter Humanität dem Mephiſtopheles abgeht und ihm andererſeits die poſitive Monſtroſität der Zaubermacht anhaftet, kann ihm aus Mangel an Continuität des Charakters im Drama nicht die Rolle einer wirklichen Perſon zufallen; Goethe hat ihm daher ein ganz ſonderliches,

Bücherſchau.

Illuſtrirter Führer durch Riga und Umgebung von C. Mettig und F. Moll. Mit 24 Anſichten und 2 Plänen. Riga, Verlag von Alex. Stieda 1892. 168 S. Text und 24 S. Anzeigen.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, einen beſchreibenden, der den Leſer mit allem Bemerkenswerthen, das Riga bietet, bekannt macht, und einen für den unmittelbaren Gebrauch beſtimmten, der alle für einen Fremden nur irgend in Betracht kommenden praktiſchen Nachweiſungen und Belehrungen bietet. Zwei alphabetiſche Regiſter der öffentlichen Inſtitutionen, ſowie der Straßen, Plätze und Höfmer mit genauen Verweiſungen auf die beigegebenen, ſauber ausgeführten Pläne werden auch dem Einheimiſchen ein willkommenes Hilfsmittel ſein.

Riga iſt durch das beifallswürdige Unternehmen der Stiedaſchen Verlagshandlung in den Beſitz eines Führers gelangt, wie ihn faſt alle größeren Städte des Weſtens haben, und hat von den ruſſiſchen Städten jedenfalls die Reſidenz überflügelt, deren Gerbelſcher Führer mit dem vorliegenden gar keinen Vergleich aushalten kann. Der „Illuſtrirte Führer durch Riga“ iſt handlich, bis auf geringfügige Irrthümer in der Rubrik „Bibliotheken“, ſoweit Referent ſieht, zuverläſſig und ſehr reichhaltig. Seine Hauptzierde aber bildet der gründliche, mit ſympathiſcher Wärme und doch, wie es der Gegenſtand verlangte, nie ins Breite gehende, von C. Mettig verfaßte beſchreibende Theil. Auf den erſten Blick erkennt man, daß nur ein wiſſenſchaftlich geſchulter Kenner unſerer Landesgeſchichte den umfangreichen Stoff ausführlich und doch in gedrängter Kürze wiederzugeben im Stande ſei. Mettig hat es ſich zur Aufgabe gemacht, bei jeder ſich bietenden Gelegenheit die Geſchichte heranzuziehen; nicht nur die des betreffenden Gebäudes, das er im Augenblicke beſchreibt, ſondern er weiß auch Allgemeineres einzuflechten,

hat ihren beſonderen Charakter; die erſte, „Klumpe-Dumpe", ſchildert die Gattenwahl einer Prinzeſſin und iſt im Geſchmack der «Contes des fées» gehalten, die im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Frankreich ſo beliebt waren, deren geſuchte Kindlichkeit jedoch nicht Jedem zuſagt. Die Geſchichte „Wie Trudel das Gras wachſen hörte" iſt eine ernſthafte, kleine Novelle, in welche nur nebenbei einige Elemente des deutſchen Volksmärchens hineinſpielen. Wieder ein anderer Ton iſt in Nr. 3 („Das junge Ehepaar") angeſchlagen; in freier Erfindung der Phantaſie wird vor der Thür des Schlafgemachs, in dem die Eheleute ruhen, ein Colloquium zwiſchen dem braven Hausgeiſt und dem Gott Amor vorgeführt; „Traum der Sommernacht, phantaſtiſch, zwecklos" ... möchte man es nennen; wenn nicht doch noch zum Schluß ein Zweck, und zwar ein überaus lobenswerther, ſich offenbarte: die Luſt an der Heirathsvermittelung, dieſer ſo freundliche Zug des weiblichen Geſchlechts, hat ſchon in den beiden erſten Erzählungen die geehrte Verfaſſerin einige glückliche Paare zuſammenbringen laſſen. In der Geſchichte vom jungen Ehepaar aber feiert der Eheſtiftungstrieb wahre Bacchanalien: die ganze Verwandt- und Bekanntſchaft der jungen Leute, ſo weit nicht im Kindesalter ſtehend, wird von dem blinden Gott unter die Haube, reſp. unter den Pantoffel gebracht. G.

Herausgeber R. Werß. Für die Redaction verantwortlich N Carlberg

Дозволено цензурою. — Ревель, 22-го Октября 1892 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

haben, während andere ihr Alter nach Hunderten von Jahren zählen können, wiederum ſeine Lebenskraft und allzeitige Jugend bewieſen hat und ſich darin von den für den Augenblick geborenen Rechten unterſcheidet.

Aber eben ſo erfreulich ſind – allerdings mit einigen Ausnahmen — die verhältnißmäßig geringen Reformen auf dem Gebiete des baltiſchen Privatrechts während des verfloſſenen Vierteljahrhunderts. — In weit hinter uns liegende Zeiten werden wir verſetzt, wenn wir in der Fortſetzung leſen von der Freigebung des Güterbeſitzes an Perſonen aller chriſtlichen Confeſſionen, von der Aufhebung des Näherrechts des immatriculirten Adels und der Stadtbürger in Betreff der Landgüter und ſtädtiſchen Immobilien. Hieraus ſind denn auch durch die Geſetzgebung die weiteren Conſequenzen gezogen. Es iſt dem Bürger und Bauer nun geſtattet, neue Rittergüter zu gründen, was früher ſelbſtverſtändlich ein Vorrecht des Adels war. – Das große Ablöſungsgeſchäft mit den Geſindesinhabern hat dann zu den Beſtimmungen geführt, daß Bauerland-Geſinde auch zur Zeit der Minderjährigkeit der Gutsbeſitzer verkauft werden dürfen und daß die Erbloſung (das Näherrecht der Erben) hinſichtlich dieſer Verkäufe wegfällt. Die Anlage von Wind- und Waſſermühlen, die früher zu den Privilegien der Rittergüter gehörte, iſt den Eigenthümern von Landſtellen und Geſinden geſtattet. Gut iſt die ſinguläre Beſtimmung, daß Mineralquellen nicht durch Ziehen von Gräben ſeitens benachbarter Grundeigenthümer zum Verſiegen gebracht werden dürfen. — Den Städten iſt geſtattet, auch ohne vorherige kaiſerliche Genehmigung Grundeigenthum zu veräußern, was trotz der zur Veräußerung unumgänglich erforderlichen ¾-Majorität der Stadtverordneten wohl eine zu große Freiheit gewähren dürfte[1], denn zu leicht kann, beſonders in kleinen Städten, eine allgemeine Anſicht zur Geltung kommen, die nur auf den augenblicklichen Vortheil ſieht, wobei es denn leicht vergeſſen wird, daß die Immobilien von den Vätern ſtammen und die Commune auch die jetzige Generation überdauert; daß die Städte das Recht erhalten haben, die erbloſen Güter, nicht nur ihrer Bürger, ſondern überhaupt aller ihrer Einwohner zu erben, erſcheint dagegen bei der jetzigen alle Stadtenwohner umfaſſenden Stadtverfaſſung in der Natur der Sache liegend. Die Bürgerlichen in den Städten ſind aber in einem Punkte zu kurz gekommen. Wie es ſcheint, durch ein Redactionsverſehen beim Zuſammenſtellen der Geſetze über die Juſtizreform von 1889, iſt das Recht des bürgerlichen Städters, ſein Teſtament verſchloſſen dem Richter, oder jetzt dem Notar, zu übergeben, abhanden gekommen, was beſonders für kleinere Städte ſehr ſchade iſt, weil es nirgends in der Welt eine größere Oeffentlichkeit giebt, als dort, wo man

[1] Dieſe Freiheit iſt durch die neueſte Städteordnung beſchränkt worden.

ungewöhnlich leicht Abweſenheit zuwege bringen kann bei den engen Grenzen ſeiner Heimathſtadt. Früher galt als abweſend nur derjenige, welcher außerhalb des Obergerichtsbezirkes, in welchem ſein Wohnſitz lag, ſich befand. Der Kleinſtädter und jeder Livländer war abweſend, wenn er aus Livland fortgezogen war, der Rigenſer, wenn er Riga verlaſſen hatte.

Vortrefflich iſt die längſt ſchon erſehnte und projectirte Abſchaffung des alten ſchlechten Pfandrechts und Einführung des erprobten neuen Pfandrechts, welches bekanntlich dem Allgem. Preuß. Landrecht ſeine Entſtehung und Ausbildung zu verdanken gehabt hat. Glücklicher Weiſe ſind wir mit einer allerneueſten weſteuropäiſchen Erfindung, der ſog. Grundbuchſchuld, einem Inſtitute des hebräiſch-deutſchen Rechts, verſchont geblieben. Die Grundbuchſchuld, bei welcher die Eintragung auf das Grundſtück zu geſchehen hat, ohne Angabe eines Schuldgrundes, und die dem Laien ziemlich richtig als Grundſtück-Wechſel bezeichnet werden kann, iſt eines derjenigen modernen Rechtsinſtitute, die dem Capitaliſten bequem ſind, aber das materielle Recht d. h. die Gerechtigkeit zu Gunſten der ſchnellen Betreibung hintanſetzen.

In die Rechtsgeſchäfte der hebräiſch-deutſchen Rechtsentwickelung, die ja wohl mit einem blutigen Ende ſchließen wird, gehört denn auch noch die vielgeprieſene freie Concurrenz auf dem Gebiete des Proceſſes über Privatrechte, d. h. die völlige Durchführung der Verhandlungsmaxime auch für die kleinſten Sachen und für das gemeine Volk. Der Richter wird da zum Automaten, er thut ſo gut wie Nichts von ſich aus und muß es ruhig anſehen, wenn der Arme oder in Vermögensſachen Unwiſſende nicht ſein Recht zu vertreten vermag, ſei es überhaupt nicht, ſei es, weil er Klügere zu Gegnern hat oder bezahlte Rechtsverſtändige.

Der Richter-Automat darf ſich nicht regen, wenn die im Recht befindliche, anweſende Partei aus Rechtsunkenntniß nicht um Koſtenerſatz bittet, oder ſich nicht zum Schutz ihres Rechts auf die Verjährung beruft, oder nicht richtig ihr Petitum formulirt, wie z. B. der grundbeſitzende Bauer denjenigen, der ohne vorherige Abmachung ſein Landſtück benutzt hat, auf Pachtzahlung, ſtatt auf Entſchädigungszahlung belangt. Der Richter muß das Unrecht vor ſeinen Augen ruhig ſich zum Siege entwickeln laſſen, ohne rathen und belehren zu dürfen. Er weiſt nicht darauf hin, was noch zu beweiſen iſt — wozu er übrigens nach Ruſſ. Civilproceß zum Mindeſten berechtigt wäre — ſondern überläßt den Kläger, der nicht ahnt, daß und was er zu beweiſen hat, und der es aus Unkenntniß unterläßt, ſeine vorhandenen Beweismittel zu brauchen, ſeinem Schickſal. Man vertraut dem Richter das viel Größere an, daß er Recht ſpricht. Wozu aber viel weniger Vertrauen gehört, das öffentliche Berathen der Parteien, erſcheint dem

zu machen, und mehr würde er dabei überhaupt Nichts thun, als wozu jeden rechtlich denkenden Menſchen ſein Rechtsgefühl ſchon antreibt. — Für Proceſſe, die nur von Advocaten geführt zu werden pflegen, liegt keine Veranlaſſung vor, von der ſtrengen Verhandlungsmaxime abzuweichen. Um ſo mehr und um ſo eher kann und muß aber für andere Proceſſe die angedeutete Reform eingeführt werden. Denn nur ſo iſt dem Emporwuchern der fruchtloſen und ſchädlichen Winkeladvocatur zu begegnen und dem gemeinen Mann zu ſeinem Recht zu verhelfen möglich. Wer die früheren, gewiß reformbedürftigen Zuſtände mit den jetzigen vergleicht, wird dem zuſtimmen.

II.

C. Erdmanns Syſtem des liv-ehſt-kurländiſchen Privatrechts, von welchem jetzt kürzlich der 3. Band erſchienen iſt, enthält eine Darſtellung des Privatrechts in ſeinem vollen Umfange, woher es ein Unicum in der rechtswiſſenſchaftlichen gedruckten Literatur Liv-, Ehſt- und Kurlands iſt. Man begegnet deshalb in dem Erdmannſchen Werke immer wieder Stellen, die in Bezug auf unſer Recht noch Niemand publicirt hat, wiewohl man natürlich nicht immer ſagen kann, daß nicht auch Andere darauf gekommen ſein werden.

Bei der wiſſenſchaftlichen Art der Darſtellung war die ſyſtematiſche Anordnung nicht zu vermeiden. Doch iſt in Folge der ſtrengen Syſtematiſirung ein Gebäude entſtanden, welches in manchen Theilen in der Darſtellung bedeutender ſich ausnimmt und mehr Raum und in manchen Theilen wieder weniger, als in der Wirklichkeit einnimmt. Wie wenig bedeutet nicht für das Rechtsleben im Allgemeinen das Erbrecht von Kronsarrenden und das mit dem Beſitz verbundene Pfandrecht des neuen Rechts, von dem es fraglich iſt, ob es irgendwo exiſtirt; ſo gut wie von gar keiner Bedeutung für das geltende Recht dürfte auch das mit dem Beſitz verbundene Pfandrecht des alten Rechts ſein. Wie bedeutend für das Rechtsleben iſt dagegen das bäuerliche eheliche Güter- und Erbrecht, das als abgeleitetes Recht jedoch ins Hintertreffen in der ſyſtematiſchen Darſtellung geſtellt iſt. Dem Syſtem iſt es einerlei, ob Narva eine halbe Million oder ein paar Tauſend Einwohner hat, ob das flache Land faſt nur von Bauern bewohnt wird oder nicht, ob auf einem Gebiete die Rechtsfälle des wirklichen Lebens mannigfaltig ſind und daher für ſie eingehendere Beſtimmungen erforderlich ſind oder nicht.

Der Verfaſſer hat nun aber doch, weil er zum Glück nicht nur Profeſſor, ſondern auch praktiſcher Juriſt iſt, ſich immer wieder bemüht, die im Rechtsleben Entſcheidung heiſchenden Fragen, wenn ſie auch im Geſetz direct nicht erwähnt ſind, heranzuziehen und zu entſcheiden, wodurch ſein Buch beſonderen Werth erlangt. Mit gutem Geſchick iſt dabei vermieden

gegenüber geſchädigt hat. Der Vater kann ſich dem nur entziehen, wenn er ſchon zu Lebzeiten ſein Vermögen, ſei es auch gegen Leibrenten, weggiebt. Doch das iſt nicht Jedermanns Sache, ein ſolches Riſico auf ſich zu nehmen.

Anders verhält ſich auch dieſes beim Erbgut. Der Erblaſſer kann dasſelbe frei verſchulden und über das durch die Verſchuldung Erlangte frei von Todeswegen disponiren. Hier iſt denn doch die Stellung des Vaters eine viel freiere. Es iſt ja freilich wahr, daß das Erbgut auch in der praktiſch und hiſtoriſch richtigen Art, wie es in Livland gilt, wo das Mobiliarvermögen nicht dazu gezählt wird, durch hohe Verſchuldung oder durch Veräußerung den Erben entzogen werden kann, wenn ſie nicht im Stande ſind, es zu behaupten oder einzulöſen. Aber damit ſo etwas abſichtlich zum Schaden der Erben ohne gerechten Grund unternommen wird, dazu gehören ſich doch ſehr viele, ganz beſondere, nicht oft zuſammentreffende Umſtände. Das Erbgutsſyſtem beruht, wie richtig geſagt iſt, auf einem feſten Familienſinn, die Exiſtenz der Rechtsſätze über das Erbgut iſt die Confeſſion desſelben. Die in Deutſchland ſo in Verruf gekommenen Retractsrechte gehören naturgemäß zu dem Erbgutsrecht, kommen aber, wenn dasſelbe wie hier zu Lande lebendig iſt, im Rechtsleben nur ſelten zur Anwendung. Alles in Allem genommen, iſt das Erbgutsrecht eine Perle des livl. Land- und Stadtrechts (in Ehſtland iſt es entſtellt, in Kurland gilt es für den Todesfall, mit Modificationen nur für die Stammgüter). In der Werthſchätzung des Erbgutes möge man ſich durch die Geſchichte des deutſchen Privatrechts nicht irre machen laſſen, wiewohl es allgemein aufgegeben erſcheint, macht es ſich doch auf Umwegen und, wiewohl entſtellt, in den Stiftungsgütern, Güterfideicommiſſen, Bauergütern geltend — aber, wenn das Alles auch nicht ſehr ins Gewicht fällt, wir haben hier zu Lande eben einen Vorzug vor Deutſchland, daß wir dieſes uralte edle Inſtitut des Erbgutes als etwas Lebendiges heut zu Tage noch beſitzen können. Erdmann polemiſirt höchſt verdienſtvoll dagegen, daß man den Begriff des Erbgutes für diejenigen Quoten eines hinterlaſſenen Immobils nicht anerkennen will, die der Erbe durch Abfindung ſeiner Miterben zu ſeiner Quote hinzuerworben hat. Man hatte in mißverſtändlicher Auffaſſung deſſen, daß das Verhältniß zu den Miterben in Betreff dieſer Abfindung als Kauf betrachtet werden ſollte, daraus die unberechtigte Schlußfolgerung gezogen, daß der Eigenthümer des Immobils nur ſeine Erbquote an demſelben als Erbgut, das Uebrige aber als „wohlerworbenes" Gut beſitze. Auf dieſe Weiſe wäre es denn mit den Erbgütern nur ein kümmerliches Ding geweſen.

Nicht unterlaſſen werden kann es, hier in Anknüpfung an die vorhin erwähnten Retractsklagen auf einen Retract hinzuweiſen, der dem livl. Land- und Stadtrecht eigenthümlich iſt und von Erdmann auch gebührend

Sohn ein Vorzugsrecht auf das väterliche Grundeigenthum. Hierüber, als einer ſo oft vorkommenden Sache müßte doch Gewißheit und Einigkeit herrſchen. Das iſt nun aber keineswegs der Fall, vielmehr iſt, wie mir ſcheint, mit Recht anzunehmen, daß ſich Art. 984 der livl. B.-B., auf welchen Erdmann ſich ſtützt, gar nicht auf ein bäuerliches Grundeigenthum, ſondern auf ein gepachtetes Geſinde bezieht, das der älteſte Sohn anzutreten berechtigt ſei, und daß dagegen Art. 1001 der B.-B. in maßgebender Weiſe das Anrecht des älteſten Sohnes am ererbten väterlichen Grundeigenthum dahin beſtimmt, daß er, wenn er nur mit einem Bruder concurrirt, dieſer das Vorrecht auf das Grundeigenthum hat und bei Concurrenz mit mehreren Brüdern das Loos über das Vorrecht zu entſcheiden hat, was überdies mit dem ſubſidiär anzuwendenden livl. Landrecht übereinſtimmt.

Um bei der livl. B.-B. ſtehen zu bleiben, ſo ſei hier verwieſen auf die kürzlich erſchienene (Halleſche) Diſſertation „Die Livländiſche Agrargeſetzgebung“ von Otto Müller, eine angenehm geſchriebene Arbeit, deren Bedeutung wohl darin liegt, daß ſie auswärts Lebenden, welche hieſiges Leben und die hieſige Agrargeſetzgebung nicht kennen, letztere leicht verſtändlich macht. Nur wäre es wohl wünſchenswerth geweſen, daß gerade deswegen angedeutet worden wäre, wie manche geſetzlich ſcheinbar ſtrenge Vorſchrift im Leben von gar keiner Bedeutung iſt. Das gilt für die vom Verfaſſer in verhältnißmäßiger Ausführlichkeit entwickelte Lehre von der Beſtrafung des ſimulirten Contractes, auch dem Verfaſſer wird wohl ſchwerlich ein Fall bekannt geworden ſein, wo Jemand wegen Abſchließung ſimulirter Contracte das Recht verloren hat, noch fernerhin für ſeine Perſon zu contrahiren.

Aehnliches gilt auch für das eiſerne Inventar der verkauften Bauer-Geſinde. Der Art. 346, Pkt. 6 der B.-B., auf welchen ſich der Verfaſſer bezieht, gilt nicht mehr, und iſt die darin vorgeſchriebene Ueberwachung des eiſernen Inventars ſeitens der Gemeindegerichte weder dem Wolofſtgericht, noch dem Bauercommiſſär übertragen worden. Es iſt daher die Beſtimmung über das eiſerne Inventar der Grundeigenthümer jetzt erſt recht von wenig Bedeutung. — Auch dürfte es für Außenſtehende kein ganz richtiges Bild geben, wenn der Verfaſſer ſagt, das Landvolk Livlands zerfällt in Pächter oder Eigenthümer von Bauerhöfen und in landwirthſchaftliche Arbeiter, die im Dienſte der Wirthe oder Gutsbeſitzer ſtehen. Außerdem giebt es doch unter dem Landvolk Krüger, Müller, Schmiede, Schuſter, Schneider, Tiſchler, Bauleute, die weder Bauerhöfe gepachtet haben oder beſitzen, noch auch in Dienſten von Pächtern oder Gutsbeſitzern ſtehen.

Am meiſten wird aber einer richtigen Einſicht von der livländiſchen Agrargeſetzgebung dadurch geſchadet, daß nicht des zur Zerrüttung der bisher ſo geſunden agrariſchen Verhältniſſe unausbleiblich führenden, geltenden

die Praxis überein. Nicht übereinſtimmen kann man auch damit, was der Verfaſſer über Exmiſſion bei unterlaſſener Pachtzahlung ſagt; doch darauf einzugehen, würde hier zu weit führen.

III

Wie kann nun der Rechtszuſtand, ſoweit er das Privatrecht betrifft, am Beſten geordnet werden? Beſchränken wir uns hierbei auf das livländiſche Land- und Stadtrecht und das livländiſche Bauerrecht.

Was zunächſt letzteres angeht, ſo iſt es bekannt, daß vor mehreren Jahren die livländiſche Ritter- und Landſchaft in richtiger Erwägung deſſen, daß die B.-B. in privatrechtlicher Beziehung nur einen richtigen Auszug aus dem Landrecht, auf welchem ſie hierin beruht, geben ſoll, das bisherige Bauer-Privatrecht durch eine Commiſſion in ſachgemäße Uebereinſtimmung mit dem nach Publication der B.-B. codificirten Landrecht bringen ließ. Es läge wohl ſehr im Intereſſe der Bauerſchaft, daß die Ritter- und Landſchaft dieſe Arbeit, die, ſoviel ich mich ihrer noch erinnern kann, eine ſorgfältige und zweckentſprechende war, jetzt zur Beſtätigung vorſtellt, nachdem ſich die Wogen der Proceßreform gelegt haben.

Was die Differenz des Land- und Stadtrechts betrifft, ſo liegt die Sache freilich nicht ſo einfach, wie bei dem Bauer-Privatrecht, doch ſind Land- und Stadtrecht auf demſelben hiſtoriſchen Boden entſproſſen, haben alſo die gemeinſame Grundlage, woher ſchon eine Vereinigung möglich erſcheint.

Es ſei deshalb geſtattet, im Nachſtehenden zunächſt eine Ueberſicht dieſer Verſchiedenheiten hier zu geben.

Livländ. Stadtrecht.	Livländ. Landrecht.
Buch 1.	**Buch 1.**
26, 36, 79—95 (ehel. Güterrecht), 115 126, 286, 287, 299, 302, 308, 318, 371, 410, 412, 426, 484, 489.	41—64 (ehel. Güterrecht), 121—125 (do.), 279, 280, 284, 285, 289 Anm., 298 Anm., 330 Pkt. 10, 370, 408, 414, 416 Anm., 427.
Buch 2.	**Buch 2.**
739, 825, 926 (965 967 Erbgut, weſentlich übereinſtimmend mit dem Landrecht), (982—983 ſtädtiſche Gebäude), 1263, 1473, 1652, 1653, 1665, 1667, 1676.	786, 881 891 (Landgüter), 960 bis 964 (Erbgut), 1649—1651, 1666, 1672.
Buch 3.	**Buch 3.**
1819—1834 (Erbr.), 1938—1940 (Erbr.), 1947—1954 (Erbr.), 2095, 2308—2316 (quarta falcidia)	1709—1758, 1767, 1768, 1890 (Landgut), 1894—1917 (Erbrecht), 1998, 2022, 2060—2094 (Privat-

Volljährigkeit der Kinder) bei fortgeſetzter Gütergemeinſchaft, ferner in der Verhaftung des geſammten Familienvermögens für die Thaten des jeweiligen Gewalthabers und in dem Mangel eines genügenden Schutzes des paſſiven Theiles, ſei es durch Vindication und Vorrechte im Concurſe, ſei es durch andere Mittel.

Das zur Gütergemeinſchaft gehörende bewegliche Vermögen der Ehefrau darf der volljährige Ehemann ohne ihre Einwilligung, ja trotz ihres Widerſpruches veräußern, verpfänden, verſchenken, verſchleudern, mit ihrem Vermögen Immobilien erwerben und ſich allein zuſchreiben laſſen, für ſeine Schulden auch die auf ihrem Namen ſtehenden Immobilien zur Subhaſtation bringen laſſen und das Alles, ohne darüber Rechenſchaft ablegen und dafür einſtehen zu müſſen. Er braucht, obwohl er fremdes anvertrautes Gut verwaltet, nicht die einem ſolchen Verwalter ſonſt obliegende Diligenz zu präſtiren, ja überhaupt gar keine Diligenz zu beobachten, mit kurzen Worten: er iſt berechtigt, der Ehefrau ihr ganzes in der Gütergemeinſchaft begriffenes Vermögen unwiederbringlich zu entziehen. Der Ehefrau ſteht dagegen kein wirkſames Mittel zu Gebot. Denn, wenn ſie es durchſetzt, ihren Mann zum Verſchwender erklären zu laſſen, was überhaupt nicht ſo leicht geht und wozu eine Ehefrau ſich aus Rückſichten auf ihr perſönliches Verhältniß zum Manne ſchwer entſchließen wird, ja ſelbſt, wenn ſie eine bezügliche proviſoriſche Verfügung erwirkt, ſo wird dadurch das Geſchehene nicht gutgemacht oder umgeſtoßen und behalten trotzdem die von ihm abgeſchloſſenen und noch nicht erfüllten Rechtsgeſchäfte ihre Wirkſamkeit und verlieren die für die Zukunft gemachten Zuſagen nicht ihre verbindliche Kraft. Auch die Eheſcheidung wäre inſofern kein erfolgreiches Mittel, als die geſchehenen Geſchäfte unter Lebenden ihretwegen doch nicht revocirt werden dürfen. Welche anſtändige Frau würde ſich überdies dazu verſtehen, wegen Auseinanderſetzung in ökonomiſchen Dingen eine Eheſcheidung herbeizuführen.

Andere rechtliche Zwangsmittel als Prodigalitäts-Erklärung und Eheſcheidung ſtehen der Ehefrau nicht zu Gebote. Man wird daher ermeſſen, wie unwahr die gewöhnlichen Anſchauungen über die Gütergemeinſchaft ſind. Dieſelbe findet allerdings ſtatt, aber in der Art, daß der Ehemann das gemeinſame Vermögen in ſeine Hand bekommt und damit machen kann, was er will, wobei er in ſeinem Thun, jedoch nur ungenügend, hinſichtlich der Immobilien der Frau beſchränkt iſt.

Wenn man nun auch zugeben muß, daß der Ehemann für gewöhnlich nicht die Abſicht haben kann, das in ſeiner Dispoſition befindliche Vermögen der Ehefrau zu vermindern oder zu vergeuden, ſo ſchädigen doch ebenſo ſeine Nachläſſigkeit und Fahrläſſigkeit, wie ferner fehlerhafte Unternehmungen und Unglücksfälle irreparabel das Frauenvermögen. Denn geräth der Mann in

des Rechts. Kräftige Initiative erhält politiſche Körperſchaften bei Leben und Geſundheit.

Um eine Frage der Nationalität handelt es ſich im vorſtehenden Falle nicht, ja nicht einmal um Berührung ſtändiſcher Vorrechte. Das adelige Güterfideicommiß, welches übrigens bei dem guten landrechtlichen Erbrecht und was mit demſelben zuſammenhängt, entbehrlich erſcheint, will Niemand angreifen, ſonſtige nennenswerthe adelige Vorrechte im Gebiete des Privatrechts giebt es jetzt keine.

Es könnte nun aber leicht eingewandt werden, daß am beſten eine Verſchmelzung der ſämmtlichen ehelichen Güterrechte Liv-, Ehſt- und Kurlands und des geſammten dortigen Privatrechts ſtattfinden müßte. Wenn ſie Ausſicht auf baldige Durchführung hätte, ſo müßte man dem gewiß beiſtimmen, es fehlt nun aber ganz an dieſer Ausſicht, und vor Allem kann der livländiſche Bauerſtand, ohne ſchweren Schaden zu nehmen, nicht lange warten auf die hier proponirte, einfach durchzuführende Reform ſeines Privatrechts.

Endlich ſei auch noch berührt der hier zu Lande oft gehörte Einwand, daß man — kommt eine Reformfrage in Fluß — auch das noch verlieren kann, was Niemand reformiren wollte. Hier wäre es nun kein Schade, wenn auch das ganze beſondere livländiſche Bauer-Privatrecht aufhört und die meiſten beſonderen Feſtſetzungen des livländiſchen Stadtrechts aufgehoben würden. Schwerlich iſt auch zu fürchten, daß ſtatt derſelben neuerfundene, von Niemandem begehrte Satzungen Rechtens werden. Auch will Niemand das hier zum Theil beſtehende ruſſiſche Privatrecht, welches einer totalen Reform unterzogen werden ſoll, hier einführen. Wenn aber, was in jedem Falle ein Schaden im Sinne der Reichsintereſſen wäre, das dereinſt reformirte ruſſiſche Privatrecht für Liv-, Ehſt- und Kurland promulgirt würde, ſo dürfte ſchwerlich den Anlaß zu einer ſo umſtürzenden und wohl im tiefſten Grund ihren Zweck nicht erreichenden Reform die Rectificirung des livländiſchen Bauer-Privatrechts oder die Abſchaffung verhältnißmäßig weniger Beſtimmungen des hieſigen Stadtrechts gewähren. Wenn in ſolch unmotivirbarer Weiſe ein geſammtes, eingewurzeltes Privatrecht umgeſtürzt werden ſoll, ſo würde dazu auch nur die Kenntniß von ſeiner Exiſtenz genügen, und die iſt einmal eine notoriſche Thatſache. Wohl aber müßte es berechtigtes Mißtrauen erregen, wollte man das Mangelhafte und Reformbedürftige in unſerem Privatrecht vertuſchen oder gefliſſentlich ſich nicht darüber äußern. Die ſchlichte Wahrheit wird auch hier das Beſte ſein und allſeitig befreiend wirken.

S.

ſem ſcheint, der Kreis unſerer Gefühle und unſerer Anſchauungen, der Complex deſſen, was uns theuer und lieb iſt, ja, was wir für gut und für ehrenhaft halten, iſt abhängig von der Zeit, in welcher er ſich bildet, von dem Lebensalter, bei welchem er entſteht, von der Jahreszeit, in welcher er ſich entwickelt, ja von der Tagesſtunde, in welcher er in Erſcheinung tritt. Ganz anders malt ſich die Welt für den ſorgfältigen Beobachter am Morgen und ganz anders am Abend. Wie oft hat ein Plan, der uns am Abend wohl durchführbar erſchien, vor der nüchternen Klarheit des Morgens zerſchellen müſſen, wie oft hat die trübe Anſchauung und Wehmuth der Abendſtimmung ſich in der energiſchen Friſche des Morgens in ihr Gegentheil gewandelt! Gerade wir Kinder des 19. Jahrhunderts ſind bei der größeren Feinheit unſeres Nervenſyſtems auch weit mehr Opfer unſerer Zeitlichkeit, und alle unſere Anſchauungen werden zu ähnlichen Stimmungsbildern, wie die Landſchaftsgemälde der ſog. Impreſſioniſten, bei denen nicht die Natur, ſondern die ſubjective Auffaſſung des Betrachtenden den wahren Gegenſtand des Bildes und den dauernden Reiz des Kunſtwerkes erſchöpft. Wir ahnen nicht, wie Alles, was wir ſind und haben, ſo ganz in das Meer der Jetztzeit getaucht iſt, wie mit uns unſere ganze Umgebung, die „Zeitgenoſſen", die „zeitgenöſſiſche" Kunſt und Wiſſenſchaft, das Handwerk und die Arbeit, ja unſere Auffaſſung der tiefſten und der heiligſten Güter — wenigſtens in ihrer *Färbung* — gebadet ſind in die Tünche des Zeitlichen. Nicht blos unſere Möbel und unſere Kleidung, nicht blos unſere Moden und Sitten überhaupt, nein, unſer ganzes Streben und Hoffen, unſere Energie und unſer Peſſimismus: es iſt Alles *fin du siècle*!

Wie ſollen nun wir armen Kinder der Zeitlichkeit uns aus ihrem Banne löſen? Wie ſollen wir, die wir alle unſere Ideen in ein Verhältniß des Nacheinander, alſo der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auflöſen, zu der Vorſtellung der Zeitloſigkeit, der Freiheit von der Zeit, der wahren Ewigkeit gelangen? Und doch bedürfen wir dieſer erhabenſten aller Ideen im höchſten Grade. Und doch macht nur ſie uns frei von dem Elend, das uns anhaftet.

Denn wenn einerſeits alle unſere *Vorſtellungen* und *Empfindungen* abhängig ſind von ihrer Zeit, ſo ſind es andererſeits auch alle unſere *Gebrechen* und *Fehler*. Von Allem, was uns beſchäftigt und erfüllt, was uns aus Frieden und Ruhe zu Haß und Kampf treibt, brauchen wir nur das Augenblickliche, das der Zeit Entſtammende abzulöſen, und es verklärt ſich das Rohe zum Edlen, das Unreine zum Reinen, das Wirkliche zum Idealen. Wer den Verſuch einmal unternommen hat, aus den widrigen Erlebniſſen und Erregungen des Tages ſeine Gedanken hindurchzuringen in das Gebiet des immer Wahren, des immer Schönen, wer ſich dabei nicht

eigentlichen Urhebers eines Gedankens dadurch hinweg, daß ſie der den Gedanken fortſetzenden Inſtitution wenigſtens künſtlich die irdiſche Unſterblichkeit verleiht, welcher der dahingeſchiedene Schöpfer desſelben entbehrte, daß ſie eine zweckvolle Einrichtung ins Leben ruft, welche den idealen Willen des Verſtorbenen fortſetzt und durch ſich immer neu ergänzende phyſiſche Stellvertreter immer von Neuem zu Ausdruck und Erſcheinung bringt. Es kommt nur dabei Alles darauf an, daß die geſchaffene Einrichtung wirklich frei iſt vom Momentanen und Zeitlichen, daß ſie wirklich Ewiges und Ideales vertritt. Sie muß im Stande ſein, ſtets wahre Fortſetzer der alten Ideen zu zeitigen und zu begeiſtern und ſo in dem Strom der Zeiten ein Monument zu errichten, an dem derſelbe abprallt, weil es zugleich dauerhaft und zugleich lebendig iſt, weil es die beiden größten Eigenſchaften aller Dinge mit einander verbindet: das Ewige und das Perſönliche.

So ragen denn aus der Geſchichte der Menſchheit überall und zu allen Zeiten als Marksteine des Idealismus, als Freiheitsfahnen in dem Kampfe gegen das zeitliche Ich eine Reihe ſolcher für die Ewigkeit berechneter Einrichtungen hervor, welche von dem realen Leben die Wirklichkeit und unmittelbare Nützlichkeit, von dem idealen Streben die Richtung auf das Ewige entlehnt haben, welche gleichzeitig mit dem Poſtament in den tauſend Beziehungen des täglichen Lebens und mit der unvergänglichen Krone in jenen goldenen Wolken ſtehen, die das geträumte Land unſerer einſtigen Hoffnungen umſchweben, welche ſo faſt allein die Summe alles desjenigen darſtellen, was der Menſchheit Arbeit im Laufe der Weltgeſchichte an Werthvollem geſchaffen und was der Menſchheit Leben lebenswerth gemacht hat. Wer zählt ſie, jene Verbände und Corporationen, welche ihre Träger und Bürger gelehrt haben, etwas Anderes höher zu ſchätzen als zeitliches Wohl und eigenen Vortheil und Alles, ſelbſt das Leben und das Glück, der Idee des Ganzen zum Opfer zu bringen? Wer nennt ſie, jene Stiftungen und Anſtalten, in welchen der im Kampf ums Daſein verblutende Arme und Elende, der Kranke und der Schwache, das Kind und der Greis, wieder fühlen lernten, daß auch auf Erden eine große Idee lebte und lebt, an der ſie Theil haben? Wer vor Allem, der ein wahrer Bürger des Ewigen hier auf Erden geworden iſt, könnte noch leben ohne jenen gewaltigen unſichtbaren Verband, ohne jene unſterbliche Perſonification des Reiches jenes Herrn, der der König dieſer ganzen Idee, der die ewige Perſönlichkeit ſchlechthin iſt, was uns bleiben wird!

Auf dem Gebiete des Sinnlichen und Concreten, da genügt ſchon die bloße Idee des Lebens und der Lebenskraft, um dem Geſchaffenen Dauer und Fortbildungsfähigkeit zu verſchaffen. Aber überall, wo wir Gedanken und Willen von einer Exiſtenz verlangen, damit ſie wirken und nützen könne,

der Körperſchaft zu verwechſeln verſuchen, welche über den Eindruck der Zeit erhaben ſtehen bleiben ſoll. Nur die Perſönlichkeit der Inſtitution und das eigene Wollen derſelben ſchützt ſie vor Erſtarrung in den einmal feſtgeſetzten Normen und giebt ihr das Leben und die Bewegung, um wirklich das werden zu können, was ſie will: eine ewige Perſon. Denn auch der Stifter oder die Stifter müſſen ſich hüten, durch vollſtändige Feſtlegung des ganzen Organismus innerhalb des Bannes ihrer eigenen Gedanken demſelben zu viel Zeitliches, zu viel Flüchtiges, zu viel Einzelmenſchliches mitzugeben. Das iſt eben das Große dieſer von Menſchen geſchaffenen Anſtalten, daß ſie mehr werden, als der Stifter ſelbſt ſich gedacht hat, daß ſie ihrem eigenen Geiſt folgen, gleich als walte über ihnen ein Anderer, ein Höherer als ihr Schöpfer. So mancher längſt Dahingeſchiedene würde ſtaunen, wenn er, aus dem Grabe zurückkehrend, das von ihm gepflanzte Samenkorn zu einem Baume ganz anderer und viel prächtigerer Art herangewachſen findet, als er ihn gedacht, und würde ſtill für ſich ſprechen: Das that nicht ich! Wäre es eben nur ein Statut, nur ein Teſtament, nur ein letzter Wille geweſen, den er hinterlaſſen, er hätte nicht für die Dauer dem Brauden der Zeit Widerſtand leiſten können, wie uns Hunderte von Beiſpielen ſolcher Statuten und Teſtamente zeigen. Aber die zugleich geſchaffene Perſönlichkeit, ſie gab auch die Mauer und die Waffe, um den Kampf gegen das Zeitliche zu beſtehen.

Keine Geſellſchaft, kein Volk, kein Staat hat dieſer Perſonificationen zu entbehren vermocht, die man vergeblich ihrer Macht zu entkleiden verſucht hat, indem man darauf hinwies, daß ſie ja nicht wirklich lebende Perſonen, ſondern blos künſtliche Conſtructionen oder, wie ein moderner Juriſt ſie nennt, „Vogelſcheuchen“ ſeien. Sie ſind das Letztere nicht, ſo lange ſie lebendige, denkende, wollende Träger und Mitglieder haben. So wenig wir Menſchen, Diener, Beamte, die in Treue ihren Auftrag des Schutzes anvertrauter Grundſtücke oder anderer Sachen erfüllen, Vogelſcheuchen nennen dürfen, ſo wenig ſind dieſe durch lebendige Weſen fortwirkenden geiſtigen Kräfte jenen todten Maſchinen vergleichbar.

Nicht blos in den wirklichen für die Dauer geſchaffenen Einrichtungen, den eigentlichen „ewigen Perſonen“, zeigte ſich jener unausrottbare Trieb des Menſchen nach dem Perſönlichen: Alles, was uns lieb iſt und was uns beeinflußt, ſtellt ſich uns in dem Bilde des Perſönlichen dar. Und wenn wir auch nicht, wie die Griechen, jede Pflanze und jeden Baum, jede Kraft und jede Empfindung zu einer wirklichen Perſon, zu einer Gottheit umſchaffen, ſo verdichtet doch auch unſere Phantaſie ſo gern die uns umgebende Welt zu einem Kreiſe machtvoller Perſonen, die uns beherrſchen. Die Einflüſſe des Jetzt erſcheinen uns unter dem Bilde des „Zeitgeiſtes“, die

Keineswegs beruhen die meiſten dieſer Inſtitutionen auf den letzten Gedanken Sterbender. Vielmehr haben die Schöpfer gewöhnlich ſich und ihre Genoſſen als die erſten Glieder der geſtifteten Körperſchaft angeſehen. Und keineswegs ſind ſchon die erſten Verſuche derartiger Aneinanderſchließungen als wirkliche volle Perſonen zu betrachten Von der Wiege bis zum Grabe begleitet uns jener Trieb der Vereinigung, bald in loſerem, bald in engerem Anſchluß an einander. Schon der Knabe, ſchon der Schüler ſieht ſich — abgeſehen von der Erfüllung ſeiner Schulpflicht — nach Genoſſen auch ſeiner Freiſtunden um, und in der Kameradſchaft tritt uns das erſte Stadium der Corporation gegenüber Auch in ihr beginnen neben den kindiſchen Spielen und Intereſſen des Augenblickes tiefere und dauerndere Gedanken Wurzel zu ſchlagen. Sobald der Kamerad es für ſchändlich hält, den Kameraden zu verrathen, und lieber ſelbſt Schimpf und Strafe trägt, als zum Angeber zu werden, ſobald er es für unwürdig hält, die geſchenkten Gegenſtände, die von Hauſe überſandten Leckerbiſſen allein zu genießen, ſobald ſich aus den vereinzelten Schülerbegriffen das Gebilde der „kameradſchaftlichen Ehre“ zu verkörpern beginnt, arbeitet er ſchon an einer ewigen Idee, wenn ſie auch nicht die greifbare Geſtaltung der Perſönlichkeit einnimmt.

Wenn aber aus dem gebundenen Erzug der Schule die freie Entwickelung der Hochſchule geworden, aus dem äußerlichen Zwang der Erziehung die Ehrenpflicht der Selbſterziehung gebildet iſt, dann beginnt die erſte in das Leben wirklich eingreifende Perſonification den Jüngling zu erfaſſen. Nur die wahren Univerſitäten, d. h. die Vereinigungen aller Wiſſenſchaftsvertreter zu freier Arbeit, vermögen auch wahre Corporationen der Studenten zu ſchaffen. Und auch hier miſcht ſich noch häufig das Zeitliche mit dem Ewigen. Die Grundlage, nicht aber den Zweck der wahren Studentencorporation bildet die gemeinſame Anſchauung über Ehre und das Ehrenhafte. Darum iſt ſchon die Knabenkameradſchaft ein nicht zu unterſchätzender Factor für die Ausbildung dieſer Grundlage. Aber die Studentencorporation hat nicht erſt das Ehrgefühl zu ſchaffen und geht keineswegs in der Verkörperung desſelben auf. Die Ehre und die Ehrenhaftigkeit verſtehen ſich vielmehr, wie Viſcher in ſeinem Roman „Auch Einer“ von der Moral ſagt, für den Studenten „von ſelbſt“. Auch die Zugehörigkeit zu der gleichen Landſchaft, zu der gleichen Nationalität, ſie bilden ja eine häufige und erklärliche Grundlage für Kameradſchaft und für gewiſſe gleiche Jugendanſchauungen. Aber ſie ſind durchaus zeitlicher Natur und vermöchten niemals die Corporation zu einer wahren ewigen Perſon zu erheben.

Vielmehr ſind es drei andere, wahrhaft ewige Ideen, die die wahre Studentencorporation ſchaffen und erhalten. Es iſt zuerſt die gegenſeitige

das die Aufopferung für die Heimath und das Vaterland auf ſein Banner geſchrieben hat. Es ſind dies die wahren Stände. Wahre Stände ſind aber im Gegenſatz zu den flüchtigen Berufsgemeinſchaften, welche heute aus anderen Perſonen beſtehen wie geſtern, nur diejenigen Vereinigungen von Perſonen, welche faſt alle ihre Intereſſen und Anſchauungen zuſammengeworfen haben, um das Wohl des Ganzen zu fördern, in welche der Einzelne hineingeboren wird, um dann von früheſter Kindheit an die großen Gedanken der Selbſtaufopferung einzuſaugen. Je mehr ſchon das Kindesleben und die Erziehung jene großen ewigen Zwecke der Standescorporation dem Einzelnen einprägt, je angeborener die wahren Grundanſchauungen — und nicht etwa flüchtige Manieren oder gar Ueberhebung über Andere — zum unbewußten Eigenthum jedes Mitgliedes werden, um ſo inniger, um ſo lebenskräftiger, um ſo ewiger geſtaltet ſich die Körperſchaft, trotz Feinde und Gefahren von rechts und von links.

Und es gipfelt endlich dieſe Kraft der Adhäſion, des Zuſammenhanges mit Anderen im Dienſte eines Größeren - in der gewaltigſten Vereinigung der Menſchen, in der Kirche des Gottesſohnes. Hier culminirt zugleich die Ewigkeit und die Perſönlichkeit. Hier recht ſich der wahre Bürger dieſer Genoſſenſchaft mit dem Mitbürger die Hand zu Allem, „was Menſchenherz erhebt“, in dem ſtillen Bewußtſein, daß dieſer Händedruck auch durch den Tod nicht gelöſt wird, daß dieſer Verband zwar hier nur Gaſtrecht, dort aber einſt das wahre Bürgerrecht beanſprucht, nicht als Lohn, aber als Ziel.

Kehren wir aber zu der Erde zurück, zu deren Dienſt wir jetzt beſtimmt ſind. Wann vergönnt uns denn die Ordnung dieſer Erde, das Geſetz des Staates, die Organiſation aller dieſer edlen Vereinigungen für die Ewigkeit? Wann werden dieſe ewigen Perſonen zu ſog. juriſtiſchen Perſonen? Die formelle Antwort lautet: ſobald ſie die ſtaatliche Anerkennung erhalten haben; ſei es, daß ſie kraft Gewohnheitsrechts gewiſſen Verbänden von ſelbſt zufällt - wie Städten und Gemeinden — ſei es, daß ein eigenes Geſetz oder eine eigene obrigkeitliche Beſtätigung ſie gewährt — wie bei Stiftungen und Anſtalten. Als wahres materielles Erforderniß aber gilt die Würdigkeit dieſer Vereinigungen, das wirkliche Gereiftſein zu ewigen, zu außeregoiſtiſchen Zwecken Ein Verband, der blos den flüchtigen Intereſſen des Tages oder gar blos dem egoiſtiſchen Vortheil ſeiner Mitglieder dient, ein Spielverein, eine Sportgeſellſchaft, eine Handels- und Actiengeſellſchaft zu ökonomiſchen Zwecken beliebiger Art auch ſie können vom Staat eine Stellung erhalten, welche ihnen die äußerliche Macht jener ewigen Perſonen gewährt. Aber die Ewigkeit rächt ſich bald an jenen Scheingebilden, indem ſie ſie zurückſtößt und mit ihren zeitlichen Intereſſen

er die beiden herrlichſten Anſchauungen des Menſchen, die Ewigkeit und die Perſönlichkeit, antaſtet, wenn er nicht blos das Körperliche, ſondern das Geiſtige und die geiſtige Arbeit ganzer Geſchlechter zu vernichten droht. Aber ſo lange die ewigen Perſonen den ewigen Gedanken ihrer Schöpfung treu geblieben ſind, ſo lange die Träger derſelben lebensvoll und energiſch das organiſche Leben weitergepflanzt haben, das ihnen anvertraut war, ſo lange hat es keine Noth. Dann giebt die untergehende Vereinigung ihren treuen Genoſſen den Segen zurück, den ſie von ihnen empfangen hat, dann ſtattet ſie ſterbend dieſelben mit den Gaben aus, welche ſtets ihr Weſen gebildet haben, und nicht in Wehmuth, ſondern in freudiger Friſche tönt es uns aus den zuſammenfallenden Ruinen des alten Baues entgegen:

Das Haus mag zerfallen,
Was hat's denn für Noth?
Der Geiſt lebt in uns Allen,
Und unſre Burg iſt Gott!

Prof. Carl Erdmann.

und dadurch die Gleichung aufgehoben wird, was gleichbedeutend mit Setzung einer Vitaldifferenz iſt; in einen Medialabſchnitt, in welchem das Syſtem C die Vitaldifferenz aufzuheben verſucht, ſei es auf ektoſyſtematiſchem Wege durch Beſeitigung der Variation von R, oder auf endoſyſtematiſchem Wege durch Accomodation an dieſe, und in einen Finalabſchnitt, in welchem die Aufhebung der Vitaldifferenz auf einem der angedeuteten Wege perfect wird. Die dieſer Claſſification entſprechenden Aenderungen oder Endbeſchaffenheiten werden als Initial-, Medial- und Finaländerungen oder Endbeſchaffenheiten bezeichnet.

Um dieſe Begriffe in nicht mißzuverſtehender Form anwenden zu können, conſtruirt Avenarius einen Fundamentalfall, von welchem alle anderen denkbaren Fälle nur Modificationen ſeien. Er legt ſeiner Unterſuchung ein centrales Partialſyſtem zu Grunde, „welches, einem entwickelungsfähigen Individuum zugehörig, bei Setzung der Bedingungen des Wachſeins bereits mit einer gleichmäßigen Ernährungsvermehrung verſehen iſt". Dazu wird eine Arbeitsvermehrung gedacht, welche die angegebene Ernährungsvermehrung hinreichend gleichmäßig und hinreichend lange aufgehoben hat, um durch die ſolcher Art mitgeſetzte anhaltende und beſtimmt gerichtete Uebung das zugehörige Partialſyſtem zu einem functionell und formell differenzirten Hauptpartialſyſtem zu entwickeln.

Der vorgeſchriebene Rahmen dieſer Betrachtung verbietet leider eine genaue Darſtellung des Proceſſes der Behauptung des Syſtems C gegenüber der unberechenbaren Mannigfaltigkeit der von allen Seiten drohenden Aenderungen und im Gefolge derſelben der Vitaldifferenzen. Wir müſſen uns begnügen, das Reſultat dieſer überaus complicirten Vorgänge in ſeiner Bedeutung für die weitere Entwickelung des Syſtems kurz zu regiſtriren. Dieſes Reſultat iſt die Multiponible denkbar höchſter Ordnung, d. h. eine Endbeſchaffenheit, welche als complementär Bedingtes nicht bei Setzung dieſes oder jenes Umgebungsbeſtandtheils, ſondern jedes beliebigen Umgebungsbeſtandtheils ſetzbar gedacht wird. Dieſe Multiponible bezeichnet der Autor mit dem Symbol Py.

Im achten Abſchnitt des Buches wird die Annäherung dieſer Multiponiblen denkbar höchſter Ordnung an eine vollkommene Conſtante dargeſtellt. Das Ergebniß dieſer Entwickelung faßt Avenarius in den folgenden Satz zuſammen: „Je mehr ſich die urſprünglich begrenzte Umgebung des menſchlichen Individuums zur Geſammtheit der Erdtheile, die differenten menſchlichen Individuen verſchiedener Ordnung zu einem menſchlichen Individuum denkbar höchſter Ordnung, nämlich zur Menſchheit, und die Zeit poſitiver Entwickelung zur denkbar größten Zeit, nämlich zu der Geſammtzeit menſchlicher poſitiver Entwickelung überhaupt, erweitert, um ſo mehr

dieſer gedachten Annäherung bis zu der Aufhebung jeder Vitaldifferenz, wie ſie durch den Satz der progreſſiven Elimination für die Geſammtheit aller Menſchen vorgeſehen wird! Als wenn auch nur die Annäherung an dieſes Ideal, welches übrigens kein Ideal iſt, ſo wenig wie der erträumte ewige Friede, ſich hiſtoriſch nachweiſen ließe. Betrachtet man beiſpielsweiſe den religiöſen Glauben als eine „vollkommene Conſtante", oder die ethiſche Norm und die aus der Anerkennung derſelben reſultirende Genugthuung, welche noch am eheſten die abſolute Aufhebung der Vitaldifferenz bedingen könnten, ſo ſcheint die Geſchichte für die Geſammtheit keine Annäherung an dieſen abſolut independenten Zuſtand zu lehren. Will doch z. B. der Hiſtoriker Ranke keinen Fortſchritt der Menſchheit in ſittlicher Beziehung innerhalb der hiſtoriſchen Epoche anerkennen! Bieten aber Religion und Sittlichkeit kein ausreichendes Mittel zur Erreichung einer idealen Independenten im Avenariusſchen Sinne, was ſoll denn noch dazu im Stande ſein? Und giebt es kein Mittel zur Erreichung eines ſolchen Ideals abſoluter Vitaldifferenzaufhebung, iſt es vielleicht nur ein Scheinideal, deſſen Verwirklichung der Sittlichkeit im höheren Sinne widerſpricht, welche den Widerſtreit der ethiſchen Gegenſätze, alſo Kampf, vorausſetzt, was ſoll da die Ausmalung eines Idealzuſtandes nach collectiviſtiſchem Recept, wie ſie in dem Avenariusſchen Satz der progreſſiven Elimination, allerdings recht verſchämt, enthalten iſt?

Aber was kümmert den Syſtematiker die Weltgeſchichte! Was kümmert ihn das geheimnißvolle pſychologiſche Geſetz, welches uns Staubgeborene nur in dem Kampf um die Ruhe, nicht aber in der Ruhe und im Frieden ſelbſt, die volle Befriedigung finden läßt! Der Satz von der „vollkommenen Conſtanten", als dem Ziel der Entwickelung der multiponiblen Formen, iſt der beſtechenden Analyſe des Autors zum Trotz mit großer Reſerve aufzunehmen.

Von beſonderem Intereſſe iſt eine Schlußbemerkung zum erſten Theil, wo u. A. die Aenderungsbedingungen von der Gattung B nicht nur, ſondern auch der veränderlichen Syſteme von der Art C, als Beſtandtheile unſerer Umgebung bezeichnet werden. Danach wären wir uns alſo nicht nur ſelbſt Umgebung, was in einem gewiſſen Sinne, nämlich von der transcendentalen Einheit der Apperception aus betrachtet, ja wirklich der Fall iſt, ſondern es wären auch die in uns ſelbſt beruhenden Aenderungsbedingungen unſeres Centralorgans als Beſtandtheile unſerer Umgebung anzuſprechen. Wenn uns irgend etwas in dem Avenariusſchen Buche ganz unzweideutig über die Unklarheit des Autors in metaphyſiſchen Dingen aufklärt, ſo iſt es dieſe Stelle, welche übrigens keineswegs iſolirt daſteht. Von wo aus, von welchem concentriſchen Standpunkt aus betrachtet, conſtruirt Avenarius denn eigentlich den Begriff der „Umgebung"? Die Umgebung ſetzt doch ein Umgebenes

ſollen, können nicht einem Syſtem C mit vitalem Erhaltungsmaximum als Abhängige zugehörig angenommen werden.

c) Alle Werthe, welche als vom Individuum mittheilbare gedacht werden ſollen, können daher nur als Functionen einer unabhängigen und als Glieder einer abhängigen Vitalreihe gedacht werden.

Im Gegenſatz alſo zum erſten Theil, in welchem wir es mit den Schwankungen des Syſtems C als Grundlage der Erfahrung zu thun hatten, beſchäftigen uns im zweiten Theil die Ausſagen der Individuen. Ueberſetzen wir die Avenariusſche Terminologie in nüchternes Deutſch, ſo ergiebt ſich, daß unter den unabhängigen Vitalreihen ſolche zu verſtehen ſind, welche primär von den Umgebungsbeſtandtheilen bedingt werden, während die abhängigen Vitalreihen in den E-Werthen beſtehen, welche, abhängig von den Schwankungen des Syſtems C und entſprechend denſelben, aneinandergereiht zu denken ſind. Alſo in dem einen Falle haben wir es mit den Syſtemſchwankungen ſelbſt, in dem anderen mit den Ausſagen als correſpondirenden Ergebniſſen derſelben zu thun. Was nun die Schwankungen des Syſtems C betrifft, ſo ſind ſie aus dem Beſtreben desſelben zu erklären, ſich den Aenderungen von R (d. h. der Umgebung) gegenüber, wenn auch unter Verminderung des vitalen Erhaltungswerthes, vollſtändig zu behaupten. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, daß ſich die für dieſen Proceß zugeſtandene Verminderung des vitalen Erhaltungswerthes ſchlecht mit der angenommenen „vollſtändigen" Behauptung des Syſtems C verträgt; wir wollen aber im Auge behalten, daß nach den eigenen Ausführungen des Autors gar nicht abzuſehen iſt, wo die die Schwankungen des Syſtems C verurſachenden Aenderungen der Umgebung anfangen und wo ſie aufhören. Faßt man den Begriff der Umgebung in dem von dem Autor ſelbſt beliebten weiteſten Sinne, ſo iſt am Ende Alles, was als Aenderung überhaupt auf das Syſtem C einwirkt, alſo auch ſeine eigenen Zuſtandsänderungen, für dasſelbe Umgebung. Das Ich und die Außenwelt laufen eben rettungslos in einander zuſammen, wenn nicht durch die Annahme einer centralen Einheit Ordnung in das Chaos gebracht wird. Aber Avenarius verſchmäht alle ſolche metaphyſiſchen Vorausſetzungen, was ihn indeſſen nicht verhindert, fortwährend mit Begriffen zu operiren, denen unbewußt derartige Vorausſetzungen zu Grunde liegen. Ein ſolcher Begriff iſt derjenige der Umgebung in Beziehung zum Syſtem C.

Es werden nun im Weiteren die abhängigen Grundwerthe abgeleitet und begrifflich geordnet, was dem Autor Gelegenheit giebt, ſeine Vorliebe für eine neue Terminologie in das hellſte Licht zu ſetzen. Wir lernen dabei Abhängige „der Schwankungsform und -Größe, der Schwankungsrelevanz und -Richtung, der Schwankungstransexercition, der Schwankungsgeübtheit

Dieſer Satz hat natürlich nicht nur für das einzelne Individuum, ſondern auch für die Geſammtheit Bedeutung. Ganz ähnlich, wie die abhängige Vitalreihe erſter, verläuft auch diejenige höherer Ordnung. Ueberall die gleiche Trichotomie: Vorbereitung, Vitaldifferenz in Folge Variation der Umgebungsbeſtandtheile, welche der eingeübten Schwankung widerſpricht, und endlich Aufhebung der Vitaldifferenz im Finalabſchnitt. Das damit verbundene Gefühl der Erlöſung und Befreiung deutet das zurückeroberte Erhaltungsmaximum des Syſtems C an. Dieſes Geſetz erſcheint nach Avenarius als durchaus beſtimmend im Leben der Einzelnen ſowohl, als der Völker. Auf die Culturgeſchichte angewandt, hätten wir unter der Vorbereitung die durch Uebung am ſtärkſten entwickelte und ausgebildete Schwankungsart, unter der Veränderung der Umgebung mit daraus reſultirender Vitaldifferenz alles etwa auftauchende *Neue*, als da ſind neue politiſche, religiöſe, wirthſchaftliche oder philoſophiſche Syſteme, und unter der Aufhebung der Vitaldifferenz ſei es die ektoſyſtematiſche Ueberwindung des Neuen und Ungewohnten oder die Anpaſſung an dasſelbe zu verſtehen.

Wie man ſieht, es wird hier der Verſuch gemacht, den Erkenntnißproceß eben ſo mechaniſch zu erklären, als es von einer gewiſſen ökonomiſchen Schule in Bezug auf den wirthſchaftlichen Proceß geſchieht. Aber eben ſo gewiß, als ſich dieſer Verſuch auf ökonomiſchem Gebiet bereits als unfruchtbar und unpſychologiſch erwieſen hat, wird er ſich auch auf erkenntnißtheoretiſchem Gebiet als unfruchtbar und unpſychologiſch erweiſen. Daß es *unhiſtoriſch* iſt, die Entwickelung der Erkenntniß rein mechaniſch ableiten zu wollen, darüber brauchte man eigentlich kein Wort zu verlieren. Denn wenn die durch neue Gedanken in der Maſſe hervorgerufene Vitaldifferenz der Ausgangspunkt der poſitiven Weiterentwickelung iſt, was ohne Weiteres zugegeben werden kann, woher denn ſtammen jene neuen Gedanken, jene Variationen des Eingeübten, Ueberlieferten, Gewohnten? Entweder ſind ſie organiſche Variationen des Ueberlieferten, dann würde die Frage aufzuwerfen ſein, was die Triebfeder dieſer Variationen iſt, individuelle Willkür, oder ein verborgenes Geſetz, oder aber es handelt ſich um ſpontane geiſtige Wirkungen, deren Urſprung im Geheimniß der Perſönlichkeit zu erblicken iſt. Die ganze Weltgeſchichte iſt ein einziger majeſtätiſcher Beweis für die letztere Annahme, während auch die erſtere keine Beſtätigung des Avenariusſchen Syſtems zu bedeuten ſcheint.

In Bezug auf die Frage der Erkennbarkeit der Welt durch die Erfahrung, welche ſchließlich behandelt wird, legt der Autor im Gegenſatz zu Kant eine recht optimiſtiſche Auffaſſung an den Tag. Ihm erſcheint die Welt nicht nur als ein unzweifelhaft Seiendes, was ja nur von orthodoxen Skeptikern geleugnet wird, ſondern auch als ein objectiv Erkennbares. Gemäß

Bücherſchau.

Hippels Lebensläufe. Für die Gegenwart bearbeitet von Alexander v. Oettingen. Dritte, verbeſſerte Auflage. Mit 13 Abbildungen nach den Chodowieckiſchen Kupfern. Leipzig, Duncker & Humblot. 1898. 8°. XVIII u. 445 S. Preis 6 Mark 80 Pf. Geb. 4 M. 80 M.

Das Moderniſiren — Bearbeiten für die Gegenwart — iſt immer eine heikle Sache und gelingt nur ſehr ſelten. Hier haben wir einen dieſer ſeltenen Fälle: Der alte Hippel iſt nach Verlauf von 14 Jahren in dritter Auflage erſchienen und hat damit bewieſen, daß ihn die neue Oettingenſche Toilette gut kleidet. Mag man an dem neuen Gewande im Einzelnen Manches ausſetzen; die Hauptſache, daß der göttliche Hippel weiteren Kreiſen zugänglich gemacht worden, iſt glänzend erreicht. Und darin beſteht das große und höchſt anerkennenswerthe Verdienſt des Herrn von Oettingen. Gerade heute dürfte eine Bekanntſchaft mit Hippel, eine intime Bekanntſchaft mit ihm, den Deutſchen hüben und drüben zu großem Segen gereichen. Wem wird nicht bei der Lecture der Fall Harnack und was dem anhängig, unwillkürlich einfallen? Was würde wohl die Hippelſche Paſtorin dazu geſagt haben, die Paſtorin, die über den Superintendenten Grämen, der es gewagt hatte, an Stelle des alten zweigliedrigen den dreigliedrigen Segen einzuführen, ſo empört war, daß ſie meinte, die Gebeine jenes Superintendenten ſollten nicht in dem Vaterlande verweſen, welches ſelbſt nur zweigliedrig wäre: Kurland und Sengallen! Doch darüber, was die Paſtorin zum Fall Harnack geſagt hätte, wollen wir uns ein anderes Mal auslaſſen. Hier beſchränken wir uns darauf, zur Orientirung derjenigen Leſer, welche den großen Humoriſten noch nicht kennen, dem Vorwort des Herrn von Oettingen Einiges zu entnehmen.

großer Theil des dritten („Zur Heimath") spiegelt die damaligen großen Weltereignisse ab, wie sie sich in Preußen und Rußland durch die Riesengestalt eines Friedrich II. und einer Katharina II. verwirklichten. Auch hier ist die Hippelsche Darstellung durchaus charaktervoll ausgeprägt."

Es hat uns zu besonderer Freude gereicht, unsere Leser auf ein Buch aufmerksam zu machen, das so recht in die baltische Familie gehört. So lange wir in der Familie, unserem ultimum refugium, neben deutscher Sitte und Eigenart diesen echten deutschen evangelisch-christlichen Geist, von dem die „Lebensläufe" durchweht sind, hochhalten und bewahren, so lange haben wir — und darin hat Herr von Oettingen eminent Recht — „das verborgene Salz, das uns vor Fäulniß und Verwesung schützt". Mögen die „Lebensläufe" die weiteste Verbreitung finden und überall nachhaltig in der angedeuteten Richtung wirken[1].

Zu berichtigen:

S. 316	Zeile	8	von oben	statt	1720 lies 1730.
„ 320	„	10	„ „	„	einen „ seinen.
„ 321	„	6	„ unten	„	Twischtschew lies Tatischtschew.
„ 384	„	9	„ unten	„	Neklaria lies Nektaria.
„ 445	„	10	„ „	„	B. L. lies B. C.
„ 553	„	12	„ oben	„	1700 „ 17,000.
„ 566	„	6	„ „	„	unrecht lies unrechte.
„ 567	„	11	„ „	„	Telysin „ Talysin.

[1] Wir wollen es nicht unterlassen, unsere Leser bei dieser Gelegenheit auf den Artikel „Die Familie" („Balt. Monatsschrift" 1891 December), der demnächst im Verein mit anderen Abhandlungen unseres geschätzten Mitarbeiters, des Prof. E. Erdmann, in Buchform erscheinen wird, hiermit aufmerksam zu machen.

Herausgeber: R. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
R. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 23-го Ноября 1892 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Digitized by Google

PRINCETON U.

Princeton University Library
32101 064478652

...utscher
...ngelisch-christlichen Geist ...
...nd, hochhalten und b...

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google